

# Thüringen und der Harz,

mit ihren

## Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden.

---

Historisch-romantische Beschreibung

aller

**in Thüringen und auf dem Harz**

vorhanden gewesenen und noch vorhandenen

Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerther Gegenstände aus dem Reiche der Geschichte und Natur.

---

**Zweiter Band,**

mit 12 Abbildungen.

---

**Sondershausen 1840.**

Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.

# Stadt und Schloß Sondershausen.

Mag auf den Bergeshöh'n die Freiheit thronen,
Auch Thäler gibt es, wo bei heitrem Muth
Es freundlich und gemüthlich sich läßt wohnen,
Wo gern der Erdenwaller weilt und ruht.

Drei Stunden südöstlich von Nordhausen und eben so viel westlich von Frankenhausen öffnet sich dem Wanderer ein Thal, welches von Westen her als eine Fortsetzung des Eichsfeldes und der ehemaligen Grafschaft Hohenstein erscheint und sich nach Osten hin, wo der Kyffhäuser seinen Schlußstein zu bilden scheint, in der goldenen Aue mündet. In diesem Thale, dessen südliche Begrenzung die Hainleite mit ihren vielfach verschlungenen, malerisch gestalteten und gruppirten Höhenvorsprüngen bildet, an die vom Eichsfelde aus der Gegend von Worbis in unzähligen Krümmungen herunter strömende Wipper nach Norden zu angelehnt, tritt dem Wanderer der Anblick der Stadt und des Schlosses Sondershausen, angenehm überraschend entgegen. — Wild und unfreundlich mag es vordem in diesem Thale wohl ausgesehen haben, als, wie zu vermuthen steht, dichte Waldburg sich bis an die beiden Wipperufer zog, als noch keine gebahnte Straße zur Verbindung Handel und Gewerbe mancher Art treibender Städte hindurch führte und nur wenige gangbare in den Schluchten beider Thalabhänge verborgene Felsenwege zu finden waren, auf welchen die Inhaber kaum noch in Ruinen und Trümmern bemerkbarer Burgen und Schlösser, zu Turnier und Kampf, zu Jagd- und Zechgelagen, mitunter wohl auch zu manchem zweideutigen Zweck hin und her zogen. — Wild und rauh mag es in diesem Thale zugegangen sein und ausgesehen haben in jener Zeit, wo der Hunnen rohe Heereshaufen in dasselbe hereingeströmt sein sollen mit Blutvergießen, Gräuel und Verwüstung, wovon die Namen mehrerer Punkte der Umgebung hergeleitet werden; als z. B. die Todtenberge, ein Vorsprung der Hainleite, — das Hunnenthal bei dem Dorfe Stockhausen, (wohl richtiger Ham-

menthal, nach dem Dörfchen Hamme, zu welchem es führt, benannt) — der Sülzeborn ohnweit der Furtmühle u. s. w.*) und Schrecken erregende Disharmonieen mögen sich im schaurigen Echo vervielfältiget haben damals, als die umliegenden Burgen unter der Hand zügelloser Rebellenrotten in Trümmern und Asche versanken. — Doch ein freundliches, friedlich lächelndes Bild ist jetzt das Thal von Sondershausen. Frischgrüne, von malerisch gruppirtem Gebüsch umgrenzte Wiesen zieren jetzt die Ufer der sich mäandrisch hindurchschlängelnden Wipper, verbergen sie bisweilen ganz dem Auge und lassen sie dann wieder in glänzenden Silberstreifen hervortreten. — Von Westen herein erhebt sich hinter dem freundlichen Dorfe Stockhausen der bis über die Mitte seiner südlichen und östlichen steilen Abdachung mit Obstbäumen und Laubholz bewachsene Frauenberg mit seinem kahlen Scheitel, wie ein ergrauter Wächter des friedlichen Thales und gleichsam als ein von der sich in südlicher Richtung nach Osten hinziehenden Hainleite vorgeschobener Beobachtungs- und Sicherheitsposten. Vom rechten Wipperufer hinauf ziehen sich fruchtbare und wohlbebaute Saat- und Gemüsefelder sanft aufsteigend bis an die nördliche Abdachung der Hainleite, den von fleißigen Händen zu Gartenanlagen und Obstpflanzungen cultivirten Göllner; aus dessen schattigen Baumgruppen zierliche Lusthäuschen zur Geselligkeit und zum Genuß der Naturschönheiten einladen; bis sich hinter dem malerisch gelegenen Dorfe Jecha von niederem Standpunkt aus das Thal zu schließen scheint, obgleich es sich im Gegentheil von dort aus wieder erweitert. Südwestlich vom Frauenberge, aus einem Nebenthale, das Geschlinge genannt, quillt ein anderes kleines Flüßchen die Beber hervor, bewässert die dort gelegenen schönen Wiesenfluren, treibt mit kaum glaublicher Kraft eine bedeutende Anzahl Mühlen, wird zur Reinigung der Straßen in der Stadt Sondershausen benutzt und mündet unterhalb derselben in die Wipper. — Allmähliger emporsteigend und weiter ausgedehnt, ist von der an der Nordhäuser Straße vor dem Dorfe Stockhausen befindlichen Anhöhe, der König genannt, an, die Thalgrenze des linken Wipperufers, weiter gespannt und flacher ist hier der Halbkreis der reichen Frucht tragenden Getraidefluren, welche, von einzelnen schmalen wohlangebaueten Thalzügen durchschnitten und nach Norden zu von bewaldeten Höhen**) begrenzt sind, die sich jenseits nach den Städten Heringen und Kelbra zu in das Helmethal und den Anfang der goldenen Aue abdachen; außer ganz nach Nordosten zu, wo von dem roman-

---

*) Die ausführlichere Erwähnung dieser Ereignisse, insofern sie mit einiger Wahrscheinlichkeit geschichtlich nachgewiesen werden können, gehört der Beschreibung von Jechaburg an, worauf wir hiermit verweisen.

**) Diese Höhen werden gewöhnlich mit dem Gemeinnamen: die Harth benannt; eine Definition dieser Benennung kann jedoch der Verfasser nicht geben.

tischen Scherfenthal an, sich der Boden steiler nach dem Bürgerholze, Zimmerberge und der Bendeleber Höhe erhebt und wo sich auch hier in grotesken tiefen Waldschluchten das Thal nach dem Wipperufer zu wieder zu verengen scheint. In diesem Thale liegt, von baumreichen Obst- und blüthenvollen Blumen- und Gemüsegärten, von anmuthigen, freundlichen Anlagen dicht umgeben, die Stadt Sondershausen, von Osten nach Westen zu sanft bis zu einer felsigen Höhe emporsteigend, von welcher aus das hoch in die Luft ragende Schloß, die Residenz des regierenden Fürsten von Schwarzburg Sondershausen ankündiget. — Die angedeutete freundliche Umgebung, die friedliche Lage der Stadt, so wie ihre und des Schlosses einer frühen Vergangenheit angehörende Bauart, laden den Wanderer ein, darin zu verweilen und erregen seine Wißbegier zu dem Wunsche einer näheren Bekanntschaft mit den früheren geschichtlichen Beziehungen, mit den vorübergegangenen Schicksalen und den jetzigen Verhältnissen Sondershausens und seiner Bewohner und mit den Merkwürdigkeiten, die ihm der zum Theil noch unverkennbar alterthümliche Anstrich, beim ersten Blicke ahnen läßt; zumal da er weiß, daß er sich auf einem in der deutschen, und besonders in der thüringischen Geschichte classisch merkwürdigen Boden befindet. — In so weit es der Mangel an hinlänglichen, ausführlichen und autentischen historischen Nachrichten möglich macht, aus dunkler, mit Sagen und unverbürgten Erzählungen reich durchwebter Vergangenheit und aus den sich leider häufig widersprechenden oberflächlichen chronistischen Quellen, die wahren und richtigen Angaben herauszufinden und in ein übersichtliches Ganzes zu ordnen, sei es versucht der Erfüllung dieses Wunsches in folgenden Blättern zu genügen.

Nach Olearius chronistischen Nachrichten, welche, wenigstens in Bezug auf den vorliegenden Gegenstand, nicht mit triftigen Beweisen widerlegt sind und mit den Angaben anderer Historiker übereinstimmen, sind die Städte Sondershausen, Frankenhausen und das Schloß Sachsenburg zu *einer* Zeit entstanden, und zwar in dem *ersten Viertheil des sechsten Jahrhunderts nach Christi Geburt*. — Es hatte nämlich nicht lange nach dem Tode des Gothenkönigs Dietrich von Bern (gest. im Jahr 523) der Frankenkönig Dietrich nebst seinem Bruder König Luther, den letzten König von Thüringen Hermanfried bekriegt und mit Hülfe der Sachsen überwältigt und getödtet, auch am ersten October des Jahres 524 die königliche Residenz Scheidingen *) erobert. — Als Belohnung für die in diesen Fehden geleisteten erfolgreichen Dienste und die bewiesene Tapferkeit, überließ König Dietrich den Sachsen einen bedeutenden zwischen dem Harz und der Unstrut gelegenen Strich Landes, um sich in demselben niederzulassen und ihn als Eigenthum anzubauen. Aus diesem Stück Land behielten sich jedoch die Frankenkönige die darin befindlichen ergiebigen Salzquellen vor und begrün-

*) Das Nähere hiervon in der Beschreibung von Burgscheidungen.

deten dabei eine Stadt unter dem Namen Frankenhausen; die Sachsen aber, um ihr Besitzthumsrecht zu befestigen und zu bekräftigen, erbaueten an dem östlichen Ende des ihnen zugefallenen Landstrichs auf dem Finnischen Gebirge, wo sich die Unstrut durch dasselbe zieht, das Schloß Sachsenburg*) an der westlichen Grenze hingegen das Schloß und die Stadt Sondershausen; und nannten das Erstere zu Andeutung ihres Eigenthumsrechtes Sachsenburg, das Zweite aber zum Zeichen daß das ihnen übergebene Gebiet von andern thüringischen und der fränkischen Gewalt unterworfenen Landen abgesondert und geschieden sei: Sondershausen.**)

Von Anfang der Begründung stand Sondershausen mit der dazu gehörigen Pflege unter der Oberherrschaft von Freiherren, die den Namen Herren zu Sondershausen führten, welche Benennung noch heute dem Fürstlich Schwarzburgischen Titel einverleibt ist.

Diese Freiherren sind endlich, gleich anderen Herrschaften in Thüringen, ohne Leibeserben ausgestorben; so daß unter Kaiser Friedrich II. und nach seinem Tode einerseits die Grafen von Schwarzburg und andererseits die Grafen zu Hohnstein nach dem Besitz der damals schon in großem Ansehen gestandenen und wohlhabenden Herrschaft Sondershausen gestrebt und um denselben gestritten. — Graf Albrecht von Schwarzburg bemächtigte sich jedoch im Jahr 1248 der Stadt Sondershausen. — Graf Heinrich II. von Hohnstein brachte ao. 1260 von dem zu Sondershausen gehörenden Gebiet, Spatenberg, Kirchberg und Greußen unter seine Bothmäßigkeit und sein Sohn Graf Dietrich II. (nach Einigen der III.) verleibte auch die Stadt Sondershausen und die Burg Straußberg der Grafschaft Hohnstein ein. Im Jahr 1347 jedoch schloß Graf Heinrich zu Hohnstein mit seinen beiden Schwiegersöhnen, den Grafen Heinrich und Günther zu Schwarzburg einen Erbvertrag ab, nach welchem sie bei seinem Absterben Anwartschaft auf den Besitz der Herrschaft Sondershausen haben sollten, fertigte ihnen auch am 13. April genannten Jahres ein schriftliches Document (Brief und Siegel) darüber aus, welches von dem Landgrafen Friedrich am 31. December desselben Jahres zu Eisenach bestätiget und nachher von Kaiser Karl IV. anno 1349 Mittwoch nach Quasimodogeniti gleichfalls anerkannt und bekräftiget wurde. — Dieser Graf Heinrich von Hohnstein starb anno 1356 in seiner Stadt Sondershausen, worauf denn, vermöge des angeführten Vertrags der Besitz der Herrschaft Sondershausen an die beiden genannten Grafen von Schwarzburg überging. Zwar machten ihnen die andern Grafen von Hohnstein (Graf Heinrichs

---

*) Hiervon das Nähere unter diesem Artikel.

**) Olearius sowohl, als auch Adelarius Ehrich anno 1607, Spangenberg in seiner Sächsischen und Querfurter Chronik und alle Thüringische Chronikenschreiber geben das Jahr 525 nach Christi als das Jahr der Begründung von Sachsenburg und Sondershausen an.

Vettern) diesen Besitz mit gewaffneter Hand streitig; allein die Landgrafen Friedrich und Balthasar glichen diese Streitigkeit in einem zu Weißensee abgeschlossenen Vertrage aus und Sondershausen blieb Eigenthum der Grafen von Schwarzburg.

Es dürfte hier an seinem Platze sein, eine gedrängte, geschichtlich-genealogische Nachweisung des Fürstenhauses Schwarzburg Sondershausen einzuschalten:

Das Haus Schwarzburg gehört seiner Abstammung nach unter die ältesten und edelsten deutschen Geschlechter. Die Geschichte dieser Abstammung erhält jedoch erst gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts Zusammenhang und Zuverlässigkeit. — Um diese Zeit lebte Sitzo III. Graf von Schwarzburg und Kefernburg.*) Sein ältester Sohn Heinrich I. (welchem der Reichstag zu Erfurt 1184 das Leben kostete) folgte ihm als Graf von Schwarzburg; der jüngere Sohn Günther IV. aber, als Graf von Kefernburg, erbte nach seines Bruders Tode 1184 auch Schwarzburg. — Zwei Söhne des Letztern, Heinrich und Günther V. setzten den Stamm fort, und zwar wurde Günther der Stammvater des 1305 erloschenen Hauses der Grafen von Kefernburg, Heinrich hingegen setzte die Stammlinie des gräflichen Hauses Schwarzburg fort. In der Reihe seiner Nachkommen treffen wir zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts auf Heinrich XII., dessen jüngerer Sohn Günther Graf zu Schwarzburg 1349 zum römischen Kaiser erwählt wurde, jedoch in demselben Jahre noch starb. Des Letzteren Bruder Heinrich (gest. 1335) pflanzte den Stamm des Hauses fort. Sein Nachkomme in der siebenten Generation, Graf Günther von Schwarzburg und Arnstadt (gest. 1552) der wegen seines Reichthums den Beinamen: „mit dem fetten Maule" hatte, wurde der nächste gemeinschaftliche Stammvater der beiden noch blühenden Linien des Hauses Schwarzburg; denn seine vier Söhne, Günther XLI., Johann Günther, Albrecht und Wilhelm errichteten im Jahr 1571, einen Theilungs-Receß. Nach dem Tode des Grafen Günther XLI. kam im Jahr 1584 zwischen dessen Brüdern ein anderweiter Theilungs-Receß zu Stande, und nachdem auch Graf Wilhelm verstorben war, wurde über dessen Verlassenschaft anno 1599 der Ilmsche Hauptreceß abgeschlossen; und so wurde Johann Günther der Stifter der Linie zu Sondershausen, welche Anfangs die Linie zu Arnstadt hieß; und Albrecht gründete die Linie zu Rudolstadt.

Die Linie zu Sondershausen erlangte anno 1697 die reichsfürstliche Würde; die Hoheitsansprüche Kursachsens auf die Aemter Ebeleben, Kelbra und Heringen verzögerten aber die Aufnahme in den Reichsfürstenrath bis zum Jahre 1754, auch das Haus Sachsen-Weimar machte dergleichen Ansprüche auf Arnstadt, welche, so wie die ersteren, zu Streitigkeiten Anlaß gaben, die jedoch mit Kursachsen durch Recesse in den Jahren 1699, 1702 und 1719 geschlich-

*) Siehe den Artikel Kefernburg.

tet wurden; auch mit Weimar ward im Jahr 1776 ein Receß abgeschlossen und dessen Ansprüche sind durch einen im Jahre 1811 abgeschlossenen Vertrag völlig beseitigt. Durch den Vertrag vom 15. Juni 1816 mit Preußen, ist das gegenseitige Rechtsverhältniß zwischen Schwarzburg-Sondershausen und dieser Krone, hauptsächlich mittelst wechselseitigen Abtretungen und Verzichtleistungen, festgesetzt worden. — Im Jahr 1691 ward dem Grafen Christian Wilhelm das große Comitiv verliehen, vermöge dessen er das Recht erhielt, zu nobilitiren, Notarien und Doctoren zu creiren, uneheliche Kinder zu legitimiren u. dergl., auch wurde unter diesem Christian Wilhelm mittelst Familienvertrag die Erbfolge nach dem Erstgeburtsrechte (der Primogenitur) eingeführt. Am 18. April 1807 traten die Fürsten beider Linien dem Rheinbunde bei; seit 1815 gehören sie zum deutschen Bunde, haben im engeren Rath der Bundesversammlung gemeinschaftlich mit Oldenburg und Anhalt die fünfzehnte Stelle, im Plenum aber hat jede Linie eine besondere Stimme. —

Nach dem Begründer der Linie Sondershausen, Johann Günther, folgten in der Regierung: Christian Günther I. anno 1586, und mit ihm gemeinschaftlich, Günther XLII., Anton Heinrich und Johann Günther II. Diese drei letzten starben ohne männliche Erben und kamen daher Christian Günther I., drei Söhne, Christian Günther II., Anton Günther und Ludwig Günther II. anno 1642 zur Regierung. — Der Erste und Dritte starben ohne Nachkommenschaft und die Grafschaft kam an Anton Günthers zwei Söhne, Christian Wilhelm und Anton Günther II. anno 1666. Letzterer starb ohne Descendenz in Arnstadt und von da an ist keine Theilung weiter erfolgt. — Christian Wilhelm erhielt anno 1697 die reichsfürstliche Würde und starb 1721. Ihm folgte sein Sohn Günther, und nach dessen 1740 erfolgtem Ableben Heinrich, welcher 1758 starb. Beide starben jedoch ohne männliche Nachkommen, weshalb des jüngeren Bruders Sohn Christian Günther zur Regierung gelangte. Derselbe war vermählt mit einer Prinzessin von Anhalt-Bernburg und starb am 14. October 1794, worauf der am 22. April 1837 verstorbene Fürst Günther Friedrich Carl I. bis zum 19. August 1835 regierte, als an welchem Tage derselbe zu Gunsten des jetzt regierenden Fürsten Günther Friedrich Carl II. (seines einzigen Sohnes) resignirte.

Wir kehren nach dieser hoffentlich nicht unwillkommenen Einschaltung zu näherer Beschreibung der Stadt Sondershausen zurück.

Kaum zu verlangen kann es sein, daß nach Verlauf einer Frist von 1314 Jahren, als welche nach den erwähnten Angaben seit Begründung der Stadt Sondershausen und jetzt verflossen ist, noch genaue Nachrichten und Darstellungen von der frühesten Gestalt und Zustand der Stadt vorhanden sein sollten; zumal wenn wir annehmen, daß nicht allein schon bei den dem dreizehnten Jahrhundert zugeschriebenen Einfällen der Hunnen, sondern auch bei manchen andern Kriegsereignissen und Unordnungen, bei mehrmaligen über Sondershausen hereingebrochenen Feuers- und Wasserunglück und andern

störenden Ereignissen, die zur genauen historischen Aufzeichnung erforderliche Ruhe vielseitig unterbrochen worden und manches für die Nachwelt aufbewahrt gewesene wichtige Document verloren gegangen und der Vernichtung anheim gefallen sein mag. — Je mannichfaltiger und bewegter die Zeitereignisse einer Gegend oder eines Ortes waren, je mangelhafter sind in der Regel auch die örtlichen Nachweisungen; und so mag es auch mit Sondershausen der Fall sein, weshalb wir uns nur auf wenige geschichtliche Local-Notizen beschränken und es dahin gestellt sein lassen müssen, nach welchem Maßstab Sondershausen begründet worden und auf welcher auf- und abwärts gehenden Stufenleiter es im Laufe von dreizehn Jahrhunderten bis zu seinem jetzigen äußern und innern Standpunkte gelangte; das Wenige, was wir von diesen bemerkenswerthen Veränderungen mit glaubwürdiger Wahrscheinlichkeit nachweisen können, möge hier seinen Platz finden:

Im Jahre 1482 ward beinahe die ganze Mittel- und Neustadt nebst der St. Andreaskirche, deren Thurm und allen Glocken ein Raub der Flammen. — Anno 1525, am zweiten Sonntage nach Ostern, in dem berüchtigten Bauernkriege, drangen die Bauern, nachdem sie das Stift Jechaburg geplündert hatten, in die Stadt, verlangten die Auslieferung des Canzlers Herrmann Rietmann und droheten das Schloß zu stürmen; da sich aber derselbe heimlich entfernt hatte, zerstörten und plünderten sie nicht nur dessen Haus, sondern verübten auch, unter Mitwirkung des müßigen und aufrührerischen Pöbels Unfug und Gräuel aller Art. — Graf Heinrich zu Schwarzburg hatte sich nach Nordhausen geflüchtet, die Stadt aber mußte ihrer Thomas Münzer und seinen Bauern bewiesenen Anhänglichkeit wegen eine bedeutende Summe Geldes als Strafe erlegen. — In den Jahren 1596 und 1610 wurde Sondershausen durch neues Brandunglück heimgesucht. — Am 29. Mai 1613 war die ganze Stadt in Folge schwerer Gewitter überschwemmt, so daß im unteren Theile der Stadt das Wasser Mannes hoch stand, wie ein an dem äußeren Wipperthore in Stein gehauenes Kreuz jetzt noch anzeigt. — Den 3. Juni des Jahres 1621 (am ersten Sonntage nach Trinitatis) ward beinahe die ganze Stadt von den Flammen verzehrt, denn es blieb nichts verschont, als das Schloß und wenige unbedeutende Häuser. Anno 1639 am 7. Februar wurde die Neustadt von den Streifrotten des schwedischen Feldmarschalls Banner niedergebrannt. Eben so fielen am 30. April 1640, 1500 schwedische Reiter in Sondershausen ein, plünderten und wurden hinausgejagt, brachen aber durch das unbesetzte Thor des Gottesackers wieder herein und begannen das Schloß zu erstürmen; sie wurden jedoch von demselben mit Doppelhaken und Musketen zurückgewiesen, worauf sie an mehreren Stellen die Stadt anzündeten und zum größten Theil niederbrannten. Am 5. Februar 1655 drang eine von außerordentlichem Regen entstandene Wasserfluth von mehreren Seiten in die Stadt und richtete an Gebäuden und Straßen einen höchst beträchtlichen Schaden an. — Den 29. April 1657 wurden

abermals 143 Häuser inclusive der Pfarr- und Schulgebäude und eines Theils vom Rathhause ein Raub der Flammen, doch blieben die Kirchen diesmal verschont. — Seit jener Zeit scheinen sich die beiden furchtbaren Elemente, unberufen, (mit dem großen Haufen zu reden) mit ihrer Wuth von Sondershausen gewendet zu haben, denn wenn sie es auch nicht ganz verschonten, so griffen sie doch, zur dankbaren Anerkennung der Einwohner, nicht mit ihrer ganzen fürchterlichen Kraft um sich und ließen sich von rüstigen Retterhänden in Schranken weisen. Daß auch das achtzehnte Jahrhundert mit seinem siebenjährigen Krieg, mit seinen theuren Zeiten, und wie auch früher mit Krankheiten, Seuchen und daraus entspringender unverhältnißmäßiger Sterblichkeit, Sondershausen nicht frei von Drangsalen und Leiden mancher Art ließ, bedarf eben so wenig der Versicherung, als daß die französische Invasion anno 1806 und die darauf folgenden Kriegsjahre, Stürme mancher Art, schwere Contributionen und Leistungen von verschiedener Beschaffenheit, Durchmärsche, Einquartierungen, (ja selbst Theilnahme an den kriegerischen Ereignissen in entfernten Gegenden) Ruhe und Wohlstand empfindlich störend in dem friedlichen Thale weilten und folgenreich durch dasselbe zogen. Die hier angeführten häufigen Brandunglücksfälle mögen wohl dazu beigetragen haben, daß in der Bauart der Stadt im Allgemeinen weder besonderer Geschmack noch Gleichförmigkeit, weder Simetrie noch Eleganz zu finden ist, diesem Uebelstande geschieht jedoch in neuerer Zeit, wo es sich nur thun läßt, Abhülfe, wenigstens gewinnt Sondershausen durch die innere und äußere geschmackvollere Gestaltung des fürstlichen Palais und des Marktplatzes, wovon später Erwähnung gethan werden soll, ein freundlicheres Ansehen, so wie es sich auch von Jahr zu Jahr vergrößert, indem nur seit dem Jahre 1838 auf der südwestlichen Seite ein ganz neuer Stadttheil unter dem Namen Karlstadt in neuerem freundlichen Geschmack angebaut wurde, und die Folgezeit ohne Zweifel noch manche Vergrößerung und Verschönerung bringen wird. — Die Stadt Sondershausen zählt im Augenblick circa 500 Feuerstädte und gegen 5000 Einwohner, welche theils in dem Handel für die Stadt und Umgegend, theils in bürgerlichem Gewerbe mancher Art ihre Nahrung finden, obgleich Fabriken, Manufacturen und andere großartige Erwerbszweige vermißt werden. —

Unter den der Stadt angehörenden bemerkenswerthen Gebäuden verdienen die beiden Kirchen in mehrfacher Beziehung erwähnt zu werden. Die mitten in der Stadt gelegene Hauptkirche zur H. Dreifaltigkeit war in frühester Zeit dem H. Andreas geweihet und mangelt die Nachweisung über die Zeit ihrer ersten Begründung; wohl aber spricht Olearius in seinen Nachrichten von Sondershausen, von der Herstellung des Thurmes im Jahr 1490. Da aber diese alte Kirche zu eng und zu finster war, so wurde sie im Jahr 1608 niedergerissen und eine neue auf derselben Stelle zu bauen angefangen, welche am 11. Juni 1620 im Beisein vieler fürstlichen und gräflichen Personen und einer großen Volksmenge eingeweihet,

aber nicht wie die vorherige dem H. Andreas, sondern der Heiligen Dreifaltigkeit geweihet wurde. Bei dem vorbemerkten großen Brande aber (am 5. Juni 1621) wurde sie, nebst der zweiten Kirche zum Heiligen Kreuz, schon wieder ein Raub der Flammen und konnte ihr Wiederaufbau nicht eher vollendet werden, als im Jahre 1691, wo sie mit großer Feierlichkeit aufs neue der Heiligen Dreifaltigkeit geweihet wurde. — Nach damaligem Geschmack war an der innern Ausschmückung dieser Kirche nichts gespart, aber der Zahn der Zeit, welcher auch das Heilige nicht verschont, hatte im Verlauf von beinahe ein und einem halben Jahrhundert nicht allein das Innere unscheinbar, sondern auch den Bau selbst schadhaft gemacht, ja selbst die größte Glocke hatte durch Sprünge ihren harmonischen Klang völlig verloren. — Allen diesen Uebelständen wurde jedoch seit den letzten Jahren abgeholfen, so daß nur noch das zum Theil recht kunstreiche antike Schnitzwerk im Innern und die noch nicht bis zur Renovation gelangte Außenseite das ehrwürdige Alter andeuten. — Unter den Feierlichkeiten bei der 1691 stattgehabten Einweihung dieser Kirche verdient die Taufe von vier Türken besonders erwähnt zu werden. Die zweite am östlichen Ende der Stadt gelegene Kirche zum heiligen Kreuz, ist außer ihrem Alter noch in mehrfacher Beziehung merkwürdig.

Auf einem Steine, welcher an der nördlichen Seite der Kirche eingemauert ist, befindet sich eine lateinische Inschrift, nach welcher dieselbe am 7. September 1392 zu erbauen angefangen worden, und wie aus jener Zeit so manche wunderbare Sage und Legende zu uns herüber klingt, so ist es auch der Fall in Bezug auf die Veranlassung zu Erbauung dieser Kirche. Die Legende davon erzählt nämlich:

> Ein Schäfer, Namens Kirchberg, hüthete die Schafe am Frauenberge, er wollte sich von einem Hankelbusch (wie es in der Chronik steht) einen Stock abhauen, da erblickte er ein grünes Kreuzchen. Anfänglich entsetzte er sich darüber, endlich aber hieb er den Stock doch ab; da fing das Holz an zu bluten; er zeigte dies der Obrigkeit an, welche die Geistlichkeit zu Rathe zog und von dieser den Aufschluß erhielt: Man solle das Kreuz in Gold fassen und demselben zu Ehren eine Kirche erbauen. Dieser Rath wurde befolgt und zum Andenken ward nicht nur das in Gold gefaßte Kreuz aufbewahrt, sondern auch ein Stück von der Barte, mit der es abgehauen worden, als Reliquien in der Kirche aufbewahrt. — Das Kreuz, der Schäfer und die Barte wurden über der Thür, die Schafe aber an den auswendigen Pfeilern der Kirche in Stein ausgehauen. Das in Gold gefaßte Kreuz wurde bei der Plünderung im Bauernkriege entwendet; den Schäfer hat der Sturmwind herunter gerissen, das Ueberbleibsel von der Barte ist bei dem großen Brande 1463 verloren gegangen, und die Steine, an welchen die Schafe ausgehauen waren, sind abgenommen worden; als nachdem die Kirche 1621 mit abgebrannt war, die von derselben stehen gebliebenen Pfeiler anno

1623 mit Dächern versehen und zum Gottesdienst brauchbar gemacht wurden.

In der katholischen Zeit war diese Kirche wegen des Ablasses berühmt, welcher sich auf eine Bulle des Papst Pius II. vom 12. November 1463 gründete. In derselben wird Allen, die diese Kirche Sonntags nach Kreuzes-Erhöhung — dem Tage ihrer Einweihung, und am Feste von Mariä Geburt besuchen und ihr Etwas zu ihrer Reparatur und Erhaltung verehren, auf zehn Jahre Ablaß ertheilt.

Bei dem bereits erwähnten großen Brande anno 1621, ging auch diese Kirche mit in Flammen auf, wurde aber baldigst wieder hergestellt und bis zum Jahre 1691, wo die Trinitatis-Kirche eingeweihet wurde, war ganz Sondershausen zur Uebung des Gottesdienstes in dieselbe gewiesen.

Noch dürfte wohl das Rathhaus unter die alterthümlichen Gebäude der Stadt zu rechnen sein, indem es 1568 zu bauen angefangen und 1570 vollendet wurde.

Im Jahre 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg bekannten sich die Grafen Günther und Heinrich zu Schwarzburg zu der Augsburgischen Confession, und ward daher auch zu jener Zeit die evangelische Lehre in Sondershausen eingeführt.

Es ist nicht der Zweck dieses Werkes, auch würde es dessen Umfang nicht gestatten, eine ausgeführte topographische, geographische und historische Beschreibung der Städte zu liefern, deshalb übergehen wir auch hier die genauen Angaben dieser Art, wie die in solcher Beziehung die Stadt Sondershausen betroffenen Veränderungen und erwähnen nur: daß dieselbe unter dem Schutze tüchtiger und väterlich gesinnter Regenten und patriotischer Behörden nicht allein die mannichfachen Anfechtungen einer zum Theil vielbewegten Vergangenheit glücklich überstanden hat, sondern auch mit der allgemeinen Zeitaufklärung angemessen vorgeschritten ist, sich zweckmäßiger gemeinnütziger Einrichtungen, wohin besonders die in der neuesten Zeit sehr vervollkommneten Schulanstalten zu rechnen sind, eines treuen, kräftigen Bürgersinnes und einer thätigen Betriebsamkeit erfreuet, wenn letztere auch, vermöge der bedeutenden Concurrenz nahe liegender größerer Orte, der topographischen Lage und mancher andern Verhältnisse, sich nicht bis zu einer bedeutenden Höhe erheben zu können scheint. — Auch in Bezug auf literarische Geschäfte ist Sondershausen nicht ganz unbekannt geblieben, denn es sind bereits mehrere gemeinnützige und nicht ganz unbedeutende Unternehmungen dieser Art aus seiner Mitte hervorgegangen und es verdient in dieser Hinsicht wohl die hier befindliche Eupel'sche Hofbuchhandlung mit ihrem Sortimenthandel, ihren sich immer mehr hebenden Verlagsgeschäften, ihrer wohl eingerichteten Buchdruckerei, ihrer Zeitungs-Expedition und ihrer sich auf einen weiten Unkreis erstreckenden Boteneinrichtung, die rühmlichste Erwähnung. —

Die Bewohner von Sondershausen sind an Sitten, Gebräuchen und Eigenthümlichkeiten ächte Thüringer; kräftig, unternehmend,

bieder und offen in Wort und That, anhänglich an hergebrachte Einrichtungen und Gewohnheiten, mit beinahe schweizerischer Heimathliebe für ihre Berge, Thäler und Wälder eingenommen, aber lebenslustig, froh und heiter wo es nur irgend möglich ist und die Gelegenheit gibt; eine beinahe leidenschaftliche Vorliebe für Musik und der Geschmack am Tanz, selbst bei Personen in vorgerückten Jahren von beiden Geschlechtern, sind Eigenthümlichkeiten, die ihren Ursprung in früher stattgehabten Verhältnissen haben mögen, deren Berührung vorbehalten bleibt.

Näher, als die Beschreibung der Stadt, muß uns, dem Zweck dieser Blätter gemäß, wohl eigentlich die des Schlosses von Sondershausen liegen, indem es der Tendenz des Werkes mehr entspricht, das, was im alterthümlichen Gewande, oder nur noch mit Spuren früherer Bedeutenheit aus dem Dunkel längst entschwundener Vergangenheit vor unsrem Blick auftaucht und mit immer schwächer werdenden Erinnerungs-Anklängen zu uns herüber redet, noch einmal würdigend zu beleuchten und dem großentheils darüber hingezogenen Schatten der Vergessenheit noch so lange als möglich zu entreißen. — Mit Bedauern muß es uns jedoch erfüllen, wenn wir uns, so wie hier, durch den Mangel an weit genug zurückreichenden glaubwürdigen Nachrichten, außer Stand gesetzt sehen, die zahlreichen Fragen alle genügend zu beantworten, welche dem wißbegierigen Beschauer bei dem Anblick einer so bedeutungsvoll erscheinenden Reliquie, wie das Schloß zu Sondershausen ist, entströmen. Ein solcher Mangel an befriedigenden Nachrichten wird uns fühlbar, wenn wir über die Lage, Bauart und sonstige Einrichtung des Wohnsitzes jener Freiherren von Sondershausen, unter deren Herrschaft die Stadt im sechsten Jahrhundert n. Chr. schon begründet ward, gar keine Nachweisung auffinden und nur an die Wahrscheinlichkeit verwiesen sind, daß diese Wohnung ohne Zweifel auf derselben das Thal beherrschenden Felshöhe sich befand, auf welcher das jetzige Schloß steht, und daß es eine in demselben Styl erbauete Burg war, welchen die übrigen aus jener Zeit herstammenden Burgen und Schlösser an sich tragen, deren jedoch, außer in Ruinen wie die Sachsenburg, wenig oder keine mehr vorhanden sein mögen. Von dem an der westlichen Seite der Stadt auf bedeutender felsigen Anhöhe imponirend hervorragenden jetzigen fürstlichen Schlosse aber, ist uns nur folgendes bekannt:

Auf demselben Platze, wo nach Sagen und unsichern gedruckten Nachrichten das eigentliche alte Schloß der Freiherren von Sondershausen gestanden haben soll, welches leicht an 1000 Jahre und darüber gestanden haben und daher wohl dem zerstörenden Zahn der Zeit erlegen sein mochte, legte Graf Günther von Schwarzburg, welchen wir in der genealogischen Nachweisung unter dem Beinamen: „mit dem fetten Maule" kennen lernten, im Jahr 1538 den Grundstein zu dem neuen Schlosse, welches sich von dem auf dem nach der Stadt zu gelegenen Flügel befindlichen großen Saale an, bis an die auf der nördlichen Seite angebaueten Kutschremisen

erstreckt. Seitdem aber nach Westen zu in einem neuen Flügel der Schloßbau erweitert worden, ist jener ersterwähnte Theil des Schlosses unter dem Namen des alten Schlosses bekannt, und unterscheiden sich diese beiden Theile sowohl in ihrer Höhe als auch überhaupt in ihrer Bauart wesentlich von einander; Heydenreich in seiner Historie des fürstlichen Hauses Schwarzburg sagt:

„Das Residenzschloß, so anno 1540 Graf Günther zu „Schwarzburg zu bauen angefangen, liegt auf dem Berge vor „der Stadt, und ist solches gleichsam doppelt. Das vordere „ist das neue, in welchem sehens- und merkwürdig ist, der „große schöne Riesensaal und andere schöne und prächtig aus- „gezierte Zimmer. Graf Anton Günther ließ daselbst 1645 „über die Küche eine Hofkapelle anrichten, welche anno 1647 „zu Stande kam, nachdem man von langen Jahren her auf „dem Saal über der Hofstube geprediget."

Es scheint zwar in Angabe des Anfanges zum Schloßbau von 1540 ein Irrthum obzuwalten, da wir früher das Jahr 1538 als das der Begründung angaben, welches wohl auch das richtige sein dürfte; denn 1540 war der Bau schon so weit gediehen, daß eine Steinplatte über dem Schloßthor im Waschhofe eingesetzt werden konnte, welche in zwei Abtheilungen folgende Worte enthielt, in der einen:

„Günther Graf zu Schwarzburg, Herr zu Arnstadt und „Sondershausen. 1540."

und in der andern Abtheilung:

„Elisabeth, geb. von Eisenberg (Ysenburg) Gräfin und „Frau zu Schwarzburg."

Ueber den ersten Worten das schwarzburgische, über den letzteren das ysenburgische Wappen eingehauen und in der Mitte über der Platte selbst, Graf Günthers Kopf in Medaillon. — Auf diese Inschrift hat sich Heydenreich wahrscheinlich bezogen. *)

Bei dem bereits erwähnten Sturm der Bauern auf das alte Schloß im Jahr 1525, wurde das nach der Hofschmiede gegen Westen befindliche Schloßthor demolirt, Graf Heinrich ließ dasselbe im folgenden Jahre wieder aufbauen und über demselben nach Außen die Auferstehung Christi, nach Innen aber das schwarzburgische Wappen in Stein aushauen, auch wurde über dem Wappen mit schlechter Schrift bemerkt: Erbauet 1526. **)

Die innere Einrichtung des jetzigen alten Schloßtheiles, mag dem besten Geschmack der Zeit seiner Erbauung und dem damaligen Bedürfniß einer splendiden Hofhaltung wohl entsprochen haben, auch sind in diesem Bau noch mannichfache Spuren von Pracht und

---

*) Diese Steinplatte mit gut erhaltenen Wappen und Inschriften, befindet sich noch jetzt an der östlichen, der Stadt zugekehrten Seite des Schlosses.

**) Dies Thor, mit oben bemerkter sehr gut gearbeiteter Verzierung ist noch vorhanden.

künstlicher Verzierung zu finden, wie auch eine ziemliche Anzahl zum Theil noch wohl erhaltener alterthümlicher Familiengemälde. — In dem später angebauten, nach Westen zu liegenden Flügel, befand sich seit langer Zeit bis zu dem Tode des letztverstorbenen Fürsten der seiner musterhaften und schönen Einrichtung wegen weit und breit berühmte Marstall, auch ist das obere und Mansard-Geschoß dieses Flügels schon nach neuerem Geschmack wohnlich eingetheilt und ausgebauet, jedoch in weit einfacherem Styl als der des alten Baues gewesen sein mag. — In dem Felsen unter dem Schlosse befinden sich überaus große, auf einen vielseitigen Gebrauch berechnet gewesene Keller, in welchen sich zu früherer Zeit unter einem Hause von 18 Gesparren ein seines bedeutenden Umfanges wegen bemerkenswerthes Weinfaß befunden haben soll.

Wenn der Anblick alterthümlicher Gebäude unsere Aufmerksamkeit fesselt, so ist nichts natürlicher, als daß wir den Blick auch auf Diejenigen, welche sie bewohnten und auf das in denselben stattgehabte Walten richten. — Was uns nun hierüber von dem Erbauer des Schlosses, Graf Günther mit dem fetten Maule an bekannt ist, deutet darauf hin, daß die früheren Grafen, späteren Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, nicht nur fortwährend (wenige Ausnahmen abgerechnet) in demselben residirten, sondern daß sie, nach Maßgabe ihrer persönlichen Eigenthümlichkeiten und der obwaltenden Zeitverhältnisse, im Allgemeinen hier ein, den Anforderungen ihrer Würde entsprechendes, meist friedfertiges, gemüthliches, heiteres und behagliches Leben führten, den Genüssen desselben gern die besten Seiten abgewannen, aber auch eben so gern Heiterkeit, Frohsinn und Lebenslust um sich verbreiteten. So kann bei dem äußeren Anblick des Schlosses von Sondershausen sowohl, als bei dem Eintritt in dessen durchgängig noch in bewohnbarem Stande erhaltenes Innere, keine grauenhafte Rückerinnerung, kein abschreckendes Phantasiegebilde, den Beschauer stören; nur in die Zeiten einer wohlhabenden, dem Verhältniß angemessenen Hofhaltung; in die von Lust, Freude und mannichfachen Genüssen belebten Festlichkeiten bei fröhlichen und merkwürdigen Zeit- und Familienereignissen, in den heitern Kreis rüstiger Waidmannsgenossen und in die Schranken ritterlicher Spiele und Leibesübungen, fröhlicher Tänze und musikalischer Kunstgenüsse im Wechsel mit ernsten Staats-, Regierungs- und Familiengeschäften, kann man sich versetzt fühlen, wenn man mit den Gedanken in diesen Räumen weilt, was sie uns wohl Alles erzählen würden, wenn sie lautes Zeugniß ablegen könnten von dem, was in so langer, zum Theil vielbewegter Zeit in ihnen vorging; obgleich sich wohl auch von diesen Mauern die Bosheit und der Verrath, die Rachsucht und anderer Frevel nicht immer ganz entfernt gehalten haben mag, wie z. B. bei folgendem Ereigniß, durch welches das Schloß zu Sondershausen eine Celebrität erhielt, ganz ähnlich derjenigen, die der bekannte, von Kunz von Kaufungen verübte sächsische Prinzenraub dem Schlosse zu Altenburg gab.

Es wurde nämlich an dem Hofe des Grafen Günther mit

dem fetten Maule ein junger Graf von Mansfeld Namens Hugo, Sohn des Grafen Philipp von Mansfeld, erzogen. — Ein damals berüchtigter, mit dem Grafen von Mansfeld in langer Fehde um mancherlei Ansprüche begriffener Raubritter mit Namen Jobst Hacke, erstieg, entweder von Rachsucht geleitet, oder um ein Pfand für seine Forderungen haben zu wollen, in der Nacht des 20. August 1549, verrätherischer Weise das Schloß zu Sondershausen, und es gelang ihm, den damals 12jährigen Grafen Hugo von Mansfeld zu entführen. Die ernstesten kaiserlichen Befehle konnten den Räuber nicht zur Herausgabe des jungen Grafen bewegen, den er bald an diesem, bald an jenem Orte verborgen hielt. Erst am 24. August 1552, nach Erlegung eines Lösegeldes von mehreren tausend Gulden ward Graf Hugo freigelassen und traf in dem elterlichen Hoflager zu Eisleben ein. Jobst Hacke aber verlor sein Leben beim ersten Angriff in der Schlacht von Sievershausen am 9. Juli 1553." —

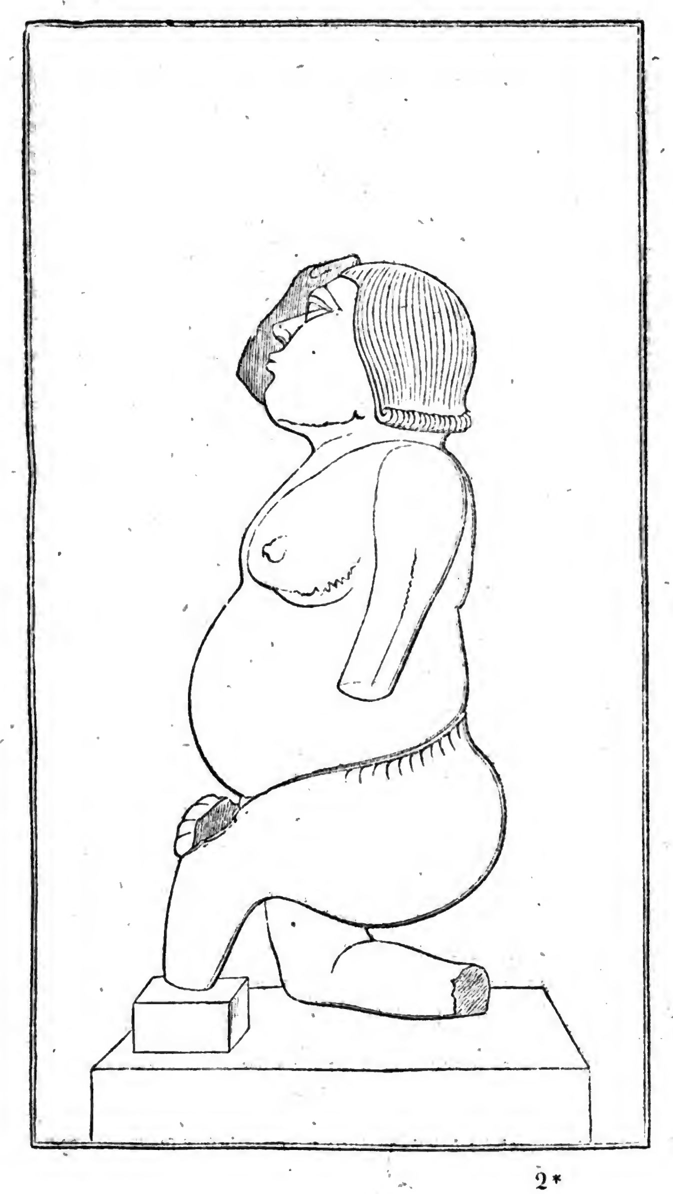
In dem alten Theile des Schlosses befindet sich noch eine in 9 Zimmern aufgestellte nicht ganz unbeträchtliche Sammlung von alterthümlichen Merkwürdigkeiten, ausgezeichneten Naturalien und Kunstgegenständen, wovon wir nur folgende, als der nähern Beachtung besonders werth, anführen wollen:

Als beachtenswertheste und zugleich alterthümlichste Merkwürdigkeit können wir wohl ohne Bedenken den sogenannten

## Püstrich

eine unförmlich gestaltete Statue (oder Bildsäule) annehmen, die wir nicht allein in gegenwärtiger Abbildung unsern Lesern vorführen, sondern auch nachstehend seiner Beschaffenheit und muthmaßlichen geschichtlichen Beziehung nach, näher zu beschreiben versuchen wollen.

Der Püstrich hat die Gestalt eines dicken, bausbackigten Jungen mit kurzen verschnittenen Haaren oder Perücke, welcher sehr unregelmäßig gebildet ist, indem besonders seine Arme gegen die übrige Gestalt zu dünn und unverhältnißmäßig sind. — Die Höhe der Figur vom Scheitel bis an das rechte Knie, auf welchem er kniet, ist 24 Zoll Leipziger Maß; — der äußere Umfang des hohlen Bauches, in welchen circa 17 Pfund Wasser gefüllt werden können, beträgt 30 Zoll. Das ganze Gewicht der Figur beträgt 75½ Pfund. Auf dem Kopfe, etwas schief nach dem linken Arme zu, befindet sich ein rundes Loch ½ Zoll im Durchmesser; ein gleich großes Loch befindet sich im Munde. An der rechten auf dem Kopfe liegenden Hand sind nur zwei Finger befindlich, die drei andern scheinen im Gusse nicht gerathen zu sein. — Der linke Arm ist von der Gegend des Ellenbogens bis zur Hand, welche auf dem linken Schenkel liegt, abgebrochen, auch fehlen beide Füße. Um die Lenden scheint er mit einer Art von gefaltetem Bund bekleidet zu sein. — Die Masse, woraus diese Figur verfertiget ist, wurde lange für ein unbekanntes, mit Stein vermischtes Metall gehalten; neuere Untersuchungen, hauptsächlich die des Chemiker Klapproth in Berlin, haben jedoch dargethan, daß die Masse aus 916 Theilen Kupfer, 75 Theilen Zinn



2*

und 9 Theilen Blei bestehe und nichts steinartiges beigemischt sei; die Farbe des Metalls ist äußerlich beinahe schwarz. — Der linke Arm soll Behufs einer Untersuchung der Masse in Cassel abgeschlagen worden sein, wohin der Püstrich zu diesem Zweck gesendet wurde. — Wird der hohle Leib des Püstrich mit Wasser gefüllt, die beiden Oeffnungen auf dem Kopf und am Munde aber mit Pflöcken verschlossen und derselbe auf Kohlenfeuer erhitzt, so soll das bis zum Sieden erhitzte Wasser die Pflöcke mit einer heftigen Explosion heraus treiben und aus diesen Oeffnungen das Wasser in sich weit verbreitenden Strahlen, (wie Viele behaupten wollen sogar in Flammen) herausströmen, auch ein brausendes Getös und einen schwefelartigen Gestank verursachen. — Man erzählt, daß mehrere Proben mit dergleichen Explosionen angestellt worden sein sollen, welche einen überraschenden Effect gemacht, einmal sogar beinahe ein Brandunglück in der Schloßküche veranlaßt hätten. — Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, was von diesen Erzählungen gegründet ist, können aber den Wunsch nicht bergen, daß sowohl über die Beschaffenheit dieser merkwürdigen Antiquität, als über ihre geschichtlichen Beziehungen und frühere Bestimmung Nachforschungen angestellt werden möchten, welche zu einem Resultat führten, das wir der aus dunkler Zeit zu uns gekommenen nicht zu verbürgenden Sage entgegen stellen könnten, die wir unsern Lesern jedoch nicht vorenthalten zu dürfen glauben, indem wir damit doch wenigstens eine Lücke ausfüllen, die uns zum Vorwurf gereichen könnte:

„Der Püstrich (oder auch Büstrich, von pusten, büsten, „so viel als blasen, oder auch von Büster, in der wendischen „Sprache ein zorniger Gott), wird insgemein für eine Gott„heit der ehemaligen heidnischen Bewohner Thüringens gehalten, „zum Theil aber auch nur für ein physikalisches Kunstwerk „angesehen. — Die Gründe, welche dafür sprechen, daß dieses „kleine Monstrum ein Götzenbild gewesen, beruhen freilich auf so „dunklen, unverbürgten und zum Theil der Wahrscheinlichkeit kaum „nahe kommenden Traditionen, daß es Denen, welche diese Anga„ben in Zweifel ziehen, nicht schwer wird, sie zu widerlegen und „andere Ansichten dafür zu substituiren; es bleibt indessen die Rich„tigkeit aller dieser Nachrichten ein streitiger Punkt, dessen Erledi„gung, wie schon gesagt, sehr erwünscht sein würde. —

„Der noch in Sondershausen befindliche Püstrich soll ohnge„fähr gegen das Jahr 1546 unter den Trümmern einer zerstörten „Kapelle auf dem jetzt nur noch als Ruine existirenden Schlosse „Rothenburg bei Kelbra von einem Herrn von Tütcherode aufge„funden und später durch die dritte Hand an den Grafen Gün„ther XL. zu Schwarzburg-Sondershausen gekommen sein. — „Die geschäftige Sage würde ihre Neigung an jede alterthümliche „Erscheinung etwas Wunderbares und Außerordentliches zu knüp„fen, zu sehr verläugnet haben, wenn sie sich nicht auch auf die „mannichfachste Weise an dem Püstrich hätte versuchen sollen; hier„her müssen, außer den Erzählungen von seiner früheren Bestim-

„mung die fabelhaft eingekleideten, gewiß recht natürlich zu lösen-
„den Behauptungen gerechnet werden, daß der Püstrich, während
„er sich in Sondershausen befinde, mehrere male auf unerklärbare
„Weise verschwunden, immer aber wieder ausgekundschaftet und
„zurückgebracht worden sei, bis man ihn endlich an eine eiserne
„Kette gelegt und zwischen vier Mauern eingemauert habe.

Da der Püstrich auf der Rothenburg aufgefunden worden ist, und sonach der Rothenburg eigentlich näher angehört, als Sondershausen, so steht zu erwarten, daß unser sehr geehrter und als Geschichtsforscher hoch ausgezeichneter Mitarbeiter, Herr Hofrath Dr. Hesse, welcher sich die Beschreibung der Rothenburg vorbehalten, in diesem später erscheinenden Artikel auch des Püstrich Erwähnung thun und der vielleicht durch diese gedrängte Mittheilung erregten Wißbegier des geehrten Lesers eine vollständigere Befriedigung gewähren wird, als hier aus Mangel an Kenntniß des Gegenstandes und des Raumes geschehen konnte. —

Außer dieser Merkwürdigkeit enthält das Kabinet: aus dem Mineralreiche z. B. ausgezeichnet schöne Exemplare von Bergkrystallen, Mangan- und Silberstufen, seltene Marmorarten, zahlreiche und mannichfaltige Peterfacten (Versteinerungen) so wie auch eine noch im Zunehmen begriffene Sammlung Thüringischer Gebirgsarten.

Ferner, eine Sammlung der merkwürdigsten chemischen Präparate, von den einfachen bis zu den zwei- und mehrfach zusammengesetzten Stoffen, nach dem gegenwärtigen Stande der wissenschaftlichen Chemie geordnet und für die Folge gewiß ungemein belehrend.

In der Zoologischen Abtheilung des Cabinets verdienen, außer einer ziemlich vollständigen Sammlung von Corallen und Conchylien, besonders Erwähnung: ein bis jetzt noch in wenigen Zoologischen Sammlungen vorkommendes Exemplar der Antilope Strepsiceros und der berühmte Rattenkönig, davon, als dem ältesten bekannten Exemplare, fast jede größere Naturgeschichte Erwähnung thut.

Unter den Antiquitäten zeichnen sich, außer dem erwähnten Püstrich, mehrere alte Waffen aus, von welchen einige der Hunnenzeit angehören sollen, weil sie auf den Punkten der hiesigen Gegend gefunden worden sind, wo die im Eingange dieses Artikels angeführte Hunnen-Niederlage stattgefunden haben soll. Auch ein kugelfester Mantel von fast fingerdickem Leder, welchen der berüchtigte Rebellenanführer Thomas Münzer getragen haben soll, dürfte der Bemerkung nicht unwerth sein, obgleich über die Art und Weise, wie er in dies Kabinet gekommen, die Nachweisung fehlt.

Nach der Nord- und Westseite zu soll das Schloß vordem mit breiten und tiefen Wallgräben umgeben gewesen sein, in welchen mehrere Gattungen von Wild gehegt wurden, von welchen die dem Jagdvergnügen besonders ergebenen regierenden Herren öfter aus den Fenstern des Schlosses einen Braten für die Küche erlegt haben sollen.

Ob nun gleich, wie aus dem Gesagten erhellet, das Schloß keineswegs unter die verfallenen Ueberreste der Vorzeit gezählt wer-

den kann, vielmehr noch immer sich auf seinem Felsengrunde, stolz und fest über der Stadt erhebt und dem Thale von Sondershausen zur herrlichen Zierde dient, auch noch von dem letztverstorbenen Fürsten und seinem Hofstaate bewohnt wurde und jetzt noch nicht verödet steht, sondern einem Theil der fürstlichen Beamten und andern Personen zur Wohnung dient, selbst das Local der fürstlichen Regierung, der Cammer und anderer Verwaltungsabtheilungen enthält; so hat doch die daran vorübergegangene lange Vergangenheit ihre sichtbaren und mitunter drohenden Spuren zurückgelassen, und so entspricht dessen innere bauliche Einrichtung doch den zeitgemäßen Anforderungen und Bedürfnissen einer fürstlichen Hofhaltung und Familienwohnung zu wenig, als daß nicht eine innere und äußere Restauration und bauliche Veränderung für nothwendig erachtet werden sollte, bis zu deren Vollendung der jetzt regierende Fürst seine Residenz in dem am östlichen Fuße des alten Schlosses und zugleich am Marktplatz der Stadt gelegenen kleineren Palais aufgeschlagen hat, von welchem später ausführlicher die Rede sein soll. — Als Anfang zu dieser vorhabenden Restauration des Schlosses kann man die an der Seite nach der Stadt zu erfolgte Wegräumung alter baufälliger Gebäude, die den Felsenvorsprung, auf welchem das Schloß sich erhebt, im Halbkreis umfassende hohe Quatersteinmauer mit ihrem das obere Plateau umkränzenden steinernen Geländer und die nach dem Marktplatz herunter führende breite und bequeme steinerne Treppe rechnen, welche zweckmäßigen Verschönerungen nicht allein dem ehrwürdigen Schlosse, sondern auch dem an seinem Fuße befindlichen Marktplatz zur Zierde gereichen.

Als gewissermaßen zu dem Schlosse gehörig, sind nachstehende, gegen Abend zu auf dem Kamme des Lohberges gelegenen Gebäude zu bemerken:

1) Das Fürstliche Schauspielhaus, welches mit dem Schlosse durch einen verdeckten Gang verbunden ist; dasselbe ließ der letztverstorbene Fürst im Jahr 1826 erbauen, nachdem von der schon früher bestandenen stehenden Schauspielergesellschaft bis dahin die Vorstellungen in dem großen Saale auf dem Schlosse waren gegeben worden. — Das Haus ist geschmackvoll und zweckmäßig, auch für den gewöhnlichen Bedarf geräumig genug eingerichtet.

2) Die Fürstliche Reitbahn, ihrem Zweck entsprechend.

3) Das achteckige Haus, von Fürst Christian Wilhelm (also zu Ende des siebzehnten oder Anfang des achtzehnten Jahrhunderts) unter der Benennung eines Turnier-Hauses erbauet. Es befand sich in demselben auf einer den Fußboden bildenden, durch Maschinen von unten in Bewegung zu setzenden Scheibe, ein Caroussel mit Pferden und Wagen, auf welchen gymnastische Uebungen und andere Belustigungen stattfanden, wobei sich die Zuschauer auf einer in der Höhe angebrachten Gallerie befanden. — Es fällt dieses Gebäude bei dem Anblick von Sondershausen von allen Seiten ausgezeichnet, in die Augen, denn es hat eine beträchtliche Höhe, und

auf seiner mittelst einer Treppe zugänglichen, einem Observatorio gleichenden äußersten Spitze genießt man eine reizende Aussicht.

4) Das Jägerhaus, zur Wohnung eines Theils des fürstlichen Jagdpersonals bestimmt, mit den nöthigen Behältnissen für die Jagdhunde.

5) Zwischen dem Schauspielhause und dem achteckigen Hause, am südlichen Abhange des Lohberges befinden sich die fürstlichen Küchengärten nebst den geräumigen, mit nicht unbedeutender Orangerie und anderen Gewächsen angefüllten Gewächs= und Treibhäuser, als deren Erzeugniß in Bezug auf Menge, Größe und Vollkommenheit sich die Ananas besonders auszeichnet. — Der an den neuen Schloßflügel gegen Abend anstoßende schöne, große und ebene viereckigte freie Platz ist in früherer Zeit als Orangen=Garten benutzt worden.

Etwas westlich von dem Jägerhause befindet sich das Reservoir des reinen, wohlschmeckenden und stets ergiebigen Schloßbrunnens.

Ehe wir uns zu den Umgebungen von Sondershausen wenden, richten wir noch unsere Aufmerksamkeit auf die Wohnung des jetzt regierenden Fürsten und der fürstlichen Familie, unter dem Namen, das Palais, bekannt.

Dieses nach Osten zu am Fuße des Felsen, welcher das alte Schloß trägt, mit seiner Front nach Süden gerichtete, den Marktplatz von Sondershausen nördlich begrenzende Gebäude, wurde von dem Fürsten Christian Wilhelm kurz vor seinem Tode (also vielleicht im Jahre 1720 oder 21 begründet und von dessen Nachfolger dem Fürsten Günther ausgebauet und zur Wohnung apanagirter Prinzen und Prinzessinnen des Fürstenhauses bestimmt, wozu es auch lange benutzt wurde, und deshalb bis in die letzte Zeit den Namen Prinzenhaus führte. — Es ist in einfachem Geschmack erbauet, bildet mit seinen Flügeln ein geschlossenes Viereck und faßt, obgleich seine Räume für eine vollständige bedeutende Hofhaltung nicht durchgängig ausreichen mögen und manche Beschränkung erfordern, doch alles für gewöhnlich Nöthige in sich. Gehet auch der innern Einrichtung vielleicht manches Großartige eines fürstlichen Residenzschlosses ab, so entspricht sie doch in jeder Beziehung der Anforderung der Eleganz und des edelsten neuen Geschmacks und macht auf jeden Eintretenden einen angenehmen Eindruck. — Die vordere sehr freundliche Front gewährt von dem seit Kurzem geräumiger und regelmäßiger gestalteten Marktplatz einen angenehmen Anblick, so wie auch die an der den Felsen des Schloßberges einschließenden hohen Mauer angelehnte neuerbauete, mit einem Säulenvorsprung versehene, geschmackvolle Hauptwache, einen recht angenehmen Effect hervorbringt. So wird denn aus diesem freundlich wohnlichen Fürstensitz, das jetzt regierende Fürstenpaar es in der Mitte seiner treuergebenen Bürger gemüthlich mit ansehen, wie sich nach und nach das eigentliche Residenzschloß, von außen und innen, dem Bedürfniß und dem Geschmack der Zeit angemessen, wieder zu einem sichern, dem Glanz und der Würde des Hauses Schwarzburg in jeder Beziehung ent=

sprechenden Fürstensitz gestaltet haben wird, von dessen beherrschender Zinne sich dann das wohlwollende Fürstenauge sowohl an der umgebenden vortrefflichen Natur, wie an den denkwürdigen Erinnerungszeichen vergangener Jahrhunderte und an der schön aufblühenden und gedeihenden eigenen Schöpfung, mit hochverdienter Befriedigung wird weiden können.

Beabsichtigen wir, wie es sich wohl ziemt, die Umgebungen von Sondershausen näher kennen zu lernen, so führen uns zu diesem Zweck auf beiden Seiten des beschriebenen Palais in nördlicher Richtung, zwei Wege in die, von dem jetzt regierenden Fürsten seit dem Jahre 1836 angelegten, geschmackvollen neuen Parkanlagen, welche sich längs der Stadt und dann zwischen einem Arm (einem Mühlgraben) der Wipper und dem eigentlichen Flüßchen dieses Namens unter dem Schlosse hin, nach dem an der Straße nach Nordhausen gelegenen Dorfe Stockhausen zu hinziehen. — Wer früher auf dieser Seite an Sondershausen vorüber kam und sich der mit alten Weiden bewachsenen sumpfigen Wiesen, der ungleichen morastigen Wege und der vom Wasser ausgeworfenen Sand- und Schlammhaufen erinnern kann, der wird es kaum glauben, daß er sich an derselben Stelle befindet, wenn er auf schön geebneten stets trockenen Pfaden, zwischen üppig grünenden Rasen- und Blumen-Parthieen, zwischen geschmackvoll angelegten Pflanzungen der verschiedensten einheimischen und fremden Holz- und Straucharten, an dem glänzenden, stolze Schwäne und anderes Wassergeflügel tragenden Spiegel zweier großen und fischreichen Teiche vorüber wandelt, und wenn er aus den bereits vollendeten als auch aus den noch im Entstehen begriffenen romantisch freundlichen und geschmackvollen Anlagen schließen kann, welche reizende Umgebung dieser Park in wenig Jahren bilden wird. —

Westlich von dem Schlosse, von dem Ausgang aus selbigem nach dem Schauspielhause an, senkt sich der Boden und ist von dem nördlichen Rande des Bergkammes bis herunter an den Wipperarm und bis das Thal in ebener Richtung die nach Nordhausen führende Kunststraße aufnimmt, mit dichtem Eichen- und Buchenholz bewachsen, welches das Lohholz heißt und durch welches herunter zwei breite Alleen auf den in der ganzen Umgegend bekannten Vergnügungsplatz das Loh, führen. Dieser Platz ist für alle, dem Lebensgenuß und Vergnügen nicht ganz abgestorbenen Bewohner Sondershausens beider Geschlechter und aller Stände und Klassen, wie auch für die Bewohner der Umgegend in beträchtlicher Ausdehnung, ein classischer Boden, ein Schauplatz der mannichfachsten frohen Erinnerungen. — Der letztverstorbene Fürst hatte ihn zu seinem Lieblingsaufenthalt erwählt, einen geräumigen Schießstand und mehrere dem Vergnügen gewidmete Gebäude auf dem Platze selbst anlegen, wie auch an dem westlichen Ende desselben einen geräumigen Ball- und Concertsaal erbauen lassen; eben so ließ derselbe die von seinem vierten Vorgänger in der Regierung Christian Wilhelm angelegten, dem geselligen Vergnügen gewidmeten Gebäude, nachdem sie baufällig geworden,

abtragen und längs dem mehrerwähnten Wipperarm einen neuen Bau unter dem Namen: „der Erbprinz" Behufs öffentlicher Vergnügungen und einer Gastwirthschaft errichten, welches Gebäude noch jetzt theils zu letztgenanntem Zweck, theils als Wohnung von Privatpersonen benutzt wird.

Auf diesem Platz im Loh war es, wo Günther Friedrich Carl I. umgeben von seinem Hofstaat und in der Mitte seiner Angestellten und Bürger manche vergnügte Stunde verlebte, wo er im Jahr 1799 (oder 1800) die Einrichtung traf, daß seine ausgezeichnete Capelle in den Sommermonaten an jedem Sonntage des Nachmittags und Abends ganz unentgeldlich musicirte. Ueber die Leistungen dieser Capelle, welche, wenn auch nicht geradezu ihre Errichtung, doch aber ihre Vervollkommnung und ihre Fortschritte auf der Bahn der Kunst diesem mit vorzüglichem Sinn und Geschmack, mit großer Liebe für Musik und mit vielumfassenden theoretischen Kenntnissen davon, wie mit praktisch ausübender Kunstfertigkeit begabten Fürsten verdankt, hat seit langen Jahren nur eine rühmlich anerkennende Stimme sich ausgesprochen und es steht zu erwarten, daß dieselbe auch in der neueren Zeit, bei dem allerdings mitunter etwas von dem früheren abweichenden Geist und Geschmack in der Musik, nicht nur ihren schönen Ruf behaupten, sondern auch auf dem nach immer glänzenderem Ziele gerichteten Wege, mit gleicher Auszeichnung kräftig fortschreiten wird. — An den Genuß der Musik reiheten sich, von der humanen Sinnesart des Fürsten begünstiget und belebt, noch manche andere Vergnügungen, an welchen nicht nur die Einwohner von Sondershausen, sondern auch stets eine große Anzahl Fremde Theil nahmen. Außer den Sonntagen benutzte der Fürst den Lohplatz in der guten Jahreszeit beinahe täglich zur Uebung im Schießen mit Büchsen, an welchem Vergnügen er noch in hoch vorgerückten Jahren (bis zum Jahr 1834) Geschmack fand.

Das Loh, welches jetzt mit dem neu angelegten Park in Verbindung gesetzt ist, hat sich zwar bedeutend, aber nur zu seinem Vortheil und nach dem besten Geschmack, verändert; der Schießstand ist zu einer geschmackvollen, mit Restaurations-Localen zu beiden Seiten eingefaßten Musikhalle geworden, aus welcher noch wie vorher das einheimische und auswärtige Publikum im Sommer an günstigen Sonntags-Nachmittagen und Abenden, von den vorzüglichen Leistungen der an Zahl bedeutend herangewachsenen fürstlichen Capelle gratis erfreuet wird; die meist baufällig gewordenen übrigen Gebäude sind entfernt und mit anderen freundlichen Anlagen vertauscht; in der Mitte des Platzes steigt der Strahl eines steinernen Bassins, theils in beträchtlicher Höhe, theils in künstlichen Figuren empor und die nördliche Oeffnung des Platzes, da wo sonst der Kugelfang war, ist mit einer halbrunden Terrasse geschlossen, auf welcher im Sommer ein stattliches Zelt zum Aufenthalt der fürstlichen Familie errichtet ist, an dessen Stelle sich, wie man glaubt, in der Folge ein Pavillon erheben wird.

Haben daher auch Zeit und Verhältnisse dem Loh-Vergnügen

eine andere Gestalt, einen veränderten Geist gegeben, so bleibt es doch eine höchst schätzenswerthe Eigenthümlichkeit von Sondershausen, so flüstern doch noch wie früher die nun schon zum Theil betagten aber noch in herrlicher Frische prangenden Eichen und Buchen des Lohholzes ihren Beifall in das belebte Treiben, läßt doch noch immer in milden Frühlingsnächten die Nachtigall ihre schmachtenden Seufzer daraus erklingen und Sondershausens lebenslustige Bevölkerung zollt ihrem Fürsten die dankbarste Anerkennung dafür, daß er diese so allgemein liebgewordene Volksbelustigung so freundlich und mit so erfreulicher Theilnahme fortbestehen läßt.

Machen wir von dem Loh aus einen etwas weiteren Spaziergang durch das Dorf Stockhausen, so finden wir auf dem rechten Ufer der Wipper, eine kleine halbe Stunde von Sondershausen entfernt, neben einer freundlich gelegenen Mühle und am Anfang einer das schöne Thal nach Groß-Furra zu eröffnenden Wiese, ein ziemlich ansehnliches Gebäude, das Günthersbad. — Auch diese Anlage dankte dem letztverstorbenen Fürsten vor mehreren zwanzig Jahren ihre Entstehung. — In der ersten Zeit ihrer Entstehung wurde diese Badeanstalt, wie verlautet, für mancherlei Uebel mit Erfolg als Heilquelle angewendet und daher nicht nur von Einheimischen, sondern auch von Fremden besucht. Letzteres findet jedoch jetzt nicht mehr statt und es wird das Günthersbad großentheils nur als Vergnügungsort für die Bewohner von Sondershausen angesehen, wozu es sich seiner freundlichen Lage und Umgebung, wie auch der für mäßige Bewegung angemessenen Entfernung von der Stadt wegen, vorzüglich eignet.

Wir kehren von hier wieder zurück und nehmen unsern Weg entweder wieder durch das Loh und den Park, oder auch von der bei Stockhausen über die Wipper führenden steinernen Brücke an, auf dem linken Wipperufer, längs einer im Entstehen begriffenen neuen Chaussee, von welcher aus sich besonders das Schloß mit seiner Umgebung malerisch präsentirt, bei dem Hospital zum heiligen Geist und dessen alterthümlicher kleiner Kirche und dem bedeutenden fürstlichen Domainengute vorbei, nach dem uns in nordöstlicher Richtung aufnehmenden Scherfenthale, an dessen beiden Abdachungen uns bald freundliche Gartenanlagen und sogenannte Berghäuschen begrüßen, bis wir uns da, wo sich das Thal zu verengen beginnt, von dem Rieseln eines silberhellen Wasserstrahles in ein kleines steinernes Bassin aufgehalten sehen und schwerlich der Einladung widerstehen können, uns mit einem frischen Trunk zu erquicken. — Dies ist der bei den Bewohnern von Sondershausen in hohem Ansehen stehende Scherfenbrunnen. — Alt und Jung wallfahrtet zu allen Jahreszeiten, wenn es nur irgend die Witterung gestattet, hier her mit Trinkgeschirren versehen, ja einzelne Wasserfreunde scheuen weder Wind noch Wetter und steigern mit jedem Tage den Genuß aus der nimmer versiegenden Quelle; Familien lassen sich ihren ganzen Trinkbedarf hier holen und selten geht ein Feldarbeiter oder Landmann an dem Brünnlein vorüber, ohne den daselbst be-

findlichen blechernen Becher ein= oder mehrere male zu leeren; denn man gibt diesem Wasser nicht allein seiner Reinheit und Frische wegen vor allen andern hiesigen Quellen den Vorzug, sondern man schreibt ihm auch bedeutende Heilkräfte zu, und mancher hochbejahrte Mann, der uns auf dem Wege nach oder von dem Schersenbrunnen begegnet, erzählt uns mit Begeisterung, wie er seine so lange rüstig erhaltene Lebenskraft allein den täglichen Wanderungen hier her und dem Genuß des Wassers verdanke. — Wir wollen die vielgerühmte Wirksamkeit dieser Quelle keineswegs in Zweifel ziehen, ob wir gleich der Meinung sind, daß die mit dem Gange nach dem Brunnen verbundene Leibesbewegung und der Genuß der freien Luft einen großen Theil an den ihm zugeschriebenen Wunderkuren haben dürften, und würden es daher als sehr zweckmäßig und erwünscht finden, wenn die Promenade nach dem Schersenbrunnen nach Möglichkeit verschönert und der Quell selbst durch freundliche und einladende Umgebung gewürdiget würde. —

Auf dem Rückwege nach der Stadt schlagen wir einen links abführenden Fußpfad ein, welcher uns nach dem ganz östlich von der Stadt auf einer durch zwei Wipperarme gebildeten Landspitze liegenden und mit sehr freundlichen Gartenanlagen umgebenen Schützenhause führt. — Dasselbe wurde unter der Regierung des letztverstorbenen Fürsten anno 1797 — 1798 erbauet und gilt außer seiner eigentlichen Bestimmung für einen der besuchtesten Vergnügungsorte aller Stände und Volksklassen der Bevölkerung von Sondershausen.

Von hier wandern wir an der Südseite der Stadt hinauf, an der Mauer des mit vielen Monumenten versehenen geräumigen Gottesackers vorüber und zwischen wohlangelegten freundlichen, zum Nutzen und Vergnügen cultivirten Gärten hindurch bis an das nächste, dem Göllner gegenüber liegende Stadtthor; dann aber, wenn wir das Ersteigen einer nicht unbedeutenden Anhöhe nicht fürchten, wenden wir uns links, mit dem Gesicht nach dem mehrerwähnten Göllner und verfolgen den durch wohlbebaute Getraide= und Gemüsefelder führenden Weg, bis uns an dem untern Rande des mit Laubholz bewachsenen Bergabhanges eine Allee von Kirschbäumen einladet, links einzubiegen, die uns bald in eine parkähnliche Anlage leitet, an deren südlicher Seite einige ziemlich alterthümliche ländliche Gebäude liegen, die uns mit dem Namen: „Der Fürstenberg" genannt werden. — Hier hatte sich der Vater des letztverstorbenen Fürsten Christian Günther einen angenehmen und ruhigen Landsitz, einen herrlichen Beobachtungspunkt der reizenden Natur erbauet, wo er sich oft und gern aufhielt; später fiel diese Besitzung dem Bruder des letztverstorbenen Fürsten, dem Prinzen Albrecht anheim, welcher mit den vorgefundenen Gebäuden mancherlei Veränderungen vornahm und endlich sein Leben in der noch jetzt vorhandenen ziemlich einfachen Wohnung beschloß; vielleicht findet im Laufe der Zeit auch dieser wirklich schöne Punkt seine verdiente Würdigung wieder.

Aber, wer der Natur ihre Reize in vollem Maaße ablauschen

will, der darf nicht immer in Thälern weilen, sich nicht damit begnügen, nur sanft emporführende Anhöhen zu ersteigen, der muß sich auch auf ihre steilen und bewaldeten Felsenhöhen wagen, muß in ihrem schattigen Dunkel hinan klimmen bis zur Höhe, und bisweilen dort aus den Culissen des Naturtheaters heraus treten in den freien Vorgrund, wo sich dem überraschten Blick des Großartigen und Schönen oft so viel erschließt. — Deshalb wenden wir uns von dem Fürstenberg in südlicher Richtung aufwärts, verlassen bei dem hier befindlichen Kirchhof der Israeliten, deren sich, beiläufig gesagt, eine nicht unbedeutende Anzahl in Sondershausen befinden, den eben nicht sehr gebahnten Fahrweg, um auf einem, freilich auch nichts weniger als bequemen Fußpfad die immer steiler werdende Höhe zu gewinnen. — Ist der steilste Abhang erklommen, so fesselt da, wo sich der Fußweg wieder in die links um die Anhöhe herumkommende Fahrstraße mündet, die Erinnerung unsern Fuß, denn wir stehen auf dem Spatenberg, und mancher Stein, der uns im Wege liegt, gehörte vielleicht zu den festen Mauern der hier gestandenen Burg gleiches Namens, welche drei Jahrhunderte hindurch in der thüringischen Geschichte eine bedeutende Rolle spielte, deren Trümmern aber bereits dergestalt wieder in Trümmern versunken sind, daß wir sie nur noch unter den mit Moos und Bäumen bewachsenen Unebenheiten des Punktes vermuthen können, welcher noch den Namen Spatenberg trägt.*) Sic transit gloria mundus! rufen wir aus, wenden uns wieder nach Westen und verfolgen den leider auch hier noch nicht sehr gebahnten Fahrweg bergaufsteigend, bis sich derselbe auf der erstiegenen Höhe in eine links abführende gerade und breite Wald-Allee mündet. Indem wir jedoch im Begriff sind, diesen allerdings einladenden Weg einzuschlagen, vernehmen wir in einer kleinen Entfernung zu unserer Rechten fröhlichen Gesang und geselligen Jubel; wir folgen diesem uns stets willkommenen Ruf und befinden uns bald auf einem jener gelichteten Punkte des Göllner-Rückens, wo sich mit dem Blick in eine malerische Umgebung und großartige Fernsicht das Herz aufthut, und wo, in schweigsames Anschauen versunken, der Mensch von jedem Grad geistiger Bildung, unwillkührlich dem Gefühl seinen glänzenden Triumph über Alles, was der Sinnenwelt angehört, einräumen muß. — Wir stehen auf dem sogenannten Rondel, und begrüßen nahe unter uns die Stadt Sondershausen in ihrer ganzen Ausdehnung, das fürstliche Schloß, in dessen Hof wir Alles, was sich regt und bewegt, genau unterscheiden können; wir heißen die im Thale zur Linken sich wie ein Silberband herabwindende Wipper willkommen und begleiten sie unterhalb der Stadt nach Jecha und Berka hinunter, bis sie sich im weiteren Fortgange des Thalgrundes dem Blick entzieht. — Das ganze im Eingange dieser Schilderung bezeichnete

*) Mehr von der Burg Spatenberg wird Herr Hofrath Hesse in einem besonderen Artikel liefern.

Thal, von dem fernen Eichsfelde und der Grafschaft Hohnstein zur Linken bis an den Kyffhäuser und der goldenen Aue zur Rechten, der Frauenberg in der Gestalt eines ungeheuren Hühnengrabes, gleichsam als Wahrzeichen des Thales ganz in unsrer Nähe; der weiter im Halbkreis ausgespannte Mittelgrund mit seinem malerischen Wechsel von Fluren und Wäldern, Städten und Dörfern, und endlich der von dem Vor-, Ober- und Unterharz gezogene, sich in blauer Nebelferne mit dem Horizont verschmelzende Kranz; dies Alles und noch viel mehr, was sich nur fühlen, nicht beschreiben läßt, gibt ein Bild, an dessen Darstellung sich die Kunst wohl vergebens versuchen dürfte, was besonders in der Morgen- und Abendbeleuchtung in jeder Art reizend erscheint. Die Bewohner von Sondershausen sind aber auch stolz auf ihr Rondel; sie nennen es dem Fremden gewöhnlich zuerst, wenn er nach den schönsten Punkten der Gegend fragt und ziehen selbst in fröhlichen Caravanen, mit Speise und Trank beladen, oft die Anhöhe zum Rondel hinauf, um dort sich frei und ungestört zu fühlen und beim geistigen und physischen Genuß die Empfindungen des Gemüths über des Alltagslebens Treiben hinwegströmen zu lassen und der schönen, vaterländischen Natur ihr gebührendes Loblied zu singen. —

Doch, bei einem zufälligen Blick rückwärts von dem eben beschriebenen herrlichen Naturgemälde, mahnt uns die vorhin bemerkte regelmäßig in den Wald gehauene Allee an die Frage: wohin sie wohl führe? und wir erhalten zur Antwort, daß es der Weg zu jenem von dem Rücken der Hainleite hoch in die Luft hinaus ragenden isolirten Thurm sei, welcher der weiten Umgegend, den Bewohnern des Thüringer Waldes wie des Harzes gleichsam zum Signal dient und ihnen andeutet, wo sie Sondershausen zu suchen haben, der Weg zu dem Possen-Thurm und dem dazu gehörenden fürstlichen Jagdschloß gleiches Namens; — und wir würden höchst unrecht thun, wenn wir nicht Gebrauch von dem vor uns liegenden einladenden Wege machen und auch noch diese Merkwürdigkeit der Umgebung von Sondershausen in Augenschein nehmen wollten. —

Der Erbauer des Jagdschlosses zum Possen war Fürst Günther, welcher vom Jahr 1720 bis 1740 regierte, und die Zeit der Erbauung fällt ohngefähr in das Jahr 1736. Es liegt in einer schön bewaldeten Fläche auf dem Rücken des Bergzuges der Hainleite, etwa eine halbe Stunde von dem nach der Stadt gerichteten Kamme oder oberen Rande desselben. Der Ursprung des Namens zum Possen, wird folgendermaßen angegeben: Nachdem der Bau des erwähnten Jagdschlosses vollendet war, veranstaltete Fürst Günther daselbst ein Fest zur Einweihung, lud jedoch seine sich damals in Ebeleben aufhaltenden Stiefgeschwister, mit welchen er nicht in ganz gutem Vernehmen stand, nicht dazu ein. Demohngeachtet fand sich die fürstliche Stiefschwester Christiane Wilhelmine, welche sich fröhlichen Muthes über die obwaltenden Mißverständnisse hinwegsetzte, zu der Lustparthie ein und überreichte ein gleichsam zur Entschuldigung von ihr verfertigtes Gedicht, welches sich mit den scherzhaften Wor-

ten anfing: „Ich komme Euch zum Possen!" — Fürst Günther nahm diesen Scherz wohl auf und suchte ihn dadurch zu verewigen, daß er das neue Jagdschloß, um dessen Benennung er eben verlegen war, zum Possen nannte. —

Der Platz, worauf das Schloß steht, beträgt an Größe gegen zwei Acker; das Hauptgebäude bildet mit den Neben- und Wirthschaftsgebäuden fast ein reguläres Viereck und das ganze enthält 1 Speisesaal, 16 Stuben, 22 Kammern, 2 Küchen, 1 Schlachthaus, 3 Keller, 4 Remisen, 2 Scheuern und 2 Ställe zu 57 Pferden.

Was aber den in einer kleinen Entfernung vom Schlosse ganz frei stehenden Thurm betrifft, so wurde derselbe erst im Jahr 1780 vom Fürsten Christian Günther erbauet, und zwar auf folgende Veranlassung: Während des Aufenthalts der Herrschaft auf dem Possen, soll in der Stadt Sondershausen mehrere male Feuerlärm entstanden sein, wovon man auf dem Possen gar nichts gewahr geworden. Um nun diesem Uebelstand abzuhelfen, wurde der Plan zu einem Thurme gemacht und ausgeführt, indem Sachverständige versicherten, daß man bei einiger Höhe dieses Thurmes die im Thale liegende Stadt völlig müsse übersehen können. Es sollte dann ein Feuerwächter auf den Thurm gesetzt werden, welcher die nöthigen Feuer-Signale geben könnte. Bald jedoch überzeugte man sich von gänzlicher Verfehlung dieses Zweckes, denn da der Thurm, wie schon erwähnt, nahe am Schlosse, von dem Kamme des Berges aber beträchtlich entfernt, die Stadt hingegen am Fuße des Berges liegt, so ist es natürlich, daß man vom Thurme aus wohl Alles was in einer Entfernung von 10 Meilen und darüber, aber nicht das, was in der nur eine Stunde entfernten Stadt vorgeht, wahrnehmen kann.

Die Höhe des Thurmes, welcher meist von Holz erbauet ist, beträgt 145 Fuß rhein. und von seinem platten, mit Blei belegten Dache, zu welchem man auf 213 Stufen gelangt, genießt man über die, einem grünen Wellenmeer gleichenden Baumwipfel des umgebenden Waldes hinaus, eine herrliche und ausgebreitete Fernsicht, und zwar hier in einem förmlichen Rundgemälde. Es würde überflüßig sein, die Punkte alle namhaft zu machen, welche sich hier dem überraschten Auge in einer so bedeutenden Fülle darbieten, und wir müßten fürchten, eine Wiederholung anderer Schilderungen aus der an schönen Aussichten so reichen Umgegend zu liefern.

An die Beschreibung dieses Jagdschlosses reihet sich von selbst die Erinnerung an die bei mehreren Fürsten Schwarzburgs vorherrschend gewesene Neigung zur Jagd. — Bald nach Erbauung des Possen-Schlosses wurde ein Wildgarten angelegt, dessen Umfang 3 Stunden betrug. Fürst Christian Günther ließ im letzten Viertheil des vorigen Jahrhunderts die ganze Hainleite umgattern; — der letztverstorbene Fürst aber, ließ das kleine Gatter um den Possen abnehmen und, da das große wandelbar wurde, dasselbe ganz neu herstellen, welches im Umfang 166,510 Fuß betrug; auch ließ derselbe im Jahr 1820 aus den auf dem linken Wipperufer gelegenen Wal-

dungen, mittelst sehr sinnreicher und großartiger Anstalten, unterhalb dem Dorfe Jecha, (wohl auch Berka) sämmtliches Hochwild durch die Wipper in dies eben bezeichnete Wildgatter treiben, welches seltenen, merkwürdigen Ereignisses, und der dabei stattgehabten Festlichkeiten sich noch mancher Einwohner von Sondershausen mit Vergnügen erinnert. Auch wurde in dem letzten Jahrzehend, der heruntergekommene Stand des Schwarzwildes wieder aufs neue begründet und dasselbe besonders in der Gegend des Possen sorgfältig gehegt. — Unter dem jetzt regierenden Fürsten wird zwar die Jagd noch zum Nutzen und Vergnügen gebührend gewürdiget und exercirt, allein keineswegs mit der früher darauf gerichteten Liebhaberei und unter den nöthigen, dem Zeitverhältniß angemessenen Einschränkungen.

Unter dem letztregierenden Fürsten diente das Possenschloß zugleich zur Wohnung eines Forstbeamten, dem Fürsten selbst aber blieb es bis an sein Lebensende ein besonders angenehmer Aufenthalt, als wozu er es auch, nachdem er sich von den Regierungsgeschäften zurückgezogen hatte, bis zum 22. April 1837 benutzte, an welchem Tage er daselbst verschied und von da aus, seiner eigenen Verfügung gemäß, dann nach dem Schlosse Ebeleben gebracht und in dasigem fürstlichen Erbbegräbniß beerdiget wurde.

Jetzt steht der Possen unbewohnt und verödet, und es ist unentschieden, ob er später wieder zu seiner früheren oder irgend einer anderen Bestimmung wieder benutzt werden wird. —

Hast Du, freundlicher Leser, vorstehende Schilderung Deiner Aufmerksamkeit gewürdiget, so wird es Dir hoffentlich begreiflich geworden sein, daß es sich freundlich und gemüthlich in Sondershausen wohnen läßt, daß man gern, so wie ich, von den stürmischen Anklängen vielbewegter Vergangenheit hier ausruhet, und einen friedlichen Lebensabend hier zubringt. — Die Umgebung wird es Dir erklärbar machen, wo die Bewohner Sondershausens ihren heitern, lebenslustigen Sinn, ihre Heimathliebe hernehmen, und es wird Dich nicht befremden, wenn Dir mehr als an andern Orten aus dem kleinen Thale Musik und Gesang entgegen tönen, wenn wir in letzter Beziehung noch berücksichtigen, daß eine lange Reihe von Jahren der letztverstorbene Fürst den Genuß des wohlbesetzten Theaters allen schwarzburgischen Einwohnern frei gewährte und dadurch, wie durch die damit verbundenen Leistungen der Capelle, den Sinn und Geschmack an Kunst, Musik und Gesang, für Generationen begründete. — Nicht befremden kann Dich dies Alles, wenn Du erfährst, daß sich Sondershausen in der neuesten Zeit auf alle diese Beziehungen der erfreulichsten Einwirkungen von Oben erfreuet, daß von seinem geistig und körperlich in schöner und kräftiger Blüthe stehenden Fürstenpaare viel des Guten und Schönen ausgehet, mit dem sinnigsten und besten Geschmack der hier und da noch uncultivirten Natur zu Hülfe gekommen wird, und nichts unbedacht bleibt, was Sondershausen andern vielgerühmten Orten gleich stellen und ihm in der Geschichte der Gegenwart und künftigen Zeit einen wohlklingenden und ausgezeichneten Ruf begründen und verbürgen kann.

Im Irrthum würde man sich jedoch befinden, wenn man sich auf jede Weise in Sondershausen in die schöne Zeit des goldenen Zeitalters versetzt wähnen wollte; wenn man besonders glauben könnte, es herrsche ohne Ausnahme Glück und Freude, Ueberfluß und Wohlstand in seinen Räumen. — Nein, auch in unser lachendes Thal finden Sorgen und Trübsal den Weg, auch hier schreitet Mangel und Armuth kalt neben der Wohlhabenheit und dem Frohsinn einher, schlagen die Unvollkommenheiten des Irdischen, neben duftenden Lebensrosen Wurzel, wuchert Unkraut zwischen der reichen guten Saat; — aber es wird auch hier gemildert, was gemildert werden kann; Menschenliebe und Wohlthätigkeit wandeln mit dem angeborenen heitern Sinn und der Lebenslust Hand in Hand, vom regierenden Fürstenhause aus belebt, begünstiget und unterstützt, und außer den im Stillen wirkenden Beispielen dieser Art wird in kurzer Zeit am westlichen Eingange der Stadt ein erfreulicher Beweis dem Wanderer entgegen leuchten, wenn er an einem stattlichen Gebäude vorüberschreitet, zu welchem im Laufe vorigen Jahres die regierende Fürstin den Grundstein legte, und welches unter dem Namen „Mathildenpflege" außer einer Unterrichts- und Bildungsanstalt für eine große Anzahl unbemittelter Mädchen, auch eine schon längst sehr vermißte Verwahrungsanstalt für kleine Kinder armer Aeltern enthalten wird.

Möge diese aus möglichst verbürgten Quellen und aus dem Leben der Gegenwart gegriffene Schilderung dem Zweck dieser Blätter entsprechen, und dem Leser ein freundliches Bild von dem Orte geben, welcher die Wiege eines Unternehmens ist, das wir mit dem Beginnen des zweiten Bandes aufs neue der aufmerksamen Beachtung und Theilnahme aller Freunde von **Thüringen und dem Harz** empfehlen.

**Friedrich von Sydow.**

---

# Steinbach.

Von Schweina nach Altenstein zurückgekehrt, wenden wir uns nördlich und besuchen zuerst das im orientalisch-arabischen Geschmack auf den Gipfel eines kräuterreichen Weideplatzes erbaute Fohlenhaus, und ergötzen uns noch einmal an dem herrlichen Halbpanorama der uns bekannten Landschaft und an den muntern graziösen Sprüngen und Bewegungen, so wie an der edlen Gestalt der grasenden Fohlen. Das fremdartige und doch freundliche Häuschen ladet zur Ruhe ein, und wenn wir auf diesem hohen, anmuthigen Punkte gerastet, steigen wir nach dem in zwei entgegengesetzten Thälern sich lang hinstreckenden Dorfe Steinbach hinab, das uns, romantisch zwischen Bergwald und grünen Abhängen gelagert, mit seinen weißen Häusern und dampfenden Essen freundlich begrüßt. Die Thäler des Kolmbaches (Kalmich, nach der Volksaussprache) und der Steinbach, die im Dorfe zusammenlaufen, sind ziemlich eng, und die Häuser meist an den beiden oft steilen Bergwänden einander gegenüber gebaut, was dem Orte ein sehr malerisches Ansehen gibt. Auf der letzten Höhe des zwischen den beiden engen Gründen hinlaufenden Bergrückens thront sonnig und die Thäler beherrschend die große schöne Kirche. Der den Berg sich hinaufziehende Gottesacker mit seinen zahlreichen hölzernen Denkmalen gibt diesem anziehenden Gebirgslandschaftsbilde noch einen besonders schwermüthigen Reiz. Die weißen Kreuze glänzen wie lauter aufgegangene Hoffnungssterne Friedensverheißungen in die Thäler herab, während sie mit ihren Spitzen bedeutungsvoll gen Himmel zeigen. Die Ruhestätten der Menschen sollten immer auf sonnigen Bergen sein, auf Bergen zu schlafen hat so viel Reizendes, Beruhigendes.

Steinbach hat als Fabrikort und wegen der durch Mundart, Sitten und Volksglauben ausgezeichneten Eigenthümlichkeit seiner Bewohner vorzügliches Interesse für uns. Der Ort hat nur wenig Ackerbau, und die Felder liegen auf steilen Berghöhen, wohin der Dünger von Frauen in Körben auf dem Rücken getragen wird. Meist gewinnt man auf höchst mühselige Art nur den nöthigen Kar-

toffelbedarf, und der Bewohner dieser Thäler ist auf das in seinen Bergen gewonnene Eisen gewiesen. Aber dieses Metall beschenkt seinen Bearbeiter mit keinen Schätzen. Diese fleißigen Leute sind zu den größten Entbehrungen, zum Loose der bittersten Armuth verdammt. Dafür hat ihnen ein gütiger vergeltender Himmel einen stets heitern Sinn gegeben. Der Eisenstein, der harte Ernährer der Steinbacher, bricht in den benachbarten Gruben im Attenrod, an der Waldleite, in der Klinge 2c. und wurde früher in zwei Rennfeuern geschmolzen; diese sind in neuerer Zeit in zwei Eisenhämmer umgeschaffen, auf welchen Roheisen und altes Eisen eingeschmolzen und zu Stabeisen gemacht wird. Das hier verfertigte Schmiedeeisen wird von den zahlreichen Messerschmieden und Lothschlossern verarbeitet. — Der Ort hat 269 Feuerstätten und gegen 1400 Einwohner, davon sind gegen 200 Messerschmiede, gegen 100 Schlosser, dann Bergleute, Feilenhauer 2c. Wenn man durch den Ort wandert, klappert einem aus den schwarzen Schmiedeessen der Häuser der Fleiß rührig geschwungener Hämmer unausgesetzt entgegen, ein heimisches Getöse, das uns das süße Gefühl in die Seele ruft, daß wir unter thätigen, genügsamen, frohen Menschen sind. Denn der Frohsinn ist des Fleißes Zwillingsbruder und karger Lohn kann ihn nicht verscheuchen. Und wenn auch der reiche äußere Segen mangelt, es wohnt im Fleiße ein wunderbarer innerer Segen, eine wahre Zauberkraft, die das Herz frisch erhält und die Pulse beflügelt. Die Messer, deren jährlich für ohngefähr 60,000 Thlr. ausgeführt werden, sind von geringster Qualität und erhalten sich nur durch ihre beispiellose Wohlfeilheit auf dem Markte. Von gleicher Beschaffenheit sind die gefertigten Schlösser. Die Arbeiter theilen sich in Klingenschmiede, Beschaler, Schleifer und Zusammensetzer der Klappmesser. Das beschwerlichste und ungesundeste Geschäft ist das Schleifen in den Schleifkothen, deren hier sechs sind, und selten bringt ein Schleifer sein Leben höher als 40 Jahre. Die Schalen werden von Hirschhorn, Knochen und Holz gemacht. Das Unwesen aller Fabrikorte hatte sich auch hier eingenistet. Die Handelsleute, welche das Fabrikat ins Ausland vertrieben, bereicherten sich auf Unkosten des Fabrikanten, und hielten diesen, der aus Noth um jeden Preis verkaufen mußte, in eisernem Druck nieder. Deshalb bildete sich vor zehn Jahren zur Abhülfe dieses Uebelstandes und zum Besten der ärmsten Arbeiter ein Hülfsverein, aus ihrer Mitte, ein Commissionscomptoir, wohin die Messerschmiede einen Theil ihrer Fabrikate liefern und von wo sie das Material beziehen. Der besoldete Faktor kauft und verkauft und legt dem Verein Rechnung ab. Weil aber keine Fonds da sind, die dagegen den Handelsherrn zu Gebote stehen, so hat die Sache nicht recht in Schwung kommen wollen.

In Bezug auf Volkseigenthümlichkeit als Idiom, Sitten und Kostüm zeigt Steinbach eine unverkennbare Verwandtschaft mit Brotterode und Ruhla, und diese drei großen Ortschaften, die nur durch Nuancen verschieden sind, tragen einen so scharf ausgeprägten

Typus, daß ihnen in der ganzen Gegend nichts gleicht. Man sieht sogleich, daß sie zu einem Stamme gehören und zwar zu einem im grauen Alterthum in diese Berge eingewanderten; denn wären sie Ureinwohner, so würde ihre Eigenthümlichkeit über mehre Orte verbreitet und mit der der übrigen Waldbewohner der Gegend homogen sein. Auch deuten alte Sagen deutlich genug auf eine frühe Einwanderung hin, die bald Tyrol, bald den Harz das Stammland der drei verwandten Orte nennen. Das Idiom deutet mehr auf den letzteren*).

*) Ueber dieses Idiom, so wie über Kostüm und alte Gebräuche dieser drei Orte werde ich mich im Artikel Ruhla weiter auslassen.

L. Storch.

# Die Luthersbuche und der Luthersbrunnen.

Von Steinbach steigen wir nordwestlich zu einem alten merkwürdigen Baume und einer klaren Bergquelle in seiner Nähe, die die Sage zu Zeugen der scheinbaren Gefangennehmung und Entführung Luthers auf die Wartburg macht. Luther, vom Reichstage zu Worms kommend, wo er so kühn für seine Ueberzeugung gesprochen, und wo das Gewitter zu seinem Verderben sich zusammenzog, besuchte auf der Rückreise seine Verwandten in Möhra. Nach mehrtägigem Aufenthalte wollte er über Altenstein und Waltershausen, Gotha ꝛc. weiter. Er brach Mittags den 4. Mai (1521) von Möhra auf, von seinen Verwandten bis über Altenstein begleitet. Diese hatten kaum von ihm Abschied genommen, als — eine halbe Stunde über Altenstein — zwei Ritter (Burkhard von Hund und Hans von Berlepsch) mit geschlossenem Visir nebst drei Knechten aus dem Walde hervorbrachen, Luthern vom Wagen nöthigten und auf ein Pferd hoben. Luther war jedenfalls von diesem vom Kurfürsten Friedrich dem Waisen angeordneten scheinbaren Ueberfall vorher unterrichtet. Seinen Bruder Jakob, der mit ihm, Nicolaus von Amsdorff (damaligem Professor in Wittenberg, später protestantischer Bischof zu Naumburg und zuletzt Superintendent zu Eisenach) und Friedrich Mecum, Pfarrer zu Gotha auf dem Wagen saß, überkam so große Furcht, daß er herabsprang und in den Wald lief; erst am Abend langte er in Waltershausen an. Die beiden andern kehrten mit dem Möhra'schen Geschirr voller Schrecken zurück. — Der Ueberfall geschah wahrscheinlich zu Ende der sogenannten Sandhohle, über den kleinen Bach (Kolmbach) hinüber, zu Anfang der Waldhöhe, der Eselskopf genannt. Dieser einfachen historischen Thatsache hat sich die Sage bemächtigt, und sie auf ihre Weise mythisch umgebildet und ausgeschmückt.

Luther, erzählt sie, hielt die Ritter für Räuber oder Katholische, die ihn entweder plündern oder gar ans Leben wollten. Die verkleideten Ritter rissen den Doctor aus dem Wagen und schlugen auf seine Begleiter, daß diese davon liefen. Doctor Luther war über

diesen Ueberfall so sehr erschrocken, daß er nicht fortkonnte. Er mußte sich niedersetzen, um eine Zeit lang auszuruhen, und wählte dazu ein weiches schönes Plätzchen unter einer hohen schattigen Buche, die am Wege stand. Zu gleicher Zeit empfand er einen heftigen Durst und sah sich nach einer Quelle um. Da er aber in der Nähe keine entdecken konnte, so stieß der Gottesmann mit seinem Stabe in den Boden, und siehe eine helle Quelle sprudelte hervor, wie einst aus dem Felsen, an welchen Moses mit seinem Stabe geschlagen hatte, ein ähnlicher Born hervorgesprungen war. Luther trank und setzte dann seinen Weg mit den Reitern weiter fort nach dem Gebirgskamme zu. So kamen sie hoch oben bis nach Glasbach (eine Wüstung und Waldwiese) wo ebenfalls ein trefflicher Born quillt. Hier konnte Luther nicht weiter. Ermüdet und unwillig setzte er sich auf einen Granitblock am Wege. Und als die Ritter ihn zum Weitergehen antrieben, sprang er von edelm Zorn erfüllt, auf den Stein, stampfte mit dem Fuße heftig darauf, und rief: Ich gehe nicht weiter! Sagt, was ihr mit mir vorhabt. Wollt ihr mich berauben oder gar tödten, so thut hier, was ihr nicht lassen könnt. Aber ihr bringt mich keinen Schritt weiter. — Und siehe, ein neues Wunder hatte sich begeben, sein Fuß war in den harten Granit gedrungen und hatte sich abgedrückt. Da hoben ihn die Reiter auf ein Pferd und zogen mit ihm die Kreuz und Quer im Walde herum bis es Nacht wurde. Ja sie rissen ihren Pferden die Hufeisen ab und schlugen sie verkehrt wieder auf, um jeden, der sie etwa verfolgen sollte, irre zu leiten. Endlich, als es schon dunkel war, und sie auf dem Rennstieg der Wartburg zu ritten, gaben sich die Reiter dem Doctor Luther zu erkennen; da warens die Ritter vom Altenstein und der Wartburg, und sagten ihm, daß sie ihn auf Befehl des Kurfürsten so heimlich hätten aufheben müssen, weil ihm die Katholischen nach dem Leben strebten, und sollten ihn auf die Wartburg in Sicherheit bringen.

Die Buche, unter der Luther damals geruht, wurde die Lutherbuche genannt, die Quelle, die er dem Boden entlockt, der Luthersbrunnen, die Fußstapfe, die er in den Stein gedrückt, der Luthersfuß; und so heißen sie noch heute, wo noch alle drei zu sehen sind.

So hat die gütige Sage, die sanfte, phantastische Verherrlicherin auf diesem einen Berge die beiden Lichtträger Deutschlands wunderbar verherrlicht. Bonifacius Namen hat sie einem Felsen, Luthers Namen einem Baume, einer Quelle und einem Steine aufgeprägt, und sie werden ihn auf die Nachwelt dieser Thäler mit mehr Sicherheit übertragen, als Bücher und Geschrift. Die Luthersbuche steht auf einem kleinen grünen Bergplan in der Kolmbach (Kalmich, Thalgrund), zwischen dem Eselskopf und Mühlberg, über dem Katzenstein, ohngefähr 600 Schritt vom wahrscheinlichen Orte des Ueberfalls, eine gute halbe Stunde von Altenstein. Sie ist jetzt alt und morsch und durch und durch hohl. Der Untergang hat ihr schon oft gedroht, aber eine unsichtbare Hand hat sie jedesmal gerettet und

geschützt. Man erzählt, daß die katholischen Wallfahrter, die hinauf nach der sogenannten Wallfahrt (wovon nachher die Rede sein wird) zogen, oft schon Feuer an die Buche gelegt hätten, um sie zu verbrennen. Dies soll noch vor ohngefähr zehn Jahren geschehen sein. Aber jedesmal hat der Himmel Leute dazu geführt, die das Feuer wieder löschten. Vor ohngefähr nicht ganz hundert Jahren, als gerade der Schlag im Mühlberg war (d. h. als die dortige Waldung gefällt wurde), hatte der Förster bereits auch die Luthersbuche angewiesen, und sie sollte eben niedergehauen werden, als ein Mann aus Steinbach, Andreas Malsch, dazu kam, und die Buche für die Waldtaxe kaufte, um sie vom Untergange zu retten. Diesem einfachen Manne hat man also die Erhaltung dieses alten ehrwürdigen Sagenträgers zu verdanken. Seine Nachkommen leben noch in Steinbach und ihnen gehört eigentlich die Luthersbuche, die ihr Großvater für sein Geld gekauft hat. —

Zur dreihundertjährigen Feier der Uebergabe der Augsburgischen Confession ließ der für alles Gute und Schöne wahrhaft erglühende Herzog von Meiningen die Quelle des Luthersbrunnen durch geschmackvolles Mauerwerk schmücken, und veranstaltete am Festtage bei der Buche eine angemessene religiöse Feierlichkeit, an welcher sowohl der Hof, als auch die Badegäste Liebensteins und die Bewohner der Umgegend Theil nahmen. Da hallte durch den klassischen Wald der fromme Gesang einer Menge die, gleich ergriffen von der kirchlichen Bedeutung des Tags, wie von den historischen Erinnerungen des Orts, das Andenken an diese Feier heilig halten wird.

In einem alten Kirchenbuche zu Schweina liegt ein einzelnes ausgerissenes Blatt, auf welchem ein dasiger Geistlicher Namens Hattenbach folgende denkwürdige Worte aufgezeichnet hat: „Ao. 1521 Sonnabend nach Cantate den 4. May, Nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr, ist der Hr. D. M. L. allhier zu Schweina durchgefahren, da er von Worms kommen, und ¼ Meil überm Altenstein bei dem Luthersbrunn ufr Landstraße nach Waltershausen gefangen und auf Wartburg geliefert worden." — Nach der Luthersbuche erwähnen wir billig eines zweiten uralten Baumes dieser Gegend, den die Sage ebenfalls mit dem Namen des unsterblichen Geisteskämpfers in Verbindung setzt; es ist die vom Alter schwer gedrückte große Linde zu Möhra. Unter ihrem weiten Blätterdache predigte Luther, der Sage nach, im Jahre 1521, als er, von Worms kommend, seine Verwandten hier besuchte, und die kleine Kapelle die Menge der hinzuströmenden Zuhörer nicht fassen konnte. Dieser heilige Lindenbaum hat nur noch die Hälfte seines Stammes aufzuzeigen und ist fast von der Schale entblößt; dennoch treiben ihre starken Aeste immer noch junge Zweige und jeder Frühling umhüllt sie mit neuem kräftigen Blätterschmuck. Und so gleicht sie Luthers Lehr und Wort, das einst unter ihr getönt. Segne der Himmel Buche und Linde noch lange und lasse ihres Grüns und ihrer Erinnerungen auch unsere Enkel sich erfreuen! — Es ist überhaupt rührend, wie die Sage, die ewig junge Volkslehrerin, dankbar bemüht gewesen ist,

Luthers unsterblichen Namen in diesem — dem schönsten Theile des Thüringerwaldes zu verherrlichen. Die Wartburg mit ihrer nächsten Umgegend, Schmalkalden, Tambach (auch hier ist ein Luthersbrunnen, dessen Wasser die Steinschmerzen des Reformators geheilt haben soll), Möhra und Altenstein geben davon Zeugniß. Möchten wir und unsere Nachkommen treu bewahren, was sie uns freundlich überliefert hat!

---

Von hier haben wir noch eine kleine Stunde bis zum letzten romantischen und zugleich höchsten Punkte des Altensteiner Bezirks zu wandern, zum Gerberstein, und wir müssen ziemlich steil empor bis zum Gebirgsrücken. Der Berg, den wir zu ersteigen haben, ist der Eselskopf. Unser Weg ist die alte Waltershäuser-Altensteiner Landstraße, mit welcher oben der Rennstieg eine Strecke lang zusammenläuft. Rechts etwa 100 Schritte von der Straße erhebt sich mitten in dichter Laubwaldung die chaotisch zerklüftete, wild romantische Felsenmasse, deren Name Gerberstein eine Corruption von Gebirgsstein ist. Diese imposanten Felsentrümmer bestehen aus Granit und sind nach allen Seiten hin in schauerlicher Unordnung über einander geschleudert und besonders in senkrechter Richtung von tiefen Klüften durchsetzt. Diese Felsenruine war gewiß in der Vorzeit eine vereinte hochaufragende Masse, ein weitschauender Obelisk; man sieht es den ungeheuern Granitblöcken an, daß sie von einander gesprengt worden sind. Aber welche Kraft konnte diesen Riesen in solche Trümmer zerbrechen? Gewiß nur die einer Alles bezwingenden Erdrevolution, eines furchtbaren Erdbebens. Wenn man in die zerstörte Felsencolonnade tritt, durchdüstert einen der Gedanke, daß die Grundvesten der Erde einst so übereinander stürzen werden, wie diese Granitveste. Zwischen den einzelnen Felssäulen und Blöcken, von denen manche 30 bis 40 Fuß hoch empor starren, andre abgebrochen oder so geneigt sind, daß sie den Umsturz drohen, ist nicht bequem zu wandeln, denn mächtige Farrenkräuter wuchern zwischen ihnen empor; dagegen kann man die Spitzen mehrer der höchsten Kegel ohne besondere Schwierigkeit erklimmen und genießt von ihnen aus eine wundervolle Aussicht auf langgestreckte tiefe Bergwaldungen, in kleine grüne Thäler dazwischen, vorzüglich nach der nahen Ruhla zu; östlich der majestätische Inselberg, nördlich und westlich nichts als aneinander gereihete waldige Berghäupter, kein Haus, keinen Kirchthurm; nach Südwesten ein Paar Blicke ins Werrathal und darüber wieder ferne Bergketten der Rhön des Meißner und anderer hessischen Berge. Ein eigenthümlicher Genuß tiefster Waldeinsamkeit und Ruhe; selten dringt ein Ton auf diesem Felsenhut in unser Ohr, es müßte denn der Schrei eines Raubvogels sein; wir wähnen uns plötzlich in eine wilde waldige Einöde versetzt und die Menschenwelt fern mit ihrem kleinlichen Treiben. Von meinem Vaterhause (in Ruhla) hatte ich kaum mehr als eine halbe Stunde bis zum Gipfel des Gerberstein und mein Weg führte durch das schönste

von einem murmelnden Quellgerinne durchhüpfte Wiesenthal am Waldessaum unter dem schattigen Obdach schöner Buchen hin, und ich wandelte ihn oft nach jener Felsentrümmerwelt, in der ich mich glücklich fühlte. O wie hob sich mein junges Herz auf diesen Steinklippen, wie weckte diese wild romantische Felsenpracht die schlummernden Liederkeime in meiner Brust und trieb die ersten kindlichen Blüthen! Wenn ich mein Auge über die mir bekannten und verwandten Berge, über die Wälder, mein stilles Paradies, hinschweifen ließ, kam mir immer Göthe's zartes Gedicht, das ich damals schon kannte, in den Sinn:

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh',
In den Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde;
Warte nur, balde
Ruhest du auch."

und ich weinte Thränen des mächtigsten und tiefsten Gefühls, das eine Knabenbrust durchglühen kann. — Die häuslichen Verhältnisse meiner Jugend waren rauh und trübe; mein Vater starb, als ich sieben Jahr alt war, mit ihm — ach, schon so früh! — mein harmloses Kindesglück; ich mußte von nun an viel bittres Leid erfahren, ich mußte manchen herben Kelch mit dem Bodensatz leeren und der Mangel grins'te mich sogar mit seiner höhnischen Grimasse an. Aber ein gütiger Himmel hatte mir früh eine wunderbar herrliche Fee zur Begleiterin gegeben, die Phantasie. Sie führte mich an ihrer weichen Hand in die Wälder, auf die Berge und die Felsen meiner Heimath; sie entschädigte mich für die gemeine Noth mit dem Himmelsglanz der Poesie, den sie mir freigebig in die Seele warf, mit purpurnen Abendröthen, aus denen Liedergedanken als leuchtende Sterne aufstiegen. In der hehren, schweigenden Einsamkeit des Gerberstein hat sie mich mit Seligkeiten überschüttet, während mir im Vaterhause ein bescheidenes Jugendglück versagt war. Aber das ist des Himmels bitter-süße Fügung. Die an den Brüsten der Poesie, gleich dem jungen Herkules, junonische Milch trinken, denen wirft meist das Leben Mühen und Drangsal in den Weg, in wessen Seele früh der zündende Funke der Poesie fällt und zu Flammen auflodert, für den nährt der häusliche Heerd gar oft nur dürftiges Feuer.

„Zwei Blumen blühen für den weisen Finder.
— — — — — — — — — — — — —
Wer eine dieser Blumen brach, begehre
Die andre Schwester nicht."

**L. Storch.**

---

# Sagen von Altenstein und der Umgegend.

Das romantische Altenstein mit seiner nächsten Umgegend, ist, seiner Natur nach, ein sehr fruchtbares Sagengebiet. Je steiler die Bergwände, je einsamer die Waldungen, je tiefer die Thäler, desto üppiger die duftende Sagenblüthe, desto farbenprächtiger ihr glänzender Stern. Dazu kommt die bereits erwähnte, aus grauer Vorzeit stammende, scharf ausgeprägte Volksindividualität der Bewohner dieser Gebirgsgegend, die an Wunder= und Aberglauben eben so fest hängt, wie an Idiom und Sitte; ja diese beiden sind eben so gut Sagenträger, wie Fels, Berg und Wald. Aber die letzten Zeiten dieses interessanten Typus sind gekommen, moderne Bildung, die in die Thäler dringt, greift das Gepräge ab, die Poesie der Sage flieht trauernd aus dem Dunkel der Wälder, aus der Einsamkeit der Thalgründe, verdrängt vom Lichte der gespreizten Aufklärung, und wenn wir nicht in Schrift und Buch bannen, was sonst als freier poetischer Geist diese Thäler wie Bäche durchfluthete, diese Höhen wie Vögel umkreiste, so würden die Nachkommen bald nichts mehr wissen von dem wunderbaren Glauben und den Sagendichtungen der Altvordern. Es ist das untrügliche Zeichen des Abwelkens der Sagenblüthe, daß man im Volke anfängt sich ihrer zu schämen und philosophische Betrachtungen darüber anzustellen, daß ja das Alles nicht wahr sein könne und daß die Vorfahren doch recht kindisch albern gewesen wären, an dergleichen Abgeschmacktheiten zu glauben. Gewöhnlich hört man, wenn man einer Sage nachforscht, jetzt schon die Versicherung von allen Seiten, daß man an „das alte dumme Zeug nicht glaube," und die Furcht vom Sagenforscher für abergläubisch gehalten zu werden, verschließt den Leuten den Mund. Die Verblendeten wissen nicht, welch einen Schatz sie wegwerfen und wie viel unächtes Gut sie dafür eintauschen. Ich weile jetzt immer mit wehmüthigen Gefühlen unter den Bewohnern dieser Gegenden, die ihr Ohr der flüsternden Sagenpoesie zu verschließen anfangen, um es dem trübseligen Geschwätze der Politik zu öffnen.

Daher verdient unser thüringischer Sagenwart Ludwig Bechstein, der gemüthliche, gefeierte Dichter, den größten Dank dafür,

daß er wie eine fleißige Biene unser schönes Thüringen durchschwärmt und aus den Blüthenkelchen der Sage das Honig in seinen Sagenschatz sammelt. —

Jäger-, Hirten- und Bergmannssagen sprossen hier so reich und zahlreich, wie die Waldblumen, hervor; es ist kaum möglich, sie alle zu sammeln, und da die meisten sich ziemlich gleich sehen, so ist wenigstens hier der Ort nicht, sie alle niederzulegen. Einige ausgezeichnete mögen genügen. Vorzüglich fruchtbar ist die Teufels- und Hexensage. Wie ein schauerlicher Ton klingt sie durch die Thäler, haftet an Fels und Berg, Wiese und Quell, und spielt doch auch, wie bereits erinnert, ins Naive und Komische hinüber. Der Hexenglaube war hier so stark, daß der Volksmund das Dorf Steinbach mit dem Namen Hexensteinbach (Hexensteimich) belegt hat zum Unterschied von dem Marktflecken Steinbach-Hallenberg. Einige historische Daten werden ein erklärendes Licht auf diese düstern Partien der lokalen Sagenschöpfung werfen. Vom Jahre 1628 bis 1699 sind in Schweina achtzehn Personen theils aus dem Orte selbst, theils aus Steinbach und Gumpelstadt hingerichtet worden. Mit Hinweglassung der Namen lauten die einzelnen Fälle im Sterberegister des Kirchenbuchs wie folgt. 1628 den 18. Juni Nachmittag ist eine Frau aus Steinbach nach der Tortur gestorben, weil sie beschuldigt wurde der Hexerei, und daß sie ein kleines Mädchen gelehrt habe, Flöhe zu machen, und es haben Schöpfen und Scharfrichter ausgesagt, ihr sei das Genick gebrochen worden *) „Ist den 12. mit Feuer verbrannt worden." — 1629 den 7. Aug. eine Frau aus Gumpelstadt wegen Hexerei verbrannt. — eo. ann. den 23. Octob. sind 5 Weiber wegen Hexerei auf einmal verbrannt worden. — eo. ann. den 23. Decbr. Ein Mann aus Gumpelstadt desgleichen, welcher aber verstockter und unbußfertiger Weise, ohne Erkenntniß seiner Sünden und ohne Empfang des heiligen Abendmahls dahin gefahren. Denselben Tag wurde auch eine Frau verbrannt, die sich aber bekehrte. — 1659 den 16. Sept. eine Frau von Steinbach verbrannt. — 1664 den 17. März eine Frau, nachdem sie fast ein halbes Jahr wegen Hexerei in Verhaft gewesen, erst im peinlichen Verhör bekannt, dann widerrufen, bis sie endlich durch lose Praktiken des Nachts aus dem Gefängniß gebrochen, des Morgens gesucht und unter dem Hohlenstein todt gefunden worden, wurde vom Henker hinausgeschleppt und auf dem Galgenberge begraben. — eo. ann. den 9. Dec. ist einer alten Frau von Gumpelstadt, nachdem sie der Zauberei peinlich ist verhöret worden, aber nichts gestanden, bald nach vollbrachter und ausgestandener Tortur von dem leidigen Satan das Genick zerbrochen worden. Wurde vom Henker den 17. auf einem Mistkarren hinausgeschleppt und auf dem Galgenberg begraben. — 1671 den 14. Febr. eine Frau von Steinbach wegen bekannter Hexerei nach Urthel und Recht verbrannt — 1673 Eine Frau, genannt Teufels-Barb, ist wegen Zauberei eingezogen

---

*) Versteht sich: Vom Teufel.

worden, und da sie auf der Tortur hartnäckig geläugnet, hat ihr der Teufel 2 Stunden nach der Tortur den Hals gebrochen. Hat bekommen sepulturam asiniam und ist vom Scharfrichter auf den Galgenberg geschleppt worden. — 1697 den 29. April, eine Frau, Brannt-Ann genannt, durchs Schwert gerichtet und verbrannt. — 1698 den 21. Mai ein Mann aus Steinbach, weil er Spiritus familiaris gehabt, auch ein Ehebrecher und Zauberer gewesen, verbrannt. Stellte sich sehr bußfertig an. — eo. ann. den 6. Sept. eine Frau, von einigen Schickenkäth genannt, wegen gestandener Hexerei durchs Schwert gerichtet. Der Scharfrichter that an ihr die erste Probe, und brachte auf einen Hieb den Kopf vom Rumpf, aber das Schwert, mit welchem schon mehr als 100 hingerichtet worden waren, bekam zum erstenmal drei große Lücken, woraus man schloß, sie habe einen härteren Tod verdient. — 1699 wurde wieder eine arme Hexe geköpft und verbrannt.

So zieht sich der in seinen Folgen so gräßliche Glaube an Hexen wie ein blutiger Faden durch das ganze siebenzehnte Jahrhundert und wirft seinen rothen Schein auch in das achtzehnte herüber. Die Sage hat diese traurigen Thatsachen hernach nur, nach ihrer Art, phantastisch überkleidet und ausgeschmückt; denn alles, was erschütternd in das menschliche Gemüth tritt, ergreift sie und schafft es zu ihrem Eigenthum um. Sie macht die Stoffe flüssig und gießt sie in die ihr eigenthümlichen Arabeskenformen. So behauptet sie denn, daß der Lobberg bei Steinbach seinen Namen von dem Umstande habe, weil auf ihm die Hexen zum Lobe Gottes verbrannt worden seien, und auf dem Platze, der der Hexenplatz heiße, wachse kein Gras. Dort, wo weißschimmernder Schwerspath bricht, halten die Steinbacher Hexen ihre Festtänze; die Schweinaer dagegen tanzen im sogenannten Hopfgarten, deshalb auch Teufelsgarten genannt. Allgemeine Hexen-Tänze und Sabbathe von Hexen aus der ganzen Umgegend werden auf dem Katzersrasen unter einer großen Buche gehalten, die davon den Namen Tanzbuche hat.

Als Beispiel naiver Teufelssagen diene diese:

> Der alte Schmidte-Sömme (Schmieds Simon) in Steinbach, eine dort fast mythisch gewordene Person, von welcher eine Menge Sagen im Schwunge sind, war ein braver, furchtloser Wilddieb und das Haupt vieler gleichen Gesellen. Eines Nachts sitzt er am Frauenberg und lauert auf ein Wild. Da sieht er plötzlich den Teufel auf einem Fasse durch die Luft reiten nach Steinbach zu. Hurtig schießt der Alte nach dem Reiter und trifft ihn ins Bein, daß er das Faß fallen lassen muß, welches entzwei brach. Es war Branntwein darin.

Jenes naive, zuweilen komische Element haben auch die vielfachen Sagen vom Bieresel, die sowohl in Steinbach, als Brotterode und Ruhla vorkommen, und bei bunten Variationen doch alle darauf hinauslaufen, daß lüderlichen Männern, die zu lange im Bierhause zechen, auf dem Heimwege ein Gespenst in Gestalt eines Esels aufhockt, das sie tragen müssen, und welches bei jedem Schritt schwerer

toffelbedarf, und der Bewohner dieser Thäler ist auf das in seinen Bergen gewonnene Eisen gewiesen. Aber dieses Metall beschenkt seinen Bearbeiter mit keinen Schätzen. Diese fleißigen Leute sind zu den größten Entbehrungen, zum Loose der bittersten Armuth verdammt. Dafür hat ihnen ein gütiger vergeltender Himmel einen stets heitern Sinn gegeben. Der Eisenstein, der harte Ernährer der Steinbacher, bricht in den benachbarten Gruben im Attenrod, an der Waidleite, in der Klinge ꝛc. und wurde früher in zwei Rennfeuern geschmolzen; diese sind in neuerer Zeit in zwei Eisenhämmer umgeschaffen, auf welchen Roheisen und altes Eisen eingeschmolzen und zu Stabeisen gemacht wird. Das hier verfertigte Schmiedeeisen wird von den zahlreichen Messerschmieden und Lothschlossern verarbeitet. — Der Ort hat 269 Feuerstätten und gegen 1400 Einwohner, davon sind gegen 200 Messerschmiede, gegen 100 Schlosser, dann Bergleute, Feilenhauer ꝛc. Wenn man durch den Ort wandert, klappert einem aus den schwarzen Schmiedeessen der Häuser der Fleiß rührig geschwungener Hämmer unausgesetzt entgegen, ein heimisches Getöse, das uns das süße Gefühl in die Seele ruft, daß wir unter thätigen, genügsamen, frohen Menschen sind. Denn der Frohsinn ist des Fleißes Zwillingsbruder und karger Lohn kann ihn nicht verscheuchen. Und wenn auch der reiche äußere Segen mangelt, es wohnt im Fleiße ein wunderbarer innerer Segen, eine wahre Zauberkraft, die das Herz frisch erhält und die Pulse beflügelt. Die Messer, deren jährlich für ohngefähr 60,000 Thlr. ausgeführt werden, sind von geringster Qualität und erhalten sich nur durch ihre beispiellose Wohlfeilheit auf dem Markte. Von gleicher Beschaffenheit sind die gefertigten Schlösser. Die Arbeiter theilen sich in Klingenschmiede, Beschaler, Schleifer und Zusammensetzer der Klappmesser. Das beschwerlichste und ungesundeste Geschäft ist das Schleifen in den Schleifkothen, deren hier sechs sind, und selten bringt ein Schleifer sein Leben höher als 40 Jahre. Die Schalen werden von Hirschhorn, Knochen und Holz gemacht. Das Unwesen aller Fabrikorte hatte sich auch hier eingenistet. Die Handelsleute, welche das Fabrikat ins Ausland vertrieben, bereicherten sich auf Unkosten des Fabrikanten, und hielten diesen, der aus Noth um jeden Preis verkaufen mußte, in eisernem Druck nieder. Deshalb bildete sich vor zehn Jahren zur Abhülfe dieses Uebelstandes und zum Besten der ärmsten Arbeiter ein Hülfsverein, aus ihrer Mitte, ein Commissionscomptoir, wohin die Messerschmiede einen Theil ihrer Fabrikate liefern und von wo sie das Material beziehen. Der besoldete Faktor kauft und verkauft und legt dem Verein Rechnung ab. Weil aber keine Fonds da sind, die dagegen den Handelsherrn zu Gebote stehen, so hat die Sache nicht recht in Schwung kommen wollen.

In Bezug auf Volkseigenthümlichkeit als Idiom, Sitten und Kostüm zeigt Steinbach eine unverkennbare Verwandtschaft mit Brotterode und Ruhla, und diese drei großen Ortschaften, die nur durch Nuancen verschieden sind, tragen einen so scharf ausgeprägten

Typus, daß ihnen in der ganzen Gegend nichts gleicht. Man sieht sogleich, daß sie zu einem Stamme gehören und zwar zu einem im grauen Alterthum in diese Berge eingewanderten; denn wären sie Ureinwohner, so würde ihre Eigenthümlichkeit über mehre Orte verbreitet und mit der der übrigen Waldbewohner der Gegend homogen sein. Auch deuten alte Sagen deutlich genug auf eine frühe Einwanderung hin, die bald Tyrol, bald den Harz das Stammland der drei verwandten Orte nennen. Das Idiom deutet mehr auf den letzteren*).

*) Ueber dieses Idiom, so wie über Kostüm und alte Gebräuche dieser drei Orte werde ich mich im Artikel Ruhla weiter auslassen.

L. Storch.

## Die Luthersbuche und der Luthersbrunnen.

Von Steinbach steigen wir nordwestlich zu einem alten merkwürdigen Baume und einer klaren Bergquelle in seiner Nähe, die die Sage zu Zeugen der scheinbaren Gefangennehmung und Entführung Luthers auf die Wartburg macht. Luther, vom Reichstage zu Worms kommend, wo er so kühn für seine Ueberzeugung gesprochen, und wo das Gewitter zu seinem Verderben sich zusammenzog, besuchte auf der Rückreise seine Verwandten in Möhra. Nach mehrtägigem Aufenthalte wollte er über Altenstein und Waltershausen, Gotha 2c. weiter. Er brach Mittags den 4. Mai (1521) von Möhra auf, von seinen Verwandten bis über Altenstein begleitet. Diese hatten kaum von ihm Abschied genommen, als — eine halbe Stunde über Altenstein — zwei Ritter (Burkhard von Hund und Hans von Berlepsch) mit geschlossenem Visir nebst drei Knechten aus dem Walde hervorbrachen, Luthern vom Wagen nöthigten und auf ein Pferd hoben. Luther war jedenfalls von diesem vom Kurfürsten Friedrich dem Waisen angeordneten scheinbaren Ueberfall vorher unterrichtet. Seinen Bruder Jakob, der mit ihm, Nicolaus von Amsdorff (damaligem Professor in Wittenberg, später protestantischer Bischof zu Naumburg und zuletzt Superintendent zu Eisenach) und Friedrich Mecum, Pfarrer zu Gotha auf dem Wagen saß, überkam so große Furcht, daß er herabsprang und in den Wald lief; erst am Abend langte er in Waltershausen an. Die beiden andern kehrten mit dem Möhra'schen Geschirr voller Schrecken zurück. — Der Ueberfall geschah wahrscheinlich zu Ende der sogenannten Sandhohle, über den kleinen Bach (Kolmbach) hinüber, zu Anfang der Waldhöhe, der Eselskopf genannt. Dieser einfachen historischen Thatsache hat sich die Sage bemächtigt, und sie auf ihre Weise mythisch umgebildet und ausgeschmückt.

Luther, erzählt sie, hielt die Ritter für Räuber oder Katholische, die ihn entweder plündern oder gar ans Leben wollten. Die verkleideten Ritter rissen den Doctor aus dem Wagen und schlugen auf seine Begleiter, daß diese davon liefen. Doctor Luther war über

diesen Ueberfall so sehr erschrocken, daß er nicht fortkonnte. Er mußte sich niedersetzen, um eine Zeit lang auszuruhen, und wählte dazu ein weiches schönes Plätzchen unter einer hohen schattigen Buche, die am Wege stand. Zu gleicher Zeit empfand er einen heftigen Durst und sah sich nach einer Quelle um. Da er aber in der Nähe keine entdecken konnte, so stieß der Gottesmann mit seinem Stabe in den Boden, und siehe eine helle Quelle sprudelte hervor, wie einst aus dem Felsen, an welchen Moses mit seinem Stabe geschlagen hatte, ein ähnlicher Born hervorgesprungen war. Luther trank und setzte dann seinen Weg mit den Reitern weiter fort nach dem Gebirgskamme zu. So kamen sie hoch oben bis nach Glasbach (eine Wüstung und Waldwiese) wo ebenfalls ein trefflicher Born quillt. Hier konnte Luther nicht weiter. Ermüdet und unwillig setzte er sich auf einen Granitblock am Wege. Und als die Ritter ihn zum Weitergehen antrieben, sprang er von edelm Zorn erfüllt, auf den Stein, stampfte mit dem Fuße heftig darauf, und rief: Ich gehe nicht weiter! Sagt, was ihr mit mir vorhabt. Wollt ihr mich berauben oder gar tödten, so thut hier, was ihr nicht lassen könnt. Aber ihr bringt mich keinen Schritt weiter. — Und siehe, ein neues Wunder hatte sich begeben, sein Fuß war in den harten Granit gedrungen und hatte sich abgedrückt. Da hoben ihn die Reiter auf ein Pferd und zogen mit ihm die Kreuz und Quer im Walde herum bis es Nacht wurde. Ja sie rissen ihren Pferden die Hufeisen ab und schlugen sie verkehrt wieder auf, um jeden, der sie etwa verfolgen sollte, irre zu leiten. Endlich, als es schon dunkel war, und sie auf dem Rennstieg der Wartburg zu ritten, gaben sich die Reiter dem Doctor Luther zu erkennen; da warens die Ritter vom Altenstein und der Wartburg, und sagten ihm, daß sie ihn auf Befehl des Kurfürsten so heimlich hätten aufheben müssen, weil ihm die Katholischen nach dem Leben strebten, und sollten ihn auf die Wartburg in Sicherheit bringen.

Die Buche, unter der Luther damals geruht, wurde die Luthersbuche genannt, die Quelle, die er dem Boden entlockt, der Luthersbrunnen, die Fußstapfe, die er in den Stein gedrückt, der Luthersfuß; und so heißen sie noch heute, wo noch alle drei zu sehen sind.

So hat die gütige Sage, die sanfte, phantastische Verherrlicherin auf diesem einen Berge die beiden Lichtträger Deutschlands wunderbar verherrlicht. Bonifacius Namen hat sie einem Felsen, Luthers Namen einem Baume, einer Quelle und einem Steine aufgeprägt, und sie werden ihn auf die Nachwelt dieser Thäler mit mehr Sicherheit übertragen, als Bücher und Geschrift. Die Luthersbuche steht auf einem kleinen grünen Bergplan in der Kolmbach (Kalmich, Thalgrund), zwischen dem Eselskopf und Mühlberg, über dem Katzenstein, ohngefähr 600 Schritt vom wahrscheinlichen Orte des Ueberfalls, eine gute halbe Stunde von Altenstein. Sie ist jetzt alt und morsch und durch und durch hohl. Der Untergang hat ihr schon oft gedroht, aber eine unsichtbare Hand hat sie jedesmal gerettet und

geschützt. Man erzählt, daß die katholischen Wallfahrter, die hinauf nach der sogenannten Wallfahrt (wovon nachher die Rede sein wird) zogen, oft schon Feuer an die Buche gelegt hätten, um sie zu verbrennen. Dies soll noch vor ohngefähr zehn Jahren geschehen sein. Aber jedesmal hat der Himmel Leute dazu geführt, die das Feuer wieder löschten. Vor ohngefähr nicht ganz hundert Jahren, als gerade der Schlag im Mühlberg war (d. h. als die dortige Waldung gefällt wurde), hatte der Förster bereits auch die Luthersbuche angewiesen, und sie sollte eben niedergehauen werden, als ein Mann aus Steinbach, Andreas Malsch, dazu kam, und die Buche für die Waldtaxe kaufte, um sie vom Untergange zu retten. Diesem einfachen Manne hat man also die Erhaltung dieses alten ehrwürdigen Sagenträgers zu verdanken. Seine Nachkommen leben noch in Steinbach und ihnen gehört eigentlich die Luthersbuche, die ihr Großvater für sein Geld gekauft hat. —

Zur dreihundertjährigen Feier der Uebergabe der Augsburgischen Confession ließ der für alles Gute und Schöne wahrhaft erglühende Herzog von Meiningen die Quelle des Luthersbrunnen durch geschmackvolles Mauerwerk schmücken, und veranstaltete am Festtage bei der Buche eine angemessene religiöse Feierlichkeit, an welcher sowohl der Hof, als auch die Badegäste Liebensteins und die Bewohner der Umgegend Theil nahmen. Da hallte durch den klassischen Wald der fromme Gesang einer Menge die, gleich ergriffen von der kirchlichen Bedeutung des Tags, wie von den historischen Erinnerungen des Orts, das Andenken an diese Feier heilig halten wird.

In einem alten Kirchenbuche zu Schweina liegt ein einzelnes ausgerissenes Blatt, auf welchem ein dasiger Geistlicher Namens Hattenbach folgende denkwürdige Worte aufgezeichnet hat: „Ao. 1521 Sonnabend nach Cantate den 4. May, Nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr, ist der Hr. D. M. L. allhier zu Schweina durchgefahren, da er von Worms kommen, und ¼ Meil überm Altenstein bei dem Luthersbrunn ufr Landstraße nach Waltershausen gefangen und auf Wartburg geliefert worden." — Nach der Luthersbuche erwähnen wir billig eines zweiten uralten Baumes dieser Gegend, den die Sage ebenfalls mit dem Namen des unsterblichen Geisteskämpfers in Verbindung setzt; es ist die vom Alter schwer gedrückte große Linde zu Möhra. Unter ihrem weiten Blätterdache predigte Luther, der Sage nach, im Jahre 1521, als er, von Worms kommend, seine Verwandten hier besuchte, und die kleine Kapelle die Menge der hinzuströmenden Zuhörer nicht fassen konnte. Dieser heilige Lindenbaum hat nur noch die Hälfte seines Stammes aufzuzeigen und ist fast von der Schale entblößt; dennoch treiben ihre starken Aeste immer noch junge Zweige und jeder Frühling umhüllt sie mit neuem kräftigen Blätterschmuck. Und so gleicht sie Luthers Lehr und Wort, das einst unter ihr getönt. Segne der Himmel Buche und Linde noch lange und lasse ihres Grüns und ihrer Erinnerungen auch unsere Enkel sich erfreuen! — Es ist überhaupt rührend, wie die Sage, die ewig junge Volkslehrerin, dankbar bemüht gewesen ist,

Luthers unsterblichen Namen in diesem — dem schönsten Theile des Thüringerwaldes zu verherrlichen. Die Wartburg mit ihrer nächsten Umgegend, Schmalkalden, Tambach (auch hier ist ein Luthersbrunnen, dessen Wasser die Steinschmerzen des Reformators geheilt haben soll), Möhra und Altenstein geben davon Zeugniß. Möchten wir und unsere Nachkommen treu bewahren, was sie uns freundlich überliefert hat!

---

Von hier haben wir noch eine kleine Stunde bis zum letzten romantischen und zugleich höchsten Punkte des Altensteiner Bezirks zu wandern, zum Gerberstein, und wir müssen ziemlich steil empor bis zum Gebirgsrücken. Der Berg, den wir zu ersteigen haben, ist der Eselskopf. Unser Weg ist die alte Waltershäuser-Altensteiner Landstraße, mit welcher oben der Rennstieg eine Strecke lang zusammenläuft. Rechts etwa 100 Schritte von der Straße erhebt sich mitten in dichter Laubwaldung die chaotisch zerklüftete, wild romantische Felsenmasse, deren Name Gerberstein eine Corruption von Gebirgsstein ist. Diese imposanten Felsentrümmer bestehen aus Granit und sind nach allen Seiten hin in schauerlicher Unordnung über einander geschleudert und besonders in senkrechter Richtung von tiefen Klüften durchsetzt. Diese Felsenruine war gewiß in der Vorzeit eine vereinte hochaufragende Masse, ein weitschauender Obelisk; man sieht es den ungeheuern Granitblöcken an, daß sie von einander gesprengt worden sind. Aber welche Kraft konnte diesen Riesen in solche Trümmer zerbrechen? Gewiß nur die einer Alles bezwingenden Erdrevolution, eines furchtbaren Erdbebens. Wenn man in die zerstörte Felsencolonnade tritt, durchdüstert einen der Gedanke, daß die Grundvesten der Erde einst so übereinander stürzen werden, wie diese Granitveste. Zwischen den einzelnen Felssäulen und Blöcken, von denen manche 30 bis 40 Fuß hoch empor starren, andre abgebrochen oder so geneigt sind, daß sie den Umsturz drohen, ist nicht bequem zu wandeln, denn mächtige Farrenkräuter wuchern zwischen ihnen empor; dagegen kann man die Spitzen mehrer der höchsten Kegel ohne besondere Schwierigkeit erklimmen und genießt von ihnen aus eine wundervolle Aussicht auf langgestreckte tiefe Bergwaldungen, in kleine grüne Thäler dazwischen, vorzüglich nach der nahen Ruhla zu; östlich der majestätische Inselberg, nördlich und westlich nichts als aneinander gereihete waldige Berghäupter, kein Haus, keinen Kirchthurm; nach Südwesten ein Paar Blicke ins Werrathal und darüber wieder ferne Bergketten der Rhön des Meißner und anderer hessischen Berge. Ein eigenthümlicher Genuß tiefster Waldeinsamkeit und Ruhe; selten dringt ein Ton auf diesem Felsenhut in unser Ohr, es müßte denn der Schrei eines Raubvogels sein; wir wähnen uns plötzlich in eine wilde waldige Einöde versetzt und die Menschenwelt fern mit ihrem kleinlichen Treiben. Von meinem Vaterhause (in Ruhla) hatte ich kaum mehr als eine halbe Stunde bis zum Gipfel des Gerberstein und mein Weg führte durch das schönste

von einem murmelnden Quellgerinne durchhüpfte Wiesenthal am Waldessaum unter dem schattigen Obdach schöner Buchen hin, und ich wandelte ihn oft nach jener Felsentrümmerwelt, in der ich mich glücklich fühlte. O wie hob sich mein junges Herz auf diesen Steinklippen, wie weckte diese wild romantische Felsenpracht die schlummernden Liederkeime in meiner Brust und trieb die ersten kindlichen Blüthen! Wenn ich mein Auge über die mir bekannten und verwandten Berge, über die Wälder, mein stilles Paradies, hinschweifen ließ, kam mir immer Göthe's zartes Gedicht, das ich damals schon kannte, in den Sinn:

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh',
In den Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde;
Warte nur, balde
Ruhest du auch."

und ich weinte Thränen des mächtigsten und tiefsten Gefühls, das eine Knabenbrust durchglühen kann. — Die häuslichen Verhältnisse meiner Jugend waren rauh und trübe; mein Vater starb, als ich sieben Jahr alt war, mit ihm — ach, schon so früh! — mein harmloses Kindesglück; ich mußte von nun an viel bittres Leid erfahren, ich mußte manchen herben Kelch mit dem Bodensatz leeren und der Mangel grins'te mich sogar mit seiner höhnischen Grimasse an. Aber ein gütiger Himmel hatte mir früh eine wunderbar herrliche Fee zur Begleiterin gegeben, die Phantasie. Sie führte mich an ihrer weichen Hand in die Wälder, auf die Berge und die Felsen meiner Heimath; sie entschädigte mich für die gemeine Noth mit dem Himmelsglanz der Poesie, den sie mir freigebig in die Seele warf, mit purpurnen Abendröthen, aus denen Liedergedanken als leuchtende Sterne aufstiegen. In der hehren, schweigenden Einsamkeit des Gerberstein hat sie mich mit Seligkeiten überschüttet, während mir im Vaterhause ein bescheidenes Jugendglück versagt war. Aber das ist des Himmels bitter-süße Fügung. Die an den Brüsten der Poesie, gleich dem jungen Herkules, junonische Milch trinken, denen wirft meist das Leben Mühen und Drangsal in den Weg, in wessen Seele früh der zündende Funke der Poesie fällt und zu Flammen auflodert, für den nährt der häusliche Heerd gar oft nur dürftiges Feuer.

„Zwei Blumen blühen für den weisen Finder.
— — — — — — — — — — —
Wer eine dieser Blumen brach, begehre
Die andre Schwester nicht."

L. Storch.

---

# Sagen von Altenstein und der Umgegend.

Das romantische Altenstein mit seiner nächsten Umgegend, ist, seiner Natur nach, ein sehr fruchtbares Sagengebiet. Je steiler die Bergwände, je einsamer die Waldungen, je tiefer die Thäler, desto üppiger die duftende Sagenblüthe, desto farbenprächtiger ihr glänzender Stern. Dazu kommt die bereits erwähnte, aus grauer Vorzeit stammende, scharf ausgeprägte Volksindividualität der Bewohner dieser Gebirgsgegend, die an Wunder- und Aberglauben eben so fest hängt, wie an Idiom und Sitte; ja diese beiden sind eben so gut Sagenträger, wie Fels, Berg und Wald. Aber die letzten Zeiten dieses interessanten Typus sind gekommen, moderne Bildung, die in die Thäler dringt, greift das Gepräge ab, die Poesie der Sage flieht trauernd aus dem Dunkel der Wälder, aus der Einsamkeit der Thalgründe, verdrängt vom Lichte der gespreizten Aufklärung, und wenn wir nicht in Schrift und Buch bannen, was sonst als freier poetischer Geist diese Thäler wie Bäche durchfluthete, diese Höhen wie Vögel umkreiste, so würden die Nachkommen bald nichts mehr wissen von dem wunderbaren Glauben und den Sagendichtungen der Altvordern. Es ist das untrügliche Zeichen des Abwelkens der Sagenblüthe, daß man im Volke anfängt sich ihrer zu schämen und philosophische Betrachtungen darüber anzustellen, daß ja das Alles nicht wahr sein könne und daß die Vorfahren doch recht kindisch albern gewesen wären, an dergleichen Abgeschmacktheiten zu glauben. Gewöhnlich hört man, wenn man einer Sage nachforscht, jetzt schon die Versicherung von allen Seiten, daß man an „das alte dumme Zeug nicht glaube," und die Furcht vom Sagenforscher für abergläubisch gehalten zu werden, verschließt den Leuten den Mund. Die Verblendeten wissen nicht, welch einen Schatz sie wegwerfen und wie viel unächtes Gut sie dafür eintauschen. Ich weile jetzt immer mit wehmüthigen Gefühlen unter den Bewohnern dieser Gegenden, die ihr Ohr der flüsternden Sagenpoesie zu verschließen anfangen, um es dem trübseligen Geschwätze der Politik zu öffnen.

Daher verdient unser thüringischer Sagenwart **Ludwig Bechstein**, der gemüthliche, gefeierte Dichter, den größten Dank dafür,

daß er wie eine fleißige Biene unser schönes Thüringen durchschwärmt und aus den Blüthenkelchen der Sage das Honig in seinen Sagenschatz sammelt. —

Jäger-, Hirten- und Bergmannssagen sprossen hier so reich und zahlreich, wie die Waldblumen, hervor; es ist kaum möglich, sie alle zu sammeln, und da die meisten sich ziemlich gleich sehen, so ist wenigstens hier der Ort nicht, sie alle niederzulegen. Einige ausgezeichnete mögen genügen. Vorzüglich fruchtbar ist die Teufels- und Hexensage. Wie ein schauerlicher Ton klingt sie durch die Thäler, haftet an Fels und Berg, Wiese und Quell, und spielt doch auch, wie bereits erinnert, ins Naive und Komische hinüber. Der Hexenglaube war hier so stark, daß der Volksmund das Dorf Steinbach mit dem Namen Hexensteinbach (Hexensteimich) belegt hat zum Unterschied von dem Marktflecken Steinbach-Hallenberg. Einige historische Daten werden ein erklärendes Licht auf diese düstern Partien der lokalen Sagenschöpfung werfen. Vom Jahre 1628 bis 1699 sind in Schweina achtzehn Personen theils aus dem Orte selbst, theils aus Steinbach und Gumpelstadt hingerichtet worden. Mit Hinweglassung der Namen lauten die einzelnen Fälle im Sterberegister des Kirchenbuchs wie folgt. 1628 den 18. Juni Nachmittag ist eine Frau aus Steinbach nach der Tortur gestorben, weil sie beschuldigt wurde der Hexerei, und daß sie ein kleines Mädchen gelehrt habe, Flöhe zu machen, und es haben Schöpfen und Scharfrichter ausgesagt, ihr sei das Genick gebrochen worden *) „Ist den 12. mit Feuer verbrannt worden." — 1629 den 7. Aug. eine Frau aus Gumpelstadt wegen Hexerei verbrannt. — eo. ann. den 23. Octob. sind 5 Weiber wegen Hexerei auf einmal verbrannt worden. — eo. ann. den 23. Decbr. Ein Mann aus Gumpelstadt desgleichen, welcher aber verstockter und unbußfertiger Weise, ohne Erkenntniß seiner Sünden und ohne Empfang des heiligen Abendmahls dahin gefahren. Denselben Tag wurde auch eine Frau verbrannt, die sich aber bekehrte. — 1659 den 16. Sept. eine Frau von Steinbach verbrannt. — 1664 den 17. März eine Frau, nachdem sie fast ein halbes Jahr wegen Hexerei in Verhaft gewesen, erst im peinlichen Verhör bekannt, dann widerrufen, bis sie endlich durch lose Praktiken des Nachts aus dem Gefängniß gebrochen, des Morgens gesucht und unter dem Hohlenstein todt gefunden worden, wurde vom Henker hinausgeschleppt und auf dem Galgenberge begraben. — eo. ann. den 9. Dec. ist einer alten Frau von Gumpelstadt, nachdem sie der Zauberei peinlich ist verhöret worden, aber nichts gestanden, bald nach vollbrachter und ausgestandener Tortur von dem leidigen Satan das Genick zerbrochen worden. Wurde vom Henker den 17. auf einem Mistkarren hinausgeschleppt und auf dem Galgenberg begraben. — 1671 den 14. Febr. eine Frau von Steinbach wegen bekannter Hexerei nach Urthel und Recht verbrannt — 1673 Eine Frau, genannt **Teufels-Barb**, ist wegen Zauberei eingezogen

*) Versteht sich: Vom Teufel.

worden, und da sie auf der Tortur hartnäckig geläugnet, hat ihr der Teufel 2 Stunden nach der Tortur den Hals gebrochen. Hat bekommen sepulturam asiniam und ist vom Scharfrichter auf den Galgenberg geschleppt worden. — 1697 den 29. April, eine Frau, Brannt-Ann genannt, durchs Schwert gerichtet und verbrannt. — 1698 den 21. Mai ein Mann aus Steinbach, weil er Spiritus familiaris gehabt, auch ein Ehebrecher und Zauberer gewesen, verbrannt. Stellte sich sehr bußfertig an. — eo. ann. den 6. Sept. eine Frau, von einigen Schickenkäth genannt, wegen gestandener Hexerei durchs Schwert gerichtet. Der Scharfrichter that an ihr die erste Probe, und brachte auf einen Hieb den Kopf vom Rumpf, aber das Schwert, mit welchem schon mehr als 100 hingerichtet worden waren, bekam zum erstenmal drei große Lücken, woraus man schloß, sie habe einen härteren Tod verdient. — 1699 wurde wieder eine arme Hexe geköpft und verbrannt.

So zieht sich der in seinen Folgen so gräßliche Glaube an Hexen wie ein blutiger Faden durch das ganze siebenzehnte Jahrhundert und wirft seinen rothen Schein auch in das achtzehnte herüber. Die Sage hat diese traurigen Thatsachen hernach nur, nach ihrer Art, phantastisch überkleidet und ausgeschmückt; denn alles, was erschütternd in das menschliche Gemüth tritt, ergreift sie und schafft es zu ihrem Eigenthum um. Sie macht die Stoffe flüssig und gießt sie in die ihr eigenthümlichen Arabeskenformen. So behauptet sie denn, daß der Lobberg bei Steinbach seinen Namen von dem Umstande habe, weil auf ihm die Hexen zum Lobe Gottes verbrannt worden seien, und auf dem Platze, der der Hexenplatz heiße, wachse kein Gras. Dort, wo weißschimmernder Schwerspath bricht, halten die Steinbacher Hexen ihre Festtänze; die Schweinaer dagegen tanzen im sogenannten Hopfgarten, deshalb auch Teufelsgarten genannt. Allgemeine Hexen-Tänze und Sabbathe von Hexen aus der ganzen Umgegend werden auf dem Katzersrasen unter einer großen Buche gehalten, die davon den Namen Tanzbuche hat.

Als Beispiel naiver Teufelssagen diene diese:

> Der alte Schmidte-Sömme (Schmieds Simon) in Steinbach, eine dort fast mythisch gewordene Person, von welcher eine Menge Sagen im Schwunge sind, war ein braver, furchtloser Wilddieb und das Haupt vieler gleichen Gesellen. Eines Nachts sitzt er am Frauenberg und lauert auf ein Wild. Da sieht er plötzlich den Teufel auf einem Fasse durch die Luft reiten nach Steinbach zu. Hurtig schießt der Alte nach dem Reiter und trifft ihn ins Bein, daß er das Faß fallen lassen muß, welches entzwei brach. Es war Branntwein darin.

Jenes naive, zuweilen komische Element haben auch die vielfachen Sagen vom Bieresel, die sowohl in Steinbach, als Brotterode und Ruhla vorkommen, und bei bunten Variationen doch alle darauf hinauslaufen, daß lüderlichen Männern, die zu lange im Bierhause zechen, auf dem Heimwege ein Gespenst in Gestalt eines Esels aufhockt, das sie tragen müssen, und welches bei jedem Schritt schwerer

wird, bis sie unter seiner Last zusammenbrechen, und schwere Krankheit oder gar den Tod davon haben. Ganz gleicher Natur ist die Sage vom Freiersmännchen in Steinbach. Wenn die Steinbacher Bursche sonst in die benachbarten Dörfer auf die Freit (Heirath) gingen und dadurch die eingebornen Jungfrauen gewissermaßen verachteten, so erlebten sie auf dem Heimwege seltsame Abenteuer. Nach dem ersten Besuche bei einer fremden Schönen sah sich der Schuldige plötzlich von einem graugekleideten Männchen mit einem großen Stock und dreieckigen Hute begleitet, das ihm in einer Entfernung von ohngefähr zwanzig Schritten nicht von der Seite wich, er mochte laufen oder still stehen, und beim Dorfe verschwand. Ließ sich der heirathslustige Bursche einfallen, einen zweiten Werbegang nach dem andern Dorfe zu machen, so blieb's nicht bei der bloßen Begleitung des grauen Männchens; er erhielt auch rechts und links derbe Backenschläge bis ans Dorf und sah Niemanden, der sie ihm reichte, so daß er meist halb todt heimkam. Wagte nun gar der Frevler den dritten Gang, so waren mit der Begleitung des kleinen grauen Ungethüms Stockschläge und Steinwürfe verbunden, daß er mit Löchern im Kopfe heimkam. Fruchtete aber auch diese Lection nicht, so fand man am Morgen nach dem vierten Freiersgang den Schuldigen todt am Wege. Das Freiersmännchen hatte ihm den Hals umgedreht.

Proben dortiger Bergmannssagen sind folgende:

Ein Häuer, der im Reginaschacht bei Glücksbrunn schürfte, glaubte an einer in seiner Nähe stattfindenden Bewegung, ein Steiger käme zu ihm gefahren. Da aber Niemand kam, drehete er sich auf dem Sitzstock und erblickte einen Berggeist in Menschengestalt, der das Gesicht starr nach ihm gewandt hielt. Die Gestalt hatte das Aeußere eines Bergobern und war mit einem schwarzen Hute, grünem Oberkleid mit Manschetten, schwarzen Beinkleidern, Schuhen und weißen Strümpfen bekleidet; übrigens hatte sie ein schönes Antlitz, helle Augen und stieß in der Firſt an, wo das Ort fünf Schuh hoch war. Der Häuer wagte aus Furcht nicht den Geist anzureden und arbeitete emsig weiter; als die Erscheinung also einige Zeit still gestanden hatte, fuhr sie mit ihrem hell flammenden Grubenlicht wieder von dannen. Hätte der Bergmann sie mit „Glück auf!" begrüßt, so wäre er gewiß sehr glücklich gewesen.

Einige Bursche, die auf dem Schacht am Acker neben dem „Segen Gottes" einfuhren, gewahrten plötzlich einen ungewöhnlich hellen Schimmer und gleich darauf eine Gestalt, die die Strecke daher gefahren kam, so groß, daß sie gebückt, wie sie ging, mit dem Rücken in der First anstrich. Sie hielten dieselbe für einen Bergofficianten. Aber als die Erscheinung näher kam, sahen die Bursche mit Entsetzen, daß es die fürchterliche Gestalt eines Berggeistes in Grubenkittel, Kniebügel an den Beinen, schwarzen Schiefhut auf dem Kopfe, große glänzende Augen und ein Grubenlicht in der Hand

war, und Hals über Kopf eilten sie wieder aus dem Schacht, der vom Licht des Geistes fast zur Hälfte aufwärts erhellt war. —

Ein junger Bergknapp aus Steinbach wollte eines Morgens seinen Schacht auf der Windleite befahren. Als er in die Nähe kam, sah er eine Menge winziger Bergmännchen an der Winde Gestein aufziehen, das andre geschäftig zerklopften. Er trat hinzu und die Geistchen stürzten sich vor seinen Augen in den Schacht, der krachend hinter ihnen zusammenbrach. Voll Grausen über das Gesehene ging der Bursche in die Ruhl und that sich dort zu einem Messerschmidt in die Lehre, denn er wollte nimmermehr ein Bergmann bleiben. Durch ihn wurde das Handwerk der Messermacher nach Steinbach verpflanzt und der Bergbau nahm allmälig ab.

Am Löge oberhalb Steinbach ging ein goldner Hirsch, der plötzlich erschien und eben so verschwand. Viele Leute haben ihn gesehen. Der Hirsch zeigt eine starke Goldader an. Die Herren Trier ließen dort einschlagen, aber die aufgethane Grube bald wieder zum Erliegen kommen, weil die Ausbeute sich nicht bald zeigte. Damals ließ sich der Hirsch alle Abende sehen und lief ängstlich hin und her. Hätten die Herren Trier nur noch eine kleine Strecke gegraben, so würden sie die Goldader gefunden und unermeßliche Schätze ausgebeutet haben.

Hirten- und Jägersagen haben meist auf Wüstungen und Waldwiesen versetzte Schätze zum Gegenstand; die rohe Begierde des gemeinen Mannes nach Gold wird in der Sage poetisch verklärt, und die Fülle des glänzenden Sagengoldes entschädigt den Armen für die Entbehrung des wirklichen. Ueberall treten in diesen Bergen die geheimnißvollen, unerklärlichen Venetianer auf, die ungeheure Reichthümer von hier forttragen und zuweilen zum Dank einem Eingebornen den Schlüssel der unterirdischen Schätze schenken, der von diesem aber ungeschickt gebraucht wird, so daß selten etwas davon in diesen Thälern bleibt. Dergleichen Sagen sind:

Schmidte-Sömme, der Steinbacher, war den Venetianern befreundet, die ihm zuletzt ihr Vertrauen schenkten und ihn mit auf ihre geheime Gänge nahmen. Einst führten sie ihn in eine Höhle am Inselberg, welche nur mit der Wünschelruthe erschlossen werden kann. Anfangs ist sie so enge, daß man kaum auf dem Bauche hineinkriechen kann, dann erweitert sie sich und man kommt an ein düstres breites Wasser, über welches eine große Schlange quer über liegt. Sie speit dem Nahenden aus emporgestrecktem Kopfe Feuer und Dampf entgegen; denn sie ist die Hüterin des drüben versetzten Schatzes. Will man hinüber, so muß man der Schlange auf den Kopf treten, die sich augenblicklich in eine bequeme Brücke verwandelt. Nun kann man hinüber und sich drüben Golderde nehmen, so viel man will.

Es ist alte Sitte, daß die Dorfbewohner am goldnen Sonntag ins Gebirge lustwandeln. Auf solchem Gange kamen einige Stein-

bacher plötzlich an eine ihnen unbekannte Höhle, vor welcher Ranzen, Hüte und Stöcke lagen, und sie vermutheten, diese Sachen möchten Venetianern angehören, welche drinnen Gold holten. Aus Lust zum Schabernack, die den Steinbachern, Ruhlern und Brotterödern eigen ist, nahmen sie die Sachen an sich und versteckten sich im nahen Wald, um sich an der Verlegenheit der Eigenthümer zu weiden. Diese kamen aber nicht aus der Höhle und die Steinbacher schliefen aus Langeweile ein. Als sie erwachen, sehen sie sich in einer ganz fremden Gegend; die Menschen, die ihnen begegnen, verstehen sie nicht und reden eine ihnen unverständliche Sprache, sind auch gekleidet, wie sie noch niemals gesehen. Endlich kommt ein alter Mann, der in ihrer Sprache mit ihnen redet; diesem klagen sie ihre Noth und er verspricht ihnen zu helfen, wenn sie ihm schwören wollten, dergleichen Schabernack ferner zu unterlassen. Dies geschieht, und er führt sie nun in einen nahen Wald, heißt sie da seiner warten und geht. Sie warten und warten und schlafen endlich wieder aus Langeweile ein, wie bei Steinbach. Und siehe beim Erwachen finden sie sich an der Stelle in ihrer Heimath, wo sie sich versteckt, aber Höhle, Ranzen ꝛc. sind verschwunden. Sie würden das Ganze für einen wunderbaren Traum gehalten haben, wenn man sie im Dorfe nicht verwunderungsvoll gefragt, wo sie denn so lange geblieben? Wie sich bald ergab, waren sie mehrere Wochen abwesend gewesen. —

Ueber Steinbach am Birkig liegt ein Platz „das Rittergut" genannt; dort soll vor Alters ein Edelhof gestanden haben, und ein Schatz ist da vergraben. Ein Paar Steinbacher wollten ihn heben und fanden mit der Wünschelruthe richtig den Platz. Sie gruben um Mitternacht und kamen auf den Deckel einer eisernen Kiste; da lauteten alle Glocken in Steinbach. Sie stutzten über das zu solcher Zeit seltsame Geläute, doch ließen sie sich dadurch nicht irre machen und hoben die Kiste empor. Eben als sie den Deckel öffnen wollten, erschallte hinter ihnen eine Stimme: Hier sind die Schatzgräber! fangt sie! Erschrocken schauten sie auf, und sahen den Stabschulzen mit dem furchtbaren weißen Stabe, und die Gemeindevorsteher auf sich zukommen. Sie ließen die Kiste fallen und schrien: Lauft, was ihr könnt! Ein kanonenartiger Knall — ein lautes Hohngelächter und Schulze und Vorsteher und Kiste und Schatz sind verschwunden, und über der Stelle grüner Rasen. —

Eine Frau von Steinbach fand an derselben Stelle eine hölzerne Kanne und nahm sie an sich, in der Meinung sie sei von den Mähern vergessen worden, denen sie sie wieder zustellen wollte. Da gewahrte sie, daß die Kanne voll dürres Laub gestopft war, und sie schüttete dasselbe als eine unnöthige Last aus. Die Mäher wollten aber nichts von einer vergessenen Kanne wissen, und als das Weib heim kam, machte sie ein seltsames Klappern in der Kanne aufmerksam. Sie sah hinein; ein Paar darin hängen gebliebene Blätter waren in Goldstücke verwandelt. Nun eilte sie hastig nach der Stelle

zurück, wo sie das Laub ausgeschüttet, aber da war weder Laub noch Gold. —

Eine reine Jägersage:

Ein fremder Mann kam krank nach Steinbach, und wurde dort während seines langen Gebrestes gut gepflegt. Zum Dank versprach er seinen Wirthsleuten, ihnen einen großen fetten Hirsch zu schießen, und bat sie, mit ihm zu gehen. Drauf führte er sie ins Birkicht und hieß sie stille stehen, wenn er seinen Hut zu Boden fallen lasse. Dies geschah, der Fremde legte an und schoß, von den Steinbachern sah keins ein Wild. Deshalb fragten sie verwundert, wonach er geschossen habe? — Da führte er sie weit ins Dickicht und zeigte ihnen einen frisch geschossenen tüchtigen Hirsch, der mitten aufs Blatt getroffen war. — Drauf wurde der Fremde Jägerbursche und schoß alles Wild, wenn es noch kein anderer sah, den Hirsch im Sprung, den Vogel im Flug. Das machte: er hatte eine Freibüchse.

Zwei Sagen von hochpoetischer Natur, durch die ein Ton der tiefsten Wehmuth hindurch zittert, ein heißer Schmerzensstrahl unbefriedigter Sehnsucht, im Prisma der Volksdichtung in prächtige Farben gespalten, hindurchglänzt, sind die folgenden an einem und demselben stillen Waldplatz haftenden:

Ohngefähr eine Viertelstunde westlich vom Gerberstein liegt eine Berghöhe, die Wallfahrt genannt, über die der Fußweg von Altenstein nach Ruhla läuft. Dort hat, wie die Sage behauptet, vor alten Zeiten ein Nonnenkloster gestanden, welches als ein stark besuchter Wallfahrtsort zu großem Reichthum gelangt war, aber im dreißigjährigen Kriege von Soldaten zerstört wurde. Damals haben die Nonnen ihre Reichthümer vergraben, und eine weiße Jungfrau bewacht den Schatz. Viele Leute, die aus der Ruhl noch spät kamen oder dorthin gingen, haben sie mit einem Schlüsselbunde am Gürtel gesehen oder auch wie sie aus der Quelle des nahen Glasbachs (Glasbich) getrunken. Einst gingen im Vorfrühling, als kaum der Schnee von diesen Bergen gewichen und noch kein Baum grün war, arme Leute von Steinbach auf die Wallfahrt ins Reisig (dürres Leseholz), und nahmen ihr einziges Kind, ein Mädchen von vier bis fünf Jahren mit. An Ort und Stelle legten sie ihre Tragkörbe (Kötzen) ab und befahlen dem Kinde dabei zu bleiben und nicht in den Wald zu laufen. Sie selbst entfernten sich um Reisig zu sammeln tief in den Wald. Als sie aber wiederkehrten, war das Kind verschwunden. Die Mutter rief ängstlich nach ihm in den Wald, und siehe, es kam plötzlich herbeigesprungen und hatte beide Hände voll herrlicher Blumen und Früchte, reife Johannisbeeren, Kirschen u. a. Auf die verwunderten Fragen der Eltern erzählte das Kind, als sie zu lange ausgeblieben wären, hätte es sich so allein sehr gefürchtet und laut zu weinen begonnen. Und da wäre plötzlich eine weiße ausnehmend schöne Jungfrau gekommen und hätte gesagt: es solle doch aufhören zu weinen, die Eltern kämen bald wieder, und hätte ihm Blumen, Kirschen

und Beeren gegeben. Dann habe sie hinzugefügt, es solle mit ihr in ihren Garten gehen, dort wolle sie ihm noch mehr geben. Da sei es denn mitgegangen und in einen prächtigen Garten gekommen voll der köstlichsten Blumen, vielerlei rothen reifen Beeren und Kirschen. Die Jungfrau habe ihm erlaubt, so viel davon zu nehmen, als es gewollt, und habe gesagt, es solle nur täglich heraufkommen zu ihr und sich davon holen. Nach einiger Zeit habe die Jungfrau erinnert, nun solle es wieder zu den Tragkörben hingehen, denn die Mutter rufe es. Da wäre es denn wieder hierher gelaufen und habe den Ruf der Mutter vernommen. Das Kind bat die Eltern sehr, mit ihm zu gehen in den nahen Garten der weißen Jungfrau, um selbst zu sehen, wie schön derselbe sei; diese gingen aus Neugierde mit und gelangten wirklich nach kurzem Weg an einen Garten voll Blumen und grüner Bäume mit allerlei reifen Früchten. Die Jungfrau stand in der Mitte desselben und winkte ihnen hereinzutreten. Die Leute aber überkam eine große Furcht, sie liefen eilig von dannen, nahmen ihre Körbe und ihr Kind und eilten, was sie vermochten, nach Hause. Das Kind verlangte von nun an alle Tage wieder zur weißen Jungfrau und härmte sich und schrie, als es die Eltern nicht fortließen, bis es vor Sehnsucht todtkrank wurde. Die Mutter saß weinend und betend an seinem Bettchen. Plötzlich erhob sich das Kind mit verklärtem Gesicht, streckte die Händchen aus und rief: Sieh, Mutter, die weiße Jungfrau, wie sie mir Johannisbeeren und rothe Kirschen bringt! Und sank zurück und war todt. —

Alle sieben Jahre in der Mitternacht des Tags, an welchem einst das Kloster zerstört worden, erheben sich die Schatten der todten Nonnen aus ihren Gräbern, das Kloster ersteht als gespenstiges nebelhaftes Gebild mitten zwischen den hohen Bäumen des einsamen Waldes, die Glocke ertönt und Paarweise ziehen die Nonnen in großer Procession in die erleuchtete Kirche. Viele, die in jener Nacht den Ruhler Weg daher kamen, haben das Glöckchen gehört, Andere sogar die durchsichtigen Nebelbilder der Nonnen und des Klosters gesehen, aber der Schrecken hat ihnen fast immer das Leben gekostet. —

An den auf der Wallfahrt stehenden Klosterschatz knüpfen sich wieder eine Menge Sagen von der oben schon mit Beispielen belegten Art, die immer poetisch variiren. Eben so reich ist diese Gegend an Sagen, in welchen sich des Volkes Gerechtigkeitsliebe ausspricht, und in welchen es ein poetisches Gericht über Uebelthäter, die der irdischen Strafe entgingen, hält. Auch hiervon einige Proben.

Im Floßloch am Floßberge, einer schauerlichen Kluft von unergründeter Tiefe über Steinbach nach Liebenstein zu, (auf dem Floßberge ist eine malerische Felsenpartie) sitzen drei gebannte Geister und spielen zusammen Karte. Der Eine ist ein Gastwirth aus Steinbach, der bei seinen Lebzeiten die Leute mit falschem Gewicht und Gemäß betrog, der Andre ein Müller aus Grumbach, der zu viel metzte, der Dritte ein Ackersmann aus Schweina, der die Grenzsteine ver-

rückte. Der Erstere spukte nach seinem Tode in der Fleischkammer und dem Keller seines Hauses und stöhnte: Drei Kartel (Nösel) für eine Kanne, drei Viertel für ein Pfund! Der Andre polterte als Geist bei Nacht in der Mühle umher und erschreckte die Kunden; der Dritte wanderte als feuriger Mann an der Grenze seiner Aecker und tückte die Vorübergehenden, so daß sich Niemand, sobald es dämmrig wurde, zwischen den Orten Steinbach und Schweina hin und her zu gehen getraute. Alle drei wurden von Jesuiten ins Floßloch gebannt, und weil sie in ihrem Leben gern Karte gespielt hatten, so gab ihnen einer der Geisterbanner eine Karte mit. Da sitzen sie nun und spielen Solo und betrügen sich, werden darüber uneins und zanken sich, daß der Lärm weit hin durch den Wald schallt und verspätete Wandrer davor entsetzt fliehen. Manche haben die unheimlichen Spieler zusammen sitzen gesehn und wohl auch „Trumpfaus!" heischen gehört. Der betrügerische Gastwirth hat aber immer dazwischen gerufen: Drei Kartel für eine Kanne, drei Viertel für ein Pfund! —

Im sogenannten Seeställchen zwischen Steinbach und Grumbach ging lange Zeit ein feuriger Mann um zur Strafe weil er die Grenzsteine verrückt hatte. Dort wandelte er auf und ab, einen Grenzstein tragend, und die Vorübergehenden hörten ihn immer vor sich hin wimmern: Wo setze ich ihn hin? Wo setze ich ihn hin? Die Leute fürchteten sich endlich gar nicht mehr vor ihm, gingen still vorüber und ließen ihn mit seinem Grenzstein wandern. Einst kam ein Steinbacher spät in der Nacht von Grumbach heraufgestolpert, der hatte bedeutend über den Durst getrunken. Als er nun den feurigen Mann sah und wimmern hörte: Wo setze ich ihn hin? Da stellte er sich fest auf beide Beine, glotzte das Gespenst mit großen Augen an, und rief in seiner Betrunkenheit ärgerlich: Dummer Kerl! Wenn du doch nicht weißt, wohin du ihn setzen sollst, so setze ihn doch wieder dahin, wo du ihn genommen hast. Auf diese Anrede entgegnete der feurige Mann: solches Wort habe er schon über hundert Jahre aus eines Vorübergehenden Munde erwartet; denn es sei sein Erlösungswort. Gott möge ihm eine frohe Stunde dafür schenken; und verschwand. Seitdem hat Niemand mehr den feurigen Mann im Seeställchen gesehen. —

Ein eigenthümliches Beispiel der unzähligen Gespenstersagen:

Hinter dem Altenstein nach Waldfisch zu heißt eine Gegend die „Kroatengräber." Dort sind im dreißigjährigen Kriege eine starke Abtheilung Kroaten in einem verschanzten Lager von Schweden angegriffen und zusammen gehauen worden. Aber auch viele Schweden blieben und wurden mit den Kroaten dort begraben. Nun ereignet sichs alle sieben Jahre am Tage des Treffens in der Mitternachtsstunde, daß die Schatten der Soldaten aus ihren Gräbern erstehen, sich in Reih und Glied schaaren, einander gegenüberstellen, zu den Waffen greifen und die Schlacht schlagen. Da ertönen die Trom-

meln der Tamboure, da schmettern die Trompeten der Trompeter, da krachen Schüsse, und Reiter und Fußvolk machen sich gegenseitig nieder. Es ist eine schauerliche Geisterschlacht. Aber so wie es Eins in Waldfisch schlägt, ist Alles verschwunden, und Freund und Feind ruhen wieder friedlich bei einander im Grabe. —

Von historischen Sagen, d. h. solchen, welche sich an eine historische Person oder an ein historisches Faktum anspinnen, habe ich schon die auf Bonifacius und Luther bezüglichen angeführt. Merkwürdiger Weise klingen hier auch ein Paar Sagen aus dem Sagenkreise des Landgrafs Ludwigs des Eisernen an. Wir finden hier bei Steinbach einen Landgrafenacker, wie bei Freiburg an der Unstrut einen Acker der Edlen; wir erfahren, daß beim Altenstein, wie schon oben erwähnt, eine Neuenburg stand, wie dort an der Unstrut. Und an beiden Orten, hier wie dort, haften dieselben Sagen. Nur sind die Altensteiner nicht so scharf ausgeprägt, wie die Freiburger, sie sind unsicherer, verschwommener und nennen nicht einmal den Namen des Landgrafen. Jene werde ich bei der geschichtlichen Darstellung Ludwigs des Eisernen ausführlich mittheilen; die hiesigen mögen zum Beschluß noch Platz finden.

Vor alter Zeit war ein Landgraf, ein milder, guter Herr, der die Unterthanen liebte und nicht wollte, daß sie bedrückt wurden. Nun war er aber nur selten auf der Neuenburg und wohnte sonst weit im Lande. Da glaubten die Edelleute, sie wären sicher vor ihm, und bedrückten die Unterthanen und peinigten und plagten sie bis aufs Blut; ja sie trieben es so weit, die armen Leute an den Pflug zu spannen, wie Ochs und Pferd, und mit ihnen zu ackern. So haben sie's viele Jahre angetrieben. Endlich ist aber der Landgraf einmal wieder nach der Neuenburg gekommen und hat durch Zufall erfahren, wie die Edelleute mit den Unterthanen umgehen. Da ergrimmte er, und rief sie alle in seinem Zorn zusammen, nnd spannte sie in einen Pflug, einen nach dem andern, wie Ochs und Pferd, und schlug mit einer Peitsche auf sie los, wenn sie ermatteten, bis sie den ganzen Acker gepflügt hatten. Und als es geschehen war, drohte ihnen der zornige Herr, wenn sie sich nicht besserten und ferner den Unterthan hart ansähen, würde er wieder kommen und das ganze Feld mit ihnen pflügen bis daß der Letzte todt umfiele. Da bekehrten sie sich und schonten der armen Leute. Der Acker aber, den sie also gepflügt, wurde der Landgrafenacker genannt und liegt über der Bauernwiese im Steinbacher Felde. —

Der Landgraf war einmal auf der Neuenburg und hatte den Kaiser zum Besuch. Dem zeigte er die Burg. Der Kaiser lobte sie zwar, sagte aber, es fehle ihr um fest genug zu sein, eine tüchtige Mauer. Der Landgraf versetzte, die könne er in einer Nacht erbauen. Der Kaiser hielt die Rede für Scherz; der Landgraf aber schwur hoch und theuer, die Mauer bis Morgen fertig zu bauen. Als der Kaiser am andern Morgen ausgeschlafen hatte, trat der Landgraf zu ihm mit der Rede: Die Mauer sei fertig. Der Kaiser erschrak, meinend

die Mauer könne nur mit des Teufels Hülfe erbaut worden sein, und trat ans Fenster. Da standen rings um die ganze Burg Mann an Mann die geharnischten Edelleute des Landgrafen mit ihren Wappnern und Knechten. Und der Kaiser sagte, er habe niemals eine bessere und köstlichere Mauer gesehen und dankte dem Landgrafen, daß er sie ihm gezeigt habe. —

Diese Beispiele aus allen Gattungen der hiesigen Sagendichtung mögen genügen. Jede einzelne Sage, welche in Steinbach und Schweina gehört wird, speciell anzuführen, ist kaum möglich und würde einen Raum einnehmen, der die Grenzen dieses Werkes bei weitem überschritte. Auch der fleißige Sagensammler Ludwig Bechstein hat sie nicht alle in seinen Sagenschatz niedergelegt. Wozu auch? Es ist meist genügend, die Gattung zu kennen, da die einzelnen sich oft so ähnlich sehen. Einer ihrer eigenthümlichen Reize geht freilich durch den Vortrag in hochdeutscher Mundart verloren. Man muß sie aus dem Munde der Eingebornen in ihrem Idiom hören. Dann erst haben sie den wahren Zauber, jenes neckische, naive Element, das über jeder Sage wie ein bunter Farbenschmelz liegen muß. Fremde werden freilich nicht viel davon verstehen. Im vierten Bande des Bechstein'schen Sagenschatzes stehen viele, welche ich hier mitgetheilt habe, von Herrn Referendar Voigt aus Steinbach im Steinbacher Idiom abgefaßt. Man muß diesen Dialekt so sprechen können, wie ich, um zu verstehen, daß sie so erst ihren schönsten Schmuck tragen, ja dadurch unvergleichlich reizend geworden sind. Ich halte diese Gaben des Herrn Voigt für das Schönste, was mir in der Sagenpoesie noch vorgekommen ist. Aber den Steinbacher kann eben nur der Ruhler vollkommen verstehen.

---

Es bleibt mir nur noch übrig, das Wichtigste von den geognostischen Verhältnissen dieser Gegend hinzuzufügen, vorzüglich der Altensteiner Höhle und des ehemals hier so schwunghaften Bergbaues wegen. Der Kern des Altensteiner Berges besteht in einem grobkörnigen Granit, in dessen Gemenge viel röthlicher und gelblich weißer Feldspath und grauer Quarz vorkommt. Er hängt mit dem höchsten Gebirgszuge zusammen, wo er am Gerberstein zu Tage steht. Nach Altenstein zu wird der Granit vom Todtliegenden bedeckt und über dieses hat sich zu beiden Seiten des Berges Höhlenkalk (Dolomit) gelagert, welcher die meisten Felsen des Parks bildet. Nach dem Fuße des Bergs steht dieser ältere Kalkstein unmittelbar auf dem Granit und hat einige seiner Bänke zwischen große Granitblöcke geworfen, andere stehen senkrecht, wie die Felsen des Hohlenstein. Aus demselben Höhlenkalk besteht die ganze Höhle, und es ist bekannt, daß alle zum älteren Flözkalk gehörenden Gebirge theilweise von Höhlen durchzogen sind. Die Glücksbrunner Kobaltberge stehen in diesem Flözkalke und zwar in Gängen von bituminösen Mergelschiefer. Es brechen hier alle Arten von Erd- und Speiskobalte, die schönsten Glanzkobalte mit Arsenik, Wismuth,

[illegible] und Kupfererz, Fahlerz und Bleiglanz. Da-
[illegible] Braunspath und Kalkspath, auch
[illegible] Bitterspath (Miemit) vor. Im
[illegible] häufig Abdrücke von Fischen, die, wie ihre
[illegible] eines gewaltsamen Todes gestorben sein
[illegible] und kleinern Würmern und anderer Körper,
[illegible] sind.

Die [illegible] Steinbach ist um deshalb mineralogisch inte-
ressant, [illegible] der Feldspath den vom Gebirg herabkommenden
Granit [illegible] und das Hauptlager ausmacht. Am Floßberge
und in dem schon erwähnten unheimlichen Floßloche steht ein Fluß-
spathgang. In diesen und den benachbarten Bergen bricht Eisenstein. —
Der Botaniker wird hier ebenfalls eine gute Ernte halten; die
Gegend ist vorzüglich an Kryptogamen reich. Doch hieße es die Gren-
zen dieses Werkes überschreiten, wollte ich die vorzüglichsten Pflanzen
und ihren Standort namhaft machen. Es bleibt dies einer andern
Arbeit vorbehalten.

**Ludwig Storch.**

---

## Schloß und Stadt Blankenburg am Harze.

Hell strahlst du freundliches Fürstenschloß
Von fern dem Wandrer entgegen,
Nicht tobt noch jetzt der Knappen Troß
Begierig nach Kampf und verwegen;
Zwar haben nicht Kaiser dein Lob vermehrt,
Ein schlichter Fürst ist's gewesen,
Deß' Namen Blankenburg ewig verehrt,
Fürst Rudolph wird er gelesen.

Mögen viele Burgen und Schlösser kühner und trotziger von höhern Bergen ins Thal herabschauen, stattlicher und mehr fürstliche Milde verheißend blickt keine auf ihre friedlichen Umwohner hernieder als unsere freundliche Blankenburg. Ueber viele Meilen streift ihr hell leuchtender Schimmer hin, und je näher man ihr von jeder Seite kommt, desto länger möchte das Auge an dem schönen Landschaftsgemälde haften, desto länger möchte man an ihrem Fuße im reinlichen Städtchen unter freundlichem Obdache verweilen. An ihrer Stirn trägt sie, wie eine hehre Fürstentochter aus altem edeln Stamme, gleichsam schon die Bestimmung zum Herrschen, aber nicht mit despotischer Strenge, sondern als sollte sie mit fürstlicher Huld viel glückliche Unterthanen schaffen. Von diesem milden fürstlichen Geiste scheinen auch alle hohen Bewohner dieses Schlosses bei dem Eintritt in dasselbe durchwehet zu sein; denn obwohl die Blankenburg zu den ältesten deutschen Bergfesten gehört, so wird sie doch nirgends als ein Raubschloß geschildert. Ein altes Grafengeschlecht, Vasallen der Sachsenherzöge, regierten als Gaugrafen vielmehr von hier aus den Harzgau (Hartingow) und übten das Recht, und wie ihre Burg weithin strahlte, so konnte ihr Anblick dem frechen Räuber nur Furcht, dem geängstigten Schuldlosen aber nur Muth und

Hoffnung einflößen.*) An einer scharfen Ecke des mitternächtlichen Harzes, da wo mit dem Heidelberge die Teufelsmauer an den Harzwald sich anschließt, steht sie auf einem blanken Kalkfelsen erhöht, der aus bräunlichem Schiefer mit seinem schimmernden Schlosse wie eine Blumenkrone aus dunklem Blätterkranze hervortritt. Dieser Kalkfelsen heißt noch jetzt der Blankenstein, und da er ehedem nackt und verwittert wie ein Lichtpunkt wohl in die Ferne geleuchtet haben mag, so gab er dem Schlosse den Namen die Blankenburg.**) Wann sie erbauet ist, und wer zuerst hier einen Sitz sich wählte, liegt von ihr wie von den meisten Burgen im Dunkel der Vorzeit vergraben. Daß dieß aber schon sehr frühe vielleicht im sechsten oder siebenten Jahrhundert geschehen sein muß, kann nicht bloß historisch nachgewiesen werden, sondern das läßt auch schon ihre dazu leicht auffordernde günstige Lage vermuthen. So wird z. B. ein Graf von Blankenburg mit Beringern von Ballenstedt und anderen Harzgrafen unter den gegen Carl d. Gr. gefallenen Sachsenhäuptlingen erwähnt. Carl setzte darnach einen Edlen der Franken nach Blankenburg über den Harzgau, dessen Namen die Geschichte aber verschweigt, und einen Grafen von Blankenburg, Namens Hero, vielleicht den nämlichen, schickte Carl später gegen die Sorben-Wenden, die er an der Saale und Elbe sehr tapfer bekämpfte. Trotz ihres freundlichen Anblicks und ihrer friedlichen Bewohner hat diese Burg aber doch nicht des Krieges und der Elemente wilden Stürmen entgehen können, sondern mehrfach zerstört, ist sie erst in einem späteren Jahrhundert in ihrer jetzigen freundlichen Gestalt wie ein Phönix aus ihrer Asche emporgestiegen. Die älteste Burg stand da, wo jetzt der Schloßhof sich ausdehnt, und weil sie dem darunter liegenden Städtchen erst den Namen gab, dieß aber auch seine Entstehung bis in die heidnischen Zeiten zurückleiten kann, so muß sie schon sehr früh erbauet sein. Die Keller dieser Burg lagen auf der Morgenseite. Bei einer Uebertünchung des Schlosses im J. 1785 entdeckte man wenigstens unter dem jetzigen östlichen Flügel zwei alte Keller neben einander im Felsen, denen man ein tausendjähriges Alter immerhin zuschreiben konnte, wenn man die vom Zahne der Zeit zernagten Thürgevierte betrachtete, die der Witterung doch nicht ausgesetzt gewesen waren. Allein späterhin wurde diese Burg aus unbekannten Gründen abgebrochen und eine im Geschmack damaliger Zeit wohl stattlichere als die erste aufgeführt, von der die Hintergebäude noch dastehen. Der südliche Theil soll zuerst und darnach der

---

*) Der Harzgau erstreckte sich bis Nienburg am Einfluß der Bode in die Saale. S. pag. XLIII. im Ueberblick ꝛc. Ein Schloß Hartingow soll aber auch vor Halberstadt bei Klein-Blankenburg gelegen haben, wo die Gaugrafen Gericht hielten, während sie auf unserm Blankenburg nur residirten.

**) Das Schloß kann noch jetzt bei Kloster Leitzkau hinter Magdeburg, also 11 Meilen weit, gesehen werden.

östliche erbauet sein; wann? ist bis dahin noch unermittelt, weil die am Schlosse auf der Seite nach dem Thiergarten zu unter dem gräflichen Wappen befindliche Inschrift wohl nicht 1071 sondern viel richtiger 1471 heißen soll. *) Zu den ältesten Besitzungen der Sachsen-Herzöge gehörig haben die Bewohner dieses Schlosses auch immer unter den treuesten Anhängern des mächtigen Guelfen- (Welfen) Geschlechtes gestanden. Darum vertheidigte z. B. Graf Burchard, derselbe, der späterhin als Conversus das Kloster Michelstein gründete, des Sachsenherzogs (nachherigen Kaisers) Lothars Sache etwa 1189 gegen den Grafen Herrmann von Winzenburg, der seine Grausamkeit in den Gefängnissen der Blankenburg büßen mußte. **) Aber eben deshalb wurden sie unter dem großen Herzog Heinrich auch in dessen Löwenkampf mit Kaiser und Reich verwickelt. Dieß Grafengeschlecht theilte sich damals in drei Linien, in die Linien Blankenburg, Reinstein und Heimburg, und weil die ältere Linie der Grafen von Blankenburg mit jenem Burchard ausgestorben war, auch nach Abschaffung der Gauen etwa ums Jahr 1050 die Würde der Gaugrafen aufgehört hatte, so war die jüngere Reinsteinische Linie nun mit der Blankenburg beliehen. ***) Ein Graf Siegfried II. von Reinstein begleitete daher den Löwenherzigen Heinrich nach Jerusalem, und als Kaiser Friedrich I. der gegen den Herzog ausgesprochenen Achtserklärung mit der Schärfe des Schwertes Nachdruck gab, die Grafen Siegfried und Poppo ihren Herrn aber nicht verlassen wollten, so wurden von dem mit den Halberstädter Truppen vereinigten kaiserlichen Heere Schloß und Stadt Blankenburg im J. 1182 stark verwüstet und die Grafen selbst gefangen mit fortgeführt. Siegfrieds Sohn, Graf Siegfried III. wurde darnach vom Herzoge mit der Grafschaft wieder beliehen, und dieser setzte das zerstörte Schloß auch wieder in solchen guten Stand, daß es von seinen Nachfolgern bis ins vierzehnte Jahrhundert ungestört besessen wurde. In dem räuberischen Zeitalter dieses Jahrhunderts wurde es aber 1386 in Abwesenheit des Grafen Busso von einem Wernigerödischen Grafen überfallen, geplündert und wiederum verwüstet. Weil er das Mitglied eines von vielen Fürsten und Grafen geschlossenen Friedensbündnisses war, mußte er sich jedoch deren Strafe unterwerfen, die auch an ihm durch einen seiner eigenen Leute vollzogen ward. Nach Aussterben der Reinsteinschen Linie war Blankenburg 1370 nebst Reinstein an die Heimburger Grafen übergegangen, denen jener

---

*) Um jene Zeit 1071 bediente man sich der arabischen Ziffern noch nicht, und zu der letztgenannten 1471 mangelte das Zahlzeichen der 4 noch, weshalb man sich einer halben 8 bediente, die oft mit einer 0 verwechselt wird.

**) S. Winzenburg.

***) Um das Jahr 1139 und viel später noch treten auch zuerst Herren von Blankenburg in Urkunden auf; wie sie aber mit unserer Blankenburg in Beziehung stehen, ist unbekannt.

Hoffnung einflöße
Harzes, da wo
Wald sich ansc
der aus blä
eine Blüthe
Kalkfelsen
und verwit
mag, so
Mann sie
liegt vor
vergrab
oder si
storisch
höchs
Gra
Ha



... der her.
... Fehde mit
... gerieth, und
... kenburg nebst
... berg verpfändet.
... loß wieder man=
... dante Inschrift von
... Reparaturen aus
... deren Graf Ulrich IV.
... 1490 bei Reparatur des
... es in einer alten Mauer
... späteren Verfügungen dieses
... Die Hauptverbesserung ließ
... Jahrhundert vornehmen. Die=
... gen Flügel bis auf das Gemäuer
... von Holz darauf setzen, nach außen
... Zimmer mit einem großen Saale
... alten Kellern noch zwei neue über ein=
... bauen. Alle diese verschönernden Arbeiten
... vollendet, daß in dem folgenden Jahre das
... Augen werden konnte. Da röthete in nächt=
... Novbr. 1546 durch schändliche Tücke eine schreck=
... den Himmel. Der dazu erkaufte Einheizer hatte
... unter der Treppe angezündet, und das Feuer
... schnell, daß das ganze Schloß sehr bald in vollen
... stand. Doch wir wollen über diesen so großen Jammer
... Brand den Pastor Stübner, aus dessen Werke über das
... Blankenburg wir viele dieser Nachrichten entlehnt ha=
... reden lassen. „Nach dem Erwachen, erzählt er, konnte
... der Flammen schon Niemand mehr auf und nieder kommen.
Die gräflichen Kinder wurden in Tüchern aus den Fenstern herab=
gelassen; andere Personen ließen sich vom Dache herunter. Nur für
die hochschwangere Gemahlin des Grafen, Magdalene aus dem
Hause Stolberg wurde kein Rettungsmittel gefunden. Ihr Gemahl
wollte sie nicht verlassen. Beide eilten, von einem andern beäng=
stigten Ehepaar, dem Hofmeister und der Hofmeisterin begleitet, wel=
che ihrer Herrschaft bis in den Tod treu bleiben wollten, aus einem
Zimmer ins andere — suchten Rettung — nirgends war sie —
Hitze der Flammen durchdrang die Glieder — stickender Dampf
beängstigte die Brust — der Tod schwebte vor Augen.
Die Gräfin bat ihren Gemahl inständigst sie zu verlassen und
sein eigenes Leben zu retten, da das ihrige nicht zu retten sei. Die
lieben Kinder! — Die treuen Unterthanen! — Erhalten Sie de=
nen ihr theures Leben — das Leben eines liebreichen Vaters — ei=
nes gnädigen Landesherrn — das Leben eines zärtlichen Gemahls —
ach! — Das können sie nicht mehr — für mich ist keine Rettung —
ald — bald werd' ich von allem Uebel erlöst. — Der Graf wollte
dennoch nicht verlassen, tröstete sie mit dem Worte des Trostes,

beschloß mit ihr zu sterben. Mein lieber Gemahl! — Es gehe Ihnen wohl! — Ihren Kindern! — Ihren Unterthanen! — Freuden des Himmels werden uns — — Gluth und Dampf erstickten in ihr die letzten Worte, sie sank nieder, ihre Hofmeisterin Margarethe erstickte neben ihr. Thränen des Mitleids, der Liebe weinte der Graf. Er dachte an ihr Flehen — er suchte Rettung — Alles um ihn knatterte — stürzte ein. — Der Saal, den er betreten — knackt — bricht — fängt an zu sinken — nur ein Augenblick, so öffnete er dem Grafen das Grab in der Gluth — er entsprang in ein heimliches Gemach — hier hing der Graf an seinen Armen — hülflos, halb verbrannt — Hülfe, Hülfe! — Niemand hört das ängstliche Rufen. Das Knattern der Flammen, das Krachen des Einsturzes, das Schreien der Löschenden, Alles übertäubte seinen Hülferuf. — Der Allmächtige gebot dem Feuer. Ein Paar Augenblicke unterließ es sein Krachen; man hörte das Klagegeschrei. Ein Zimmermann eilte zur Hülfe, setzte eine Leiter an, schlug Mauerwerk mit Lebensgefahr ein, riß die Bretter los, woran der Graf hing, trug ihn auf der Leiter herunter; Flammen schlugen um ihn; Wolken von Dampf stiegen ihm entgegen; er kam der letzten Stufe näher; das theure Leben des Grafen wurde gerettet. Dankbar verehrte er die göttliche Vorsehung. Der Hofmeister Martin Otto wurde auch gerettet, war aber von den wüthenden Flammen so stark beschädigt worden, daß er am achten Tage starb. Das gräfliche Archiv wurde gleichfalls ein Raub der Flammen, ein unersetzlicher Verlust für die Geschichte der älteren Grafen zu Blankenburg und Reinstein.

Den unglücklichen Grafen brachte man herunter in die Stadt in des Rentmeisters Lucas Buchauers Haus. Da saß er. Gesicht und Hände waren stark verbunden; keinen von Denen, die ihn im Elende besuchten, konnte er ansehen, niemandem die Hand reichen. Einen jeden aber empfing er mit freundlichen Worten. „Hier findet ihr“, sprach er, „einen Hiob, den der Schmerz ganz umfaßt hat. Ich armer Mann kann nicht sehen, nicht greifen, nicht stehen, nicht gehen. Gott erbarme sich meiner!“ Thränen flossen über die Wangen. Auch die um ihn Stehenden konnten sich der Thränen nicht enthalten. Denen, die ihn zu trösten suchten, erwiederte er: „Ich achte allen meinen Schaden nicht, ob ich gleich am Leibe so verbrannt bin, ob ich gleich mein Haus, meine Kleider und Kleinodien, ja schier Alles, was ich auf der Welt hatte, verloren habe. Hätte ich nur meine liebe Gemahlin behalten! Jedoch ich hoffe bald bei ihr zu sein.“ Grafen und andere Herren aus Halberstadt, Wernigerode, Quedlinburg und mehreren Orten kamen den unglücklichen Grafen zu trösten und die Brandstätte zu beschauen. Gott! wie gings ihnen durchs Herz, als sie den Grafen im Elende, als sie das schöne Schloß in Trümmer in Aschenhaufen verwandelt erblickten! Wie zerflossen sie mit allen gräflichen Bedienten und treuen Unterthanen in Thränen, als die Ueberreste der verbrannten Gräfin, als ihre erstickte Leibesfrucht, als die Gebeine der getreuen Hofmeisterin, eins

nach dem andern aus den Ruinen, aus der Asche, aus noch glimmenden Bränden herausgesucht herausgebracht wurde! — Hier hatte die Gräfin im 34. Jahre ihres Alters, im 17. ihres Ehestandes, in der zehnten Schwangerschaft ihren Geist aufgegeben. Nach Beisetzung der Ueberreste ließ der Graf diese traurige, diese schreckliche Begebenheit für die Nachwelt in Reime bringen, und stiftete dadurch seiner geliebten Gemahlin ein unvergeßliches Denkmahl.*) Der neuerbauete Flügel auf der Morgenseite des Schlosses brannte zwar ganz nieder, so weit er von Holz war; die guten Löschanstalten aber brachten es dahin, daß die übrigen Flügel nur stark beschädigt und die Hintergebäude gar nicht von den Flammen ergriffen wurden. Der Graf ließ etliche Zimmer, sobald es die Witterung erlaubte, wieder in wohnbaren Stand setzen und bezog sie. Er lebte nach diesem Unglücke noch bis ins fünfte Jahr, wurde aber niemals wieder recht vergnügt. Wenn jemand Geschäfte halber zu ihm kam, sprach er: „Lieber, bleibt doch bei mir und haltet Mahlzeit mit mir, damit ich Gesellschaft habe und meine Traurigkeit zum Theil vergesse. Hier sitze ich allein und sehe die vier Winkel an und in keinem sehe ich Freude.“ Die gräflichen Kinder wohnten mit den Hofleuten noch in der Stadt, weil auf dem Schlosse die erforderlichen Zimmer noch nicht fertig waren. Der Graf hat sich am Markte im Eckhause an der Tränkestraße eine Zeit lang aufgehalten; die gräflichen Kinder und Hofleute aber haben den Gasthof am Markte und das Haus darneben, dem Rathhause gegenüber bewohnt. Nach mündlicher Ueberlieferung hat der Graf gedachte drei Häuser mit Schiefer decken lassen. Dieses Denkmahl einer auf eine Zeit lang gewesenen gräflichen Residenz dauert noch und dem Anscheine nach noch lange, ein Beweis der Vortrefflichkeit und Dauer des Blankenburgschen Schiefers. Beim Löschen des Feuers hatten die Westerhäuser und Harsleber besonders gute Dienste geleistet, welchen zur Erkenntlichkeit Gemeindeholzungen in der Wienröder Forst geschenkt wurden, letztern jedoch mit der Bedingung, die Holzfuhren frei zu thun, wenn am Schlosse gebauet würde.“

Nach und nach wurde nun zwar das Schloß ganz wieder in Stand gesetzt und vergrößert; allein die Bauten hatten bis 1590 gedauert, und 1595 wurde erst der mitternächtliche Flügel mit fürstlichem Glanze verschönert, in welcher Gestalt dann das Schloß bis auf die Herzöge Anton Ulrich und Ludwig Rudolph von Braunschweig, von denen der letztere im Anfange des 18. Jahrhunderts

---

*) Ihre Eltern waren Graf Botho von Stolberg und dessen Gemahlin Anna. Die von ihr geborenen Kinder waren 6 Söhne und 4 Töchter, von denen bei ihrem Tode aber 5 nur noch am Leben waren. Das erwähnte Gedicht steht auf einer hölzernen Tafel, welche in der alten Schloßkirche hernach in der neuen bei der Orgel aufgehängt wurde. Eine andere daneben enthält dasselbe in lateinischen Versen, welche den Sangerhäuser Superintendenten Singelius zum Urheber haben und mit der Jahrzahl des Brandes schließen.

hier residirte, unverändert geblieben ist. Als nämlich im Jahre 1599 auch die jüngere Reinstein-Heimburgische Grafenlinie ausstarb, zogen die Herzöge von Braunschweig dieses Lehen wieder ein. Daß das Schloß den Stürmen des dreißigjährigen Krieges auch nicht ganz entgangen ist, beweisen die auf der Mittagsseite desselben eingemauerten zwei Kanonenkugeln, die 1625 Wallenstein vom Catrinusberge gegen dasselbe abschießen ließ, doch wurden keine großen Zerstörungen angerichtet. Schon der Herzog Rudolph August residirte am Ende des 17. Jahrhunderts oft in Blankenburg, der schon erwähnte Herzog Anton Ulrich legte aber von 1705 bis 1714 erst wieder seine verschönernde Hand an das Schloß, so wie durch ihn 1707 die Grafschaft vom Kaiser Joseph I. auch zum Fürstenthum erhoben ward. Der Flügel auf der Abendseite wurde abgenommen und den übrigen gleich gemacht. Der Felsen hinter demselben wurde weiter abgebrochen und auch hier wurden Gebäude aufgeführt, zu deren Aufbau man gleich die zersprengten Kalksteine benutzte. Herzog Ludwig Rudolph war es endlich, der diese Verschönerungen auf der Mitternachtsseite noch durch eine neue Kirche krönte und die regelmäßige Schönheit vollendete, die noch jetzt am Schlosse bewundert wird. Eine Kapelle soll nämlich gleich mit Einführung des Christenthums zu Carls des Großen Zeiten schon auf dem Schlosse erbauet sein, und ein Kapellan soll unter der Aufsicht des Archidiakonus bei der Katharinenkirche den Gottesdienst verwaltet haben. Nach Stiftung des Bartholomäiklosters in der Mitte des 13. Jahrhunderts wurde der Dienst aber von einem Priester dieses Klosters versehen, ja selbst noch späterhin, als das Kloster in ein Nonnenkloster verwandelt worden war, mußte einer von den sieben Priestern, die der Probst zu halten die Pflicht hatte, den Gottesdienst in der Schloßkapelle versehen. Sie wurde jedoch laut einer Urkunde damals von der Jurisdiction des Archidiakonus befreiet, und nach einer andern Urkunde dergestalt vom Kloster abgesondert, daß sie zwar ihren eigenen Kapellan bekam, die Verwaltung der Sacramente aber bei der Klosterkirche blieb. Mit der Reformation des Landes wurde die Schloßkapelle in eine Schloßkirche verwandelt. Durch den schrecklichen Brand 1546 litt sie sehr, wurde aber bald wieder hergestellt, und blieb in solchem Stande, bis Herzog Ludwig Rudolph an ihrer Statt jene neue erbauen ließ. Da sie über den alten Pferdeställen aufgeführt war, so wurde sie 1715 bei ihrer Einweihung „zum Krippelein Christi" genannt. Aus der alten Kirche wurde aber in die neue weiter nichts gebracht als die schon bemerkten Tafeln mit der Brandgeschichte und der alabasterne Taufstein. Das dazu gehörige Becken ist von unbekanntem Metall, eben so zwei Altarleuchter, die nicht mehr gebraucht werden. Zur Zeit der Reformation, die hier 1523 begann, ernannten die Grafen einen Hofprediger. Nach Absterben der Grafen wurde nun zwar die Schloßgemeinde an die Bartholomäikirche gewiesen, und mußte der Prediger dieser Kirche bisweilen auch in der Schloßkirche Gottesdienst halten. Als der Herzog Ludwig Rudolph aber auf dem Schlosse residirte, wurde au-

ßer dem Hofprediger auch ein Hofdiaconus angestellt, und diese Einrichtung ist auch bis zum Tode der Herzogin 1747 geblieben, wo der letzte Hofdiaconus Valentin Söllig nach Hasselfelde versetzt ward. Obwohl Ludwig Rudolph nun erst 1714 nach dem Tode seines Vaters zur Regierung kam, so war ihm doch 1690 schon die Grafschaft zur Appanage gegeben und von da an bewohnte er das Schloß Blankenburg. Er bauete auch ein Schauspielhaus; dieß wurde jedoch 1740 wieder eingenommen und der kleine Schloßgarten auf dieser Stelle angelegt. So wie die genannten beiden Fürsten ihr Schloß mit fürstlicher Pracht schmückten, so floß durch ihre edele Herablassung und Leutseligkeit aber auch fürstlicher Segen aus seinen Thoren in die Wohnungen ihrer gewerbfleißigen Unterthanen, und eben so zeichneten sich deren Familien durch herrliche Fürstentugenden aus, die ihnen das segnende Andenken erwarben, in welchem sie noch jetzt im Herzen aller biedern Blankenburger fortleben und immer fortleben werden. So sehr das Haus des Herzogs Ludwig Rudolph aber durch die Verbindung zweier seiner liebenswürdigen Töchter mit den größten Regentenhäusern Europas an Ruhm und Glanz gewann, insofern die ältere hier geborene Christine Elisabeth als Gemahlin Kaiser Karl VI. die Mutter der Maria Theresia ward, die jüngere Charlotte Sophie aber an den unglücklichen Alexis, Sohn Peter des Großen vermählt wurde, so sehr ist doch in dem schönen Idyllenleben dieses Fürstenhauses dadurch, daß die Ehre über die Neigung entscheiden mußte, mancher Tag mit einem Trauerflor umhüllt. So wie die Zeit, wo das Schloß von diesem Zweige des Braunschweigischen Fürstenhauses bewohnt wurde, der Glanzpunkt desselben gewesen ist, so ist jener Zeitabschnitt auch für die Bewohner des Fürstenthums gleichsam das goldene Zeitalter geworden. Als nach dem Tode seines Bruders der Herzog Ludwig Rudolph 1731 auch die Braunschweig-Wolfenbüttelschen Lande erbte, verließ er zwar im April dieses Jahres mit seinem Hofe Schloß Blankenburg. Jedoch 1735 starb auch dieser Herzog zu Braunschweig, und nun kehrte die verwittwete Herzogin Christine Luise als Wohlthäterin nach ihrem geliebten Blankenburg wieder zurück, wo sie 1747 ihr den Blankenburgern so theures Leben endigte. Von jetzt an schloß der freundliche Fürstensitz außer seinen schönen Erinnerungen nur noch manche Kunstschätze aus jener Zeit in seinen leeren Räumen ein; doch auch von diesen wurden im siebenjährigen Kriege die kostbaren und seltenen Gewehre nach Braunschweig, die besten Gemälde aber nach Satzthalen gebracht, während dem flüchtigen Fürstenstamme selbst dieses Schloß in jener verhängnißvollen Zeit, wo die Franzosen das Fürstenthum Wolfenbüttel besetzt hielten, einen sichern Schutzort gewährte, weil ihm völlige Neutralität ertheilt war. Zu den vorzüglichsten zurückgebliebenen Kunstsachen gehörte darnach außer einigen Gemälden von Lucas Cranach, einer Magdalene von unbekanntem Meister und einem Rehkopf von Rösel ein herrliches elfenbeinernes Crucifix von Michel Angelo und goldene und silberne Schachfiguren, die ihrem Künstler eben so sehr zur Ehre

gereichten. Weil das Schloß immer leer und unbewohnt gestanden, man deshalb auch nicht viel auf seine Erhaltung gewendet hatte, so fing es in den letzteren Decennien trotz seines dauerhaften Baues doch sehr schadhaft zu werden an. Da lenkte es durch seine schöne für die Jagd so günstige Lage die Aufmerksamkeit von Sr. Durchlaucht dem jetzt regierenden Herzoge Wilhelm von Braunschweig auf sich, und dieser entriß es 1831 durch einen großen weitläufigen Bau seinem Verfalle wieder. Die Hauptgebäude in einem schlichten doch edeln Style aufgeführt, befanden sich schon seit dem letzten Aufbau auf der Morgen- und Mittagsseite des Schlosses, wo sich das schönste Landschaftsgemälde aufrollt und die Städte Quedlinburg, Aschersleben, Halberstadt, Gernrode, Ballenstedt mit den vielen dazwischen liegenden Dörfern, Fluren, Felsen und Gebüschen im lebhaftesten Farbenglanze dem entzückten Auge vorhält. Die alten gräflichen Zimmer im mittäglichen Flügel, dem ältesten, hatte man schon längst in Küche, Wasch- und Scheuerhaus und Boden verwandelt, worüber der Thurm mit einer Schlaguhr aufgeführt ist. Der darunter befindliche große gewölbte Keller war aber in Gebrauch genommen. In dem östlichen Flügel war der Kaisersaal, darunter waren außer den beiden sehr alten Kellern noch zwei neuere übereinander befindliche in Felsen gehauen, die im 16. Jahrhundert angelegt sind. Unter dem nördlichen Flügel war ehedem der Eingang auf den Schloßhof, neben welchem man vermittelst einer Oeffnung in der Mauer sehr alte gewölbte Pferdeställe antrifft, gerade unter der Kirche; über dieser war die Bibliothek. Auch befindet sich hier unter der Wachtstube ein später erst wieder aufgefundenes altes Gefängniß. Der neue Flügel auf der Abendseite hat zwei Speisesäle über einander und dahinter einen Redoutensaal und einen Altan, unter welchem auch ein Gefängniß ist. Dann folgt noch das Traiteurhaus und nach Mitternacht hin das Althaus, worin der Schloßverwalter und die Altfrau wohnten. In allen diesen Theilen mogte das Schloß zusammen wohl über 200 Zimmer zählen, von denen die Säle besonders recht feierlich alterthümlich verziert waren. Durch Hinwegnahme vieler Zwischenwände wurde 1831 aber die Zahl dieser Gemächer wohl bis auf 150 vermindert, und es wurden größere Räume dadurch geschaffen. Von den Sälen sind drei, der Kaiser-, der Audienz- und der Redoutensaal geblieben, die mit Reichthum und Geschmack wie fast alle Zimmer erneuert sind. Die schönsten und lieblichsten davon sind jetzt diejenigen, welche der Herzog und seine Cavaliere bei ihrer Anwesenheit im Gebrauch haben. Sie liegen im südöstlichen Flügel, und das Auge über die vorgenannten Städte und einen Theil des Harzes hinschweifend berührt hier am fernsten Horizonte Magdeburgs Domthürme. Hier liegen auch das Audienzzimmer, das Billardzimmer und an einem besonders reizend liegenden Eckthurme der Speisesaal und das Wohn- und Schlafzimmer des Herzogs.*) Im Flügel gegenüber befinden sich eine Suite

*) Es drängt sich hier wieder die Bemerkung auf, daß auch kluge Hausväter

Nickel, Schwefelkies und Kupfererz, Fahlerz und Bleiglanz. Dazwischen Gänge von Schwerspath, Braunspath und Kalkspath, auch kommt der spargelgrüne stängelichte Bitterspath (Miemit) vor. Im Mergelschiefer findet man häufig Abdrücke von Fischen, die, wie ihre gekrümmte Haltung zeigt, eines gewaltsamen Todes gestorben sein müssen, von größern und kleinern Würmern und anderer Körper, die Seepflanzen ähnlich sind.

Die Gegend um Steinbach ist um deshalb mineralogisch interessant, weil hier der Feldspath den vom Gebirg herabkommenden Granit übermächtigt und das Hauptlager ausmacht. Am Floßberge und in dem schon erwähnten unheimlichen Floßloche steht ein Flußspathgang. In diesen und den benachbarten Bergen bricht Eisenstein. — Der Botaniker wird hier ebenfalls eine gute Ernte halten; die Gegend ist vorzüglich an Kryptogamen reich. Doch hieße es die Grenzen dieses Werkes überschreiten, wollte ich die vorzüglichsten Pflanzen und ihren Standort namhaft machen. Es bleibt dies einer andern Arbeit vorbehalten.

**Ludwig Storch.**

---

# Schloß und Stadt Blankenburg am Harze.

Hell strahlst du freundliches Fürstenschloß
Von fern dem Wandrer entgegen,
Nicht tobt noch jetzt der Knappen Troß
Begierig nach Kampf und verwegen;
Zwar haben nicht Kaiser dein Lob vermehrt,
Ein schlichter Fürst ist's gewesen,
Deß' Namen Blankenburg ewig verehrt,
Fürst Rudolph wird er gelesen.

Mögen viele Burgen und Schlösser kühner und trotziger von höhern Bergen ins Thal herabschauen, stattlicher und mehr fürstliche Milde verheißend blickt keine auf ihre friedlichen Umwohner hernieder als unsere freundliche Blankenburg. Ueber viele Meilen streift ihr hell leuchtender Schimmer hin, und je näher man ihr von jeder Seite kommt, desto länger möchte das Auge an dem schönen Landschaftsgemälde haften, desto länger möchte man an ihrem Fuße im reinlichen Städtchen unter freundlichem Obdache verweilen. An ihrer Stirn trägt sie, wie eine hehre Fürstentochter aus altem edeln Stamme, gleichsam schon die Bestimmung zum Herrschen, aber nicht mit despotischer Strenge, sondern als sollte sie mit fürstlicher Huld viel glückliche Unterthanen schaffen. Von diesem milden fürstlichen Geiste scheinen auch alle hohen Bewohner dieses Schlosses bei dem Eintritt in dasselbe durchwehet zu sein; denn obwohl die Blankenburg zu den ältesten deutschen Bergfesten gehört, so wird sie doch nirgends als ein Raubschloß geschildert. Ein altes Grafengeschlecht, Vasallen der Sachsenherzöge, regierten als Gaugrafen vielmehr von hier aus den Harzgau (Hartingow) und übten das Recht, und wie ihre Burg weithin strahlte, so konnte ihr Anblick dem frechen Räuber nur Furcht, dem geängstigten Schuldlosen aber nur Muth und

wird, bis sie unter seiner Last zusammenbrechen, und schwere Krankheit oder gar den Tod davon haben. Ganz gleicher Natur ist die Sage vom Freiersmännchen in Steinbach. Wenn die Steinbacher Bursche sonst in die benachbarten Dörfer auf die Freit (Heirath) gingen und dadurch die eingebornen Jungfrauen gewissermaßen verachteten, so erlebten sie auf dem Heimwege seltsame Abenteuer. Nach dem ersten Besuche bei einer fremden Schönen sah sich der Schuldige plötzlich von einem graugekleideten Männchen mit einem großen Stock und dreieckigen Hute begleitet, das ihm in einer Entfernung von ohngefähr zwanzig Schritten nicht von der Seite wich, er mochte laufen oder still stehen, und beim Dorfe verschwand. Ließ sich der heirathslustige Bursche einfallen, einen zweiten Werbegang nach dem andern Dorfe zu machen, so blieb's nicht bei der bloßen Begleitung des grauen Männchens; er erhielt auch rechts und links derbe Backenschläge bis ans Dorf und sah Niemanden, der sie ihm reichte, so daß er meist halb todt heimkam. Wagte nun gar der Frevler den dritten Gang, so waren mit der Begleitung des kleinen grauen Ungethüms Stockschläge und Steinwürfe verbunden, daß er mit Löchern im Kopfe heimkam. Fruchtete aber auch diese Lection nicht, so fand man am Morgen nach dem vierten Freiersgang den Schuldigen todt am Wege. Das Freiersmännchen hatte ihm den Hals umgedreht.

Proben dortiger Bergmannssagen sind folgende:

Ein Häuer, der im Reginaschacht bei Glücksbrunn schürfte, glaubte an einer in seiner Nähe stattfindenden Bewegung, ein Steiger käme zu ihm gefahren. Da aber Niemand kam, drehete er sich auf dem Sitzstock und erblickte einen Berggeist in Menschengestalt, der das Gesicht starr nach ihm gewandt hielt. Die Gestalt hatte das Aeußere eines Bergobern und war mit einem schwarzen Hute, grünem Oberkleid mit Manschetten, schwarzen Beinkleidern, Schuhen und weißen Strümpfen bekleidet; übrigens hatte sie ein schönes Antlitz, helle Augen und stieß in der First an, wo das Ort fünf Schuh hoch war. Der Häuer wagte aus Furcht nicht den Geist anzureden und arbeitete emsig weiter; als die Erscheinung also einige Zeit still gestanden hatte, fuhr sie mit ihrem hell flammenden Grubenlicht wieder von dannen. Hätte der Bergmann sie mit „Glück auf!" begrüßt, so wäre er gewiß sehr glücklich gewesen.

Einige Bursche, die auf dem Schacht am Acker neben dem „Segen Gottes" einfuhren, gewahrten plötzlich einen ungewöhnlich hellen Schimmer und gleich darauf eine Gestalt, die die Strecke daher gefahren kam, so groß, daß sie gebückt, wie sie ging, mit dem Rücken in der First anstrich. Sie hielten dieselbe für einen Bergofficianten. Aber als die Erscheinung näher kam, sahen die Bursche mit Entsetzen, daß es die fürchterliche Gestalt eines Berggeistes in Grubenkittel, Kniebügel an den Beinen, schwarzen Schiefhut auf dem Kopfe, große glänzende Augen und ein Grubenlicht in der Hand

war, und Hals über Kopf eilten sie wieder aus dem Schacht, der vom Licht des Geistes fast zur Hälfte aufwärts erhellt war. —

Ein junger Bergknapp aus Steinbach wollte eines Morgens seinen Schacht auf der Windleite befahren. Als er in die Nähe kam, sah er eine Menge winziger Bergmännchen an der Winde Gestein aufziehen, das andre geschäftig zerklopften. Er trat hinzu und die Geistchen stürzten sich vor seinen Augen in den Schacht, der krachend hinter ihnen zusammenbrach. Voll Grausen über das Gesehene ging der Bursche in die Ruhl und that sich dort zu einem Messerschmidt in die Lehre, denn er wollte nimmermehr ein Bergmann bleiben. Durch ihn wurde das Handwerk der Messermacher nach Steinbach verpflanzt und der Bergbau nahm allmälig ab.

Am Löge oberhalb Steinbach ging ein goldner Hirsch, der plötzlich erschien und eben so verschwand. Viele Leute haben ihn gesehen. Der Hirsch zeigt eine starke Goldader an. Die Herren Trier ließen dort einschlagen, aber die aufgethane Grube bald wieder zum Erliegen kommen, weil die Ausbeute sich nicht bald zeigte. Damals ließ sich der Hirsch alle Abende sehen und lief ängstlich hin und her. Hätten die Herren Trier nur noch eine kleine Strecke gegraben, so würden sie die Goldader gefunden und unermeßliche Schätze ausgebeutet haben.

Hirten- und Jägersagen haben meist auf Wüstungen und Waldwiesen versetzte Schätze zum Gegenstand; die rohe Begierde des gemeinen Mannes nach Gold wird in der Sage poetisch verklärt, und die Fülle des glänzenden Sagengoldes entschädigt den Armen für die Entbehrung des wirklichen. Ueberall treten in diesen Bergen die geheimnißvollen, unerklärlichen Venetianer auf, die ungeheure Reichthümer von hier forttragen und zuweilen zum Dank einem Eingebornen den Schlüssel der unterirdischen Schätze schenken, der von diesem aber ungeschickt gebraucht wird, so daß selten etwas davon in diesen Thälern bleibt. Dergleichen Sagen sind:

Schmidte-Sömme, der Steinbacher, war den Venetianern befreundet, die ihm zuletzt ihr Vertrauen schenkten und ihn mit auf ihre geheime Gänge nahmen. Einst führten sie ihn in eine Höhle am Inselberg, welche nur mit der Wünschelruthe erschlossen werden kann. Anfangs ist sie so enge, daß man kaum auf dem Bauche hineinkriechen kann, dann erweitert sie sich und man kommt an ein düstres breites Wasser, über welches eine große Schlange quer über liegt. Sie speit dem Nahenden aus emporgestrecktem Kopfe Feuer und Dampf entgegen; denn sie ist die Hüterin des drüben versetzten Schatzes. Will man hinüber, so muß man der Schlange auf den Kopf treten, die sich augenblicklich in eine bequeme Brücke verwandelt. Nun kann man hinüber und sich drüben Golderde nehmen, so viel man will.

Es ist alte Sitte, daß die Dorfbewohner am goldnen Sonntag ins Gebirge lustwandeln. Auf solchem Gange kamen einige Stein-

bacher plötzlich an eine ihnen unbekannte Höhle, vor welcher Ranzen, Hüte und Stöcke lagen, und sie vermutheten, diese Sachen möchten Venetianern angehören, welche drinnen Gold holten. Aus Lust zum Schabernack, die den Steinbachern, Ruhlern und Brotterödern eigen ist, nahmen sie die Sachen an sich und versteckten sich im nahen Wald, um sich an der Verlegenheit der Eigenthümer zu weiden. Diese kamen aber nicht aus der Höhle und die Steinbacher schliefen aus Langeweile ein. Als sie erwachen, sehen sie sich in einer ganz fremden Gegend; die Menschen, die ihnen begegnen, verstehen sie nicht und reden eine ihnen unverständliche Sprache, sind auch gekleidet, wie sie noch niemals gesehen. Endlich kommt ein alter Mann, der in ihrer Sprache mit ihnen redet; diesem klagen sie ihre Noth und er verspricht ihnen zu helfen, wenn sie ihm schwören wollten, dergleichen Schabernack ferner zu unterlassen. Dies geschieht, und er führt sie nun in einen nahen Wald, heißt sie da seiner warten und geht. Sie warten und warten und schlafen endlich wieder aus Langeweile ein, wie bei Steinbach. Und siehe beim Erwachen finden sie sich an der Stelle in ihrer Heimath, wo sie sich versteckt, aber Höhle, Ranzen ꝛc. sind verschwunden. Sie würden das Ganze für einen wunderbaren Traum gehalten haben, wenn man sie im Dorfe nicht verwunderungsvoll gefragt, wo sie denn so lange geblieben? Wie sich bald ergab, waren sie mehrere Wochen abwesend gewesen. —

Ueber Steinbach am Birkig liegt ein Platz „das Rittergut" genannt; dort soll vor Alters ein Edelhof gestanden haben, und ein Schatz ist da vergraben. Ein Paar Steinbacher wollten ihn heben und fanden mit der Wünschelruthe richtig den Platz. Sie gruben um Mitternacht und kamen auf den Deckel einer eisernen Kiste; da lauteten alle Glocken in Steinbach. Sie stutzten über das zu solcher Zeit seltsame Geläute, doch ließen sie sich dadurch nicht irre machen und hoben die Kiste empor. Eben als sie den Deckel öffnen wollten, erschallte hinter ihnen eine Stimme: Hier sind die Schatzgräber! fangt sie! Erschrocken schauten sie auf, und sahen den Stabschulzen mit dem furchtbaren weißen Stabe, und die Gemeindevorsteher auf sich zukommen. Sie ließen die Kiste fallen und schrien: Lauft, was ihr könnt! Ein kanonenartiger Knall — ein lautes Hohngelächter und Schulze und Vorsteher und Kiste und Schatz sind verschwunden, und über der Stelle grüner Rasen. —

Eine Frau von Steinbach fand an derselben Stelle eine hölzerne Kanne und nahm sie an sich, in der Meinung sie sei von den Mähern vergessen worden, denen sie sie wieder zustellen wollte. Da gewahrte sie, daß die Kanne voll dürres Laub gestopft war, und sie schüttete dasselbe als eine unnöthige Last aus. Die Mäher wollten aber nichts von einer vergessenen Kanne wissen, und als das Weib heim kam, machte sie ein seltsames Klappern in der Kanne aufmerksam. Sie sah hinein; ein Paar darin hängen gebliebene Blätter waren in Goldstücke verwandelt. Nun eilte sie hastig nach der Stelle

zurück, wo sie das Laub ausgeschüttet, aber da war weder Laub noch Gold. —

Eine reine Jägersage:

Ein fremder Mann kam krank nach Steinbach, und wurde dort während seines langen Gebrestes gut gepflegt. Zum Dank versprach er seinen Wirthsleuten, ihnen einen großen fetten Hirsch zu schießen, und bat sie, mit ihm zu gehen. Drauf führte er sie ins Birkicht und hieß sie stille stehen, wenn er seinen Hut zu Boden fallen lasse. Dies geschah, der Fremde legte an und schoß, von den Steinbachern sah keins ein Wild. Deshalb fragten sie verwundert, wonach er geschossen habe? — Da führte er sie weit ins Dickicht und zeigte ihnen einen frisch geschossenen tüchtigen Hirsch, der mitten aufs Blatt getroffen war. — Drauf wurde der Fremde Jägerbursche und schoß alles Wild, wenn es noch kein anderer sah, den Hirsch im Sprung, den Vogel im Flug. Das machte: er hatte eine Freibüchse.

Zwei Sagen von hochpoetischer Natur, durch die ein Ton der tiefsten Wehmuth hindurch zittert, ein heißer Schmerzensstrahl unbefriedigter Sehnsucht, im Prisma der Volksdichtung in prächtige Farben gespalten, hindurchglänzt, sind die folgenden an einem und demselben stillen Waldplatz haftenden:

Ohngefähr eine Viertelstunde westlich vom Gerberstein liegt eine Berghöhe, die Wallfahrt genannt, über die der Fußweg von Altenstein nach Ruhla läuft. Dort hat, wie die Sage behauptet, vor alten Zeiten ein Nonnenkloster gestanden, welches als ein stark besuchter Wallfahrtsort zu großem Reichthum gelangt war, aber im dreißigjährigen Kriege von Soldaten zerstört wurde. Damals haben die Nonnen ihre Reichthümer vergraben, und eine weiße Jungfrau bewacht den Schatz. Viele Leute, die aus der Ruhl noch spät kamen oder dorthin gingen, haben sie mit einem Schlüsselbunde am Gürtel gesehen oder auch wie sie aus der Quelle des nahen Glasbachs (Glasbich) getrunken. Einst gingen im Vorfrühling, als kaum der Schnee von diesen Bergen gewichen und noch kein Baum grün war, arme Leute von Steinbach auf die Wallfahrt ins Reisig (dürres Leseholz), und nahmen ihr einziges Kind, ein Mädchen von vier bis fünf Jahren mit. An Ort und Stelle legten sie ihre Tragkörbe (Kötzen) ab und befahlen dem Kinde dabei zu bleiben und nicht in den Wald zu laufen. Sie selbst entfernten sich um Reisig zu sammeln tief in den Wald. Als sie aber wiederkehrten, war das Kind verschwunden. Die Mutter rief ängstlich nach ihm in den Wald, und siehe, es kam plötzlich herbeigesprungen und hatte beide Hände voll herrlicher Blumen und Früchte, reife Johannisbeeren, Kirschen u. a. Auf die verwunderten Fragen der Eltern erzählte das Kind, als sie zu lange ausgeblieben wären, hätte es sich so allein sehr gefürchtet und laut zu weinen begonnen. Und da wäre plötzlich eine weiße ausnehmend schöne Jungfrau gekommen und hätte gesagt: es solle doch aufhören zu weinen, die Eltern kämen bald wieder, und hätte ihm Blumen, Kirschen

und Beeren gegeben. Dann habe sie hinzugefügt, es solle mit ihr in ihren Garten gehen, dort wolle sie ihm noch mehr geben. Da sei es denn mitgegangen und in einen prächtigen Garten gekommen voll der köstlichsten Blumen, vielerlei rothen reifen Beeren und Kirschen. Die Jungfrau habe ihm erlaubt, so viel davon zu nehmen, als es gewollt, und habe gesagt, es solle nur täglich heraufkommen zu ihr und sich davon holen. Nach einiger Zeit habe die Jungfrau erinnert, nun solle es wieder zu den Tragkörben hingehen, denn die Mutter rufe es. Da wäre es denn wieder hierher gelaufen und habe den Ruf der Mutter vernommen. Das Kind bat die Eltern sehr, mit ihm zu gehen in den nahen Garten der weißen Jungfrau, um selbst zu sehen, wie schön derselbe sei; diese gingen aus Neugierde mit und gelangten wirklich nach kurzem Weg an einen Garten voll Blumen und grüner Bäume mit allerlei reifen Früchten. Die Jungfrau stand in der Mitte desselben und winkte ihnen hereinzutreten. Die Leute aber überkam eine große Furcht, sie liefen eilig von dannen, nahmen ihre Körbe und ihr Kind und eilten, was sie vermochten, nach Hause. Das Kind verlangte von nun an alle Tage wieder zur weißen Jungfrau und härmte sich und schrie, als es die Eltern nicht fortließen, bis es vor Sehnsucht todtkrank wurde. Die Mutter saß weinend und betend an seinem Bettchen. Plötzlich erhob sich das Kind mit verklärtem Gesicht, streckte die Händchen aus und rief: Sieh, Mutter, die weiße Jungfrau, wie sie mir Johannisbeeren und rothe Kirschen bringt! Und sank zurück und war todt. —

Alle sieben Jahre in der Mitternacht des Tags, an welchem einst das Kloster zerstört worden, erheben sich die Schatten der todten Nonnen aus ihren Gräbern, das Kloster ersteht als gespenstiges nebelhaftes Gebild mitten zwischen den hohen Bäumen des einsamen Waldes, die Glocke ertönt und Paarweise ziehen die Nonnen in großer Procession in die erleuchtete Kirche. Viele, die in jener Nacht den Ruhler Weg daher kamen, haben das Glöckchen gehört, Andere sogar die durchsichtigen Nebelbilder der Nonnen und des Klosters gesehen, aber der Schrecken hat ihnen fast immer das Leben gekostet. —

An den auf der Wallfahrt stehenden Klosterschatz knüpfen sich wieder eine Menge Sagen von der oben schon mit Beispielen belegten Art, die immer poetisch variiren. Eben so reich ist diese Gegend an Sagen, in welchen sich des Volkes Gerechtigkeitsliebe ausspricht, und in welchen es ein poetisches Gericht über Uebelthäter, die der irdischen Strafe entgingen, hält. Auch hiervon einige Proben.

Im Floßloch am Floßberge, einer schauerlichen Kluft von unergründeter Tiefe über Steinbach nach Liebenstein zu, (auf dem Floßberge ist eine malerische Felsenpartie) sitzen drei gebannte Geister und spielen zusammen Karte. Der Eine ist ein Gastwirth aus Steinbach, der bei seinen Lebzeiten die Leute mit falschem Gewicht und Gemäß betrog, der Andre ein Müller aus Grumbach, der zu viel metzte, der Dritte ein Ackersmann aus Schweina, der die Grenzsteine ver-

rückte. Der Erstere spukte nach seinem Tode in der Fleischkammer und dem Keller seines Hauses und stöhnte: Drei Kartel (Nösel) für eine Kanne, drei Viertel für ein Pfund! Der Andre polterte als Geist bei Nacht in der Mühle umher und erschreckte die Kunden; der Dritte wanderte als feuriger Mann an der Grenze seiner Aecker und tückte die Vorübergehenden, so daß sich Niemand, sobald es dämmrig wurde, zwischen den Orten Steinbach und Schweina hin und her zu gehen getraute. Alle drei wurden von Jesuiten ins Floßloch gebannt, und weil sie in ihrem Leben gern Karte gespielt hatten, so gab ihnen einer der Geisterbanner eine Karte mit. Da sitzen sie nun und spielen Solo und betrügen sich, werden darüber uneins und zanken sich, daß der Lärm weit hin durch den Wald schallt und verspätete Wandrer davor entsetzt fliehen. Manche haben die unheimlichen Spieler zusammen sitzen gesehn und wohl auch „Trumpfaus!“ heischen gehört. Der betrügerische Gastwirth hat aber immer dazwischen gerufen: Drei Kartel für eine Kanne, drei Viertel für ein Pfund! —

Im sogenannten Seeställchen zwischen Steinbach und Grumbach ging lange Zeit ein feuriger Mann um zur Strafe weil er die Grenzsteine verrückt hatte. Dort wandelte er auf und ab, einen Grenzstein tragend, und die Vorübergehenden hörten ihn immer vor sich hin wimmern: Wo setze ich ihn hin? Wo setze ich ihn hin? Die Leute fürchteten sich endlich gar nicht mehr vor ihm, gingen still vorüber und ließen ihn mit seinem Grenzstein wandern. Einst kam ein Steinbacher spät in der Nacht von Grumbach heraufgestolpert, der hatte bedeutend über den Durst getrunken. Als er nun den feurigen Mann sah und wimmern hörte: Wo setze ich ihn hin? Da stellte er sich fest auf beide Beine, glotzte das Gespenst mit großen Augen an, und rief in seiner Betrunkenheit ärgerlich: Dummer Kerl! Wenn du doch nicht weißt, wohin du ihn setzen sollst, so setze ihn doch wieder dahin, wo du ihn genommen hast. Auf diese Anrede entgegnete der feurige Mann: solches Wort habe er schon über hundert Jahre aus eines Vorübergehenden Munde erwartet; denn es sei sein Erlösungswort. Gott möge ihm eine frohe Stunde dafür schenken; und verschwand. Seitdem hat Niemand mehr den feurigen Mann im Seeställchen gesehen. —

Ein eigenthümliches Beispiel der unzähligen Gespenstersagen:

Hinter dem Altenstein nach Waldfisch zu heißt eine Gegend die „Kroatengräber.“ Dort sind im dreißigjährigen Kriege eine starke Abtheilung Kroaten in einem verschanzten Lager von Schweden angegriffen und zusammen gehauen worden. Aber auch viele Schweden blieben und wurden mit den Kroaten dort begraben. Nun ereignet sichs alle sieben Jahre am Tage des Treffens in der Mitternachtsstunde, daß die Schatten der Soldaten aus ihren Gräbern erstehen, sich in Reih und Glied schaaren, einander gegenüberstellen, zu den Waffen greifen und die Schlacht schlagen. Da ertönen die Trom-

meln der Tamboure, da schmettern die Trompeten der Trompeter, da krachen Schüsse, und Reiter und Fußvolk machen sich gegenseitig nieder. Es ist eine schauerliche Geisterschlacht. Aber so wie es Eins in Waldfisch schlägt, ist Alles verschwunden, und Freund und Feind ruhen wieder friedlich bei einander im Grabe. —

Von historischen Sagen, d. h. solchen, welche sich an eine historische Person oder an ein historisches Faktum anspinnen, habe ich schon die auf Bonifacius und Luther bezüglichen angeführt. Merkwürdiger Weise klingen hier auch ein Paar Sagen aus dem Sagenkreise des Landgrafs Ludwigs des Eisernen an. Wir finden hier bei Steinbach einen Landgrafenacker, wie bei Freiburg an der Unstrut einen Acker der Edlen; wir erfahren, daß beim Altenstein, wie schon oben erwähnt, eine Neuenburg stand, wie dort an der Unstrut. Und an beiden Orten, hier wie dort, haften dieselben Sagen. Nur sind die Altensteiner nicht so scharf ausgeprägt, wie die Freiburger, sie sind unsicherer, verschwommener und nennen nicht einmal den Namen des Landgrafen. Jene werde ich bei der geschichtlichen Darstellung Ludwigs des Eisernen ausführlich mittheilen; die hiesigen mögen zum Beschluß noch Platz finden.

Vor alter Zeit war ein Landgraf, ein milder, guter Herr, der die Unterthanen liebte und nicht wollte, daß sie bedrückt wurden. Nun war er aber nur selten auf der Neuenburg und wohnte sonst weit im Lande. Da glaubten die Edelleute, sie wären sicher vor ihm, und bedrückten die Unterthanen und peinigten und plagten sie bis aufs Blut; ja sie trieben es so weit, die armen Leute an den Pflug zu spannen, wie Ochs und Pferd, und mit ihnen zu ackern. So haben sie's viele Jahre angetrieben. Endlich ist aber der Landgraf einmal wieder nach der Neuenburg gekommen und hat durch Zufall erfahren, wie die Edelleute mit den Unterthanen umgehen. Da ergrimmte er, und rief sie alle in seinem Zorn zusammen, nnd spannte sie in einen Pflug, einen nach dem andern, wie Ochs und Pferd, und schlug mit einer Peitsche auf sie los, wenn sie ermatteten, bis sie den ganzen Acker gepflügt hatten. Und als es geschehen war, drohte ihnen der zornige Herr, wenn sie sich nicht besserten und ferner den Unterthan hart ansähen, würde er wieder kommen und das ganze Feld mit ihnen pflügen bis daß der Letzte todt umfiele. Da bekehrten sie sich und schonten der armen Leute. Der Acker aber, den sie also gepflügt, wurde der Landgrafenacker genannt und liegt über der Bauernwiese im Steinbacher Felde. —

Der Landgraf war einmal auf der Neuenburg und hatte den Kaiser zum Besuch. Dem zeigte er die Burg. Der Kaiser lobte sie zwar, sagte aber, es fehle ihr um fest genug zu sein, eine tüchtige Mauer. Der Landgraf versetzte, die könne er in einer Nacht erbauen. Der Kaiser hielt die Rede für Scherz; der Landgraf aber schwur hoch und theuer, die Mauer bis Morgen fertig zu bauen. Als der Kaiser am andern Morgen ausgeschlafen hatte, trat der Landgraf zu ihm mit der Rede: Die Mauer sei fertig. Der Kaiser erschrak, meinend

die Mauer könne nur mit des Teufels Hülfe erbaut worden sein, und trat ans Fenster. Da standen rings um die ganze Burg Mann an Mann die geharnischten Edelleute des Landgrafen mit ihren Wappnern und Knechten. Und der Kaiser sagte, er habe niemals eine bessere und köstlichere Mauer gesehen und dankte dem Landgrafen, daß er sie ihm gezeigt habe. —

Diese Beispiele aus allen Gattungen der hiesigen Sagendichtung mögen genügen. Jede einzelne Sage, welche in Steinbach und Schweina gehört wird, speciell anzuführen, ist kaum möglich und würde einen Raum einnehmen, der die Grenzen dieses Werkes bei weitem überschritte. Auch der fleißige Sagensammler Ludwig Bechstein hat sie nicht alle in seinen Sagenschatz niedergelegt. Wozu auch? Es ist meist genügend, die Gattung zu kennen, da die einzelnen sich oft so ähnlich sehen. Einer ihrer eigenthümlichen Reize geht freilich durch den Vortrag in hochdeutscher Mundart verloren. Man muß sie aus dem Munde der Eingebornen in ihrem Idiom hören. Dann erst haben sie den wahren Zauber, jenes neckische, naive Element, das über jeder Sage wie ein bunter Farbenschmelz liegen muß. Fremde werden freilich nicht viel davon verstehen. Im vierten Bande des Bechstein'schen Sagenschatzes stehen viele, welche ich hier mitgetheilt habe, von Herrn Referendar Voigt aus Steinbach im Steinbacher Idiom abgefaßt. Man muß diesen Dialekt so sprechen können, wie ich, um zu verstehen, daß sie so erst ihren schönsten Schmuck tragen, ja dadurch unvergleichlich reizend geworden sind. Ich halte diese Gaben des Herrn Voigt für das Schönste, was mir in der Sagenpoesie noch vorgekommen ist. Aber den Steinbacher kann eben nur der Ruhler vollkommen verstehen.

---

Es bleibt mir nur noch übrig, das Wichtigste von den geognostischen Verhältnissen dieser Gegend hinzuzufügen, vorzüglich der Altensteiner Höhle und des ehemals hier so schwunghaften Bergbaues wegen. Der Kern des Altensteiner Berges besteht in einem grobkörnigen Granit, in dessen Gemenge viel röthlicher und gelblich weißer Feldspath und grauer Quarz vorkommt. Er hängt mit dem höchsten Gebirgszuge zusammen, wo er am Gerberstein zu Tage steht. Nach Altenstein zu wird der Granit vom Todtliegenden bedeckt und über dieses hat sich zu beiden Seiten des Berges Höhlenkalk (Dolomit) gelagert, welcher die meisten Felsen des Parks bildet. Nach dem Fuße des Bergs steht dieser ältere Kalkstein unmittelbar auf dem Granit und hat einige seiner Bänke zwischen große Granitblöcke geworfen, andere stehen senkrecht, wie die Felsen des Hohlenstein. Aus demselben Höhlenkalk besteht die ganze Höhle, und es ist bekannt, daß alle zum älteren Flözkalk gehörenden Gebirge theilweise von Höhlen durchzogen sind. Die Glücksbrunner Kobaltberge stehen in diesem Flözkalke und zwar in Gängen von bituminösen Mergelschiefer. Es brechen hier alle Arten von Erd- und Speiskobalte, die schönsten Glanzkobalte mit Arsenik, Wismuth,

Nickel, Schwefelkies und Kupfererz, Fahlerz und Bleiglanz. Dazwischen Gänge von Schwerspath, Braunspath und Kalkspath, auch kommt der spargelgrüne stängelichte Bitterspath (Miemit) vor. Im Mergelschiefer findet man häufig Abdrücke von Fischen, die, wie ihre gekrümmte Haltung zeigt, eines gewaltsamen Todes gestorben sein müssen, von größern und kleinern Würmern und anderer Körper, die Seepflanzen ähnlich sind.

Die Gegend um Steinbach ist um deshalb mineralogisch interessant, weil hier der Feldspath den vom Gebirg herabkommenden Granit übermächtigt und das Hauptlager ausmacht. Am Floßberge und in dem schon erwähnten unheimlichen Floßloche steht ein Flußspathgang. In diesen und den benachbarten Bergen bricht Eisenstein. — Der Botaniker wird hier ebenfalls eine gute Ernte halten; die Gegend ist vorzüglich an Kryptogamen reich. Doch hieße es die Grenzen dieses Werkes überschreiten, wollte ich die vorzüglichsten Pflanzen und ihren Standort namhaft machen. Es bleibt dies einer andern Arbeit vorbehalten.

**Ludwig Storch.**

---

## Schloß und Stadt Blankenburg am Harze.

Hell strahlst du freundliches Fürstenschloß
Von fern dem Wandrer entgegen,
Nicht tobt noch jetzt der Knappen Troß
Begierig nach Kampf und verwegen;
Zwar haben nicht Kaiser dein Lob vermehrt,
Ein schlichter Fürst ist's gewesen,
Deß' Namen Blankenburg ewig verehrt,
Fürst Rudolph wird er gelesen.

Mögen viele Burgen und Schlösser kühner und trotziger von höhern Bergen ins Thal herabschauen, stattlicher und mehr fürstliche Milde verheißend blickt keine auf ihre friedlichen Umwohner hernieder als unsere freundliche Blankenburg. Ueber viele Meilen streift ihr hell leuchtender Schimmer hin, und je näher man ihr von jeder Seite kommt, desto länger möchte das Auge an dem schönen Landschaftsgemälde haften, desto länger möchte man an ihrem Fuße im reinlichen Städtchen unter freundlichem Obdache verweilen. An ihrer Stirn trägt sie, wie eine hehre Fürstentochter aus altem edeln Stamme, gleichsam schon die Bestimmung zum Herrschen, aber nicht mit despotischer Strenge, sondern als sollte sie mit fürstlicher Huld viel glückliche Unterthanen schaffen. Von diesem milden fürstlichen Geiste scheinen auch alle hohen Bewohner dieses Schlosses bei dem Eintritt in dasselbe durchwehet zu sein; denn obwohl die Blankenburg zu den ältesten deutschen Bergfesten gehört, so wird sie doch nirgends als ein Raubschloß geschildert. Ein altes Grafengeschlecht, Vasallen der Sachsenherzöge, regierten als Gaugrafen vielmehr von hier aus den Harzgau (Hartingow) und übten das Recht, und wie ihre Burg weithin strahlte, so konnte ihr Anblick dem frechen Räuber nur Furcht, dem geängstigten Schuldlosen aber nur Muth und

Hoffnung einflößen.*) An einer scharfen Ecke des mitternächtlichen Harzes, da wo mit dem Heidelberge die Teufelsmauer an den Harzwald sich anschließt, steht sie auf einem blanken Kalkfelsen erhöht, der aus bläulichem Schiefer mit seinem schimmernden Schlosse wie eine Blüthenkrone aus dunkelm Blätterkranze hervortritt. Dieser Kalkfelsen heißt noch jetzt der Blankenstein, und da er ehedem nackt und verwittert wie ein Lichtpunkt wohl in die Ferne geleuchtet haben mag, so gab er dem Schlosse den Namen die Blankenburg.**) Wann sie erbauet ist, und wer zuerst hier einen Sitz sich wählte, liegt von ihr wie von den meisten Burgen im Dunkel der Vorzeit vergraben. Daß dieß aber schon sehr frühe vielleicht im sechsten oder siebenten Jahrhundert geschehen sein muß, kann nicht bloß historisch nachgewiesen werden, sondern das läßt auch schon ihre dazu höchst auffordernde günstige Lage vermuthen. So wird z. B. ein Graf von Blankenburg mit Beringern von Ballenstedt und anderen Harzgrafen unter den gegen Carl d. Gr. gefallenen Sachsenhäuptlingen erwähnt. Carl setzte darnach einen Edlen der Franken nach Blankenburg über den Harzgau, dessen Namen die Geschichte aber verschweigt, und einen Grafen von Blankenburg, Namens Hero, vielleicht den nämlichen, schickte Carl später gegen die Sorben-Wenden, die er an der Saale und Elbe sehr tapfer bekämpfte. Trotz ihres freundlichen Anblicks und ihrer friedlichen Bewohner hat diese Burg aber doch nicht des Krieges und der Elemente wilden Stürmen entgehen können, sondern mehrfach zerstört, ist sie erst in einem späteren Jahrhundert in ihrer jetzigen freundlichen Gestalt wie ein Phönix aus ihrer Asche emporgestiegen. Die älteste Burg stand da, wo jetzt der Schloßhof sich ausdehnt, und weil sie dem darunter liegenden Städtchen erst den Namen gab, dieß aber auch seine Entstehung bis in die heidnischen Zeiten zurückleiten kann, so muß sie schon sehr früh erbauet sein. Die Keller dieser Burg lagen auf der Morgenseite. Bei einer Uebertünchung des Schlosses im J. 1785 entdeckte man wenigstens unter dem jetzigen östlichen Flügel zwei alte Keller neben einander im Felsen, denen man ein tausendjähriges Alter immerhin zuschreiben konnte, wenn man die vom Zahne der Zeit zernagten Thürgevierte betrachtete, die der Witterung doch nicht ausgesetzt gewesen waren. Allein späterhin wurde diese Burg aus unbekannten Gründen abgebrochen und eine im Geschmack damaliger Zeit wohl stattlichere als die erste aufgeführt, von der die Hintergebäude noch dastehen. Der südliche Theil soll zuerst und darnach der

---

*) Der Harzgau erstreckte sich bis Nienburg am Einfluß der Bode in die Saale. S. pag. XLIII. im Ueberblick ꝛc. Ein Schloß Hartingow soll aber auch vor Halberstadt bei Klein-Blankenburg gelegen haben, wo die Gaugrafen Gericht hielten, während sie auf unserm Blankenburg nur residirten.

**) Das Schloß kann noch jetzt bei Kloster Leitzkau hinter Magdeburg, also 11 Meilen weit, gesehen werden.

östliche erbauet sein; wann? ist bis dahin noch unermittelt, weil die am Schlosse auf der Seite nach dem Thiergarten zu unter dem gräflichen Wappen befindliche Inschrift wohl nicht 1071 sondern viel richtiger 1471 heißen soll. *) Zu den ältesten Besitzungen der Sachsen-Herzöge gehörig haben die Bewohner dieses Schlosses auch immer unter den treuesten Anhängern des mächtigen Guelfen- (Welfen) Geschlechtes gestanden. Darum vertheidigte z. B. Graf Burchard, derselbe, der späterhin als Conversus das Kloster Michelstein gründete, des Sachsenherzogs (nachherigen Kaisers) Lothars Sache etwa 1189 gegen den Grafen Herrmann von Winzenburg, der seine Grausamkeit in den Gefängnissen der Blankenburg büßen mußte. **) Aber eben deshalb wurden sie unter dem großen Herzog Heinrich auch in dessen Löwenkampf mit Kaiser und Reich verwickelt. Dieß Grafengeschlecht theilte sich damals in drei Linien, in die Linien Blankenburg, Reinstein und Heimburg, und weil die ältere Linie der Grafen von Blankenburg mit jenem Burchard ausgestorben war, auch nach Abschaffung der Gauen etwa ums Jahr 1050 die Würde der Gaugrafen aufgehört hatte, so war die jüngere Reinsteinische Linie nun mit der Blankenburg beliehen. ***) Ein Graf Siegfried II. von Reinstein begleitete daher den Löwenherzigen Heinrich nach Jerusalem, und als Kaiser Friedrich I. der gegen den Herzog ausgesprochenen Achtserklärung mit der Schärfe des Schwertes Nachdruck gab, die Grafen Siegfried und Poppo ihren Herrn aber nicht verlassen wollten, so wurden von dem mit den Halberstädter Truppen vereinigten kaiserlichen Heere Schloß und Stadt Blankenburg im J. 1182 stark verwüstet und die Grafen selbst gefangen mit fortgeführt. Siegfrieds Sohn, Graf Siegfried III. wurde darnach vom Herzoge mit der Grafschaft wieder beliehen, und dieser setzte das zerstörte Schloß auch wieder in solchen guten Stand, daß es von seinen Nachfolgern bis ins vierzehnte Jahrhundert ungestört besessen wurde. In dem räuberischen Zeitalter dieses Jahrhunderts wurde es aber 1386 in Abwesenheit des Grafen Busso von einem Wernigerödischen Grafen überfallen, geplündert und wiederum verwüstet. Weil er das Mitglied eines von vielen Fürsten und Grafen geschlossenen Friedensbündnisses war, mußte er sich jedoch deren Strafe unterwerfen, die auch an ihm durch einen seiner eigenen Leute vollzogen ward. Nach Aussterben der Reinsteinschen Linie war Blankenburg 1370 nebst Reinstein an die Heimburger Grafen übergegangen, denen jener

---

*) Um jene Zeit 1071 bediente man sich der arabischen Ziffern noch nicht, und zu der letztgenannten 1471 mangelte das Zahlzeichen der 4 noch, weshalb man sich einer halben 8 bediente, die oft mit einer 0 verwechselt wird.

**) S. Winzenburg.

***) Um das Jahr 1139 und viel später noch treten auch zuerst Herren von Blankenburg in Urkunden auf; wie sie aber mit unserer Blankenburg in Beziehung stehen, ist unbekannt.

Busso auch angehörte. Dieser stellte die Burg ganz wieder her. Da aber einer seiner Nachfolger Graf Bernhard in einer Fehde mit dem Bischoff von Merseburg in dessen Gefangenschaft gerieth, und sich mit 6000 fl. lösen mußte, so wurde Schloß Blankenburg nebst Anderen von 1417 — 20 an Graf Bodo von Stolberg verpfändet. Im funfzehnten Jahrhundert erfuhr darauf das Schloß wieder manche Verbesserungen, wie dieß auch die vorerwähnte Inschrift von 1471 darthut. Nach alten Nachrichten, die von Reparaturen aus den Jahren 1490 und 91 reden, soll unter Anderen Graf Ulrich IV. († 1530) bald nach angetretener Regierung 1490 bei Reparatur des Schlosses Blankenburg eine Summe Geldes in einer alten Mauer gefunden haben, was nach so manchen späteren Verfügungen dieses Grafen nicht ganz unwahrscheinlich ist. Die Hauptverbesserung ließ aber Graf Ulrich V. im sechzehnten Jahrhundert vornehmen. Dieser ließ den östlichen sehr baufälligen Flügel bis auf das Gemäuer abbrechen, zwei neue Stockwerk von Holz darauf setzen, nach außen welsche Giebel anbringen, schöne Zimmer mit einem großen Saale anlegen und neben den beiden alten Kellern noch zwei neue über einander tief in den Felsen hauen. Alle diese verschönernden Arbeiten wurden 1545 so weit vollendet, daß in dem folgenden Jahre das neue Schloß wieder bezogen werden konnte. Da röthete in nächtlicher Stille am 19. Novbr. 1546 durch schändliche Tücke eine schreckliche Feuersbrunst den Himmel. Der dazu erkaufte Einheizer hatte des Nachts Reisholz unter der Treppe angezündet, und das Feuer verbreitete sich so schnell, daß das ganze Schloß sehr bald in vollen Flammen stand. Doch wir wollen über diesen so großen Jammer erweckenden Brand den Pastor Stübner, aus dessen Werke über das Fürstenthum Blankenburg wir viele dieser Nachrichten entlehnt haben, selbst reden lassen. „Nach dem Erwachen, erzählt er, konnte wegen der Flammen schon Niemand mehr auf und nieder kommen. Die gräflichen Kinder wurden in Tüchern aus den Fenstern herabgelassen; andere Personen ließen sich vom Dache herunter. Nur für die hochschwangere Gemahlin des Grafen, Magdalene aus dem Hause Stolberg wurde kein Rettungsmittel gefunden. Ihr Gemahl wollte sie nicht verlassen. Beide eilten, von einem andern beängstigten Ehepaar, dem Hofmeister und der Hofmeisterin begleitet, welche ihrer Herrschaft bis in den Tod treu bleiben wollten, aus einem Zimmer ins andere — suchten Rettung — nirgends war sie — Hitze der Flammen durchdrang die Glieder — stickender Dampf beängstigte die Brust — der Tod schwebte vor Augen.

Die Gräfin bat ihren Gemahl inständigst sie zu verlassen und sein eigenes Leben zu retten, da das ihrige nicht zu retten sei. Die lieben Kinder! — Die treuen Unterthanen! — Erhalten Sie denen ihr theures Leben — das Leben eines liebreichen Vaters — eines gnädigen Landesherrn — das Leben eines zärtlichen Gemahls — ach! — Das können sie nicht mehr — für mich ist keine Rettung — bald — bald werd' ich von allem Uebel erlöst. — Der Graf wollte sie dennoch nicht verlassen, tröstete sie mit dem Worte des Trostes,

beschloß mit ihr zu sterben. Mein lieber Gemahl! — Es gehe Ihnen wohl! — Ihren Kindern! — Ihren Unterthanen! — Freuden des Himmels werden uns — — Gluth und Dampf erstickten in ihr die letzten Worte, sie sank nieder, ihre Hofmeisterin Margarethe erstickte neben ihr. Thränen des Mitleids, der Liebe weinte der Graf. Er dachte an ihr Flehen — er suchte Rettung — Alles um ihn knatterte — stürzte ein. — Der Saal, den er betreten — knackt — bricht — fängt an zu sinken — nur ein Augenblick, so öffnete er dem Grafen das Grab in der Gluth — er entsprang in ein heimliches Gemach — hier hing der Graf an seinen Armen — hülflos, halb verbrannt — Hülfe, Hülfe! — Niemand hört das ängstliche Rufen. Das Knattern der Flammen, das Krachen des Einsturzes, das Schreien der Löschenden, Alles übertäubte seinen Hülferuf. — Der Allmächtige gebot dem Feuer. Ein Paar Augenblicke unterließ es sein Krachen; man hörte das Klagegeschrei. Ein Zimmermann eilte zur Hülfe, setzte eine Leiter an, schlug Mauerwerk mit Lebensgefahr ein, riß die Bretter los, woran der Graf hing, trug ihn auf der Leiter herunter; Flammen schlugen um ihn; Wolken von Dampf stiegen ihm entgegen; er kam der letzten Stufe näher; das theure Leben des Grafen wurde gerettet. Dankbar verehrte er die göttliche Vorsehung. Der Hofmeister Martin Otto wurde auch gerettet, war aber von den wüthenden Flammen so stark beschädigt worden, daß er am achten Tage starb. Das gräfliche Archiv wurde gleichfalls ein Raub der Flammen, ein unersetzlicher Verlust für die Geschichte der älteren Grafen zu Blankenburg und Reinstein.

Den unglücklichen Grafen brachte man herunter in die Stadt in des Rentmeisters Lucas Buchauers Haus. Da saß er. Gesicht und Hände waren stark verbunden; keinen von Denen, die ihn im Elende besuchten, konnte er ansehen, niemandem die Hand reichen. Einen jeden aber empfing er mit freundlichen Worten. „Hier findet ihr", sprach er, „einen Hiob, den der Schmerz ganz umfaßt hat. Ich armer Mann kann nicht sehen, nicht greifen, nicht stehen, nicht gehen. Gott erbarme sich meiner!" Thränen flossen über die Wangen. Auch die um ihn Stehenden konnten sich der Thränen nicht enthalten. Denen, die ihn zu trösten suchten, erwiederte er: „Ich achte allen meinen Schaden nicht, ob ich gleich am Leibe so verbrannt bin, ob ich gleich mein Haus, meine Kleider und Kleinodien, ja schier Alles, was ich auf der Welt hatte, verloren habe. Hätte ich nur meine liebe Gemahlin behalten! Jedoch ich hoffe bald bei ihr zu sein." Grafen und andere Herren aus Halberstadt, Wernigerode, Quedlinburg und mehreren Orten kamen den unglücklichen Grafen zu trösten und die Brandstätte zu beschauen. Gott! wie gings ihnen durchs Herz, als sie den Grafen im Elende, als sie das schöne Schloß in Trümmer in Aschenhaufen verwandelt erblickten! Wie zerflossen sie mit allen gräflichen Bedienten und treuen Unterthanen in Thränen, als die Ueberreste der verbrannten Gräfin, als ihre erstickte Leibesfrucht, als die Gebeine der getreuen Hofmeisterin, eins

nach dem andern aus den Ruinen, aus der Asche, aus noch glimmenden Bränden herausgesucht herausgebracht wurde! — Hier hatte die Gräfin im 34. Jahre ihres Alters, im 17. ihres Ehestandes, in der zehnten Schwangerschaft ihren Geist aufgegeben. Nach Beisetzung der Ueberreste ließ der Graf diese traurige, diese schreckliche Begebenheit für die Nachwelt in Reime bringen, und stiftete dadurch seiner geliebten Gemahlin ein unvergeßliches Denkmahl.*) Der neuerbauete Flügel auf der Morgenseite des Schlosses brannte zwar ganz nieder, so weit er von Holz war; die guten Löschanstalten aber brachten es dahin, daß die übrigen Flügel nur stark beschädigt und die Hintergebäude gar nicht von den Flammen ergriffen wurden. Der Graf ließ etliche Zimmer, sobald es die Witterung erlaubte, wieder in wohnbaren Stand setzen und bezog sie. Er lebte nach diesem Unglücke noch bis ins fünfte Jahr, wurde aber niemals wieder recht vergnügt. Wenn jemand Geschäfte halber zu ihm kam, sprach er: „Lieber, bleibt doch bei mir und haltet Mahlzeit mit mir, damit ich Gesellschaft habe und meine Traurigkeit zum Theil vergesse. Hier sitze ich allein und sehe die vier Winkel an und in keinem sehe ich Freude." Die gräflichen Kinder wohnten mit den Hofleuten noch in der Stadt, weil auf dem Schlosse die erforderlichen Zimmer noch nicht fertig waren. Der Graf hat sich am Markte im Eckhause an der Tränkestraße eine Zeit lang aufgehalten; die gräflichen Kinder und Hofleute aber haben den Gasthof am Markte und das Haus darneben, dem Rathhause gegenüber bewohnt. Nach mündlicher Ueberlieferung hat der Graf gedachte drei Häuser mit Schiefer decken lassen. Dieses Denkmahl einer auf eine Zeit lang gewesenen gräflichen Residenz dauert noch und dem Anscheine nach noch lange, ein Beweis der Vortrefflichkeit und Dauer des Blankenburgschen Schiefers. Beim Löschen des Feuers hatten die Westerhäuser und Harsleber besonders gute Dienste geleistet, welchen zur Erkenntlichkeit Gemeindeholzungen in der Wienröder Forst geschenkt wurden, letztern jedoch mit der Bedingung, die Holzfuhren frei zu thun, wenn am Schlosse gebauet würde."

Nach und nach wurde nun zwar das Schloß ganz wieder in Stand gesetzt und vergrößert; allein die Bauten hatten bis 1590 gedauert, und 1595 wurde erst der mitternächtliche Flügel mit fürstlichem Glanze verschönert, in welcher Gestalt dann das Schloß bis auf die Herzöge Anton Ulrich und Ludwig Rudolph von Braunschweig, von denen der letztere im Anfange des 18. Jahrhunderts

---

*) Ihre Eltern waren Graf Botho von Stolberg und dessen Gemahlin Anna. Die von ihr geborenen Kinder waren 6 Söhne und 4 Töchter, von denen bei ihrem Tode aber 5 nur noch am Leben waren. Das erwähnte Gedicht steht auf einer hölzernen Tafel, welche in der alten Schloßkirche hernach in der neuen bei der Orgel aufgehängt wurde. Eine andere daneben enthält dasselbe in lateinischen Versen, welche den Sangerhäuser Superintendenten Singelius zum Urheber haben und mit der Jahrzahl des Brandes schließen.

hier residirte, unverändert geblieben ist. Als nämlich im Jahre 1599 auch die jüngere Reinstein-Heimburgische Grafenlinie ausstarb, zogen die Herzöge von Braunschweig dieses Lehen wieder ein. Daß das Schloß den Stürmen des dreißigjährigen Krieges auch nicht ganz entgangen ist, beweisen die auf der Mittagsseite desselben eingemauerten zwei Kanonenkugeln, die 1625 Wallenstein vom Catrinusberge gegen dasselbe abschießen ließ, doch wurden keine großen Zerstörungen angerichtet. Schon der Herzog Rudolph August residirte am Ende des 17. Jahrhunderts oft in Blankenburg, der schon erwähnte Herzog Anton Ulrich legte aber von 1705 bis 1714 erst wieder seine verschönernde Hand an das Schloß, so wie durch ihn 1707 die Grafschaft vom Kaiser Joseph I. auch zum Fürstenthum erhoben ward. Der Flügel auf der Abendseite wurde abgenommen und den übrigen gleich gemacht. Der Felsen hinter demselben wurde weiter abgebrochen und auch hier wurden Gebäude aufgeführt, zu deren Ausbau man gleich die zersprengten Kalksteine benutzte. Herzog Ludwig Rudolph war es endlich, der diese Verschönerungen auf der Mitternachtsseite noch durch eine neue Kirche krönte und die regelmäßige Schönheit vollendete, die noch jetzt am Schlosse bewundert wird. Eine Kapelle soll nämlich gleich mit Einführung des Christenthums zu Carls des Großen Zeiten schon auf dem Schlosse erbauet sein, und ein Kapellan soll unter der Aufsicht des Archidiakonus bei der Katharinenkirche den Gottesdienst verwaltet haben. Nach Stiftung des Bartholomäiklosters in der Mitte des 13. Jahrhunderts wurde der Dienst aber von einem Priester dieses Klosters versehen, ja selbst noch späterhin, als das Kloster in ein Nonnenkloster verwandelt worden war, mußte einer von den sieben Priestern, die der Probst zu halten die Pflicht hatte, den Gottesdienst in der Schloßkapelle versehen. Sie wurde jedoch laut einer Urkunde damals von der Jurisdiction des Archidiakonus befreiet, und nach einer andern Urkunde dergestalt vom Kloster abgesondert, daß sie zwar ihren eigenen Kapellan bekam, die Verwaltung der Sacramente aber bei der Klosterkirche blieb. Mit der Reformation des Landes wurde die Schloßkapelle in eine Schloßkirche verwandelt. Durch den schrecklichen Brand 1546 litt sie sehr, wurde aber bald wieder hergestellt, und blieb in solchem Stande, bis Herzog Ludwig Rudolph an ihrer Statt jene neue erbauen ließ. Da sie über den alten Pferdeställen aufgeführt war, so wurde sie 1715 bei ihrer Einweihung „zum Krippelein Christi" genannt. Aus der alten Kirche wurde aber in die neue weiter nichts gebracht als die schon bemerkten Tafeln mit der Brandgeschichte und der alabasterne Taufstein. Das dazu gehörige Becken ist von unbekanntem Metall, eben so zwei Altarleuchter, die nicht mehr gebraucht werden. Zur Zeit der Reformation, die hier 1523 begann, ernannten die Grafen einen Hofprediger. Nach Absterben der Grafen wurde nun zwar die Schloßgemeinde an die Bartholomäikirche gewiesen, und mußte der Prediger dieser Kirche bisweilen auch in der Schloßkirche Gottesdienst halten. Als der Herzog Ludwig Rudolph aber auf dem Schlosse residirte, wurde au-

ßer dem Hofprediger auch ein Hofdiaconus angestellt, und diese Einrichtung ist auch bis zum Tode der Herzogin 1747 geblieben, wo der letzte Hofdiaconus Valentin Söllig nach Hasselfelde versetzt ward. Obwohl Ludwig Rudolph nun erst 1714 nach dem Tode seines Vaters zur Regierung kam, so war ihm doch 1690 schon die Grafschaft zur Appanage gegeben und von da an bewohnte er das Schloß Blankenburg. Er bauete auch ein Schauspielhaus; dieß wurde jedoch 1740 wieder eingenommen und der kleine Schloßgarten auf dieser Stelle angelegt. So wie die genannten beiden Fürsten ihr Schloß mit fürstlicher Pracht schmückten, so floß durch ihre edele Herablassung und Leutseligkeit aber auch fürstlicher Segen aus seinen Thoren in die Wohnungen ihrer gewerbfleißigen Unterthanen, und eben so zeichneten sich deren Familien durch herrliche Fürstentugenden aus, die ihnen das segnende Andenken erwarben, in welchem sie noch jetzt im Herzen aller biedern Blankenburger fortleben und immer fortleben werden. So sehr das Haus des Herzogs Ludwig Rudolph aber durch die Verbindung zweier seiner liebenswürdigen Töchter mit den größten Regentenhäusern Europas an Ruhm und Glanz gewann, insofern die ältere hier geborene Christine Elisabeth als Gemahlin Kaiser Karl VI. die Mutter der Maria Theresia ward, die jüngere Charlotte Sophie aber an den unglücklichen Alexis, Sohn Peter des Großen vermählt wurde, so sehr ist doch in dem schönen Idyllenleben dieses Fürstenhauses dadurch, daß die Ehre über die Neigung entscheiden mußte, mancher Tag mit einem Trauerflor umhüllt. So wie die Zeit, wo das Schloß von diesem Zweige des Braunschweigischen Fürstenhauses bewohnt wurde, der Glanzpunkt desselben gewesen ist, so ist jener Zeitabschnitt auch für die Bewohner des Fürstenthums gleichsam das goldene Zeitalter geworden. Als nach dem Tode seines Bruders der Herzog Ludwig Rudolph 1731 auch die Braunschweig-Wolfenbüttelschen Lande erbte, verließ er zwar im April dieses Jahres mit seinem Hofe Schloß Blankenburg. Jedoch 1735 starb auch dieser Herzog zu Braunschweig, und nun kehrte die verwittwete Herzogin Christine Luise als Wohlthäterin nach ihrem geliebten Blankenburg wieder zurück, wo sie 1747 ihr den Blankenburgern so theures Leben endigte. Von jetzt an schloß der freundliche Fürstensitz außer seinen schönen Erinnerungen nur noch manche Kunstschätze aus jener Zeit in seinen leeren Räumen ein; doch auch von diesen wurden im siebenjährigen Kriege die kostbaren und seltenen Gewehre nach Braunschweig, die besten Gemälde aber nach Salzthalen gebracht, während dem flüchtigen Fürstenstamme selbst dieses Schloß in jener verhängnißvollen Zeit, wo die Franzosen das Fürstenthum Wolfenbüttel besetzt hielten, einen sichern Schutzort gewährte, weil ihm völlige Neutralität ertheilt war. Zu den vorzüglichsten zurückgebliebenen Kunstsachen gehörte darnach außer einigen Gemälden von Lucas Cranach, einer Magdalene von unbekanntem Meister und einem Rehkopf von Rösel ein herrliches elfenbeinernes Crucifix von Michel Angelo und goldene und silberne Schachfiguren, die ihrem Künstler eben so sehr zur Ehre

gereichten. Weil das Schloß immer leer und unbewohnt gestanden, man deshalb auch nicht viel auf seine Erhaltung gewendet hatte, so fing es in den letzteren Decennien trotz seines dauerhaften Baues doch sehr schadhaft zu werden an. Da lenkte es durch seine schöne für die Jagd so günstige Lage die Aufmerksamkeit von Sr. Durchlaucht dem jetzt regierenden Herzoge Wilhelm von Braunschweig auf sich, und dieser entriß es 1831 durch einen großen weitläufigen Bau seinem Verfalle wieder. Die Hauptgebäude in einem schlichten doch edeln Style aufgeführt, befanden sich schon seit dem letzten Aufbau auf der Morgen- und Mittagsseite des Schlosses, wo sich das schönste Landschaftsgemälde aufrollt und die Städte Quedlinburg, Aschersleben, Halberstadt, Gernrode, Ballenstedt mit den vielen dazwischen liegenden Dörfern, Fluren, Felsen und Gebüschen im lebhaftesten Farbenglanze dem entzückten Auge vorhält. Die alten gräflichen Zimmer im mittäglichen Flügel, dem ältesten, hatte man schon längst in Küche, Wasch- und Scheuerhaus und Boden verwandelt, worüber der Thurm mit einer Schlaguhr aufgeführt ist. Der darunter befindliche große gewölbte Keller war aber in Gebrauch genommen. In dem östlichen Flügel war der Kaisersaal, darunter waren außer den beiden sehr alten Kellern noch zwei neuere übereinander befindliche in Felsen gehauen, die im 16. Jahrhundert angelegt sind. Unter dem nördlichen Flügel war ehedem der Eingang auf den Schloßhof, neben welchem man vermittelst einer Oeffnung in der Mauer sehr alte gewölbte Pferdeställe antrifft, gerade unter der Kirche; über dieser war die Bibliothek. Auch befindet sich hier unter der Wachtstube ein später erst wieder aufgefundenes altes Gefängniß. Der neue Flügel auf der Abendseite hat zwei Speisesäle über einander und dahinter einen Redoutensaal und einen Altan, unter welchem auch ein Gefängniß ist. Dann folgt noch das Traiteurhaus und nach Mitternacht hin das Althaus, worin der Schloßverwalter und die Altfrau wohnten. In allen diesen Theilen mogte das Schloß zusammen wohl über 200 Zimmer zählen, von denen die Säle besonders recht feierlich alterthümlich verziert waren. Durch Hinwegnahme vieler Zwischenwände wurde 1831 aber die Zahl dieser Gemächer wohl bis auf 150 vermindert, und es wurden größere Räume dadurch geschaffen. Von den Sälen sind drei, der Kaiser-, der Audienz- und der Redoutensaal geblieben, die mit Reichthum und Geschmack wie fast alle Zimmer erneuert sind. Die schönsten und lieblichsten davon sind jetzt diejenigen, welche der Herzog und seine Cavaliere bei ihrer Anwesenheit im Gebrauch haben. Sie liegen im südöstlichen Flügel, und das Auge über die vorgenannten Städte und einen Theil des Harzes hinschweifend berührt hier am fernsten Horizonte Magdeburgs Domthürme. Hier liegen auch das Audienzzimmer, das Billardzimmer und an einem besonders reizend liegenden Eckthurme der Speisesaal und das Wohn- und Schlafzimmer des Herzogs.*) Im Flügel gegenüber befinden sich eine Suite

*) Es drängt sich hier wieder die Bemerkung auf, daß auch kluge Hausväter

schöner geschmackvoll ausmeublirter Zimmer für Gesellschaften und höhern Besuch. Hinter diesem Theile des Schlosses ist der ehemalige Redoutensaal, der bei jener Veränderung im Jahre 1831 zu einem Schauspielsaale umgeschaffen ist, dessen Einrichtung sich aber erst 1839 als sehr zweckmäßig herausgestellt hat, wo bei einem mehrtägigen Besuche des Königs von Hannover im Monate October der Herzog Wilhelm durch Braunschweiger Schauspieler hier zum ersten Male kleine Lustspiele aufführen ließ. Was das Schloß durch diesen Bau nun an moderner Schönheit und wohnlicher Zweckmäßigkeit gewonnen hat, das hat es durch Wegführung seiner sämmtlichen Kunstschätze aber verloren, weil auch die wenigen guten Original-Gemälde so wie das schöne Crucifix aus der Schloßkirche seit einiger Zeit nach Braunschweig gebracht sind. Es ist zwar noch eine silberne stark vergoldete Uhr wegen ihrer außerordentlich schönen und feinen Arbeit sehenswerth, von Gemälden ist aber etwas Ausgezeichnetes gar nicht mehr da. Eins davon ist der damit verknüpften Sage wegen nur noch merkwürdig. Es stellt nämlich die weiße Frau dar, die in einigen Schlössern, namentlich in dem Berliner, sich bisweilen ahnend zeigen soll. Vielleicht soll es die Gräfin von Orlamünde sein, die oftmals die Rolle der weißen Frau gespielt hat. Die eigentliche weiße Frau war aber die gute Gräfin Perchta von Rosenberg, des Böhmischen Burggrafen Ulrich von Rosenberg Tochter, welche gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts lebte. Jene soll Unglück, diese aber Glück andeuten. Auch sind noch zwei Gemälde vorhanden, welche König Friedrich Wilhelm I. von Preußen mit dem Finger gemalt habe. Es sind nun zwar einige hübsche Ritterrüstungen in dem antik decorirten Speisesaale aufgestellt, doch sind sie nicht mit historischem Interesse verknüpft.

Von seiner ursprünglichen Gestalt einer Ritterburg hat das Schloß nach so vielen Veränderungen jetzt fast gar nichts mehr aufzuweisen. Am meisten wird man noch durch dessen älteren westlichen Theil und durch den in der westlichen Mauer eingemauerten behelmten Kopf daran erinnert. Dieser soll der Sage nach sich auf einen Grafen von Reinstein beziehen, dem hier der Kopf abgeschlagen sei; wahrscheinlicher deutet es aber auf den schon erwähnten Grafen Dietrich von Wernigerode, der als Friedensstörer der Grafen von Reinstein Schloß Blankenburg 1386 überfiel und allerlei Grausamkeiten daselbst verübte. Auch ist in der Kirche die Tafel noch zu sehen, auf die mit goldener Schrift die Geschichte des oben erwähnten Schloßbrandes verzeichnet ist. Der sehr alte 34 Lachter tief in Felsen gehauene Schloßbrunnen ist hinter dem ehemaligen

---

wohlthun, die freundlichsten Zimmer in ihren Häusern nicht den Gästen aufzuheben sondern selbst zu bewohnen; denn da diese viel zu einer glücklichen Gemüthsstimmung beitragen, so würde den Hausbewohnern viel Lebensgenuß entgehen, wenn sie solche nur für Gäste benutzen wollten, die entweder selten sich einfinden oder deren Aufmerksamkeit in den wenigen Tagen des Besuches auch mehr nach innen als nach außen gelenkt wird.

Redoutensaale. Der Umfang desselben ist von unten bis oben hin mit einer Mauer wie mit einem runden Thurme eingefaßt. Außerhalb dieser Mauer ist der Felsen 2 Fuß breit abgenommen, so daß man auf 145 in den Felsen gehauenen theils 1 theils 2 Fuß hohen Stufen zum Wasser des Brunnens, der 3¼ Elle Durchmesser hat, kommen konnte. Das Wasser steht 26 Fuß hoch. Als er gebauet wurde, kostete dieser alte Brunnen 23,000 Speciesthaler. Im Jahr 1708 wurde die Treppe und Ringmauer gebessert; 1709 soll derselbe nach dem letzten Ostertage mit 6 Zoll dickem Eise bedeckt gewesen sein, was aber wegen seiner Tiefe bezweifelt wird. 1713 brannte das Brunnenhaus nieder, doch wurde das ungemein starke Seil am Rade gerettet und darnach noch lange gezeigt. Hierauf wurden über dem Brunnen Cavalierzimmer neben der Bildergallerie angelegt, und der Gebrauch dieses Brunnens hörte auf. Ein gutes Wasser wurde dafür aus dem braunen Sumpfe durch Röhren auf den Schloßhof geleitet, wo es in zwei eiserne Wassertröge läuft, aus welchen der Abfluß sich in den Felsen senkt und einem Brunnen am Schloßberge sein Wasser gibt. Nicht weit von jenen Wassertrögen an dem Schloßthore sieht man mit Verwunderung eine alte sehr starke dabei aber noch sehr gesunde Ulme, deren Höhe über achtzig Fuß und deren Stamm einen dieser Höhe auch angemessenen Umfang hat. Auffallend ist es, wie die Wurzel dieses wegen seines Standortes höchst seltsamen Baumes sich in Gestalt eines Kniees in einen engen Felsenspalt eingedrängt hat, wo er seine Nahrungssäfte von dem aus den Trögen abfließenden Wasser bekommt und den Felsen immer weiter durchbohrt. Durch Herzog Ludwig Rudolph befand sich ehedem eine aus 15,000 Bänden bestehende Bibliothek auch auf dem Schlosse, welche zum Theil ausgezeichnete Werke enthielt. Gleich nach dem Tode der Herzogin wurde sie aber mit der Wolfenbüttelschen vereinigt, so wie das Collegium Carolinum zu Braunschweig auch Vieles davon erhielt. Außerhalb des Schlosses darf wegen der vortrefflichen Aussicht noch das Rundeel nicht übersehen werden, wo statt des Schilderhauses ehedem auf der Mauer nahe am Schlosse für die Feuerwache ein Wachthaus stand, das als baufällig 1739 aber abgenommen wurde, und wo jetzt nun ein kleiner Garten angelegt ist.

Mit der Stadt steht das Schloß in mehrfacher Verbindung. Der kürzeste aber bloß für Fußgänger eröffnete Weg führt unmittelbar vom Schloßthore im Zickzack den Schloßberg hinab und bringt zuletzt auf einer langen Treppe an der Bartholomäikirche vorüber auf den Marktplatz. Früher begann diese Treppe schon oben am Schloßhofe, zählte 248 Stufen, war mit einzelnen Ruheplätzen versehen, und war an ihrem untern Ende zu beiden Seiten mit Gottesäckern für verstorbene Hofleute umgeben. Ein Fahrweg führte im Zickzack von der neuen Mühle hinauf. Der Herzog Ludwig Rudolph ließ jedoch nicht bloß jenen bequemern Fußweg sondern zum gewöhnlichen Fahrweg auch einen bequemern durch den fürstlichen Thiergarten anlegen; oben bringt dann ein schmaler gepflasterter

Weg dicht am Schlosse entlang laufend durch zwei Thore ins Innere des Schlosses. Da man aber auch diese Auffahrt zu schmal fand, so wurde 1831 auch eine viel bequemere nach äußern Ausgängen auf der mittäglichen Seite des Schlosses noch angebracht. Bei dem Schlosse ist terrassenförmig auch ein Schloßgarten, der sich aber nicht weiter auszeichnet, sondern nur zu Küchengewächsen benutzt wird. In dessen Nähe treibt das vom Schlosse herabkommende Röhrenwasser (hier der Beck genannt) eine Wassermühle, die vielleicht die höchste in der Welt ist, und deshalb immer der Stadt als Wahrzeichen für reisende Zunftgesellen diente. Merkwürdiger ist der Thiergarten, der, weil er bis zur Sägemühle des Schieferberges geht, nicht blos eine ziemliche Ausdehnung hat, sondern seit 1831 auch wieder mit vielem schönen Wildpret besetzt ist.

Von den Umgebungen des Schlosses müssen jetzt noch als merkwürdig der Luther- und der Catrinusberg, die beide im Thiergarten liegen und an Höhe den Blankenstein weit übertreffen, genannt werden. War die Aussicht vom Schlosse schon sehr schön, so ist sie auf dem Catrinusberge durch freiern Umblick noch viel reizender. Die Herzogin Christine Luise erbauete deshalb 1728 hier auch ein kleines achteckiges Lusthaus und nannte es Luisenburg, und wirklich vermag irgend die Natur mit ihren Reizen und malerischen Landschaften ein von schwerem Kummer niedergebeugtes Gemüth wieder aufzurichten, so ist es dieses einsame trauliche Waldplätzchen, auf das Schillers Wort eine so schöne Anwendnng findet:

„Dich, dich grüß ich belebte Flur, euch säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt;
Ruhige Bläue dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald."

Gedenken wir aber der Schönsichten um Blankenburg herum, so dürfen wir auch den Ziegenkopf nicht übersehen. Steigt man nämlich von Hüttenrode her das Harzgebirge herab, wo der überraschende Anblick des tiefer liegenden Schlosses den Wanderer schon ergötzt, so braucht man nur einen geringen Umweg von wenigen hundert Schritten zu machen, um vom kahlen Gipfel dieses Berges nach Abend, Mitternacht und Morgen die reichste Aussicht auf die schönste Landschaft zu erhalten, reicher als sie noch die vorerwähnten Punkte zu geben vermochten. Der von der mitternächtlichen Seite ganz kahle Berg ist aber auch deshalb noch merkwürdig, weil sein Stock aus Grünstein besteht, und da nun Grünstein durch feurige Agentien gebildet wird, so wollte de Lüc die Spuren eines erloschenen Vulkanes an ihm entdecken.

---

Es sei uns aber vergönnt, jetzt noch einen Blick zu thun auf die Merkwürdigkeiten der Stadt Blankenburg.

Noch ehe man die Stadt selbst betritt, kommt man, wenn man

sich vom Schlosse aus auf dem Fahrwege durch den Thiergarten dem Lühner-Thore (richtiger Linzkerthore) nähert *), an ein sehr großes Gebäude, welches das fürstliche Gartenhaus genannt wird. Es wurde 1725 auf der Nordostseite des Schloßberges an dessen Fuße zu einem Sommeraufenthalte erbauet, und daneben ein fürstlicher Lustgarten mit Statüen und einem Springbrunnen angelegt. Von diesem wurde durch Röhren im fürstlichen Saale noch eine Fontaine der Art getrieben, daß sie, wenn die Herrschaften bei Tafel saßen, in der Mitte derselben einige Ellen hoch springen konnte. Es war zu dem Zweck mitten im Saale ein Bassin angebracht, das mit Dielen überdeckt wurde. Im Garten waren mehrere Terrassen auch mit Bassins und außerdem Treib- und Gewächshäuser. Da dieß Schloß anfangs von Holz erbauet war, so wurden 1777 die Seitenwände mit Quadern aufgeführt. Nachdem es neuerdings repariert ist, hat es Se. Durchlaucht der Herzog Wilhelm sich wieder reservirt, doch sind die frühern Gartenanlagen fast alle verschwunden.

Die Stadt Blankenburg ist ein sehr alter Ort aber dessen ungeachtet von keinem großen Umfange. Bis zur halben Höhe fast den Schloßberg hinansteigend laufen ihre Straßen terrassenförmig daran entlang, und werden von anderen bergabgehenden wieder durchschnitten. Da sie von der früher schon vorhandenen Burg ihren Namen empfangen hat, so mögen die ehedem mit Schloßdiensten verknüpften Häuser auf der Südseite der Bergstraße wohl die ältesten Burghäuser gewesen sein, die zur Burg der alten Gaugrafen gehörten, wenigstens wird die früherhin von Hofbedienten bewohnte alte Superintendur in älteren Zeiten das freie Burghaus genannt. Daß ihr Alter in das Heidenthum noch hinaufreicht, ist vorzüglich aus vielen aufgefundenen Todtenurnen und Opfergeräthen ersichtlich. Auch sind steinerne Streitärte und im J. 1728 ein im Braunschweiger Museum noch vorhandenes Schwert mit silbernem Griffe im Stadtgraben gefunden, auf welchem Buchstaben standen, die „Karl 800" bedeuteten. Ferner ist es eben so aus Klein-Blankenburg bei Halberstadt erweislich, welches im achten Jahrhundert einem Blankenburger Gaugrafen Newan schon zuständig war. Schon zu Anfang des neunten Jahrhunderts gehörte der Blankenburgische District zu den Archidiakonaten des Bisthums Halberstadt, und der Archidiakonus wohnte nahe bei der neu erbaueten, vom ersten Bischof Hildegrin eingeweiheten Katharinenkirche zu Blankenburg und führte im Namen des Bischofs das Kirchenregiment. Es ist somit die Erbauung dieser Kirche auch ein klarer Beweis für das hohe Alter der Stadt. Merian stellt sie im zehnten Jahrhundert bereits als eine Stadt mit Ringmauern dar, welche 42 Thürme und Warten zählte, und die wahrscheinlich auch unter dem vorsichtigen Kaiser Heinrich I.

*) Es hat seinen Namen von dem ehemaligen nahe dabei gelegenen Dorfe „Linzke" erhalten.

wie so viele Burgstädte dieser Gegend zum Schutze gegen die immer plötzlich heranstürmenden Magyaren dienen sollte. Ihre Schicksale sind größtentheils dieselben des Schlosses gewesen. So hat sie 1182 durch die Belagerung Kaiser Friedrich I., dessen Lager auf dem darnach benannten Kaiserplane aufgeschlagen war, sehr leiden müssen, und ward nach tapferer Gegenwehr durch Verrätherei nur genommen und fast ganz zerstört. Nicht besser erging es ihr im räuberischen dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, wo sie mehrmals durch Raub und Brand leiden mußte. Vorzüglich hatte sie im 30jährigen Kriege durch oftmalige Plünderungen mit vieler Noth zu kämpfen. So wurde sie 1625 von Wallenstein selbst beschossen, weshalb zum Denkzeichen an diese Beschießung noch jetzt 5 auf der Nordseite des Rathhauses eingemauerte steinerne Kugeln sichtbar sind. Frauen und Kinder hielten sich mit Vieh und Betten in den damals noch dunkeln Schlupfwinkeln des Harzwaldes auf. 1628 wurde die Stadt mit der ganzen Grafschaft vom Kaiser dem Grafen Max von Wallenstein angewiesen, der sie dem Grafen [illegible] Merode abtrat. Dieser soll sie aber, als er nach der Schlacht bei Leipzig die Flucht ergriff, angezündet haben, so daß das Feuer 24 Stunden wüthete. Durch einen Streit zwischen einem kaiserlichen Quartiermeister und einem Bürgervorsteher, der erstern erschlug, soll ihr späterhin der gänzliche Untergang angedrohet sein. Weil aber der Superintendent Herweg und Hofrath Fink vom Stadtministerium und der ganzen Schule begleitet dem erzürnten feindlichen General von Bode unter Anstimmung des Gesanges: „Eine feste Burg ist unser Gott &c." entgegen zogen und mit einem Fußfall um Gnade baten, wurde der Held so gerührt, daß er sprach: Alter Greis, falle nicht vor mir nieder! Stehe auf! Wie heißt du? — Herweg, — und siehe, es war des Generals Jugendlehrer gewesen, und die Stadt wurde begnadigt. Da aber der General einen Soldaten wegen eines Diebstahls wollte aufhängen lassen, so erhielt der bestohlene Bürger durch seine Fürbitte dem Soldaten auch das Leben. Was der Stadt angedrohet war, widerfuhr in diesem Kriege den Dörfern Linzke, Kallendorf, Moordorf, Helsungen, Sadenbeck und andern um Blankenburg herum, die in Feuer aufgingen und nicht wieder aufgebauet sind. Die bäuerische Straße in Blankenburg hat jedoch schon in frühern Kriegen von flüchtigen Landleuten ihre Bewohner erhalten. Erst unter den Herzögen Rudolph August und Anton Ulrich erholte sich die Stadt wieder von ihren erlittenen Drangsalen, und besonders die Hofhaltung des Herzogs Ludwig Rudolph und der Herzogin Christine Louise auf dem Schloß daselbst sind es gewesen, die für die Stadt wieder ein glückliches Zeitalter hervorrief. Im siebenjährigen Kriege und namentlich 1759 hat sie durch Einquartirung und Plünderung von kaiserlichen und Reichstruppen zwar auch gelitten, doch sind diese Wunden bald wieder vernarbt. Die späteren Kriege haben ihr an Gebäuden keinen Schaden zugefügt. Die merkwürdigsten darunter sind das Rathhaus, die alte und neue Faktorei, die Kirchen und einige Privathäuser.

Das Rathhaus mit welchem der Burgfriede verbunden ist, ist ein großes massives Gebäude am Markte. Früherhin hat man in dessen Thurmknopfe schriftliche Nachrichten gefunden, daß es im J. 1233 von Grund aus neu erbauet ist. 1497 bekam der Thurm eine Schlaguhr, und 1584 wurde das ganze Gebäude erhöht. Eine über der Thüre des obern Saales hierauf bezügliche launige Inschrift ist lesenswerth. Sie lautet:

Die Bauherrn haben davon
bekommen geringen Lohn
denn wer dient jungen Kindern
und einer ganzen Gemein,
desselben wird sein Dank und
Lohn viel zu klein.

Nach einer starken Reparatur 1735 wurde es 1738 aber mit einem neuen mit Schiefer gedeckten Thurme und mit einer neuen Schlaguhr versehen. Ehedem stand vor dem Rathhause auf dem Markte ein hölzernes Pferd nnd ein Strafpfahl. Das Rathssiegel besteht in einem Thurme, neben welchem zur Rechten ein Schild mit einem Hirschhorne zur Linken ein Helm mit zwei Hirschhörnern steht.

Die alte Faktorei war vormals ein Kloster des heil. Vincentius, wovon die Vincenz- (späterhin Faktorei-Straße genannt) ihren Namen führt. Die neue Faktorei war in alter Zeit ein gräflicher Jagdhof, wurde zum adeligen Gute gemacht und ein Herr von Henning damit beliehen. Dann kam dieser Hof in die Hände eines Juden, wurde aber späterhin wieder herrschaftliches Eigenthum, was es noch jetzt ist. Die drei am Markte stehenden von Graf Ulrich V. einst bewohnten Häuser sind schon früher erwähnt. In einem daneben stehenden Hause am Markte ist ein unterirdischer Gang, der unter dem Markte weg bis an die Kirchtreppe läuft, dessen Bestimmung man aber nicht kennt. Unter den Kirchen war vormals die alte Katharinenkirche die älteste, wie oben gezeigt ist. Der den ganzen Harzgau verwaltende Archidiakonus wohnte noch 1305 hier. Nach der Kirchenverbesserung bestimmte man diese Kirche zum Wochengottesdienste. Als Herzog Ludwig Rudolph *) 1714 aber die Regierung angetreten und eine Leibgarde angeworben hatte, ward sie zur Garnisonkirche gemacht und wegen Baufälligkeit 1728 neu und sehr schön doch mit edeler Einfachheit aus lauter Quadern aufgebauet; doch fand ihre Einweihung erst 1735 statt. Als darin befindliches Grabmahl zeichnet sich das des Hofjägermeisters von Langen aus.

*) Dieser Fürst hat in seinem Fürstenthume sieben neue Kirchen gebauet: zu Stiege, Braunlage, die Schloßkirche, zu Hasselfelde, auf dem St. Georgenhofe, zu Michelstein und die Katharinenkirche.

Seit 1785 wurde auch jährlich viermal für die Reformirten darin Gottesdienst gehalten. Durch den Brand von 1836 ist sie leider zur düstern Ruine geworden und wird es auch wohl bleiben. Nächst dieser zeichnet sich die St. Bartholomäikirche aus. Die Grafen Heinrich I. und Siegfried stifteten nämlich gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ein Mönch- und Nonnenkloster Cistercienserordens fast auf der halben Höhe des Schloßberges und baueten nahe dabei die Bartholomäikirche. Die Aufsicht über dieses Kloster führte der Archidiakonus der Katharinenkirche. Obgleich der Klostergüter anfangs nur wenige waren, so wurden sie doch besonders durch die Magdeburger Erzbischöfe Conrad und Burchhard später sehr verbessert. Die erste Einrichtung dauerte aber nicht viel über 50 Jahre; denn die Mönche entsagten 1305 im Monat März allen Klostergütern, und diese wurden nun vom Grafen Heinrich II. zum Nonnenkloster gelegt. Bei dieser neuen Einrichtung soll Heinrichs Tochter, die Gräfin Mathilde, die 1276 den Schleier annahm und dann mit 12 Nonnen das von ihrer Schwester Jutta 1259 bei Egeln gestiftete Cistercienserkloster Marienstuhl bezog, die erste Aebtissin gewesen sein. Auch bestätigte der Halberstädtische Bischof Albert in einer Urkunde von 1305 diese Veränderung. Jedoch mußte ein von der Wahl der Aebtissin und ihrem Convente abhängiger Probst mit sieben Priestern zur Verwaltung des Gottesdienstes in der Klosterkirche fortgehalten werden, der auch dem Archidiakonus in der Katharinenkirche bei Synoden assistiren aber mit allen Kirchen und Kapellen zu Blankenburg und mit der Kirche zu Linzke beim Stadtgraben unter der Mauer von der Jurisdiction des Archidiakons frei sein sollte. In demselben Jahre wurde auch die Schloßkapelle vom Kloster in der Weise getrennt, daß der regierende Graf von der Zeit ab entweder dem Probste oder der Aebtissin einen eigenen Kapellan präsentirte, welcher vom Archidiakonus bestätigt wurde. Die Verwaltung der heil. Sacramente aber blieb bei der Mutterkirche. Schon 1335 hatten aus Noth mehrere Klostergüter wieder veräußert werden müssen. Als aber die Kirchenverbesserung auch hier Eingang erhielt, gab die damalige Aebtissin mit Beistimmung des ganzen Convents die Klostergüter dem Grafen Ulrich V. und Bernhard zurück, welche den Nonnen auf zwölf Jahre eine Pension aussetzten. Im Jahr 1548 soll das Kloster ausgestorben und die Gebäude gänzlich in Verfall gewesen sein. Späterhin hat man nur noch weniges Mauerwerk davon gesehen. Da zur Erbauung der Klosterkirche die Bürgerschaft sehr mitwirkte, so wurde sie zugleich die Parochialkirche. Jetzt wird sie wegen ihrer hohen Lage die Oberkirche genannt. 1582 bedurfte sie einer großen Reparatur. Da nun die Schneidergilde viel dazu beitrug, so ließ sie auf der Nordseite der Kirche eine Scheere mit der Jahrzahl in einen Stein zum Denkmahl eingraben. In dieser Kirche ist unter der Herrenkapelle ein geräumiges Todtengewölbe mit sieben Särgen voll gräflicher Leichname. Der merkwürdigste ist der vom frommen aber unglücklichen Grafen Ulrich V., der die Kirchenverbesserung einführte. Von den Inschriften sind nur noch wenige

lesbar. Auf dem hohen Chore erblickt man die Epitaphien mehrerer hoher Staatsbeamten. Auch bemerkt man außerhalb der Kirche ein alabasternes Epitaphium, das über der Ruhestätte des 1719 verstorbenen berühmten Mathematikers Leonh. Chr. Sturm errichtet ist. An dieser Kirche war ein zu seiner Zeit berühmter Prediger der erste Superintendent Leonh. Schweizer, welcher 1561 vom Grafen Ernst nach Braunschweig gesandt wurde, um den Bremischen Religionsstreit schlichten zu helfen. Sein Name steht auch an der 1594 neu gegossenen großen Glocke. An dieser Kirche stand gleichfalls der schon erwähnte verdienstvolle Herweg, der 1653 Abt zu Michelstein wurde.

Außer den Kirchen gab es nun noch mehrere Kapellen nämlich die Schloßkapelle, die Herrenkapelle in der Klosterkirche, die St. Hermannskapelle bei der Wasserpforte im kleinen Garten des Obermüllers, deren Ueberreste von Steinen im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zur Ausbesserung der Bartholomäikirche gebraucht wurden, die Vinzentkapelle in der alten Faktorei, wovon in den Wänden von Gips gemalte Bilder der Heiligen noch lange übrig gewesen sind. Nach Merian hat auch noch eine Kapelle in der Gegend des Tränkethores gestanden, und wirklich hat man in einem kleinen Garten am Stockhause Schiefer und den Grund eines Thurmes gefunden. Von Graf Heinrich III. ist ferner 1318 ein noch vorhandenes Hospital zu St. Georg gegründet, das 1717 vom Herzog Rudolph erneuert und mit einer Kirche „zum heiligen Geist benannt" beschenkt wurde. Ueber der Thüre ist der Ritter St. Georg abgebildet.*) Auch möchte die im Jahr 1537 von Graf Ulrich V. und Bernhard angelegte große Stadtschule, das Rudolph-Augusteum genannt, noch zu erwähnen sein, zumal da die eingezogenen Klostergüter auf sie verwendet sein sollen. Es haben mehrere merkwürdige selbst berühmte Rectoren ihr vorgestanden. Besonders hat Blankenburg immer und auch noch jetzt als guter Erziehungsort für Töchter gegolten, und einen Ruf hat sich besonders der frühere Superintendent Ziegenbein darin erworben. Wie sehr die Stadt bis dahin als außerordentlich nahrhaft gegolten hat, so hat sie doch seit dem letzten großen Brande von 1836, wo an 60 Wohnhäuser abbrannten, viel von ihrer Wohlhabenheit verloren. Durch die neu aufgeführten Häuser hat sie aber jetzt an Schönheit gewonnen, zumal da ihre frühere Reinlichkeit dadurch noch vermehrt ist, daß nach Verbesserung des Straßenpflasters auch der die Straßen durchfließende Beck (Bach) jetzt überdeckt ist. Ihr sämmtliches Wasser erhält nämlich die Stadt wie das Schloß aus dem braunen Sumpfe, und da nun besonders ein Stollen, durch welchen das Wasser in den Mühlenteich fällt, für Blankenburg eine wahre Wohlthat, mit diesem Stollen über seine Entstehung aber eine Sage verknüpft ist, so möge diese hier einen Platz finden.

---

*) Durch Erlegung einer großen Schlange soll er einer Jungfrau das Leben gerettet haben.

Vormals waren in dieser Gegend zwei gräfliche Mühlen, eine im Blässengehege, die Untermühle, und die andere da, wo der kleine Schöt an den großen stoßt, die Obermühle genannt. Zwei Brüder hatten diese Mühlen in Pacht. Der jüngere, weil seine Mühle der Stadt näher lag, hatte oft Mahlgäste, wenn sein Bruder in der Obermühle keine hatte. Da wurde der Brodneid rege, und das Wasser im Teiche bei der Obermühle wurde der Untermühle vorenthalten. Darum ging einst der Untermüller mit einer Hacke hinauf, den Wasserlauf stärker zu machen, und da sich sein Bruder dem widersetzte, so kam es von Worten zu Thätlichkeiten. Der jüngere Bruder schlug mit der Hacke den älteren an den Kopf, daß er todt zur Erde fiel. Der Mörder wurde ins Gefängniß geführt, wo er einen Bergmann antraf, welcher gleichfalls das Leben verwirkt hatte. Beide sannen auf Rettungsmittel. Endlich machten sie den Vorschlag, daß sie die Stadt Blankenburg vom Wassermangel, welchen dieselbe bei einem schlecht angelegten Stollen im Thiergarten noch immer empfand, befreien wollten, wenn ihnen das Leben geschenkt würde. Sie trieben hierauf einen Stollen im Thiergarten am rechten Orte, die Stadt bekam Wasser und die Uebelthäter Gnade.

Von den in Blankenburg befindlichen Mühlen verdient einer besonderen Erwähnung hier die am Markte liegende Malzmühle, weil hierin die Folterkammer war, deren man sich ehedem bediente. Auch führt eine Mühle zwischen der Markt- und Langenstraße den Namen der Münzmühle, weil in diesem Hause früher sich die Münze befand. Die Blankenburgische Münze ist nämlich sehr alt, und sicher ist es, daß schon im vierzehnten Jahrhundert unter Graf Heinrich III. hier Geld geprägt wurde. Das Gepräge der alten Münzen besteht theils in einem einfachen Hirschgeweihe, theils in einer bloßen Spitze, theils in einem Balken, worüber zwei Fahnen, theils in zwei einfachen Balken. Es gibt auch Blankenburger Blech- und Hohlmünzen so wie Thaler und Groschen von den letzten Blankenburg-Reinsteinschen Grafen.

Zu den geschichtlichen Merkwürdigkeiten sind in neuern Zeiten noch 2 Häuser gekommen, die, weil sie einem landesflüchtigen Fürsten fast 2 Jahre hindurch zum Asyle nach manchem Sturme gedient haben, mit seltsamen Erinnerungen erfüllen. Ludwig XVIII. von Frankreich bewohnte sie nämlich unter dem Namen eines Grafen von Lille vom 24. August 1796 bis 10. Februar 1798, und suchte in wissenschaftlichen Beschäftigungen vielleicht die gemachten Erfahrungen sich theoretisch zu enträthseln. Doch auch litterarische Merkwürdigkeiten sind noch hervorzuheben; denn nicht bloß, daß das Schloß der Geburtsort des Hugo, eines geborenen Grafen von Blankenburg ist, der im elften Jahrhundert lebte und anfangs Archidiaconus in Halberstadt dann aber Stifter des Augustinerklosters St. Victor in Paris war, auch der noch berühmtere Hugo a sancto Victore, ein zweiter Augustinus und Vater der Mystiker, der im zwölften Jahrhundert lebte, ist hier geboren so wie auch den jetzigen

Bischof der Provinz Sachsen, Herrn Dr. Dräseke Blankenburg zu seinen Kindern zählt, die als Weltbürger hier ins Leben eintraten. Auch mancher Geschäfts- und Weltmann, der ein stilles Plätzchen suchte, so wie mancher reich begüterte Fremdling wählte Blankenburg zu seinem Eldorado, und was er suchte, fand er hier, wo die Natur es sich gleichsam zur Aufgabe gestellt hat, ihren Freunden bei deren Lustwandeln die größte Mannichfaltigkeit in ihren Bildern darzubieten. Als einer der schönsten Spaziergänge muß aber besonders wohl hervorgehoben werden die Richtung nach der Grotte des Heidelberges und an der Klus vorüber. Hier soll die Klause eines Einsiedlers gewesen sein, die er zu Uns. Lieben Frauen nannte. Ein steinernes Kreuz in der Mauer ist ein Ueberrest davon. Vielleicht stand in dieser Gegend auch ein Kloster, weil Jost Viersus vermöge einer Urkunde vom Graf Ulrich V. im Jahr 1535 beliehen wurde: „mit einem Hofe unter dem Heidelberge, welcher dem Kloster Gustendick und noch einem Hopfenhofe gegen dem Heidelberge gelegen, welcher auch dem Kloster Gustendick zugehört hat.“ Der Thie bei Blankenburg, gleichfalls eine schöne Promenade, leitet seinen Namen her von Stie, Tie (neue Zeit), und war also ein Gemeindeplatz, bei den Heiden oft zur Verehrung ihrer Provinzialgottheiten, späterhin zur Veröffentlichung zu Befehlen bestimmt. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ist hier wenigstens noch öffentlich unter 3 Linden Gericht gehalten worden. Beachtungswerth sind nicht sehr weit davon auch zwei sehr große Linden, die ein Haus geziert haben, dessen Stelle noch zu erkennen ist. Sollte nun auch nicht jeder der vielen Harzreisenden, die Blankenburg jährlich besuchen, solch schöne Erinnerungen mit daraus hinwegnehmen als 1839 die vergnügten und vollkommen befriedigten Mitglieder des Naturforschenden Vereines und die Augen- und Ohrenzeugen des lieblichen Gesangfestes, so wird doch gewiß selten ein Fremdling die Stadt verlassen, dem es nicht lieb gewesen wäre, von ihren Höhen einmal die über Berg und Thal hier ausgegossenen Reize geschauet zu haben.

Um zugleich ein skizzirtes Bild vom schönen Idyllenleben am Hofe des Herzogs Ludwig Rudolph zu liefern, so möge noch Einiges aus dem Jugendleben des letzten Hofdiaconus Valentin Söllig hier einen Platz finden. Die glanzvollste Zeit im Jahre am Hofe dieses Fürsten war die Karnevals-Zeit, zu welcher sich auch immer viel Fremde besonders Officiere aus Braunschweig, Wolfenbüttel, Hannover, Halberstadt, Quedlinburg, Magdeburg und Anhalt hier aufhielten. Die Vergnügungen bestanden in Vogelschießen, Scheibenschießen, Assembleen, Komödien, Jagden mit Fuchs- und Hasenprellen, selbst Wasserjagden, an den Ruhetagen wurden Feuerwerke auf dem Thie und Schnappelnberge abgebrannt, und den Beschluß machte mehrentheils eine sogenannte adelige Bauernhochzeit.

Ein Cavalier oder Officier und ein Fräulein stellten das Brautpaar vor. Der Herzog und seine Gemahlin waren Hochzeitsvater und Mutter, und so wie sämmtliche Hochzeitsgäste in Bauernklei-

dung waren, so wurde Alles nach Bauernmanier auch eingerichtet. Man fuhr mit Musik auf Bauernwagen in der Stadt umher, wobei auch geschossen wurde. Man aß von hölzernen Schüsseln und Tellern, wie es damals auf Dörfern noch üblich war nur mit dem Unterschiede, daß diese Geräthschaften höchst sauber gefertigt waren. Bei Tische wurde gescherzt, gesungen, gelärmt, Alles plattdeutsch gesprochen, aus großen Paßgläsern getrunken, in welche aus verpichten hölzernen Kannen der Wein eingeschenkt wurde Hierauf wurde getanzt und so der Tag unter der herzlichsten Freude beschlossen.

Außer dieser fingirten Hochzeit wurden aber an dem nämlichen Tage einige Trauungen von Bauern wirklich vollzogen. Sechs bis sieben Hochzeitpaare aus den benachbarten Dörfern kamen nämlich nach einander auf ihren Erndtewagen mit voller Musik auf den Schloßplatz gefahren. Jedes Paar wurde von seinen eigenen Dorfmusikanten mit Blaseinstrumenten nach der Schloßkirche begleitet. Daselbst wurde wirklicher Gottesdienst gehalten, die fürstliche Kapelle erhöhete die Feier, und nach gehaltener Traurede wurden von dem Hofprediger sämmtliche Brautpaare nun copulirt. Diese fuhren dann mit allen ihren Gästen nach dem sogenannten Judenhofe (der neuen Faktorei) wo Redoute gehalten wurde, und der Herzog ließ sie daselbst aufs herrlichste bewirthen und beschenken.

Die Schilderung dieser Hochzeiten gelangt auch nach Ströbeck, dem durch sein Schachspiel berühmten Flecken unfern Halberstadt. Hier ist nun die alte Sitte, wenn eine Hochzeit statt findet, so begeben sich sämmtliche Hochzeitsgäste auf die Rathsstube, woselbst ein Schachspiel nebst den Gerechtsamen und Documenten der Ströbeckschen Bauern (eigentlich Männer*) genannt) befindlich ist, und der Bräutigam ist dem Herkommen gemäß genöthigt, um die Braut zu spielen. Die Gäste suchen den geschicktesten Spieler unter sich aus, und machen alle Parthie gegen den Bräutigam. Sie dürfen indessen zum Spiele nichts sagen, außer wenn sie vermuthen, daß auf ihrer Seite ein mißlicher Zug geschehen könnte, so warnen sie nur ganz unbestimmt ihren Spieler: Vadder mit Rahd... Gevatter mit Rath! (oder Bedacht!) Gewinnt der Bräutigam das Spiel, so ist die Braut ohne weitere Umstände sein, wo nicht, so muß er sie von den Hochzeitsgästen durch ein gewisses Aequivalent erst lösen. So war es ehedem.

Da nun die Ströbeckschen Bauern hören, daß in Blankenburg ähnliche Hochzeiten nachgeahmt würden, so halten sie es für keinen unzeitigen Einfall, wenn sie eine Deputation abschickten, um dem Hofe vorzustellen, daß das Ströbecksche Hochzeitsrecht wegen des Schachspiels nicht aus der Acht gelassen werden möchte. Zwei Bauern,

---

*) Vielen Flecken auf und am Harze wie z. B. Stiege ist es eigenthümlich, daß in officiellen Sachen deren Bewohner weder Bürger noch Bauern sondern Männer genannt werden.

unter welchen des genannten Söllig's Vater, der damals für den besten Schachspieler und den beredtesten unter ihnen gehalten wurde, machen sich also auf den Weg, nehmen von der Herrenstube auf dem Rathhause daß große schön gearbeitete Schachspiel nebst den dabei befindlichen Documenten oder vielmehr des Herzogs August unter dem Namen „Gustavi Seleni" herausgegebene Anweisung zum Schachspiel mit sich, und lassen ihre Ankunft dem Herzoge unter folgendem Vortrage melden: „Sie hätten gehört, wie der Herzog in Blankenburg adelige Bauernhochzeiten anstellte, man möge also auch die bei ihnen übliche Bauernmode mitmachen. Bei ihnen sei es Brauch, daß der Bräutigam die Braut sich erst im Schach erspielen müsse, sonst dürfe er nicht ein Lager mit ihr theilen." Der Antrag wird sehr gnädig aufgenommen. Der Herzog nebst Gemahlin lassen sie vor sich kommen, reden mit ihnen höchst herablassend, erkundigen sich nach ihren häuslichen Umständen, es wird ihnen alles Sehenswerthe gezeigt, sie müssen bei allen Feierlichkeiten zugegen sein und lassen es sich so sehr bei Hofe gefallen, daß ihre Anwesenheit wohl vierzehn Tage gedauert hat. Der Herzog fragt Sölligen, ob er Söhne habe? — Ja! Ob sie auch Schach spielten? — Ja! — Ob er ihm wohl einen davon überlassen wollte? Er erwiedert, wenn derselbe dem Herzoge nicht mißfiele, so wäre er dazu bereit. Söllig nimmt also nach einigen Tagen seinen muntern achtjährigen Knaben Johann Valentin, den dritten von vier Söhnen und den Gegenstand unserer Erzählung, mit sich auf das Pferd und reitet nach Blankenburg. Weil aber der Herzog von einer kleinen Unpäßlichkeit befallen gewesen, so kann er nicht zur Audienz gelangen, und reitet also unverrichteter Sache wieder zurück. Einige Tage darnach, als der Herzog genesen, bekömmt Söllig einen expressen Boten mit der Nachricht, er solle sogleich seinen Sohn überbringen. Er macht sich daher ungesäumt zum zweiten Male auf den Weg und überbringt ihn. Die unbefangene Munterkeit des Knaben gefällt beiden fürstlichen Personen so sehr, daß sie dem Vater das Anerbieten thun, wenn er ihnen seinen Sohn überlassen wolle, so würde der Herzog für sein Glück sorgen und ihn entweder studiren oder Alles, wozu er sonst Lust bezeugen würde, erlernen lassen. Söllig bedenkt sich ein wenig, ob es wohl nicht gegen die väterliche Liebe sei, ein Kind von sich wegzugeben, entschließt sich doch aber endlich mit den Worten dazu: Der Herzog möchte den Sohn nur hinnehmen, wenn er ihm nicht mehr gefiele, so möge er ihn wieder heimschicken, er habe selbst Brod für ihn. Der Glanz des Hofes und die Liebkosungen der Herrschaft und aller Hofbedienten, welche ihn nur den kleinen Schachspieler nennen, machen den Knaben so freudetrunken, daß er an nichts weniger denkt, als je wieder nach Ströbeck zurückzukehren. Er wird übrigens sogleich städtisch gekleidet, frisirt; jedermann reißt sich um ihn wegen des Schachspiels; es wird ihm ein Informator gehalten, und der damalige Bibliothekar und nachherige Reichshofrath Knorr bekommt die Oberaufsicht über ihn, welcher bei Gelegenheit ihn auch selbst unterrichtet hat. Sein Beruf ist, jeden Abend

um 6 Uhr in der Assemblee zu sein, wenn etwa der Herzog oder dessen Gemahlin Schach zu spielen beliebten. Wenn nun jemand von ihnen mit dem kleinen Schachspieler gespielt hatte, so wird er gewöhnlich nach beendigtem Spiele mit einigen Thalern beschenkt. Auf Befragen des Herzogs, was er werden wollte, erwiederte er: ein Prediger. Der Herzog versichert, daß er gern die Kosten dazu hergeben wolle, er solle nur fleißig lernen, so könne er dereinst Superintendent werden. Da er nun den Wünschen des Herzogs entsprach und sich dessen Liebe bewahrte, so begleitete er ihn auch auf seinen Reisen von Blankenburg nach Braunschweig ꝛc. Seine Schuljahre legte er in Blankenburg zurück, und studirte nachher in Helmstedt vier Jahre Theologie unter dem Abt Mosheim, dem er besonders anbefohlen wurde, und welcher die genauere Aufsicht über ihn hatte. Als er im Begriff stand, die Universität zu verlassen, starb Ludwig Rudolph, aber die verwitwete Herzogin nahm ihn darauf wieder nach Blankenburg zu ihrem Pagenhofmeister, und im Jahr 1739 zum Hofdiaconus, bis er nach dem Tode derselben, 1749 Prediger in Hasselfelde wurde.

Er hat sich zweimal verheirathet. Seine erste Frau, vorher Kammerfrau der Herzogin, war eine geborene Moll und Predigerstochter aus Münchsrode in Schwaben, deren Familie späterhin geadelt und jetzt in Oestreich sehr hoch gestellt ist; die zweite eine geborene Koch, eine Predigerstochter aus Thale und verwandt mit dem berühmten Leukfeld und Ernesti. Aus beiden Ehen zeugte er 13 Kinder von denen jetzt noch zwei, Enkel, Urenkel und Ururenkel aber sehr viele am Leben sind.

Er hat zwar unter den Gelehrten keinen Namen erhalten, erwarb sich jedoch außer seinen Amtswissenschaften sehr gründliche Kenntnisse in der lateinischen und, was damals selten war, in der griechischen Sprache. Letztere gab, als er noch Pagenhofmeister war, zu folgendem Vorfalle Gelegenheit:

Es kamen nämlich einst zwei angesehene Griechen, ein Abt und ein Pater von der Insel Kios, welche schon an mehreren Höfen zur Erbauung eines Klosters Geld eingesammelt hatten, auf Empfehlung des verwandten kaiserlichen Hofes in Wien, nach Blankenburg. Einer von diesen Griechen konnte außer seiner Muttersprache nur etwas Französisch reden. Die Herzogin vielleicht in der Meinung, daß ein Studirter jede Sprache bis zur Fertigkeit im Reden lerne, fordert die Griechen auf, ihren Pagenhofmeister anzureden, welcher allezeit bei der Tafel anwesend und die Pagen beobachten mußte. Dies geschieht. Söllig hilft sich so gut als er kann, und bittet nur die Griechen im attischen Dialecte mit ihm zu reden. Das Erste ist, daß sie ihm seinen Aetacismus abzugewöhnen suchen, und machen sich so einander nothdürftig verständlich. Die Griechen halten sich 14 Tage in Blankenburg auf, werden täglich nach Hofe geholt, des Abends bleiben sie aber in ihrer Wohnung, bitten Söllig zu sich, der sich auf diese Besuche mit größter Sorgfalt vorbereitet, und nun ihr täglicher Gesellschafter, bester Freund und Dollmetscher wird.

Sie haben eine so herzliche Freude über den Vorfall, daß sie die Herzogin versichern, auf ihren Reisen durch mehrere Länder außer dem Erzbischof von Canterboury niemand gefunden zu haben, mit dem sie in ihrer Muttersprache hätten reden können. Sie machen ihm verschiedene Male den Antrag, ihn mit Bewilligung der Herzogin auf sieben Jahre als Dollmetscher an deutschen Höfen und dann weiter auch nach Frankreich, Spanien, Portugal ꝛc. mitzunehmen. Allein mancherlei Bedenklichkeiten bewogen ihn, diesen Antrag auszuschlagen, zumal da die Herzogin nicht dazu hat rathen wollen. Als Hofdiaconus hat er auch das eben so seltene als merkwürdige Geschäft gehabt, eine gefangene Türkin Abbas Kaechianen Kaese Rhebisch später die Gattin des Pastors L. M. Grimm zu Heimburg, welche die Herzogin als Kammerfrau zu sich genommen hatte, im Christenthume zu unterrichten und nach öffentlicher Confirmation zum heil. Abendmahle der lutherischen Kirche hinzuzulassen.

Solche Aufmunterungen, als damals die Ströbeckschen Bauern hatten, mußten ihnen freilich wohl den Werth ihres Schachspieles sehr schätzbar machen. Söllige Vater wurde schon oft zu dem damaligen alten Grafen von Wernigerode geholt, um mit ihm Schach zu spielen, auch in gleicher Absicht zu verschiedenen Edelleuten und anderen vornehmen Personen in der Nachbarschaft. Auch wenn Fremde kamen, um das Schachspiel zu sehen oder zu spielen, wurde Söllig gerufen, und sein kleiner Sohn begleitete ihn allezeit und spielte auch oft statt seiner.

Daher kann man sich erklären, wie er es wagen konnte, sich dem Blankenburgischen Hofe mit jener Dreistigkeit vorzustellen. Damals wurde das Schachspiel von allen Bauern jungen und alten auch sogar in den Wirthshäusern gespielt, die auch das Schachbrett im Schilde führen. Es ist darnach einmal etwas ins Abnehmen gekommen; allein neuerdings ist der Sinn und die Liebe dazu auf den Wunsch Sr. Majestät des edeln Königs Friedrich Wilhelm und durch Aufmunterung des dasigen Herrn Landraths wieder sehr geweckt worden, besonders dadurch, daß man am Tage des jährlichen Schulexamens Schachspiele als Prämien für die bestspielenden Schulkinder ausgesetzt hat. Es wird daher jetzt wieder in jedem Hause ein Schachspiel angetroffen, und der dasige Prediger führt eine Chronik über das Schachspiel und seine besten Spieler in Ströbeck.

Der Sage nach soll das Spiel unter dem Bischof Burkhard oder Bucko I. von Halberstadt 1040 — 45, der an den Feldzügen Kaiser Heinrichs III. gegen die Wenden Theil nahm, durch einen gefangenen Wendenfürsten, der in Ströbeck in einem Thurme festgehalten wurde, dorthingekommen sein. Der Thurm wird noch gezeigt, und um die Einsamkeit seiner Haft sich zu mildern, habe er seinen Wächtern das Schachspiel gelehrt.

Die Ströbeckschen Bauern spielen das Schachspiel deshalb nach ihren eigenen Regeln und mit einer Einfachheit und Würde, die über alle Neckereien, deren sich so viele Spieler schuldig machen, weit erhaben ist. Sie setzen die Ehre des Spieles nicht darin, ihren

Gegner schachmatt zu **schlagen** sondern ihn schachmatt zu **ziehen**. Denn das Schachspiel hört auf ein Verstandesspiel zu sein und wird bloßes Glücksspiel, sobald man es nur darauf absieht, sich einander die Steine vom Brette zu schlagen. Das sogenannte Kapern, wo man, um dem Gegner drei Steine zu nehmen, zwei von seinen eigenen aufopfert, ist in Ströbeck daher ganz außer allen Gebrauch. Kenner wissen, wie unangenehm es ist, wenn man nicht mehr mit der vollen Kraft aller Steine spielen kann. Hat man aber einen muthwilligen Gegner, der selbst keinen gehörigen Plan entwirft und es auf alle Weise zu verhindern sucht, daß auch der Gegner keinen entwerfen soll, sondern bei der geringsten Ahndung, daß man ihm, ich will nicht sagen, nach dem dritten oder vierten Zuge, sondern nach zwanzig Zügen gefährlich werden könne, Stein um Stein schlägt, der raubt dem Spiele seine Seele. So spielt man in Ströbeck nicht, sondern schont die Steine so viel als möglich auf beiden Seiten, und verliert lieber für diesmal ein Spiel, als es auf eine weniger großmüthige Art zu gewinnen, oder wie das gewöhnlich der Fall ist, wenn man das Brett zu sehr von Steinen entblößt, den Sieg von beiden Theilen unentschieden zu lassen. Es mag daher wohl eben nicht so schwer sein, durch manche der Natur des Spieles zuwider laufende Ränke einem Ströbeckschen Bauer, der bei der Regel bleibt, ein Spiel abzugewinnen, aber schwerlich wird man ihn dahin bringen, in seinem Ueberwinder auch zugleich seinen Meister zu erkennen.

**W. Schönichen.**

---

# Wartburg.*)

Vom Abendpurpurglanz umflammt
Sah' ich die hehre Wartburg ragen,
Als sei das Licht von ihr entstammt,
Und über alle Welt getragen.

O sei gesegnet heil'ges Haus,
Zu dem die Pilger freudig wallen!
Zog's auch zur Ferne mich hinaus:
Froh grüß' ich wieder deine Hallen.

Ludwig Bechstein.

---

In Zeiten der Uebergänge, wie die unsrige, von einer Weltordnung zur andern, wo noch die Schemen alter abgestorbener Lebenseinrichtungen und die matten, kraftlosen oder in ihrer Ohnmacht zu unmäßiger Kraftanstrengung sich aufblähenden Körper bereits im Absterben begriffener Institute mit den kecken, jugendlichen, zum Theil schon gewaltigen Geistern neuer Ordnungen und Lebensverhältnisse chaotisch durcheinander wogen und treiben, wo Winterschnee des alten Jahres und Frühlingsblumen des neuen im grottesken Streit mit einander liegen, wo das alte Leben wankend und unsicher,

---

*) Der Herr Verfasser dieses Artikels hat es für gut befunden, denselben in mehrere Abtheilungen zu theilen, nämlich: außer gegenwärtiger Beschreibung der Wartburg, folgen noch in künftigen Heften: a) die Geschichte, b) die Sagen der Wartburg, c) die heilige Elisabeth, und d) der Sängerkrieg auf der Wartburg; und wir dürfen hoffen, daß es den geehrten Lesern erfreulich sein wird, auf diese Weise nach und nach eine gewiß befriedigende vollständige Schilderung dieses so höchst wichtigen und interessanten Punktes des Thüringer Landes zu erhalten.

Die Redaction.

das neue aber noch nicht befestigt und stark geworden ist; in solchen stürmisch wogenden, Alles durcheinander werfenden Zeiten sucht das Gemüth gern nach festen Punkten in der Vergangenheit, um sich an ihnen anzuklammern im drohenden Sturme und an ihrem Frieden sich zu beruhigen und zu stärken. Wenn neue organische Lebensentwickelungen vor der Thüre sind, reichen die sibyllinischen Bücher der Geschichte nicht mehr aus, uns über die Zukunft zu belehren; die Analogien, die wir aus ihnen nehmen, können nur sehr allgemein sein, aber das natürliche Bedürfniß, wenigstens geistig auf einem festen Boden zu stehen, wenn uns Erdbeben beängstigen, befriedigen sie, und daran müssen wir uns genügen lassen. Vermögen wir diese scheinbare Befriedigung auch noch an uns theure Oertlichkeiten anzuknüpfen, so wird sie zwiefach groß und gibt uns den Trost, daß der menschliche Geist, mögen sich seine Lebensverhältnisse auch ferner gestalten, wie sie wollen, doch an gewissen unwandelbaren Principien festhalten wird, die wie diamantene Burgen jedem Angriff irdischer Weisheit und Macht trotzen werden. Solche historisch bedeutsame Oertlichkeiten sind vom heiligen Geist der Geschichte zu Tröstern der zagenden Menschheit in den gewaltigsten Zeitstürmen für immer geweiht worden; sie sind Leuchtthürme für die auf dem empörten Meere des Lebens Schiffenden, und wenn ihr Licht auch hinter uns aus der Vergangenheit strahlt und nicht den Hafen bezeichnet, in welchen wir einzulaufen hoffen, so senden sie uns doch einige Strahlen nach und überhauchen die Straße unserer Hoffnung mit einem rothen Schein.

Ein solcher Leuchtthurm der Geschichte ist die Wartburg; dies uralte Pallatium Thüringens ist von der Geschichte selbst zum bedeutungsvollen Palladium in den Stürmen einer jeden neu aufgehenden Zeit geweiht worden. Denn ist es nicht von hoher und geheimnißvoller Bedeutung, daß diese alte Burg am Eingange zweier großen Zeitabschnitte, in denen sich das Menschenleben in andere Formen goß und die veralteten abstieß, eine wichtige Rolle spielt und gleichsam als tröstender, heilversprechender Morgenstern voranleuchtet? Ja auch am Eingange der neuesten Weltordnung, die wir selbst schaffend bilden, steht sie wieder wie ein geschmücktes Eingangsthor, durch das die junge Zeit einzog, an ihren Mauern ein prophetisches Mene tekel lesend, von einer unsichtbaren Hand dort, wo sie schon zweimal sibyllinisch gewaltet, in schnell verschwundenen Flammenzügen angeschrieben? Ich will mich über diesen merkwürdigen Umstand, eine wahrhaft mystische Erscheinung, deutlicher erklären. Beim Beginne jener hochherzigen mittelalterigen Zeit, die im schönen Dreiklang Kampf, Minne und Lied die Aufgabe des Lebens suchte und fand, wo der Ritter für seinen Fürsten hoch begeistert das Schwert zog und für seine Dame liebeglühend in die Saiten der Harfe griff, wo das Lied Liebe und Streit, Sieg auf dem Felde der Minne und der Schlacht, süßen Tod am Herzen der Geliebten und kühnen Tod auf dem Felde der Ehre mit den verherrlichenden Farben der Poesie übergoß, wo die unbändige Kraft, im blutigen

Strauß bewährt, sich liebewerbend zu den Füßen holder Weiblichkeit schmiegte und hier wie dort von bunten süßen Liederwogen getragen und verklärt wurde, beim Erwachen dieser jugendlichen Zeit sehen wir die Wartburg als Sitz eines der edelsten und tapfersten Fürstengeschlechter, als wahren Minnehof, zu welchem die gefeiertsten ritterlichen Sänger wallen, um hier ihren Liederstreit zu singen; sie ist das fürstlich gastliche Dichterhaus, die stolz ragende Liederburg, aus welcher der Gesang der Meister über die ganze nachfolgende Zeit hintönt; sie ist der prophetische Repräsentant dieser Jünglingszeit Deutschlands, das Thor der Morgenröthe für den Tag der folgenden Jahrhunderte. — Und drei Jahrhunderte später, als diese Zeit mit ihren Neigungen und Interessen zu Grabe gegangen war und eine andere mit höhern und heiligern am Welthorizonte heraufstieg, mit dem gewaltigen Verlangen nach Geistesfreiheit, nach Abwerfung des Gewissenszwanges, nach Unabhängigkeit von despotischer Hierarchie und nach geistigem Entfalten neuer kirchlicher Formen, mit einem Worte nach Wahrheit in den höchsten Dingen, gekleidet in ein ihr würdiges Gewand: da war es wieder die Wartburg, die dem Manne Gottes, dem Helden der Wahrheit, dem Streiter für die arme, unterdrückte, nach Licht dürstende Menschheit gegen den Trug der Nacht, gegen den römischen Egoismus, ein ruhiges Asyl bot, als er im Begriff stand, der Macht seiner Feinde, oder vielmehr ihrer gegen ihn gesponnenen List zu erliegen. Die Wartburg wurde Luthers Pathmos, auf ihr stärkte sich sein bewegter Geist, hier fand er Muße zu neuen großartigen Plänen, deren Ausführung ihm dem „armen Mönchlein" den Sieg über den reichen mächtigen Fürsten der Kirche verschaffte. Und siehe das Thor der Wartburg war abermals die Pforte der Morgenröthe der neuen Zeit, die nun über die Welt hereinbrach, in ihr wurde der Stern des Heils gehegt, der hernach als prächtige Sonne der Wahrheit über der lichtbedürftigen Welt aufging. — Und abermals drei Jahrhunderte später, als die Geistesfreiheit erkämpft und befestigt war, daß kein neugesponnener Pfaffentrug sie mehr erschüttern oder zu verdunkeln vermag, als nun ein neues Bedürfniß in der mündig gewordenen Menschheit erwacht war, das Bedürfniß nach edlern, der erlangten Geistesbildung würdigern Staatsformen, nach höherer Entwickelung des Lebens der Geschellschaft, sehen wir eine Schaar hochherziger, für die neuen Ideen begeisterter, den Wissenschaften ergebener Jünglinge nach der Wartburg ziehen und dort ein Fest feiern, dessen wahrste Bedeutung erst in der Zukunft ganz klar werden wird. Auch jetzt wieder leuchteten die Flammen des Morgenroths einer neuen Zeit über ihren Zinnen. Wir, die Lebenden haben es ahnungsvoll geschaut, den nach uns Kommenden werden die Sonne und der Tag glänzen. So ist denn diese Wartburg ein heiliges Prophetenhaus, und mit frommer Scheu ziehen wir ein in ihr Thor; denn hier tritt uns der Geist der Vergangenheit mit prometheischer Fackel auf die Zukunft deutend, entgegen. Wir steigen auf hundert andre theils zerfallene, theils noch erhaltene Burgen, wo alles todt, alles dem unerbittlichen Gericht des Spruches,

der zum Grabe verdammt, verfallen ist: hier lebt Alles, hier redet jeder Stein, hier flüstern geheimnißvolle, vielkündende Stimmen durch die Säle und Gemächer, hier liegen die Geister verschwundener Jahrhunderte denen der kommenden in den Armen, hier sitzt die Zukunft sinnend am Sarkophage der Vergangenheit. Und diese merkwürdigste aller Burgen Deutschlands, ja Europa's, ist in unserm lieben Lande Thüringen gelegen, sie ist Thüringens Stolz, Thüringens Zierde, die Wiege der ersten seiner fürstlichen Geschlechter. Und wie herrlich prangt noch ihr altes, ehrwürdiges Haus, offenbar erhalten für künftige große Zwecke, damit die Nachkommen sich immer wieder neue Begeisterung in ihren Räumen trinken sollen! Mögen die Schwaben von ihrem schönen Hohenstaufen reden, von welchem ein mächtiges, die Welt bewegendes Herrschergeschlecht ausging, die Burg ist verschwunden, wie das Geschlecht, mag man im Kanton Aargau auf die letzten Reste der Habsburg deuten, aus welcher einst der Stamm des österreichischen Kaiserhauses entsproß, sie beut kein wirthliches Dach mehr; mag man uns sogar das noch erhaltene Stammschloß des Preußischen Königshauses, die Burg Hohenzollern in Schwaben zeigen, sie kann sich nicht mit unserer Wartburg vergleichen, denn von dieser ging noch mehr aus, als ein Königsgeschlecht. Sie steht noch fest und stolz auf ihrem Berge und durch ihr Thor ziehen noch Jahr für Jahr Tausende von Wallern; um ihren greisen Fuß blühen die Blumen der Gegenwart, um ihr graues Haupt fliegen die prophetischen Träume der Zukunft.

Drum mit begeistertem Gruß tret' ich an dich heran, thüringische Sängerburg, Luthers Asyl, heiliges Berghaus, in welchem die ernste Geschichte sich einen steinernen Thron erbaut, in welchem die freundliche Sage sich ein duftendes Blumenbett bereitet hat! Du hast mich als Knaben in deinen Hallen wandeln gesehen, als die erste Ahnung deiner Bedeutung wie ein Blitzstrahl mein junges Haupt traf und mir seltsame Bilder und Gedanken weckte, ich habe von den Bergen meiner Heimath dir fast täglich sehnsüchtige Blicke und stumme Grüße, heilig wie Gebete einer unentweihten Unschuld, zugesendet, nimm mich auch jetzt auf, den Mann, der dir seine Ehrfurcht im vollen Bewußtsein deines hohen Werthes bringt, und dessen Herz noch jugendlich poetisch, wie das des Knaben für dich erglüht. Ich küsse die Schwelle deiner Pforte und der Geist der Vergangenheit weht mir kühl aus der geöffneten entgegen, aber die Sage, die auf der Schwelle, mich erwartend, sitzt, küßt mich warm auf die Stirn und faßt mich mit zärtlich gelispeltem Willkommen! bei der Hand, um mich durch deine Räume zu leiten. Ich schreite hinein! Gesegnet seien die Penaten dieses Hauses!

---

Das Thüringerwaldgebirge hat die Gestalt eines Keils, dessen Spitze in der Gegend von Eisenach auf einem Bogen der Werra aufsteht. Hier an diesem nordwestlichen Ausgang auf einem der Berge, die der nur allmählig sich erhebende Hauptgebirgszug nord-

wärts als Arme auswirft, ruht als Krone die **Wartburg**. Sie ist demnach der Anfang des Thüringerwaldes von Nordwesten her, der schönste Eintrittspunkt in das schöne Gebirg, das würdige Vorzimmer seiner prächtigen Hallen, die alte herrliche Pforte in den ewig jungen Pallast, in die grüne Stadt der Berge. Von Eisenach liegt die Wartburg südwestlich in der geringen Entfernung einer halben Stunde Wegs, und der Felsenberg, auf welchem sie sich gelagert und mit dem ihr Fuß im Lauf der Jahrhunderte verwachsen zu sein scheint, gehört seinen Bestandtheilen nach dem Urgebirge des Thüringerwaldes an, von dessen höhern Hauptzuge er gegen Süden nur durch einen etwas tiefer liegenden Rücken getrennt ist. Alle diese Berge südlich von Eisenach sind aus dem Conglomerat des Todtliegenden, einem Gemenge der verschiedensten Gebirgsarten,*) gebildet, das als consistente Steinmasse an vielen Stellen zu Tage steht und als romantisches Felsengebilde erscheint. Auf einer solchen hohen, länglichen Felskuppe erhebt sich das ehrwürdige Bergschloß, welches der Gegenstand dieser Beschreibung ist. Südlich und nördlich fallen die Wände dieser Felsenstirn so jäh und schroff ab, daß sie zum Theil gar nicht zu ersteigen sind; vorzüglich an der Südseite des Bergs hat das jäh abstürzende Gestein einen wildromantischen Charakter. Stolz und gebieterisch, weitschauend, herrschend und doch mildfreundlich ragt die Burg, an der der Zahn der Zeit fast vergebens nagte, auf der zackigen Felsenstirn empor, ein herrlicher, erhebender Anblick! Von welcher Seite man auch komme, vom waldigen Gebirge oder vom Hügellande der Auen und Felder, immer grüßt uns die graue Tochter des elften Jahrhunderts von fern und begeistert das Herz des Wanderers. In den stundenweit umherliegenden Gebirgsarmen und Zügen tritt sie oft plötzlich hinter einem Berge hervor in das überraschte Auge, immer gern gesehen, immer froh begrüßt. Es ist einer der beseligendsten Eindrücke, die man auf Fußwanderungen durch den nordwestlichsten Theil des Thüringerwaldes und dessen Umgegend empfängt, wenn man in einem grünen Thale oder über ein Kornfeld hinziehend bei einer Wendung des Wegs ungeahnt die ehrwürdige Burg erblickt, die jeder Thüringer wie einen heiligen Tempel wie ein gemeinsames Vaterhaus betrachtet, oder auch, wenn man über die höhern Berge steigend, sie, vom Sonnenschein vergoldet, unter sich liegen sieht, die eine wahre Sonnenwohnung ist und den hohen, goldenen Gast von früh bis Abend in ihren blitzenden Fenstern beherbergt. Wie oft habe ich die Berge erklimmt, nur um sie zu sehen und zu begrüßen, und meine Arme

---

*) Granit, Porphyr, Quarz, Jaspis, Hornstein, Hornblende, Gneis, Glimmerschiefer, Feldspat, (Sinnit, Diorit) und andern primitiven Gebirgsarten, durch einen festen, rothen, sandigen Thon innig mit einander verbunden.

Eisenach liegt auf der Grenze des Todtliegenden und der bunten Sandsteinformation, alle Berge nördlich von der Stadt jenseit der Hörsel gehören der letztern an.

verlangend nach ihr auszustrecken! wie vielmal habe ich auf den grünen duftenden Waldwiesen gelegen, über mir das grüne stolze Dachgewölbe einer Buche, neben mir die rieselnde Quelle, und habe sehnsüchtig nach dem alten herrlichen Bergschlosse hinabgeschaut, das aus der Mitte dunkelgrüner Wälder wie ein heller Stern auftauchte und um dessen Zinnen, in dessen Gemächern die heißesten meiner romantischen Jugendträume ihr buntes Spiel trieben, da rief ich wohl in jugendlicher Begeisterung mit Uhlands Hirtenknaben:

„Ich bin der Knab' vom Berge!"

Von drei Seiten ist die Wartburg mit Waldung umgeben und südöstlich erhebt das nach dem Inselsberge aufsteigende Gebirge seine zahlreichen waldbekränzten Häupter immer eins über dem andern, nach Norden allein liegt sie frei, und hier schmiegt sich die freundliche Stadt an die äußerste Spitze ihres Fußes. Wenn wir von hier aus zu ihr hinaufsteigen, so betreten wir, aus dem Predigerthore schreitend, sogleich den steilen Pfad, der uns am Friedhofe der Stadt mit der Kreuzkirche vorüber den Schloßberg hinaufführt. Rechts in der nächsten Nähe der Stadt lassen wir den ersten bewaldeten Berg liegen, der jetzt „Rösens-Hölzchen" heißt, und sonst die Burg Mädelstein, auch Metil- und Mittelstein genannt, auf seinem Scheitel trug. Dieser Berg hängt durch einen Sattel mit dem Berge der Wartburg zusammen, an dessen letzte grüne Höhe wir nun gelangen. Von dieser Seite zeigt der Berg einige Wiesenhänge mit Blumen bedeckt, übrigens ist er mit Eichen, Buchen und Kiefern bewachsen.

Ein in den Felsen tief eingehauener Fahrweg, der jedoch wenig befahren wird, steigt südöstlich ausschweifend auf die Höhe, während ein Fußsteig gerade aus südlich steil aufläuft und durch Stufen erleichtert wird. Es wird uns warm bis zur gastlichen Pforte; denn die Burg liegt 600 Fuß über der Stadt und wir haben in dieser geraden Richtung 1400 Schritte zu steigen gehabt.*) Noch nie ist die Mühe des Steigens reicher belohnt worden; eine lachende, köstliche Aussicht, die frischeste reinste Gottesluft von den Bergen wehend, das Grün der nahen Wälder, das unserm Auge so wohl thut, der blaue Himmel weit über uns gewölbt, der klassische Boden mit den ehrwürdigen Erinnerungen von acht Jahrhunderten, reiche alterthümliche Sammlungen, überall Gegenstände, die poetische Gefühle in uns erwecken, und endlich alles was man zur Stärkung des Leibes bedarf in guter Qualität. — Diese Genüsse dürften in solcher ausgezeichneten Vereinigung auf wenig Bergen zu finden sein.

Aus dem Steinweg heraustretend, gelangen wir durch das erste Thor auf den geebneten mit einer Mauer umgebenen Vorplatz. Diese

---

*) Die Höhe der Wartburg über der Meeresfläche beträgt 1251 Fuß.

Mauer läuft nördlich in einen spitzen Winkel zu. Südöstlich führt eine mit hölzernem Thore versehene Oeffnung derselben auf eine hohe, mit vier Kanonen besetzte Schanze, die bei feierlichen Gelegenheiten so wie bei Brandunglück der Umgegend in Thätigkeit gesetzt werden. Wir aber gehen in südlicher Richtung über eine steinerne Brücke, die den vordern Berg mit dem eigentlichen Burgberge verbindet (zwischen beiden zieht sich eine vorzüglich südöstlich tiefe Schlucht, der Nesselgraben, dessen höchster Theil sehr wahrscheinlich durch Kunst entstanden ist), bis zum eigentlichen Eingang in die Burg, welche durch drei starke Thore unter dem vordern viereckigen Thurm und dem Ritterhause in den ersten Hof führt. Dieses ist der einzige Eingang in die Burg. Sobald man in dem düstern Thorwege das erste Thor passirt ist, erblickt man rechts eine Thüre, die in zwei zum Theil in den Felsen gehauene Gemächer, Wohnung zweier Feuerwächter, führt; das mittlere Thor lehnt ausgehoben an der Felswand, das dritte ist aber wieder zum Verschließen, wie das erste. Wir befinden uns im schmalen vordern Hof, durch welchen gerade aus südlich ein noch merklich aufsteigender 150 Fuß langer und 6 Fuß breit im Felsen ausgehauener Fahrweg auf den innern Hof oder eigentlichen Burgplatz leitet. Wir verlassen aber diesen Weg, eh' er noch zur Hälfte zurückgelegt ist, und wenden uns rechts, um auf vier eingelegten Sandsteinstufen nach dem Ritterhause, dem nördlichsten Gebäude der Burg, welches unmittelbar mit dem Eingangsthurme verbunden ist, hinaufzusteigen. Ueber der Eingangsthüre desselben erblicken wir ein altes kunstloses Steinbild, einen Lindwurm vorstellend, der einen Mann, an seiner Brieftasche als Bote erkenntlich, schon halb verschlungen hat. Die rohen Formen dieser Sculptur deuten auf ein hohes Alter; ihre Bedeutung ist verloren gegangen. Dieses Gebäude stammt ohne allen Zweifel aus der Zeit der ersten Landgrafenreihe, vielleicht von der Erbauung der Burg selbst und durch seine Pforte sind alle die Helden mit ihren Damen geschritten und die Minnesänger und der kühne Mönch, der gegen die stolze und mächtige Babel in die Schranken trat. Acht Jahrhunderte zogen mit eisernem Fußtritt über diese Schwelle, und jedes hat Spuren hineingedrückt, die den eintretenden Gast mit stummer Ehrfurcht erfüllen. In der innern Einrichtung wie an der äußern Gestalt hat die Zeit natürlich viel verändert. Die jetzigen Räumlichkeiten bestehen in vier weiten Wohn- und Gaststuben, zwei großen Küchen, zwei Kammern, einer Speisekammer, einem Wirthschaftsgewölbe und einem Souterrain. Auf dem westlich daranstoßenden Seitenflügel sitzt ein Stockwerk von Holz, worin ein Tanzsaal, zwei Gefängnisse und die merkwürdige Stube sich vorfinden, welche Doctor Luther während seines Aufenthaltes auf der Wartburg bewohnte. Es ist ein ziemlich schlechtes Gemach, worin der große Reformator zehn Monate lang in stiller Einsamkeit literarischen Arbeiten oblag. Ueber der Thüre sind auf ein schwarzes Bret folgende Verse gemalt:

Hier ist's, wo Luther einst, der große deutsche Mann,
Als er zu Worms entging den drohenden Gefahren,
Den Schutzort fand, entführt, um vor des Pabstes Bann
Und vor des Kaisers Zorn ihn sicher zu bewahren,
Bis ihn dann Karlstadts Wuth, die durch die Schranken brach,
Zurück nach Sachsen rief, die Heerde selbst zu weiden;
Die Wohnung ist zwar schlecht, betrachte das Gemach,
Doch hat es Werth durch ihn, betracht' es Freund mit Freuden.

Wer möchte nicht wünschen, daß, da die Stube nun einmal so bleiben muß, wenigstens bessere Verse hier aufgehängt würden, wenn es nicht überhaupt gerathener wäre, jede den gewaltigen Eindruck störende gereimte Demonstration hier wegzulassen und die an sich hochwichtige Sache selbst zum Gemüthe des Besuchers reden zu lassen? Im Gemach selbst sieht man ein altes Oelbild Luthers ohne sonderlichen Werth, zwei broncirte Gypsbüsten und ein Relief von getriebenem Messingblech, alle drei ebenfalls den Reformator vorstellend, ferner einen alten hölzernen Tisch, an welchem Luther als Knabe gegessen und gespielt haben soll, endlich die Ueberbleibsel seines Schreibtisches, ein Stück Wallfischrückgrad, das man für seinen Fußschemel ausgibt, und sein angebliches Dintenfaß. An der Wand ist immer noch der Dintenfleck zu sehen, der aus seinem Wurf mit jenem Dintenfasse nach dem ihn beunruhigenden Teufel entstand. Es ist ein in die Wand gemauerter schwarzer Stein, dem die Gutmüthigkeit der Kastellane je zuweilen mit frischer Dinte zu neuem Ansehen verhilft. Auf phantasiereiche Kinder macht dieser sogenannte Dintenfleck stets eine erschütternde Wirkung. Noch erinnere ich mich des süßen Schauers, der mir durch Mark und Bein ging, als ich ihn zum erstenmal erblickte. Es war die erste Spur des sichtbaren Hereinragens der poetischen Sagenwelt in die Wirklichkeit, die ich hier erblickte. —

Im Souterrain dieses Seitenflügels findet sich ein in Felsen gehauener Stall, und zwischen ihm und der schon angeführten Feuerwächterwohnung ein überbautes Stück Felsenwand, welche im Hauserden des Ritterhauses zu Tage ausgeht.

Auf der Ostseite füllt den Raum zwischen dem Ritterhause und dem neuen Hause ein auf der Mauer hinlaufender, 90 Schritt langer überbauter Beobachtungsgang aus, auf welchen man vom Boden des Ritterhauses mit einiger Mühe gelangt, der mit dem neuen Hause aber in keiner Verbindung steht. Dieser Gang vorzüglich gibt der Wartburg von Süden und Osten her ein sehr malerisches Ansehen.

Wir gelangen im innern Hof zuerst an das eben genannte neue Haus, welches aus dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts stammt, massiv gebaut ist, und in zwei Stockwerken zwei Säle, mehre Zimmer und einen Stall enthält. Zu bedauern ist, daß dieses Gebäude im modernen, und nicht im mittelaltrigen Baustyl aufgeführt worden ist. Die Räumlichkeiten sind zum Aufenthalt der

höchsten Herrschaften eingerichtet, und es findet sich außer dem gewöhnlichen Ameublement ein Bild des Großherzogs Carl August von Weimar, ein solches des Geheimenraths Thon zu Eisenach, ehemaligen Oberaufsehers der Wartburg *); ferner die heilige Elisabeth, Brod unter die Armen vertheilend, Oelgemälde von der bekannten Malerin Louise Seidler in Weimar, endlich ein Stammbaum des Weimarischen Hauses, bildlich in Form eines fünfstockigen Gebäudes Pentazonium genannt dargestellt und gezeichnet vom Oberbaudirector Coudrey. Auch ist dort das Modell eines Schlosses im ältesten Renaissancestyl mit Befestigungswerken, von ohngefähr vier Fuß im Gevierte aufgestellt, welches der Angabe nach das Schloß Grimmenstein zu Gotha vorstellen und vom Herzog Johann Ernst dem Aeltern von Eisenach, dem Sohne des unglücklichen Johann Friedrich des Mittlern, aus dem Gedächtniß angefertigt worden sein soll. **) An diesem

---

*) Von diesem Thon gibt es ein Büchlein: „Schloß Wartburg, ein Beitrag zur Kunde der Vorzeit", welches, obgleich es eine armselige, geschmacklose Compilation ist, dennoch vier Auflagen erlebt hat, zum Beweis, welch großes Interesse das ganze deutsche Publikum an der ehrwürdigen Wartburg nimmt. Das Thonsche Werkchen ist gleich weit entfernt von historischer Kritik und Kunst, als vom poetischen Verständniß der Sage, und während man den Verfasser auf der einen Seite sich mit beschränkter Naivität abmühen sieht, die sogenannten Mährchen in der Geschichte der Wartburg lächerlich zu machen, vertheidigt er auf der andern mit Ungeschick eine reine Sage als historische Thatsache. Es zwingt zum Lächeln, den Mann, der gegen alle Fälschung der Geschichte eifert und oft von der Nothwendigkeit spricht, sich der historischen Wahrheit zu befleißigen, so oft und viel — freilich unbewußt — gegen diese Wahrheit sündigen zu sehen. Der Styl ist unerträglich geistlos, des Gegenstandes gänzlich unwürdig und erinnert an Galletti. Und doch war Thon Großherzogl. Geheimerath und Oberconsistorial-Director, Comthur des weißen Falkenordens und Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften. — Ueberhaupt ist die Wartburg in Betreff derer, die sie beschrieben, ihre Geschichte erzählt und sie angesungen haben, sehr unglücklich gewesen. Es gibt sogar ein großes, ein ganzes Bändchen füllendes äußerst langweiliges Gedicht „Wartburg"; wer könnte sich entschließen, es durchzulesen? Der Sagenmund des Volks hat die Landgrafenburg bei weitem poetischer verherrlicht, als alle nüchternen Dichter und Beschreiber derselben in der neuern Zeit.

**) Dieses abgeschmackte Mährchen wird noch jetzt jedem Besucher der Wartburg von der Führerin durch die Gebäude aufgetischt und steht auch in der neuesten Beschreibung der Wartburg in „J. W. Storchs topographisch-historische Beschreibung der Stadt Eisenach ꝛc. Eisenach 1837" einem fleißig zusammengetragenen, gutes Material enthaltenden Buche, das sich aber in Bezug auf historische Kunst und Styl nicht sonderlich über Thons „Schloß Wartburg" erhebt. Das Modell steht freilich in den Inventarien als Schloß Grimmenstein verzeichnet und daraus hat man auf gut Treu und Glauben abgeschrieben und nachgebetet, und doch reicht ein Blick darauf hin, den Ungrund dieser Behauptung klar zu machen. Denn der steife, gekünstelte Baustyl dieses Modells kam in solcher Ausbildung erst gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Frankreich auf, und von da während des dreißigjährigen Kriegs nach Deutschland. Der Herzog Johann Ernst der Aeltere, der 1638 starb, kann also wohl das Modell gefertigt haben, aber

neuen Hause unmittelbar gegen Süden steht das sogenannte hohe Haus, das uralte, aus der Landgrafenzeit stammende, massive Hauptgebäude der Wartburg, worin die Fürsten Hof hielten und höchst wahrscheinlich die Minnesänger unter Landgraf Hermann ihre Wettkämpfe hielten. Die Mauern dieses Gebäudes stehen auf dem Felsen des Berges und scheinen mit ihm verwachsen, die östliche Fronte bildet mit der senkrechten Klippe von schwindelnder Höhe eine Wand. Das untere Stockwerk besteht aus mehren geräumigen Gemächern, die früher zu Stuben, Küche, Kammern, Vorrathsbehältern, Kloset u. dergl. gedient haben, und von denen zwei jetzt als Archiv benutzt sind. Im Souterrain ist ein großer Raum theilweise im Felsen, der sonst als Pferdestall benutzt wurde, und einige Behälter; endlich ist auch noch ein kleiner Keller vorhanden, in welchem es noch dazu friert. Wo mag der Wein der Landgrafen gelegen haben? Das ist wirklich für einen Weinliebhaber ein unauflösliches Räthsel. Am südlichen Ende des mittlern Stockwerks betreten wir eine kleine Kapelle im ältesten Rococostyl, mit Kanzel und Altar, fürstlichem Stand und mehren Bänken, worin bis zur Reformation Gottesdienst gehalten wurde, und wo auch Luther gepredigt haben soll. Sie hatte sonst vier Altäre und Vicarien. Hernach verfiel sie und wurde von Herzog Johann Ernst dem Aeltern 1628 wieder restaurirt. Der darin angeordnete Gottesdienst am dritten Pfingsttage wurde aber wegen des dabei getriebenen Unfuges wieder abgeschafft. Es gibt eine seltene Münze, welche der Herzog auf die Renovation dieser Kapelle hat prägen lassen. Hier hängt ein großes Oelgemälde, die Sage von den Rosen der heiligen Elisabeth vorstellend. Es scheint mir aus dem sechszehnten Jahrhundert zu stammen, versinnlicht die herrliche Sage ziemlich geschmacklos und hat überhaupt wenig artistischen Werth. Im Jahr 1826 ist es gut restaurirt worden. Darunter hängt seit 1790 eine verschlossene Büchse mit den gutgemeinten Versen:

O Ihr Edlen! denket bei dem Bilde
Jener Menschenfreundin, die voll Milde

---

es kann nimmermehr das Schloß Grimmenstein vorstellen, welches 1567 zerstört wurde. Die noch vorhandenen Bilder des Grimmenstein in Sagittars und Tenzels Werken in Rudolphi's Gotha diplomatica und auf dem alten Oelgemälde der Belagerung Gotha's, welches auf dem Saale des Rathhauses zu Gotha hängt, stellen ganz andre, von jenem Modell himmelweit verschiedene Baulichkeiten dar, und die schriftliche Beschreibung des alten Schlosses, welche in die Erzählung der Belagerung und Zerstörung verwebt ist, stimmt mit jenen Bildern überein. — Vielleicht wollte Herzog Johann Ernst nach diesem Modelle im neuen Baustyl sich ein Schloß bauen, und fertigte es zu diesem Zwecke mit höchsteignen kunstgeschickten Händen, und späterer Unverstand, der aber jetzt nicht mehr nachgebetet werden sollte, machte es zu einem Zeichen kindlicher Pietät und schmerzvoller Jugenderinnerung. Uebrigens war Johann Ernst der Aeltere 1566 geboren und kann also als einjähriges Kind bei der Zerstörung des Grimmenstein dieses Schloß aus eigner Anschauung nicht gekannt haben.

An den Armen, dessen Dank Euch lohnt,
Und es blüh' auf Euren Wegen
Euch die süße Freud' entgegen,
Die allein in guten Herzen wohnt.

Der Historiograph der Wartburg Thon berichtet, daß seine 1807 verstorbene Gattin die Dichterin dieser Verse sei, die schon manchen schönen Beitrag von wohlthätigen Personen zur Verminderung des menschlichen Elends bewirkt hätten. So wäre ja wohl der Gegenstand werth, nun mit bessern Versen geschmückt zu werden. Ueberhaupt sollte diese unvergleichlich schöne Legende einen Maler zu einer würdigern poetischen Darstellung begeistern. Die in dieser und einigen andern in den Zimmern der Wartburg aufgehängten Büchsen gesammelten Gaben der Mildthätigkeit der Besucher werden an die Almosenkasse in Eisenach abgegeben. Ein schöner, lobenswerther Zweck, den zu befördern das Andenken an die sagenumschmückte Freundin der Armuth sehr geeignet ist!

Unter dem fürstlichen Kirchstande erblickt man sechs Wappen, worunter auch das königl. ungarische, auf Elisabeths Abstammung hindeutend. Im zweiten Stockwerk befinden sich noch das sogenannte Landgrafenzimmer, und der Waffensaal, früher Speisesaal. In diesen beiden geräumigen Gemächern ließ der Großherzog Carl August eine früher im Zeughause zu Weimar befindliche Sammlung alter Rüstungen und Waffen sehr zweckmäßig aufstellen. Dazu kamen noch andere werthvolle Waffenstücke aus dem Wartburger Zeughause, die nun zusammen renovirt und wohlgeordnet einen imposanten Anblick gewähren und für den Freund mittelaltriger Alterthümer von unschätzbarem Werthe sind. Im Landgrafenzimmer sehen wir achtzehn vollständige Ritterrüstungen, zum Theil sehr kunstvoll gearbeitet und herrlich verziert. Nach den Angaben, die auf Pappblättchen geschrieben daran hängen, sind darunter die Rüstungen von Ludwig dem Salier, zweiten Grafen von Thüringen, vom Landgrafen Ludwig dem Eisernen, vom Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meißen, vom Landgrafen Albrecht dem Unartigen, von dessen zweiter Gemahlin, der Kunigunde von Eisenberg, vom Landgrafen Friedrich dem Freudigen, von dessen erster Gemahlin Agnes von Tyrol, vom Landgrafen Dietzmann, vom Landgrafen Friedrich dem Ernsthaften, vom Ritter Kunz von Kauffungen und von den beiden von ihm geraubten Prinzen Ernst und Albrecht von Sachsen, von Wilhelm von Schönfels, seinem Raubgenossen, vom Grafen Barby, Pagen der beiden Prinzen, und von König Heinrich II. von Frankreich. Diese Angaben können bei den meisten nicht historisch erwiesen werden. Doch wenn auch nicht, der Besucher schenkt ihnen so gern Glauben und überläßt sich willig dem ehrfurchtsvollen Gefühl, mitten unter den Stahlkleidern zu stehen, welche die Helden der Wartburg einst trugen. Der Geist der Vorzeit rauscht hier mit stärkerem Flügelschlag um unsere Häupter und weckt den Flügelschlag der ihm verschwisterten Poesie in unsrer Brust, und mit ihm werden

all die Geschichten und Sagen, die unsere Kindheit entzückten, wieder lebendig, welche jene Helden so bunt zauberisch umsponnen haben, die gleichsam leibhaftig vor uns zu sehen, wir uns der süßen Täuschung überlassen. An den Wänden dieses Zimmers hängen Ritterschwerter von verschiedener Form und aus verschiedenen Zeiten, einige Schilde und vier Oelbilder. Das erste stellt Ludwig den Eisernen im Waffenrock und Federhut in Lebensgröße dar, eine sehr kräftige, gebieterische Gestalt. Der Ursprung dieses Bildes reicht gewiß nicht weiter, als zum Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts hinauf, und rührt wahrscheinlich aus der Zeit her, wo die Landgrafen von Thüringen den sächsischen Kurhut erhielten. Man kann also nicht wissen, in wie weit dieses Bild die Züge des ritterlichen, sagenverherrlichten Landgrafen getreu wieder gibt. Für sein Entstehen in dieser Zeit zeugen auch die beiden kleinen Genrebilder im Hintergrunde und zu den Seiten des Hauptbildes, welche die Sagen vom Rühler Schmied und vom Edelacker darstellen; denn um diese Zeit scheinen diese Sagen erst vollkommen im Volksmunde ausgebildet zu sein, wenigstens treten sie in den Schriftstellern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zuerst auf, während frühere nichts von ihnen wissen. Sie konnten also auch nicht früher gemalt werden.

Ein andres Bild, Christus am Kreuze mit den beiden Schächern, ist nicht ohne Werth, aber sehr gedunkelt. Die beiden übrigen sind Portraits des Herzogs Johann Ernst des Aeltern und seiner Gemahlin Christine in Lebensgröße.

Im Waffensaale imponirt uns der Anblick von fünf vollständigen geharnischten, auf Pferdeharnischen sitzenden Rittern in ganzer Rüstung und glänzendem Waffenschmuck, sie sind der Angabe nach vom Landgrafen Hermann, vom Landgrafen Ludwig den Heiligen, vom Herzog Johann von Weimar, vom kriegerischen Papste Julius II. und von dem bekannten Ritter Feige von Bomsen. Außerdem sind hier noch 28 unvollständige Rüstungen, Küraffe, Helme, Pickelhauben, Streithämmer, viele Fahnen und Standarten, einige Feldschlangen, ein Paar Wolfsgabeln, eine Menge alter deutscher Gewehre mit Luntenschlössern und mehren andern alten Waffen.

Eine Treppe höher nimmt uns der 120 Fuß lange und 33 Fuß breite Rittersaal auf, der leider durch eine jedenfalls in späterer Zeit eingebaute Decke in einer Höhe von 11 Fuß sehr verunstaltet ist. Es leidet keinen Zweifel, daß die frühere Decke bis unter das Dach gewölbt war. Ein nothwendig gewordener Dachbau, wie die sehr merkbare Veränderung der massiven Giebelmauer zeigt, führte in Zeiten, wo die sächsischen Kurfürsten wenig mehr an die Wartburg wenden mochten, jene Verunstaltung herbei. Inwendig über dem Eingange erblickt man ein lateinisches Chronodistichon als Transparent, welches zum Empfang der nun verstorbenen Kaiserin von Rußland Maria Fedorovna, der Mutter der Großherzogin von Weimar, 1818 angefertigt wurde. Ihr Besuch auf der Wartburg unterblieb und das Transparent erfüllte seinen Zweck nicht. Nach dem Hofe zu, an der Westseite des Saals läuft ein Corridor mit verzierten

Steinsäulen von guter Arbeit. Sie stammen zweifelsohne aus den ältesten Zeiten und sind für das Studium der mittelaltrigen Kunst nicht ohne Wichtigkeit. Dieser Banketsaal ist ringsum mit alten Oelbildern, meist Portraits fürstlicher Personen behängt. Die größere Zahl derselben gehört dem sächsischen Hause an. Schöpfungen wahrer Kunst darf man nicht darunter suchen; sie haben nur als historische Monumente Werth und verdienen als solche Pflege. Der Volksglaube findet im Corridor auch die Ueberbleibsel eines Bettes der heiligen Elisabeth, von welchem ein Splitter für Zahnschmerzen und andre Uebel gut ist. Gott weiß, wie viel Exemplare des Bettes im Laufe der Jahrhunderte an gläubige Seelen verschnitten worden sind!

Aus dem hohen Hause kommend, gelangen wir über einen freien Platz zu dem am südlichen Ende der Burg auf der Westseite stehenden sehr starken und alten Thurm, jetzt der Pulverthurm genannt, weil eine Zeit lang das Pulver für die auf der Schanze der Wartburg aufgestellten vier Kanonen und für das großherzogliche Militär darin aufbewahrt wurde, was jetzt nicht mehr der Fall ist. Er scheint mir noch von den frühesten Zeiten der Wartburg übrig zu sein; vielleicht stand er sogar eher, als alle andern Gebäude.

In den untern Theil des Thurms, das Burgverließ, steigt man durch eine Fallthüre auf einer Leiter. Daß dieses dunkle unterirdische Gemach ein schauerliches Gefängniß war, beweist ein im Boden befindlicher viereckiger Stein mit einem eisernen Ringe, woran zweifelsohne Gefangene gefesselt wurden. Im obern Theil des Thurms sind noch zwei Gefängnisse. Die hölzerne Treppe, welche theils außer- theils innerhalb des Thurms bis zum Gipfel desselben emporsteigt, wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts erbaut. Die Plattform des Thurms ist mit einer Ballustrade umgeben. Die Aussicht von dieser schwindelnden Höhe ist entzückend. Oestlich das tiefe Hellthal mit seinem Quellenbach und der Reihe kleiner Teiche, die durch die Baumgipfel wie frische helle Augen heraufblitzen, weiter der kahle romantische Hörselberg, der als greiser Sagenträger mit der Wartburg in einem geheimnißvollen poetischen Rapport steht, noch weiter die Höhen und Gegenden von Langensalza und Gotha. Südlich ist die Aussicht grottesker. Hier liegen Berg und Berg in grüner Umarmung, eine stille Gemeinde ehrwürdiger Häupter, deren eins immer über das andere emporragt in den mannichfachen Abstufungen des Grün, bis oben der Inselsberg, wie der Priester am Hochaltar, über der Gemeinde steht. Hie und da in der Nähe strecken sich Felsen empor wie zum Gebet erhobene Hände, die grünen herrlichen Thäler dehnen sich dazwischen wie Teppiche, mit welchen der große Dom belegt ist; aus den Bergkesseln silbert das Weihwasser in unser Auge, von den Spitzen der Altäre dampft es wie Weihrauchwolken, Heerdengeläute dringt an unser andächtig lauschendes Ohr, wie die Glocke des Meßners. Sinken wir nieder, um mit anzubeten in diesem hochfeierlichen Gottesdienste! Nach Norden und Westen zu lachen uns blühende Dörfer mit rothen Dächern und schwar-

zen Kirchthürmen in der Mitte prangender Fluren, belebte Heerstraßen, die sich durch ein gesegnetes Hügelland ziehen, entgegen, und vom Bilde hoher Andacht kehren wir in die bunte, bewegte, von Gesetz und Ordnung beglückte Menschenwelt zurück. Ein weites Panorama ist vor uns ausgebreitet in wechselvoller Schönheit; das Herz überfittigt auf den Schwingen des Blicks das geliebte Land, und von diesen Fittichen fällt der Thau der Rührung, die Nordentropfen der Begeistrung, die Thräne des lustberauschten glücklichen Dichters. An mein Herz, ruft er aus, an mein großes Herz, geliebtes Vaterland, theures Land meiner Väter! Wachse, blühe, gedeihe fort und fort! Gib all deinen Kindern Brod und Freude, grüne Felder, grüne Wiesen, grüne Berge und grüne von Thränen der Liebe, wie vom Thau des Himmels benetzte Gräber! Deinem Dichter gib Träume und Bilder deiner Vorzeit, ein Auge für deine ewig junge Schönheit, ein Ohr für das süße Geflüster deiner Sagen, für den Gesang deiner Quellen, für das Rauschen deiner Bäume, ein Herz voll Liebe für dich und all deine Kinder; gib auch ihm Brod von deinen schwellenden Aehren, gib auch ihm Freunde und auch ihm ein Grab, das die Liebe gehügelt und mit Blumen bepflanzt hat! — —

Auf der Westseite der Burg zurück nach Norden kehrend, von wo wir ausgegangen, treten wir nun in ein freundliches Blumen- und Gemüsegärtchen, in welchem uns eine Laube aufnimmt. Auf dem Hofe gehen wir an einer Cisterne vorüber, aus welcher das von den Dächern gesammelte Regenwasser mit Eimern gezogen wird. Der breite Platz ist großentheils mit Gras bewachsen. Es ist der ehemalige Turnierplatz. An das Gärtchen stößt das Brauhaus, ein neues Gebäude, und dann folgt wieder ein hübscher Garten mit einer äußerst angenehmen Laube an der Mauer, die den Anblick der westlichen Thäler und Berge gewährt. In dieser Mauer erblicken wir ein sehr altes Steinbild, welches früher einen andern Platz hatte und einen auf dem Rücken eines Löwen sitzenden Mann vorstellt, der den Kopf des Thiers auf die Seite ziehend ihm mit beiden Händen den Rachen aufreißt. Man bezieht dieses Bild fälschlich auf eine Wartburgsage, die unten mitgetheilt werden wird. Von da besteigen wir eine kleine Terrasse nach dem Hofe zu mit einer Befriedigung umgeben, und an der Mauer mit einer Kegelbahn versehen, ein angenehmes Plätzchen für die, welche die Wartburg im Sommer des geselligen Vergnügens wegen besuchen. Zwischen dieser Terrasse und dem Seitenflügel des Ritterhauses, worin Luthers Stube, ist nur noch ein kleiner tiefer gelegener Wirthschaftshof und auf der Mauer der sogenannte Margarethengang, ein 42 Fuß langes vom ehemaligen Communicationsgange übrig gebliebenes Stück, worin man das Stübchen des Eselstreibers sieht, der die Landgräfin Margaretha, Albrechts des Unartigen Gemahlin rettete, und das Fenster, aus welchem sie flüchtend hinabgelassen worden sein soll. Die Sage selbst wird in einem spätern Artikel mitgetheilt werden.

So haben wir die Baulichkeiten der jetzigen Wartburg mit ihren Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen. Noch ist am Wartburgsberge ohngefähr hundert Schritte östlich von der vorhin beschriebenen Schanze ein in den Felsen gehauenes Viereck zu erwähnen, hinter welchem man in westlicher Richtung eine ebenfalls ausgehauene Felsenkluft gewahrt. Hier stand sonst ein Wartthurm, gewiß dem noch vorhandenen ähnlich. Endlich werfen wir noch am Fuße des Berges einen theilnehmenden Blick auf den klaren ausgemauerten Brunnen, an welchem der Name jener heilig gesprochenen, sagenumglänzten Wohlthäterin der Armuth haften geblieben ist. Der Elisabethenbrunnen ist allein noch von dem Hospital der heiligen Elisabeth unter der Wartburg übrig. Mehr davon werde ich in dem in einem besondern Artikel zu gebenden Leben der heiligen Elisabeth beibringen. —

Wir können geschichtlich nachweisen, daß die Wartburg im Laufe der Zeiten, vorzüglich im letzten Jahrhundert an ihren Baulichkeiten vielfache Veränderungen erfahren hat, wenn ihre Gestalt auch im Ganzen ziemlich dieselbe geblieben ist. Beginnen wir noch einmal die Wanderung von vorn, so war gleich am Eingange des Vorplatzes, eh' man die Burg selbst betritt, sonst ein steinernes überbautes Thor und ein bedeckter Gang oder Bastion aufgeführt, welche beide 1782 baufälligkeitshalber weggeräumt wurden, wodurch aus den nördlichen Zimmern des Ritterhauses die schöne Aussicht gewonnen wurde, deren wir uns jetzt erfreuen. Unmittelbar hinter diesem ersten oder Vorthore verband eine schmale Felsenzunge den vordern Berg mit dem eigentlichen Wartburgsberge. Schon in früher Zeit ist diese Felsenzunge 30 Fuß breit und 20 Fuß tief ausgehauen und so die von Süden sich herziehende Schlucht, der Nesselgraben, der beide Berge trennt, verlängert worden, um die Burg von dieser Seite gegen einen Ueberfall mehr zu sichern. Die Verbindung war durch eine Zugbrücke hergestellt, welche 1798 durch die jetzt da befindliche steinerne ersetzt wurde. Auf die Schanze führte abermals ein überbautes Thor. Gleich hinter der Zugbrücke erhob sich der erste viereckige Thurm, in welchem sich unten der Eingang öffnet, sein oberer Theil wurde im Jahre 1477 von einem heftigen Sturme eingeworfen, und 1558 bis zur Höhe des Ritterhauses abgetragen und mit diesem unter ein Dach gebracht, so wie wir ihn jetzt sehen. Auf dem Ritterhause stand höchst wahrscheinlich noch ein zweites Stockwerk, welches ebenfalls in einer unbekannten Zeit abgetragen wurde, oder es hatte Dachstuben, die entfernt worden sind. Auf das Eine oder das Andere deuten nämlich die auf dem Boden des Hauses noch sehr deutlich bemerkbaren Eingänge in Zimmer hin. Auch die Unbequemlichkeit, mit der man nur vom Boden dieses Gebäudes auf den östlichen Beobachtungsgang gelangen kann, rechtfertigen diese Annahme, da sehr wahrscheinlich ist, daß dieser Gang, der jedenfalls mit dem Mußhause, jetzigem neuen Hause, in Verbindung stand, und zwischen ihm und dem Ritterhause bei stürmi-

schem Wetter oder in der Nacht einen Communicationsweg bildete, stark frequentirt wurde, folglich leicht und bequem zugänglich sein mußte. Endlich bestätigt der Umstand, daß die Aussicht aus den Fenstern des Ritterhauses, wie es jetzt ist, wie schon erwähnt, durch das vordere erste Thor und die Bastion verbaut war; aus den Fenstern des obern abgetragenen Stocks konnte man aber sicherlich über beide hinwegsehen.

In der Mitte des Hofes, da wo man aus dem in Felsen gehauenen Weg des tiefern und emporsteigenden Hofes, auf den innern oder großen Hof tritt, bemerkt man im Felsen eine jetzt nur noch leichte Vertiefung. Hier stand ein steinernes Thor, welches bis auf die letzte Spur verschwunden ist. War dieses Thor geschlossen, so konnte man aus dem Ritterhause nicht anders zum Landgrafenhause gelangen, als über den östlichen Beobachtungsgang. Ueber diesem Thore stand der in Stein gehauene Löwe mit seinem Bezwinger, der, wie oben beschrieben, jetzt in der Mauer des zwischen dem Brauhause und dem Altan auf der Westseite gelegenen Gartens eingefügt zu sehen ist. —

An der Stelle des neuen Hauses standen früher schon zwei Gebäude von gleichem Umfange. Das erstere, das Mußhaus genannt, massiv und mit Blei gedeckt, wurde im Jahre 1317 durch einen Blitzstrahl größtentheils in Ruine gelegt. Unmittelbar westlich daran stand der mittlere Thurm, dessen Dach, ebenfalls von Blei, bei jenem Brande schmolz, der Dachstuhl abbrannte und die Schlaguhr, welche am Thurm angebracht war, zu Grunde ging. Durch diesen Brand sollen kostbare Geräthschaften, Wappen, Waffen, Gemälde und Documente vernichtet worden sein. Der damalige Landgraf Friedrich der Freudige ließ zwar das Haus wieder aufführen, aber von Holz und bei weitem nicht so prachtvoll, als wie es gewesen war. Es wurde mit Ziegeln und der beschädigte Thurm mit Schiefer gedeckt. Die Baufälligkeit beider gebot zu Ende des vorigen Jahrhunderts ihre Abtragung, worauf sich das jetzige neue Haus erhob. Die Stelle, wo der Thurm gestanden, ist durch nichts bezeichnet. Am hohen oder dem Landgrafenhause erbaute Friedrich der Freudige schwebende Semiramisgärten, wahrscheinlich nach dem Hofe zu; man weiß nicht recht, was man sich bei der Beschränktheit des Raumes darunter denken soll. Wahrscheinlich waren es Blumenbreter vor den Fenstern, wie wir sie auch haben. An der Südseite des hohen Hauses soll ein niedriges Gebäude mit einem kleinen Thurme gestanden haben, von dessen übriger Gestalt man nichts mehr weiß, dessen Grundsteine man aber vor einigen Jahren bei einer nöthig gewordenen Reparatur der hohen Ringmauer auffand. Die früher oft aufgestellte Behauptung, daß sich hier die Mündung eines geheimen unterirdischen Ganges nach der Stadt hinab befunden habe, hat sich durch keine noch so genaue Nachsuchung bewährt, und der romantische unterirdische Gang, der fort und fort im Volks-

munde besteht, ist in das Gebiet der Sage zu verweisen. Ein aufgefundenes Document beweist sogar, daß man erst im Jahre 1550 einen solchen heimlichen Gang beabsichtigte, „daß man zu Roß konnten aufen Schloß kommen." Es war also früher keiner da und wurde nachher auch keiner angelegt.

Der hintere Thurm war sonst ebenfalls mit einem hohen Dache versehen, das zu Anfang dieses Jahrhunderts abgetragen worden ist. Auf dem Raume des Blumengärtchens nördlich vom Thurme stand das 1519 neu erbaute Brauhaus, welches 1825 allzu großer Baufälligkeit halber gänzlich abgetragen wurde. An der Stelle des jetzigen Brauhauses stand der alte Marstall der Landgrafen, der in drei abgetheilten Reihen eine große Menge Pferde aufnehmen konnte. Im Jahre 1552, wo die Wartburg schon längst, von ihren Herren mit Rossen und Reitern verlassen, einsam trauerte, wurde das Gebäude zu einem Zeughause eingerichtet, und die Pferde die je zuweilen noch den Berg erstiegen, erhielten im Stalle im Souterrain des hohen Hauses ihren Platz. Im Jahr 1813 wurde dieses alte Gebäude abgebrochen und von Grund aus neu aufgeführt, auch ein geräumiger Keller darunter hergestellt, aber schon 1825 wurde das Zeughaus in ein Brauhaus verwandelt, und das ist es noch. Die darin befindlichen Gegenstände wurden im hohen Hause aufgestellt, wo sie beschrieben worden sind.

Der nördlich daran grenzende zweite Garten hat schon längst bestanden, und man vermuthet nur, daß auch hier früher ein Gebäude den Platz ausgefüllt. Doch kein Document bestätigt diese Annahme. An dem Garten war aber nördlich ein Gebäude, worin drei Handmühlen aufgestellt waren. Höchst baufällig ist es 1778 ebenfalls abgetragen worden. In der frühern Zeit war es die Vogtei und der den Boten verschlingende Lindwurm, der jetzt über der Thüre des Ritterhauses eingemauert ist, war an diesem Gebäude angebracht. Hinter demselben und hier mündend war auf der Mauer ein überbauter Communicationsgang, welcher in das Ritterhaus führte, der Margarethengang genannt. Im Februar 1806 stürzte hier ein Stück der alten verwitterten Ringmauer ein, wodurch der südliche Theil des Margarethenganges zerstört wurde.

So war die Wartburg sonst mit Gebäuden besetzt. — Vor kurzem war die Rede davon, und öffentliche Blätter theilten diese Nachricht mit, der junge Erbgroßherzog von Weimar hege den schönen Plan, die romantische Wiege seiner Ahnen ganz im mittelalterigen Geschmack restauriren und die im Laufe der Zeiten verschwundenen Gebäude in schönen Verhältnissen wieder aufbauen zu lassen. Fürwahr ein würdiges Unternehmen des Enkel Carl Augusts, der zuerst die Blicke wieder auf die vernachlässigte, ehrwürdige Burg warf und zu dem erwachten allgemeinen Interesse den ersten Impuls gab. Möge die Begeisterung des jungen Fürsten für das hei-

lige Palladium Thüringens nicht erlöschen, und der alte Landgrafensitz jung und neu schlanke Zinnen und Giebel in die Lüfte heben! Möge sich der Rittersaal des hohen Hauses wieder prächtig wölben und das Ritterhaus sich geschmackvoll erhöhen! Möge die Wartburg ein wirklicher Tempel des mittelalterigen Geistes, seiner Kunst und Poesie werden, und ihre Sammlungen sich vermehren! Mögen Malerei und Sculptur wetteifern, das theure Haus herrlich auszuschmücken und es stets ein Wallfahrtsort deutschen Sinnes und Gemüthes bleiben!

**Ludwig Storch.**

# Das Dorf und Kloster Mallerbach.

In dem sogenannten Holzfelde bei Allstedt, das sich von der Stadt an, zwischen dem nach Süden sich hinschlängelnden Rhonebache und dem auf der Höhe als östliche Grenze der Allstedter Flur fortlaufenden Walde, bis an die eine halbe Stunde entfernte Feldmark von Mönchpfiffel erstreckt, findet sich, nahe an dieser letzteren und jenem Walde ein geringer Ueberrest von Mauerwerk, das jedoch mit der Zeit mehr und mehr mit Ackerland bedeckt und somit fast ganz unsichtbar geworden ist. Dieses Mauerstück wird in Allstedt meistens „der Backofen" genannt, weil früher eine unsern Backöfen ähnliche ausgemauerte Höhlung daran sichtbar gewesen sein soll. Als bestimmtes Merkzeichen zur Auffindung dieser geringen Rudera kann eine am Vorsprunge jenes Waldes stehende Parthie Nadelholz „die Tannen" genannt, dienen. Dort am Walde lag früher das Dorf (nach Einigen nur Kloster) Mallerbach, bei Spangenberg in seiner sächsischen Chronik, Willerbach, außerdem wohl auch Weller- und Wallerbach. In diesem Dorfe oder Kloster, das zu Allstedt gehörte war eine Kirche mit einem in dem Geruche besonderer Heiligkeit und Wunderthätigkeit stehenden Marien- oder anderm Heiligenbilde, nach welchem von nah und fern schon seit langer Zeit viele Menschen wallfahrteten. Wie groß das Dorf gewesen oder was sonst für Localmerkwürdigkeiten sich dort befunden haben, davon verlautet in den Chroniken nirgends etwas, ja man kann selbst nicht genau angeben, ob das daselbst gewesene Kloster ein Mönchs- oder Nonnenkloster war. Historische Thatsache ist nur noch, daß der berüchtigte Schwärmer Thomas Münzer im Jahre 1525 von Allstedt aus mit einer großen Schaar seiner Anhänger von Allstedt hinauszog, nach Mallerbach, und in seinem bilderstürmerischen Eifer unter Verübung vielfacher Greuel die dasige Kirche sammt dem Heiligenbilde zerstörte, indem er sich, als von Gott „mit dem Schwerte des Gideon angethan", berufen glaubte, solche „Abgötterei des Bilderdienstes" zu vertilgen.*) Es scheint seit dieser Zerstörung der ganze

*) Spangenberg: Sächsische Chronik.

Ort verödet geblieben und allmählig ganz verfallen zu sein, so daß als Zeugniß seiner Existenz keine weitere Spur als jenes alte Gemäuer übrig geblieben ist. Daß sich der Volksaberglaube mit allerlei Erzählungen von Spukgeschichten an jenem Platze trägt ist natürlich, und erwähnenswerth möchte noch sein, daß man in Allstedt, wie Schreiber dieses sich aus seiner eigenen Kindheit erinnert, erzählt: es sei noch vor nicht langer Zeit alljährlich ein Mönch, wie es scheint, von einem der terminirenden Orden, an diesen Ort gekommen. Woher er aber kam wußte man nicht zu sagen. Dieser Mönch habe allemal zuerst jene öde Stelle besucht, habe dort, auf den Knieen liegend, gebetet und alsdann Allstedt und die Umgegend besucht, um Almosen zu sammeln und aus Papier geschnittene Heiligenbilder zu verkaufen.

Auf der Feldhöh' da oben, am Föhrenhain,
Steht noch ein altes Gemäuer,
Da wandeln oft Geister im Dämmerschein,
Drum ist es dort nicht geheuer.
Der Geister banges Gewimmer,
Es tönt dann immer
Wie schaurig klagender Grabgesang
Das Feld entlang.

Verschüttet und aus dem Gedächtniß verdrängt,
— Kaum nennt noch den Namen die Sage, —
Liegt hier ein Dorf in die Erde versenkt,
Mahnt düster an blutige Tage,
An Greuel fanatischer Horden,
Die, rasend geworden,
Durchzogen das deutsche Vaterland
Mit Mord und Brand. *)

Das Dorf und das Kloster **Mallerbach**
Lag dort sonst ausgebreitet,
Nun klagen die Geister dem Falle nach,
Wenn drüben die Sonne scheidet,
Und es schleicht das Geistergewimmer
Dort oben immer
Wie schaurig klagender Grabgesang
Das Feld entlang.

---

*) Es soll im Bauernkriege zerstört worden sein.

**Meinecke.**

# Dornburg — Stadt und Schloß.

Wenn man auf der von Jena nach Naumburg und Leipzig führenden Landstraße ohngefähr zwei kleine Stunden Wegs über die alte, berühmte Universitätsstadt Jena hinaus ist, erblickt man zur Linken auf der vordersten Kante eines 250 Fuß hohen, steilen Felsens drei Schlösser, die von schwindelnder Höhe in das Thal hinabblicken. — Es sind dies die Schlösser von Dornburg.

Das erste dieser drei Schlösser, vormals das sogenannte Strohmannsche Ritterguth, wurde 1824 von der Großherzogl. Cammer zu Weimar gekauft und dient jetzt zur Wohnung eines Garteninspectors. Früher bewohnte dasselbe mehrere Sommer hindurch Göthe in stiller Abgeschiedenheit und manches seiner unsterblichen Lieder wurde hier gedichtet. Auch nach dem Tode seines fürstlichen Freundes Carl August zog er sich trauernd hierher zurück — es war das letzte Mal, daß er längere Zeit hier weilte, wenige Jahre darnach folgte auch er dem Freunde, um zu den Unsterblichen versammelt zu werden, an deren Gedächtniß die Alles vertilgende Zeit vergebens ihre Gewalt versucht.

Die Zeit der Erbauung dieses Schlosses ist unbekannt, doch scheint es seiner Bauart nach ein hohes Alter zu haben. — Unter der Eingangsthür in das Haus befindet sich der Oberleib eines Mannes eingehauen, welcher zwei Wappen hält. Das eine von diesen Wappen ist mit zwei über das Kreuz liegenden Schwertern versehen, in dem andern befindet sich eine männliche Figur mit Flügel, Pfeil und Bogen. Unter den Wappen stehen diese Verse:

**Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!**
**His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus! —**

und hinter diesen Versen befindet sich die Jahreszahl 1608.

Ueber einer Thür zu dem Saale des zweiten Stockwerks, welche reichlich mit altem Schnitzwerk verziert ist, erblickt man ein an-

... jeder
... Wappens
... a. Ueber ei=
... anderen Thür ist
... männliche Person,
... cheidet, abgebildet ist.
... Z.
... im Jahre 1717 die Stadt
... verwandelte, auch die
... ungen, so sind damals auch alle
... den Besitzern und den Schicksalen
... gangen.

... Felsens und auf starken Uferbauten
... Schlösser das sogenannte neue Schlöß=
... August zwischen den Jahren 1728 und 1748
... erbaut. Trotz seines beschränkten Raumes
... Sommeraufenthalt der hohen Landesherrschaft und
... wurde es sogar zum Sitz des Landtags, des ersten
... des Staatsgrundgesetzes vom 5. Mai 1816 auser=
... dem Fenster dieses Schlosses bietet sich dem Auge eine
... Aussicht dar. Eine unermeßlich große, herrliche, reich
... Landkarte ist rings um uns her ausgebreitet. Unter uns
... blüht Alles. Frohe Geschlechter bebauen den dankbaren
... der im Frühling blüthenreich und im Herbste fruchtbelastet
... darbietet; friedliche Dörfer und Städtchen wachsen zwischen Aeh=
... Obst und Blumen empor und aus schmaragdnen Wiesen blitzt
die Saale klar hervor, wie ein Silberband auf blumiger Tapete,
den Horizont aber begrenzen waldumnachtete Pyrenäen en minia-
ture. Aber man kann die Natur nicht abschreiben, sie muß empfun=
den werden, sagt der geniale Heinse und ich stimme ihm gern bei
und unterlasse deshalb jede weitere Beschreibung und Ausmalung
dieser Naturscene.

An diesen beiden Schlössern ziehen sich schöne Gartenanlagen
hin, die vom Großherzog Carl August herrühren und die neuerlich
noch durch Wegräumung von Deconomiegebäuden an Ausdehnung
und Schönheit gewonnen haben. Namentlich duftet und blüht herr=
lich und berauschend ein wunderschöner Centifolienflor im Sommer
in diesem Garten und seit längerer Zeit ist es in den umliegenden
Städtchen und Städten „guter Ton" geworden, einmal im Jahre
zur Rosenzeit nach Dornburg zu wallfahren. Mit diesen Gartenan=
lagen steht ein anmuthiges Wäldchen in Verbindung, der sogenannte
Hain, der auch vor einiger Zeit in einen Park umgeschaffen wor=
den ist.

Das dritte Schloß endlich, das sogenannte alte Schloß, jetzt
das Amtslocal, steht vermuthlich auf der Stelle, wo zur Zeit der
deutschen Kaiser aus den Häusern Sachsen und Franken, im zehnten
und elften Jahrhundert ein kaiserliches Palatium sich befand. In
früheren Zeiten hatten nämlich die deutschen Regenten keine feste Re=

sidenz, die ihnen zum fortwährenden Aufenthalt diente, sondern sie verweilten bald auf längere, bald auf kürzere Zeit hie und da. An solchen Orten nun, wo sie bisweilen ihren Aufenthalt nahmen, wurden Schlösser (Palatia) erbaut und über diese führte ein sogenannter Pfalzgraf die Aufsicht. Die Existenz eines derartigen kaiserl. Palatiums zu Dornburg, welche öfters in früherer Zeit bestritten worden ist, hat neuerlich Schwabe in seinen „historisch-antiquarischen Nachrichten von Dornburg an der Saale" (Weimar 1825. 8.) außer allen Zweifel gesetzt.

Dieses alte Palatium brannte im J. 971 mit allen kaiserl. Schätzen ab und hat auch späterhin noch durch Krieg und Feuer so außerordentlich viel gelitten, daß von seiner ursprünglichen Gestalt nur wenig mehr vorhanden ist. Doch ist die sogenannte alte Küche im Erdgeschoß, nebst dem überaus hohen, massiven Schlot und den Grundmauern wahrscheinlich noch von den Zeiten der ersten Erbauung her vorhanden. Der Kaisersaal, auch Rittersaal genannt, war von bedeutender Länge und Breite und befand sich in der zweiten Etage des alten Schlosses, er hat aber von seiner Größe dadurch verloren, daß die jetzige Amtsstube hineingelegt worden ist. Endlich gehört auch noch das Burgverließ im Thurme zu den Merkwürdigkeiten dieses Schlosses. Auch zeigt man darin noch eine eiserne, hie und da vergoldete Bettstelle vor, in welcher die Aebtissin von Quedlinburg, Mathilde, Tochter Otto's des Großen und Schwester Kaiser Otto's II. geruht haben soll, als sie im J. 999 als Stellvertreterin ihres Neffen Otto's III. die Thüringischen Stände hier in Dornburg zu einer Berathschlagung über Landesangelegenheiten versammelt hatte.

In diesem Palatium zu Dornburg hielt Kaiser Otto I. im J. 965 eine Zeit lang seinen Hof (Beier Geog. Jen. p. 156. — Schwabe historisch-antiquarische Nachrichten von Dornburg rc. S. 39.), Kaiser Otto II. veranstaltete im J. 980 einen Reichstag hier, (Beier l. l. — Schwabe a. a. O. S. 40.) und Mathilde Aebtissin von Quedlinburg, versammelte, wie oben erwähnt, im J. 999 die Thüringischen Stände zu einer Berathschlagung hierher (Fabricii Orig. Saxon. L. II. p. 226. sq. — Beier l. l. — Schwabe a. a. O.)

Während dieses Landtags wurde Dornburg der Schauplatz folgender romantischen Begebenheit.

Mathilde hatte die Tochter des Markgrafen Ekkard von Thüringen und Meißen, Luitgarde, welche sie zu Quedlinburg erzogen hatte, mit sich hierher nach Dornburg genommen. Diese schöne Jungfrau war mit Werner, einem Sohne des Nordthüringischen Grafen Lothar oder Luther, von dem sie aufs Zärtlichste geliebt wurde und den auch sie innig liebte, verlobt. Werner hatte aber an dem jungen Kaiser Otto III. einen gefährlichen Nebenbuhler und Ekkard, der sich bereits auf die Ehre des Kaisers Schwiegervater zu werden, Rechnung machte, weigerte sich plötzlich, Wernern sein gegebenes Wort zu halten. Werner faßte daher den Entschluß, Luit-

garde zu entführen. Er kam mit einigen seiner Getreuen nach Dornburg, entführte seine Geliebte und brachte sie nach Walbeck. Mathilde forderte, als sie die Entführung inne wurde, sogleich die anwesenden Fürsten auf, die Entführer zu verfolgen und ihnen die Luitgarde wieder abzunehmen. Eilig machten sich die Kriegsleute auf den Weg, aber sie fanden die Thore verschlossen und die Räuber zur äußersten Gegenwehr bereit und mußten deshalb unverrichteter Sache wieder heimkehren. Hierauf begaben sich Graf Lothar, ingleichen Alfried der Aeltere und Dietmar, Markgraf Ekkards Lehnsmann, nach Walbeck, um die Gesinnung der Luitgarde zu erforschen. Diese erklärte, daß sie bei Werner bleiben wolle. Nachdem sie dieses der Mathilde und dem Fürsten meldeten, beschlossen diese, deswegen eine Versammlung zu Magdeburg anzustellen. Hier sollte Werner nebst seiner Braut und seinen Gehülfen erscheinen und wegen seines Verbrechens um Verzeihung bitten. Die Erwartung dieses Auftritts zog eine Menge Leute nach Magdeburg. Werner erschien mit seinen Helfern mit bloßen Füßen, übergab seine Braut und erhielt, auf Fürsprache der Fürsten, Verzeihung. Mathilde aber nahm Luitgarde wieder zu sich und diese wurde nicht eher als nach Ekkards Tode mit Werner vermählt. (Fabricii Origg. Saxon. l. l.)

Auch Kaiser Heinrich II. hielt im J. 1004 in diesem Schlosse einen Reichstag (Schwabe a. a. O. S. 34.) und feierte im J. 1005 und 1012 das Weihnachtsfest hier. (Schwabe a. a. O. S. 44.)

Hinter diesen drei Schlössern, mit deren Beschreibung und Historie wir uns bisher beschäftiget haben, liegt auf einer Hochebene, die sich einige Stunden weit nach Abend hinzieht und sich endlich in das Ilmthal senkt, die alte Stadt Dornburg, so daß man sie vom Thalgrunde aus gar nicht bemerkt.

Die Stadt hatte bereits im J. 937 Stadtrecht, wie aus einer alten Urkunde Kaiser Otto's I. vom J. 937 (bei Schwabe a. a. O. S. 81.) hervorgeht, wo sie civitas (eine Stadt) genannt wird. — Den Namen der Stadt leiten einige von dem Worte Dorna (ein Wiesengrund), andere von dem alten heidnischen Gotte Thor, welcher in dem nahen Haine verehrt worden sein soll, ab.

Höchst wahrscheinlich war Dornburg früher eine Grenzfeste gegen die Sorbenwenden des benachbarten Osterlandes. Sage und Geschichte bezeichnen den ehemaligen Umfang Dornburgs bei weitem größer, als jetzt, wo es nur ohngefähr 120 Häuser mit 500 Einwohnern zählt, und die noch heute üblichen Benennungen einiger Theile der Flur, wie die Apotheke, die alte Stadt rc., so wie die von Zeit zu Zeit aufgefundenen Stücke Füllmund und Mauer deuten auf die frühere Ausdehnung hin.

Auch hatte Dornburg eine der ältesten Kirchen in Thüringen, die der Sage nach Bonifacius gegründet und worin sich ein berühmtes, wunderthätiges Marienbild befunden haben soll; im J. 971 wurde sie jedoch mit der kaiserl. Pfalz durch eine Feuersbrunst verheert. (Schwabe a. a. O. S. 17.)

Als die deutschen Kaiser aufgehört hatten Thüringen erblich zu besitzen, erscheinen als Herren von Dornburg im J. 1287 und noch früher die Schenken von Vargula, welche in dem nahen Tautenburg einige Jahre zuvor ein Schloß erbaut hatten. (Schwabe a. a. O. S. 50.) Im folgenden Jahrhundert verkauften die Schenken diese Besitzung an die Grafen von Orlamünde und Schwarzburg einen Theil für 1000 Schock Zahlgroschen, den andern für 600 (Schwabe a. a. O. S. 55.), die von Orlamünde traten jedoch ihren Antheil bald darauf auch an Schwarzburg ab. (Schwabe a. a. O. S. 55.)

In dem sogenannten Thüringischen Grafenkriege, welchen der Landgraf Friedrich der Ernsthafte von Thüringen in Verbindung mit den Erfurtern in den Jahren 1342 bis 1345 gegen die Grafen von Orlamünde und Schwarzburg und mehrere mit ihnen verbündete Grafen führte, wurde Dornburg im J. 1342 vom Landgraf erobert, jedoch nach gemachtem Frieden den Grafen von Schwarzburg wieder eingeräumt. (Schwabe a. a. O. S. 57.) Als aber 1345 der Krieg von Neuem ausbrach und Graf Günther 20 landgräfliche Reuter gefangen genommen und solche dem Hauptmann des Schlosses Dornburg übergeben hatte, belagerte der Landgraf, um diese zu befreien, das Schloß Dornburg fünf Wochen lang bis endlich in dem Lager vor Dornburg 1345 den Dienstag nach Jacobi ein Vergleich zu Stande kam, in welchem unter andern festgesetzt wurde, daß die Grafen von Schwarzburg Schloß und Stadt Dornburg als ein landgräfliches Lehn besitzen sollten, (Schwabe a. a. O. S. 58.) Im J. 1358 endlich traten die Grafen von Schwarzburg Stadt und Schloß Dornburg durch Vergleich an die Landgrafen von Thüringen ab (Schwabe a. a. O. S. 59.) und diese, so wie die nachmaligen Herzoge von Sachsen haben es hierauf auch beständig inne gehabt.

Das Schloß wurde nun mit einem Burgvoigte und gewissen Burgmannen besetzt, unter denen Busso oder Boso von Vitzthum einen traurigen Namen erlangt hat.

Dieser Boso und dessen Bruder Apel, welcher zu Roßla wohnte, waren die bösen Rathgeber Herzog Wilhelm III. und trugen die meiste Schuld an dem zwischen ihm und seinem Bruder, Churfürst Friedrich dem Sanftmüthigen ausgebrochenen sogenannten Bruderkriege. Da sich aber Apel in der Folge gegen seinen eignen Landesherrn auflehnte, so zog Herzog Wilhelm III., nachdem er mit seinem Bruder Frieden geschlossen, 1451, in Verbindung mit den Erfurtern gegen das Schloß Dornburg, welches Boso sehr stark besetzt hatte. Gleichwohl ergab sich die Besatzung gutwillig und wurde vom Herzog nach Weimar in Gewahrsam geschickt, Boso aber des Landes verwiesen und seine Ehefrau nebst ihren 6 Kindern und ganzen Habseligkeiten dem Bruder ihres Mannes Wilhelm von Vitzthum zu Apolda, der es mit dem Landesherrn gegen seinen Bruder gehalten hatte, anvertraut, doch mußte sie im Namen ihrer Kinder angeloben, daß diese, wenn sie erwachsen sein würden, dem Landesherrn treu bleiben, sich ruhig verhalten und das, was ihrem Vater widerfahren, nicht rächen wollten. (**Fabricii orig. Sax. p. 725. — Beier**

l. l. p. 319). — In den Vitzthumschen Unruhen blieben aber die Einwohner von Dornburg ihrem Landesherrn stets treu, als sie sich deshalb auf seinen Befehl eine Gnade ausbitten sollten, baten sie, der Herzog wolle sie nur für seine getreuen Unterthanen halten. Dieser lächelte und befahl, daß sie künftig die getreuen Dornburger genannt werden sollten. (Fabricii Or. Sax. p. 227. — Beier l. l. p. 160).

Bei der Landestheilung im J. 1603 fielen Stadt und Amt Dornburg an Altenburg, die verwittwete Herzogin Elisabeth wählte es im J. 1612 zu ihrem Wittwensitz und beschloß hier ihr Leben. Während ihres dasigen Aufenthalts hat Dornburg durch den 30jährigen Krieg viel gelitten, namentlich wurde die Stadt kurz vor der ersten Leipziger Schlacht von einem streifenden Croatenhaufen überfallen und geplündert, wobei die verwittwete Herzogin fast aller ihrer Kostbarkeiten beraubt und sie selbst am Backen stark verwundet wurde. Als die Croaten aber die gemachte Beute in Sicherheit bringen wollten, fielen sie den Schweden und Sachsen in die Hände, welche viele von ihnen theils niedermachten, theils den hohen Berg hinunter jagten, so daß mehrere den Hals stürzten.

Aus dieser Zeit hat sich auch noch eine Sage von einem Trompeter der Croaten erhalten, welcher bei der Plünderung des Schlosses auch mit zu Pferde von dem hohen Felsen hinuntergejagt wurde. Er sei des Morgens 8 Uhr glücklich hinuntergekommen, durch die Saale geritten, aber als er das Morgenlied: „ich dank dir, lieber Herre" zu blasen begonnen, durch einen Kannonenschuß vom Berge herab getödtet worden. (Heller Merkwürdigkeiten aus der Landgrafschaft Thüringen S. 471.) *)

Nachdem Dornburg nach dem Erlöschen der Altenburger Linie seit 1672 im Besitz der Jenaischen Linie gewesen war, kam es 1691 durch Erbschaft an Weimar, wobei es auch bis jetzt verblieben ist.

Die Stadt Dornburg ist jetzt der Sitz eines Justiz- und eines Rentamts und bietet gar keine weiteren Merkwürdigkeiten dar, man müßte denn eine kleine metallene Statue, welche der Stadtrath daselbst aufbewahrt und welche man für ein Bild des deutschen Götzen Thor ausgiebt, hierherzählen. Eine Abbildung, so wie eine ausführliche Beschreibung davon findet man bei Schwabe in dessen Dissertation „de deo Thoro" (Jen. 1767) und in seinen „historisch-antiquarischen Nachrichten von Dornburg." —

*) Eine ganz ähnliche Sage erzählt man auch bei Rothenstein ohnweit Cahla von einem schwedischen Trompeter. Vergl. Bechstein Wanderungen durch Thüringen.

**Robert Hahnemann.**

---

# Der Scharzfels und seine Umgebungen.

> Was ragen doch da innen
> Auf grüner Bergeshald'
> Für graue Felsenzinnen
> Von seltsamer Gestalt?
>
> L. Uhland.

Wo die Oder aus dem Wiesenthale, die Aue genannt, hervorrauscht, da blicken die rothen Dächer des Amtes Scharzfeld wie eine Moosrose aus dem frischen Grün schattiger Bäume hervor. Dicht dabei erhebt sich ein mit blumigem Rasenteppich bedeckter Berg von beträchtlicher Höhe, auf dessen höchster Spitze eine gewaltige, freistehende und nach allen Seiten hin schroff ablaufende Klippenmasse stolz über die schlanken Birken und säuselnden Buchen emporragt. — Weithin schimmert das graue Gestein in die sonnige Gegend hinaus, gebieterisch blickt es ins grüne Thal hinab und wie lebendiger Epheu klammert sich die Sage rings um die Mauerzacken, Felsen und Geklüfte. Das ist der Scharzfels.

Einst stand hier, fast ganz allein von der Hand der Natur gebildet, eine feste Burg. Nur einige tiefe Felsspalten brauchten durch hohe Bogen überwölbt zu werden, um eine zusammenhängende Felsenmasse zu erhalten, nur unbedeutend brauchte den natürlichen Hallen nachgeholfen zu werden, um schützende Wohnungen hervorzubringen. In jener Zeit, als dieser Fels das der Ewigkeit trotzende Fundament einer unbezwinglichen Burg war, führte eine Zugbrücke durch den Brückenthurm hindurch auf einem in Stein gehauenen Wege in einen Vorhof, der halbmondförmig durch riesige Klippen eingeschlossen war. Eine lange, steinerne Treppe, welche auf hochgeschweiften Spitzbögen ruhte, führte von hier aus den Fels hinan, bis eine zweite über dem Abgrunde schwebende Brücke in eine hohe,

lige Palladium Thüringens nicht erlöschen, und der alte Landgrafensitz jung und neu schlanke Zinnen und Giebel in die Lüfte heben! Möge sich der Rittersaal des hohen Hauses wieder prächtig wölben und das Ritterhaus sich geschmackvoll erhöhen! Möge die Wartburg ein wirklicher Tempel des mittelalterigen Geistes, seiner Kunst und Poesie werden, und ihre Sammlungen sich vermehren! Mögen Malerei und Sculptur wetteifern, das theure Haus herrlich auszuschmücken und es stets ein Wallfahrtsort deutschen Sinnes und Gemüthes bleiben!

**Ludwig Storch.**

---

# Das Dorf und Kloster Mallerbach.

In dem sogenannten Holzfelde bei Allstedt, das sich von der Stadt an, zwischen dem nach Süden sich hinschlängelnden Rhonebache und dem auf der Höhe als östliche Grenze der Allstedter Flur fortlaufenden Walde, bis an die eine halbe Stunde entfernte Feldmark von Mönchpfiffel erstreckt, findet sich, nahe an dieser letzteren und jenem Walde ein geringer Ueberrest von Mauerwerk, das jedoch mit der Zeit mehr und mehr mit Ackerland bedeckt und somit fast ganz unsichtbar geworden ist. Dieses Mauerstück wird in Allstedt meistens „der Backofen" genannt, weil früher eine unsern Backöfen ähnliche ausgemauerte Höhlung daran sichtbar gewesen sein soll. Als bestimmtes Merkzeichen zur Auffindung dieser geringen Rudera kann eine am Vorsprunge jenes Waldes stehende Parthie Nadelholz „die Tannen" genannt, dienen. Dort am Walde lag früher das Dorf (nach Einigen nur Kloster) Mallerbach, bei Spangenberg in seiner sächsischen Chronik, Willerbach, außerdem wohl auch Weller- und Wallerbach. In diesem Dorfe oder Kloster, das zu Allstedt gehörte war eine Kirche mit einem in dem Geruche besonderer Heiligkeit und Wunderthätigkeit stehenden Marien- oder anderm Heiligenbilde, nach welchem von nah und fern schon seit langer Zeit viele Menschen wallfahrteten. Wie groß das Dorf gewesen oder was sonst für Localmerkwürdigkeiten sich dort befunden haben, davon verlautet in den Chroniken nirgends etwas, ja man kann selbst nicht genau angeben, ob das daselbst gewesene Kloster ein Mönchs- oder Nonnenkloster war. Historische Thatsache ist nur noch, daß der berüchtigte Schwärmer Thomas Münzer im Jahre 1525 von Allstedt aus mit einer großen Schaar seiner Anhänger von Allstedt hinauszog, nach Mallerbach, und in seinem bilderstürmerischen Eifer unter Verübung vielfacher Greuel die dasige Kirche sammt dem Heiligenbilde zerstörte, indem er sich, als von Gott „mit dem Schwerte des Gideon angethan", berufen glaubte, solche „Abgötterei des Bilderdienstes" zu vertilgen.*) Es scheint seit dieser Zerstörung der ganze

*) Spangenberg: Sächsische Chronik.

neuen Hause unmittelbar gegen Süden steht das sogenannte hohe Haus, das uralte, aus der Landgrafenzeit stammende, massive Hauptgebäude der Wartburg, worin die Fürsten Hof hielten und höchst wahrscheinlich die Minnesänger unter Landgraf Hermann ihre Wettkämpfe hielten. Die Mauern dieses Gebäudes stehen auf dem Felsen des Berges und scheinen mit ihm verwachsen, die östliche Fronte bildet mit der senkrechten Klippe von schwindelnder Höhe eine Wand. Das untere Stockwerk besteht aus mehren geräumigen Gemächern, die früher zu Stuben, Küche, Kammern, Vorrathsbehältern, Kloset u. dergl. gedient haben, und von denen zwei jetzt als Archiv benutzt sind. Im Souterrain ist ein großer Raum theilweise im Felsen, der sonst als Pferdestall benutzt wurde, und einige Behälter; endlich ist auch noch ein kleiner Keller vorhanden, in welchem es noch dazu friert. Wo mag der Wein der Landgrafen gelegen haben? Das ist wirklich für einen Weinliebhaber ein unauflösliches Räthsel. Am südlichen Ende des mittlern Stockwerks betreten wir eine kleine Kapelle im ältesten Rococostyl, mit Kanzel und Altar, fürstlichem Stand und mehren Bänken, worin bis zur Reformation Gottesdienst gehalten wurde, und wo auch Luther gepredigt haben soll. Sie hatte sonst vier Altäre und Vicarien. Hernach verfiel sie und wurde von Herzog Johann Ernst dem Aeltern 1628 wieder restaurirt. Der darin angeordnete Gottesdienst am dritten Pfingsttage wurde aber wegen des dabei getriebenen Unfuges wieder abgeschafft. Es gibt eine seltene Münze, welche der Herzog auf die Renovation dieser Kapelle hat prägen lassen. Hier hängt ein großes Oelgemälde, die Sage von den Rosen der heiligen Elisabeth vorstellend. Es scheint mir aus dem sechszehnten Jahrhundert zu stammen, versinnlicht die herrliche Sage ziemlich geschmacklos und hat überhaupt wenig artistischen Werth. Im Jahr 1826 ist es gut restaurirt worden. Darunter hängt seit 1790 eine verschlossene Büchse mit den gutgemeinten Versen:

O Ihr Edlen! denket bei dem Bilde
Jener Menschenfreundin, die voll Milde

---

es kann nimmermehr das Schloß Grimmenstein vorstellen, welches 1567 zerstört wurde. Die noch vorhandenen Bilder des Grimmenstein in Sagittars und Tenzels Werken in Rudolphi's **Gotha diplomatica** und auf dem alten Oelgemälde der Belagerung Gotha's, welches auf dem Saale des Rathhauses zu Gotha hängt, stellen ganz andre, von jenem Modell himmelweit verschiedene Baulichkeiten dar, und die schriftliche Beschreibung des alten Schlosses, welche in die Erzählung der Belagerung und Zerstörung verwebt ist, stimmt mit jenen Bildern überein. – Vielleicht wollte Herzog Johann Ernst nach diesem Modelle im neuen Baustyl sich ein Schloß bauen, und fertigte es zu diesem Zwecke mit höchsteignen kunstgeschickten Händen, und späterer Unverstand, der aber jetzt nicht mehr nachgebetet werden sollte, machte es zu einem Zeichen kindlicher Pietät und schmerzvoller Jugenderinnerung. Uebrigens war Johann Ernst der Aeltere 1566 geboren und kann also als einjähriges Kind bei der Zerstörung des Grimmenstein dieses Schloß aus eigner Anschauung nicht gekannt haben.

An den Armen, dessen Dank Euch lohnt,
Und es blüh' auf Euren Wegen
Euch die süße Freud' entgegen,
Die allein in guten Herzen wohnt.

Der Historiograph der Wartburg Thon berichtet, daß seine 1807 verstorbene Gattin die Dichterin dieser Verse sei, die schon manchen schönen Beitrag von wohlthätigen Personen zur Verminderung des menschlichen Elends bewirkt hätten. So wäre ja wohl der Gegenstand werth, nun mit bessern Versen geschmückt zu werden. Ueberhaupt sollte diese unvergleichlich schöne Legende einen Maler zu einer würdigern poetischen Darstellung begeistern. Die in dieser und einigen andern in den Zimmern der Wartburg aufgehängten Büchsen gesammelten Gaben der Mildthätigkeit der Besucher werden an die Almosenkasse in Eisenach abgegeben. Ein schöner, lobenswerther Zweck, den zu befördern das Andenken an die sagenumschmückte Freundin der Armuth sehr geeignet ist!

Unter dem fürstlichen Kirchstande erblickt man sechs Wappen, worunter auch das königl. ungarische, auf Elisabeths Abstammung hindeutend. Im zweiten Stockwerk befinden sich noch das sogenannte Landgrafenzimmer, und der Waffensaal, früher Speisesaal. In diesen beiden geräumigen Gemächern ließ der Großherzog Carl August eine früher im Zeughause zu Weimar befindliche Sammlung alter Rüstungen und Waffen sehr zweckmäßig aufstellen. Dazu kamen noch andere werthvolle Waffenstücke aus dem Wartburger Zeughause, die nun zusammen renovirt und wohlgeordnet einen imposanten Anblick gewähren und für den Freund mittelaltriger Alterthümer von unschätzbarem Werthe sind. Im Landgrafenzimmer sehen wir achtzehn vollständige Ritterrüstungen, zum Theil sehr kunstvoll gearbeitet und herrlich verziert. Nach den Angaben, die auf Pappblättchen geschrieben daran hängen, sind darunter die Rüstungen von Ludwig dem Salier, zweiten Grafen von Thüringen, vom Landgrafen Ludwig dem Eisernen, vom Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meißen, vom Landgrafen Albrecht dem Unartigen, von dessen zweiter Gemahlin, der Kunigunde von Eisenberg, vom Landgrafen Friedrich dem Freudigen, von dessen erster Gemahlin Agnes von Tyrol, vom Landgrafen Dietzmann, vom Landgrafen Friedrich dem Ernsthaften, vom Ritter Kunz von Kauffungen und von den beiden von ihm geraubten Prinzen Ernst und Albrecht von Sachsen, von Wilhelm von Schönfels, seinem Raubgenossen, vom Grafen Barby, Pagen der beiden Prinzen, und von König Heinrich II. von Frankreich. Diese Angaben können bei den meisten nicht historisch erwiesen werden. Doch wenn auch nicht, der Besucher schenkt ihnen so gern Glauben und überläßt sich willig dem ehrfurchtsvollen Gefühl, mitten unter den Stahlkleidern zu stehen, welche die Helden der Wartburg einst trugen. Der Geist der Vorzeit rauscht hier mit stärkerem Flügelschlag um unsere Häupter und weckt den Flügelschlag der ihm verschwisterten Poesie in unsrer Brust, und mit ihm werden

das neue aber noch nicht befestigt und stark geworden ist; in solchen stürmisch wogenden, Alles durcheinander werfenden Zeiten sucht das Gemüth gern nach festen Punkten in der Vergangenheit, um sich an ihnen anzuklammern im drohenden Sturme und an ihrem Frieden sich zu beruhigen und zu stärken. Wenn neue organische Lebensentwickelungen vor der Thüre sind, reichen die sibyllinischen Bücher der Geschichte nicht mehr aus, uns über die Zukunft zu belehren; die Analogien, die wir aus ihnen nehmen, können nur sehr allgemein sein, aber das natürliche Bedürfniß, wenigstens geistig auf einem festen Boden zu stehen, wenn uns Erdbeben beängstigen, befriedigen sie, und daran müssen wir uns genügen lassen. Vermögen wir diese scheinbare Befriedigung auch noch an uns theure Oertlichkeiten anzuknüpfen, so wird sie zwiefach groß und gibt uns den Trost, daß der menschliche Geist, mögen sich seine Lebensverhältnisse auch ferner gestalten, wie sie wollen, doch an gewissen unwandelbaren Principien festhalten wird, die wie diamantene Burgen jedem Angriff irdischer Weisheit und Macht trotzen werden. Solche historisch bedeutsame Oertlichkeiten sind vom heiligen Geist der Geschichte zu Tröstern der zagenden Menschheit in den gewaltigsten Zeitstürmen für immer geweiht worden; sie sind Leuchtthürme für die auf dem empörten Meere des Lebens Schiffenden, und wenn ihr Licht auch hinter uns aus der Vergangenheit strahlt und nicht den Hafen bezeichnet, in welchen wir einzulaufen hoffen, so senden sie uns doch einige Strahlen nach und überhauchen die Straße unserer Hoffnung mit einem rothen Schein.

Ein solcher Leuchtthurm der Geschichte ist die **Wartburg**; dies uralte Pallatium Thüringens ist von der Geschichte selbst zum bedeutungsvollen Palladium in den Stürmen einer jeden neu aufgehenden Zeit geweiht worden. Denn ist es nicht von hoher und geheimnißvoller Bedeutung, daß diese alte Burg am Eingange zweier großen Zeitabschnitte, in denen sich das Menschenleben in andere Formen goß und die veralteten abstieß, eine wichtige Rolle spielt und gleichsam als tröstender, heilversprechender Morgenstern voranleuchtet? Ja auch am Eingange der neuesten Weltordnung, die wir selbst schaffend bilden, steht sie wieder wie ein geschmücktes Eingangsthor, durch das die junge Zeit einzog, an ihren Mauern ein prophetisches Mene tekel lesend, von einer unsichtbaren Hand dort, wo sie schon zweimal sibyllinisch gewaltet, in schnell verschwundenen Flammenzügen angeschrieben? Ich will mich über diesen merkwürdigen Umstand, eine wahrhaft mystische Erscheinung, deutlicher erklären. Beim Beginne jener hochherzigen mittelalterigen Zeit, die im schönen Dreiklang Kampf, Minne und Lied die Aufgabe des Lebens suchte und fand, wo der Ritter für seinen Fürsten hoch begeistert das Schwert zog und für seine Dame liebeglühend in die Saiten der Harfe griff, wo das Lied Liebe und Streit, Sieg auf dem Felde der Minne und der Schlacht, süßen Tod am Herzen der Geliebten und kühnen Tod auf dem Felde der Ehre mit den verherrlichenden Farben der Poesie übergoß, wo die unbändige Kraft, im blutigen

Strauß bewährt, sich liebewerbend zu den Füßen holder Weiblichkeit schmiegte und hier wie dort von bunten süßen Liederwogen getragen und verklärt wurde, beim Erwachen dieser jugendlichen Zeit sehen wir die Wartburg als Sitz eines der edelsten und tapfersten Fürstengeschlechter, als wahren Minnehof, zu welchem die gefeiertsten ritterlichen Sänger wallen, um hier ihren Liederstreit zu singen; sie ist das fürstlich gastliche Dichterhaus, die stolz ragende Liederburg, aus welcher der Gesang der Meister über die ganze nachfolgende Zeit hintönt; sie ist der prophetische Repräsentant dieser Jünglingszeit Deutschlands, das Thor der Morgenröthe für den Tag der folgenden Jahrhunderte. — Und drei Jahrhunderte später, als diese Zeit mit ihren Neigungen und Interessen zu Grabe gegangen war und eine andere mit höhern und heiligern am Welthorizonte heraufstieg, mit dem gewaltigen Verlangen nach Geistesfreiheit, nach Abwerfung des Gewissenszwanges, nach Unabhängigkeit von despotischer Hierarchie und nach geistigem Entfalten neuer kirchlicher Formen, mit einem Worte nach Wahrheit in den höchsten Dingen, gekleidet in ein ihr würdiges Gewand: da war es wieder die Wartburg, die dem Manne Gottes, dem Helden der Wahrheit, dem Streiter für die arme, unterdrückte, nach Licht dürstende Menschheit gegen den Trug der Nacht, gegen den römischen Egoismus, ein ruhiges Asyl bot, als er im Begriff stand, der Macht seiner Feinde, oder vielmehr ihrer gegen ihn gesponnenen List zu erliegen. Die Wartburg wurde Luthers Pathmos, auf ihr stärkte sich sein bewegter Geist, hier fand er Muße zu neuen großartigen Plänen, deren Ausführung ihm dem „armen Mönchlein" den Sieg über den reichen mächtigen Fürsten der Kirche verschaffte. Und siehe das Thor der Wartburg war abermals die Pforte der Morgenröthe der neuen Zeit, die nun über die Welt hereinbrach, in ihr wurde der Stern des Heils gehegt, der hernach als prächtige Sonne der Wahrheit über der lichtbedürftigen Welt aufging. — Und abermals drei Jahrhunderte später, als die Geistesfreiheit erkämpft und befestigt war, daß kein neugesponnener Pfaffentrug sie mehr erschüttern oder zu verdunkeln vermag, als nun ein neues Bedürfniß in der mündig gewordenen Menschheit erwacht war, das Bedürfniß nach edlern, der erlangten Geistesbildung würdigern Staatsformen, nach höherer Entwickelung des Lebens der Geschellschaft, sehen wir eine Schaar hochherziger, für die neuen Ideen begeisterter, den Wissenschaften ergebener Jünglinge nach der Wartburg ziehen und dort ein Fest feiern, dessen wahrste Bedeutung erst in der Zukunft ganz klar werden wird. Auch jetzt wieder leuchteten die Flammen des Morgenroths einer neuen Zeit über ihren Zinnen. Wir, die Lebenden haben es ahnungsvoll geschaut, den nach uns Kommenden werden die Sonne und der Tag glänzen. So ist denn diese Wartburg ein heiliges Prophetenhaus, und mit frommer Scheu ziehen wir ein in ihr Thor; denn hier tritt uns der Geist der Vergangenheit mit prometheischer Fackel auf die Zukunft deutend, entgegen. Wir steigen auf hundert andre theils zerfallene, theils noch erhaltene Burgen, wo alles todt, alles dem unerbittlichen Gericht des Spruches,

der zum Grabe verdammt, verfallen ist: hier lebt Alles, hier redet jeder Stein, hier flüstern geheimnißvolle, vielkündende Stimmen durch die Säle und Gemächer, hier liegen die Geister verschwundener Jahrhunderte denen der kommenden in den Armen, hier sitzt die Zukunft sinnend am Sarkophage der Vergangenheit. Und diese merkwürdigste aller Burgen Deutschlands, ja Europa's, ist in unserm lieben Lande Thüringen gelegen, sie ist Thüringens Stolz, Thüringens Zierde, die Wiege der ersten seiner fürstlichen Geschlechter. Und wie herrlich prangt noch ihr altes, ehrwürdiges Haus, offenbar erhalten für künftige große Zwecke, damit die Nachkommen sich immer wieder neue Begeisterung in ihren Räumen trinken sollen! Mögen die Schwaben von ihrem schönen Hohenstaufen reden, von welchem ein mächtiges, die Welt bewegendes Herrschergeschlecht ausging, die Burg ist verschwunden, wie das Geschlecht, mag man im Kanton Aargau auf die letzten Reste der Habsburg deuten, aus welcher einst der Stamm des österreichischen Kaiserhauses entsproß, sie beut kein wirthliches Dach mehr; mag man uns sogar das noch erhaltene Stammschloß des Preußischen Königshauses, die Burg Hohenzollern in Schwaben zeigen, sie kann sich nicht mit unserer Wartburg vergleichen, denn von dieser ging noch mehr aus, als ein Königsgeschlecht. Sie steht noch fest und stolz auf ihrem Berge und durch ihr Thor ziehen noch Jahr für Jahr Tausende von Wallern; um ihren greisen Fuß blühen die Blumen der Gegenwart, um ihr graues Haupt fliegen die prophetischen Träume der Zukunft.

Drum mit begeistertem Gruß tret' ich an dich heran, thüringische Sängerburg, Luthers Asyl, heiliges Berghaus, in welchem die ernste Geschichte sich einen steinernen Thron erbaut, in welchem die freundliche Sage sich ein duftendes Blumenbett bereitet hat! Du hast mich als Knaben in deinen Hallen wandeln gesehen, als die erste Ahnung deiner Bedeutung wie ein Blitzstrahl mein junges Haupt traf und mir seltsame Bilder und Gedanken weckte, ich habe von den Bergen meiner Heimath dir fast täglich sehnsüchtige Blicke und stumme Grüße, heilig wie Gebete einer unentweihten Unschuld, zugesendet, nimm mich auch jetzt auf, den Mann, der dir seine Ehrfurcht im vollen Bewußtsein deines hohen Werthes bringt, und dessen Herz noch jugendlich poetisch, wie das des Knaben für dich erglüht. Ich küsse die Schwelle deiner Pforte und der Geist der Vergangenheit weht mir kühl aus der geöffneten entgegen, aber die Sage, die auf der Schwelle, mich erwartend, sitzt, küßt mich warm auf die Stirn und faßt mich mit zärtlich gelispeltem Willkommen! bei der Hand, um mich durch deine Räume zu leiten. Ich schreite hinein! Gesegnet seien die Penaten dieses Hauses!

---

Das Thüringerwaldgebirge hat die Gestalt eines Keils, dessen Spitze in der Gegend von Eisenach auf einem Bogen der Werra aufsteht. Hier an diesem nordwestlichen Ausgang auf einem der Berge, die der nur allmählig sich erhebende Hauptgebirgszug nord=



wärts als Arme auswirft, ruht als Krone die **Wartburg**. Sie ist demnach der Anfang des Thüringerwaldes von Nordwesten her, der schönste Eintrittspunkt in das schöne Gebirg, das würdige Vorzimmer seiner prächtigen Hallen, die alte herrliche Pforte in den ewig jungen Pallast, in die grüne Stadt der Berge. Von Eisenach liegt die Wartburg südwestlich in der geringen Entfernung einer halben Stunde Wegs, und der Felsenberg, auf welchem sie sich gelagert und mit dem ihr Fuß im Lauf der Jahrhunderte verwachsen zu sein scheint, gehört seinen Bestandtheilen nach dem Urgebirge des Thüringerwaldes an, von dessen höhern Hauptzuge er gegen Süden nur durch einen etwas tiefer liegenden Rücken getrennt ist. Alle diese Berge südlich von Eisenach sind aus dem Conglomerat des Todtliegenden, einem Gemenge der verschiedensten Gebirgsarten,*) gebildet, das als consistente Steinmasse an vielen Stellen zu Tage steht und als romantisches Felsengebilde erscheint. Auf einer solchen hohen, länglichen Felskuppe erhebt sich das ehrwürdige Bergschloß, welches der Gegenstand dieser Beschreibung ist. Südlich und nördlich fallen die Wände dieser Felsenstirn so jäh und schroff ab, daß sie zum Theil gar nicht zu ersteigen sind; vorzüglich an der Südseite des Bergs hat das jäh abstürzende Gestein einen wildromantischen Charakter. Stolz und gebieterisch, weitschauend, herrschend und doch mildfreundlich ragt die Burg, an der der Zahn der Zeit fast vergebens nagte, auf der zackigen Felsenstirn empor, ein herrlicher, erhebender Anblick! Von welcher Seite man auch komme, vom waldigen Gebirge oder vom Hügellande der Auen und Felder, immer grüßt uns die graue Tochter des elften Jahrhunderts von fern und begeistert das Herz des Wanderers. In den stundenweit umherliegenden Gebirgsarmen und Zügen tritt sie oft plötzlich hinter einem Berge hervor in das überraschte Auge, immer gern gesehen, immer froh begrüßt. Es ist einer der beseligendsten Eindrücke, die man auf Fußwanderungen durch den nordwestlichsten Theil des Thüringerwaldes und dessen Umgegend empfängt, wenn man in einem grünen Thale oder über ein Kornfeld hinziehend bei einer Wendung des Wegs ungeahnt die ehrwürdige Burg erblickt, die jeder Thüringer wie einen heiligen Tempel wie ein gemeinsames Vaterhaus betrachtet, oder auch, wenn man über die höhern Berge steigend, sie, vom Sonnenschein vergoldet, unter sich liegen sieht, die eine wahre Sonnenwohnung ist und den hohen, goldenen Gast von früh bis Abend in ihren blitzenden Fenstern beherbergt. Wie oft habe ich die Berge erklimmt, nur um sie zu sehen und zu begrüßen, und meine Arme

---

*) Granit, Porphyr, Quarz, Jaspis, Hornstein, Hornblende, Gneis, Glimmerschiefer, Feldspat, (Sinnit, Diorit) und andern primitiven Gebirgsarten, durch einen festen, rothen, sandigen Thon innig mit einander verbunden.

Eisenach liegt auf der Grenze des Todtliegenden und der bunten Sandsteinformation, alle Berge nördlich von der Stadt jenseit der Hörsel gehören der letztern an.

verlangend nach ihr auszustrecken! wie vielmal habe ich auf den grünen duftenden Waldwiesen gelegen, über mir das grüne stolze Dachgewölbe einer Buche, neben mir die rieselnde Quelle, und habe sehnsüchtig nach dem alten herrlichen Bergschlosse hinabgeschaut, das aus der Mitte dunkelgrüner Wälder wie ein heller Stern auftauchte und um dessen Zinnen, in dessen Gemächern die heißesten meiner romantischen Jugendträume ihr buntes Spiel trieben, da rief ich wohl in jugendlicher Begeisterung mit Uhlands Hirtenknaben:

„Ich bin der Knab' vom Berge!"

Von drei Seiten ist die Wartburg mit Waldung umgeben und südöstlich erhebt das nach dem Inselsberge aufsteigende Gebirge seine zahlreichen waldbekränzten Häupter immer eins über dem andern, nach Norden allein liegt sie frei, und hier schmiegt sich die freundliche Stadt an die äußerste Spitze ihres Fußes. Wenn wir von hier aus zu ihr hinaufsteigen, so betreten wir, aus dem Predigerthore schreitend, sogleich den steilen Pfad, der uns am Friedhofe der Stadt mit der Kreuzkirche vorüber den Schloßberg hinaufführt. Rechts in der nächsten Nähe der Stadt lassen wir den ersten bewaldeten Berg liegen, der jetzt „Rösens-Hölzchen" heißt, und sonst die Burg Mädelstein, auch Metil- und Mittelstein genannt, auf seinem Scheitel trug. Dieser Berg hängt durch einen Sattel mit dem Berge der Wartburg zusammen, an dessen letzte grüne Höhe wir nun gelangen. Von dieser Seite zeigt der Berg einige Wiesenhänge mit Blumen bedeckt, übrigens ist er mit Eichen, Buchen und Kiefern bewachsen.

Ein in den Felsen tief eingehauener Fahrweg, der jedoch wenig befahren wird, steigt südöstlich ausschweifend auf die Höhe, während ein Fußsteig gerade aus südlich steil aufläuft und durch Stufen erleichtert wird. Es wird uns warm bis zur gastlichen Pforte; denn die Burg liegt 600 Fuß über der Stadt und wir haben in dieser geraden Richtung 1400 Schritte zu steigen gehabt.*) Noch nie ist die Mühe des Steigens reicher belohnt worden; eine lachende, köstliche Aussicht, die frischeste reinste Gottesluft von den Bergen wehend, das Grün der nahen Wälder, das unserm Auge so wohl thut, der blaue Himmel weit über uns gewölbt, der klassische Boden mit den ehrwürdigen Erinnerungen von acht Jahrhunderten, reiche alterthümliche Sammlungen, überall Gegenstände, die poetische Gefühle in uns erwecken, und endlich alles was man zur Stärkung des Leibes bedarf in guter Qualität. — Diese Genüsse dürften in solcher ausgezeichneten Vereinigung auf wenig Bergen zu finden sein.

Aus dem Steinweg heraustretend, gelangen wir durch das erste Thor auf den geebneten mit einer Mauer umgebenen Vorplatz. Diese

---

*) Die Höhe der Wartburg über der Meeresfläche beträgt 1251 Fuß.

Mauer läuft nördlich in einen spitzen Winkel zu. Südöstlich führt eine mit hölzernem Thore versehene Oeffnung derselben auf eine hohe, mit vier Kanonen besetzte Schanze, die bei feierlichen Gelegenheiten so wie bei Brandunglück der Umgegend in Thätigkeit gesetzt werden. Wir aber gehen in südlicher Richtung über eine steinerne Brücke, die den vordern Berg mit dem eigentlichen Burgberge verbindet (zwischen beiden zieht sich eine vorzüglich südöstlich tiefe Schlucht, der Nesselgraben, dessen höchster Theil sehr wahrscheinlich durch Kunst entstanden ist), bis zum eigentlichen Eingang in die Burg, welche durch drei starke Thore unter dem vordern viereckigen Thurm und dem Ritterhause in den ersten Hof führt. Dieses ist der einzige Eingang in die Burg. Sobald man in dem düstern Thorwege das erste Thor passirt ist, erblickt man rechts eine Thüre, die in zwei zum Theil in den Felsen gehauene Gemächer, Wohnung zweier Feuerwächter, führt; das mittlere Thor lehnt ausgehoben an der Felswand, das dritte ist aber wieder zum Verschließen, wie das erste. Wir befinden uns im schmalen vordern Hof, durch welchen gerade aus südlich ein noch merklich aufsteigender 150 Fuß langer und 6 Fuß breit im Felsen ausgehauener Fahrweg auf den innern Hof oder eigentlichen Burgplatz leitet. Wir verlassen aber diesen Weg, eh' er noch zur Hälfte zurückgelegt ist, und wenden uns rechts, um auf vier eingelegten Sandsteinstufen nach dem Ritterhause, dem nördlichsten Gebäude der Burg, welches unmittelbar mit dem Eingangsthurme verbunden ist, hinaufzusteigen. Ueber der Eingangsthüre desselben erblicken wir ein altes kunstloses Steinbild, einen Lindwurm vorstellend, der einen Mann, an seiner Brieftasche als Bote erkenntlich, schon halb verschlungen hat. Die rohen Formen dieser Sculptur deuten auf ein hohes Alter; ihre Bedeutung ist verloren gegangen. Dieses Gebäude stammt ohne allen Zweifel aus der Zeit der ersten Landgrafenreihe, vielleicht von der Erbauung der Burg selbst und durch seine Pforte sind alle die Helden mit ihren Damen geschritten und die Minnesänger und der kühne Mönch, der gegen die stolze und mächtige Babel in die Schranken trat. Acht Jahrhunderte zogen mit eisernem Fußtritt über diese Schwelle, und jedes hat Spuren hineingedrückt, die den eintretenden Gast mit stummer Ehrfurcht erfüllen. In der innern Einrichtung wie an der äußern Gestalt hat die Zeit natürlich viel verändert. Die jetzigen Räumlichkeiten bestehen in vier weiten Wohn- und Gaststuben, zwei großen Küchen, zwei Kammern, einer Speisekammer, einem Wirthschaftsgewölbe und einem Souterrain. Auf dem westlich daranstoßenden Seitenflügel sitzt ein Stockwerk von Holz, worin ein Tanzsaal, zwei Gefängnisse und die merkwürdige Stube sich vorfinden, welche Doctor Luther während seines Aufenthaltes auf der Wartburg bewohnte. Es ist ein ziemlich schlechtes Gemach, worin der große Reformator zehn Monate lang in stiller Einsamkeit literarischen Arbeiten oblag. Ueber der Thüre sind auf ein schwarzes Bret folgende Verse gemalt:

Hier ist's, wo Luther einst, der große deutsche Mann,
Als er zu Worms entging den drohenden Gefahren,
Den Schutzort fand, entführt, um vor des Pabstes Bann
Und vor des Kaisers Zorn ihn sicher zu bewahren,
Bis ihn dann Karlstadts Wuth, die durch die Schranken brach,
Zurück nach Sachsen rief, die Heerde selbst zu weiden;
Die Wohnung ist zwar schlecht, betrachte das Gemach,
Doch hat es Werth durch ihn, betracht' es Freund mit Freuden.

Wer möchte nicht wünschen, daß, da die Stube nun einmal so bleiben muß, wenigstens bessere Verse hier aufgehängt würden, wenn es nicht überhaupt gerathener wäre, jede den gewaltigen Eindruck störende gereimte Demonstration hier wegzulassen und die an sich hochwichtige Sache selbst zum Gemüthe des Besuchers reden zu lassen? Im Gemach selbst sieht man ein altes Oelbild Luthers ohne sonderlichen Werth, zwei broncirte Gypsbüsten und ein Relief von getriebenem Messingblech, alle drei ebenfalls den Reformator vorstellend, ferner einen alten hölzernen Tisch, an welchem Luther als Knabe gegessen und gespielt haben soll, endlich die Ueberbleibsel seines Schreibtisches, ein Stück Wallfischrückgrad, das man für seinen Fußschemel ausgibt, und sein angebliches Dintenfaß. An der Wand ist immer noch der Dintenfleck zu sehen, der aus seinem Wurf mit jenem Dintenfasse nach dem ihn beunruhigenden Teufel entstand. Es ist ein in die Wand gemauerter schwarzer Stein, dem die Gutmüthigkeit der Kastellane je zuweilen mit frischer Dinte zu neuem Ansehen verhilft. Auf phantasiereiche Kinder macht dieser sogenannte Dintenfleck stets eine erschütternde Wirkung. Noch erinnere ich mich des süßen Schauers, der mir durch Mark und Bein ging, als ich ihn zum erstenmal erblickte. Es war die erste Spur des sichtbaren Hereinragens der poetischen Sagenwelt in die Wirklichkeit, die ich hier erblickte. —

Im Souterrain dieses Seitenflügels findet sich ein in Felsen gehauener Stall, und zwischen ihm und der schon angeführten Feuerwächterwohnung ein überbautes Stück Felsenwand, welche im Hauserden des Ritterhauses zu Tage ausgeht.

Auf der Ostseite füllt den Raum zwischen dem Ritterhause und dem neuen Hause ein auf der Mauer hinlaufender, 90 Schritt langer überbauter Beobachtungsgang aus, auf welchen man vom Boden des Ritterhauses mit einiger Mühe gelangt, der mit dem neuen Hause aber in keiner Verbindung steht. Dieser Gang vorzüglich gibt der Wartburg von Süden und Osten her ein sehr malerisches Ansehen.

Wir gelangen im innern Hof zuerst an das eben genannte neue Haus, welches aus dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts stammt, massiv gebaut ist, und in zwei Stockwerken zwei Säle, mehre Zimmer und einen Stall enthält. Zu bedauern ist, daß dieses Gebäude im modernen, und nicht im mittelaltrigen Baustyl aufgeführt worden ist. Die Räumlichkeiten sind zum Aufenthalt der

höchsten Herrschaften eingerichtet, und es findet sich außer dem gewöhnlichen Ameublement ein Bild des Großherzogs Carl August von Weimar, ein solches des Geheimenraths Thon zu Eisenach, ehemaligen Oberaufsehers der Wartburg *); ferner die heilige Elisabeth, Brod unter die Armen vertheilend, Oelgemälde von der bekannten Malerin Louise Seidler in Weimar, endlich ein Stammbaum des Weimarischen Hauses, bildlich in Form eines fünfstockigen Gebäudes Pentazonium genannt dargestellt und gezeichnet vom Oberbaudirector Coudrey. Auch ist dort das Modell eines Schlosses im ältesten Renaissancestyl mit Befestigungswerken, von ohngefähr vier Fuß im Gevierte aufgestellt, welches der Angabe nach das Schloß Grimmenstein zu Gotha vorstellen und vom Herzog Johann Ernst dem Aeltern von Eisenach, dem Sohne des unglücklichen Johann Friedrich des Mittlern, aus dem Gedächtniß angefertigt worden sein soll. **) An diesem

*) Von diesem Thon gibt es ein Büchlein: „Schloß Wartburg, ein Beitrag zur Kunde der Vorzeit", welches, obgleich es eine armselige, geschmacklose Compilation ist, dennoch vier Auflagen erlebt hat, zum Beweis, welch großes Interesse das ganze deutsche Publikum an der ehrwürdigen Wartburg nimmt. Das Thonsche Werkchen ist gleich weit entfernt von historischer Kritik und Kunst, als vom poetischen Verständniß der Sage, und während man den Verfasser auf der einen Seite sich mit beschränkter Naivität abmühen sieht, die sogenannten Mährchen in der Geschichte der Wartburg lächerlich zu machen, vertheidigt er auf der andern mit Ungeschick eine reine Sage als historische Thatsache. Es zwingt zum Lächeln, den Mann, der gegen alle Fälschung der Geschichte eifert und oft von der Nothwendigkeit spricht, sich der historischen Wahrheit zu befleißigen, so oft und viel — freilich unbewußt — gegen diese Wahrheit sündigen zu sehen. Der Styl ist unerträglich geistlos, des Gegenstandes gänzlich unwürdig und erinnert an Galletti. Und doch war Thon Großherzogl. Geheimerath und Oberconsistorial-Director, Comthur des weißen Falkenordens und Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften. — Ueberhaupt ist die Wartburg in Betreff derer, die sie beschrieben, ihre Geschichte erzählt und sie angesungen haben, sehr unglücklich gewesen. Es gibt sogar ein großes, ein ganzes Bändchen füllendes äußerst langweiliges Gedicht „Wartburg"; wer könnte sich entschließen, es durchzulesen? Der Sagenmund des Volks hat die Landgrafenburg bei weitem poetischer verherrlicht, als alle nüchternen Dichter und Beschreiber derselben in der neuern Zeit.

**) Dieses abgeschmackte Mährchen wird noch jetzt jedem Besucher der Wartburg von der Führerin durch die Gebäude aufgetischt und steht auch in der neuesten Beschreibung der Wartburg in „J. W. Storchs topographisch-historische Beschreibung der Stadt Eisenach 2c. Eisenach 1837" einem fleißig zusammengetragenen, gutes Material enthaltenden Buche, das sich aber in Bezug auf historische Kunst und Styl nicht sonderlich über Thons „Schloß Wartburg" erhebt. Das Modell steht freilich in den Inventarien als Schloß Grimmenstein verzeichnet und daraus hat man auf gut Treu und Glauben abgeschrieben und nachgebetet, und doch reicht ein Blick darauf hin, den Ungrund dieser Behauptung klar zu machen. Denn der steife, gekünstelte Baustyl dieses Modells kam in solcher Ausbildung erst gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Frankreich auf, und von da während des dreißigjährigen Kriegs nach Deutschland. Der Herzog Johann Ernst der Aeltere, der 1638 starb, kann also wohl das Modell gefertigt haben, aber

neuen Hause unmittelbar gegen Süden steht das sogenannte **hohe Haus**, das uralte, aus der Landgrafenzeit stammende, massive Hauptgebäude der Wartburg, worin die Fürsten Hof hielten und höchst wahrscheinlich die Minnesänger unter Landgraf Hermann ihre Wettkämpfe hielten. Die Mauern dieses Gebäudes stehen auf dem Felsen des Berges und scheinen mit ihm verwachsen, die östliche Fronte bildet mit der senkrechten Klippe von schwindelnder Höhe **eine** Wand. Das untere Stockwerk besteht aus mehren geräumigen Gemächern, die früher zu Stuben, Küche, Kammern, Vorrathsbehältern, Kloset u. dergl. gedient haben, und von denen zwei jetzt als Archiv benutzt sind. Im Souterrain ist ein großer Raum theilweise im Felsen, der sonst als Pferdestall benutzt wurde, und einige Behälter; endlich ist auch noch ein kleiner Keller vorhanden, in welchem es noch dazu friert. Wo mag der Wein der Landgrafen gelegen haben? Das ist wirklich für einen Weinliebhaber ein unauflösliches Räthsel. Am südlichen Ende des mittlern Stockwerks betreten wir eine kleine Kapelle im ältesten Rococostyl, mit Kanzel und Altar, fürstlichem Stand und mehren Bänken, worin bis zur Reformation Gottesdienst gehalten wurde, und wo auch Luther gepredigt haben soll. Sie hatte sonst vier Altäre und Vicarien. Hernach verfiel sie und wurde von Herzog Johann Ernst dem Aeltern 1628 wieder restaurirt. Der darin angeordnete Gottesdienst am dritten Pfingsttage wurde aber wegen des dabei getriebenen Unfuges wieder abgeschafft. Es gibt eine seltene Münze, welche der Herzog auf die Renovation dieser Kapelle hat prägen lassen. Hier hängt ein großes Oelgemälde, die Sage von den Rosen der heiligen Elisabeth vorstellend. Es scheint mir aus dem sechszehnten Jahrhundert zu stammen, versinnlicht die herrliche Sage ziemlich geschmacklos und hat überhaupt wenig artistischen Werth. Im Jahr 1826 ist es gut restaurirt worden. Darunter hängt seit 1790 eine verschlossene Büchse mit den gutgemeinten Versen:

O Ihr Edlen! denket bei dem Bilde
Jener Menschenfreundin, die voll Milde

---

* es kann nimmermehr das Schloß Grimmenstein vorstellen, welches 1567 zerstört wurde. Die noch vorhandenen Bilder des Grimmenstein in Sagittars und Tenzels Werken in Rudolphi's Gotha diplomatica und auf dem alten Oelgemälde der Belagerung Gotha's, welches auf dem Saale des Rathhauses zu Gotha hängt, stellen ganz andre, von jenem Modell himmelweit verschiedene Baulichkeiten dar, und die schriftliche Beschreibung des alten Schlosses, welche in die Erzählung der Belagerung und Zerstörung verwebt ist, stimmt mit jenen Bildern überein. – Vielleicht wollte Herzog Johann Ernst nach diesem Modelle im neuen Baustyl sich ein Schloß bauen, und fertigte es zu diesem Zwecke mit höchsteignen kunstgeschickten Händen, und späterer Unverstand, der aber jetzt nicht mehr nachgebetet werden sollte, machte es zu einem Zeichen kindlicher Pietät und schmerzvoller Jugenderinnerung. Uebrigens war Johann Ernst der Aeltere 1566 geboren und kann also als einjähriges Kind bei der Zerstörung des Grimmenstein dieses Schloß aus eigner Anschauung nicht gekannt haben.

An den Armen, dessen Dank Euch lohnt,
Und es blüh' auf Euren Wegen
Euch die süße Freud' entgegen,
Die allein in guten Herzen wohnt.

Der Historiograph der Wartburg Thon berichtet, daß seine 1807 verstorbene Gattin die Dichterin dieser Verse sei, die schon manchen schönen Beitrag von wohlthätigen Personen zur Verminderung des menschlichen Elends bewirkt hätten. So wäre ja wohl der Gegenstand werth, nun mit bessern Versen geschmückt zu werden. Ueberhaupt sollte diese unvergleichlich schöne Legende einen Maler zu einer würdigern poetischen Darstellung begeistern. Die in dieser und einigen andern in den Zimmern der Wartburg aufgehängten Büchsen gesammelten Gaben der Mildthätigkeit der Besucher werden an die Almosenkasse in Eisenach abgegeben. Ein schöner, lobenswerther Zweck, den zu befördern das Andenken an die sagenumschmückte Freundin der Armuth sehr geeignet ist!

Unter dem fürstlichen Kirchstande erblickt man sechs Wappen, worunter auch das königl. ungarische, auf Elisabeths Abstammung hindeutend. Im zweiten Stockwerk befinden sich noch das sogenannte Landgrafenzimmer, und der Waffensaal, früher Speisesaal. In diesen beiden geräumigen Gemächern ließ der Großherzog Carl August eine früher im Zeughause zu Weimar befindliche Sammlung alter Rüstungen und Waffen sehr zweckmäßig aufstellen. Dazu kamen noch andere werthvolle Waffenstücke aus dem Wartburger Zeughause, die nun zusammen renovirt und wohlgeordnet einen imposanten Anblick gewähren und für den Freund mittelaltriger Alterthümer von unschätzbarem Werthe sind. Im Landgrafenzimmer sehen wir achtzehn vollständige Ritterrüstungen, zum Theil sehr kunstvoll gearbeitet und herrlich verziert. Nach den Angaben, die auf Pappblättchen geschrieben daran hängen, sind darunter die Rüstungen von Ludwig dem Salier, zweiten Grafen von Thüringen, vom Landgrafen Ludwig dem Eisernen, vom Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meißen, vom Landgrafen Albrecht dem Unartigen, von dessen zweiter Gemahlin, der Kunigunde von Eisenberg, vom Landgrafen Friedrich dem Freudigen, von dessen erster Gemahlin Agnes von Tyrol, vom Landgrafen Dietzmann, vom Landgrafen Friedrich dem Ernsthaften, vom Ritter Kunz von Kauffungen und von den beiden von ihm geraubten Prinzen Ernst und Albrecht von Sachsen, von Wilhelm von Schönfels, seinem Raubgenossen, vom Grafen Barby, Pagen der beiden Prinzen, und von König Heinrich II. von Frankreich. Diese Angaben können bei den meisten nicht historisch erwiesen werden. Doch wenn auch nicht, der Besucher schenkt ihnen so gern Glauben und überläßt sich willig dem ehrfurchtsvollen Gefühl, mitten unter den Stahlkleidern zu stehen, welche die Helden der Wartburg einst trugen. Der Geist der Vorzeit rauscht hier mit stärkerem Flügelschlag um unsere Häupter und weckt den Flügelschlag der ihm verschwisterten Poesie in unsrer Brust, und mit ihm werden

all die Geschichten und Sagen, die unsere Kindheit entzückten, wieder lebendig, welche jene Helden so bunt zauberisch umsponnen haben, die gleichsam leibhaftig vor uns zu sehen, wir uns der süßen Täuschung überlassen. An den Wänden dieses Zimmers hängen Ritterschwerter von verschiedener Form und aus verschiedenen Zeiten, einige Schilde und vier Oelbilder. Das erste stellt Ludwig den Eisernen im Waffenrock und Federhut in Lebensgröße dar, eine sehr kräftige, gebieterische Gestalt. Der Ursprung dieses Bildes reicht gewiß nicht weiter, als zum Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts hinauf, und rührt wahrscheinlich aus der Zeit her, wo die Landgrafen von Thüringen den sächsischen Kurhut erhielten. Man kann also nicht wissen, in wie weit dieses Bild die Züge des ritterlichen, sagenverherrlichten Landgrafen getreu wieder gibt. Für sein Entstehen in dieser Zeit zeugen auch die beiden kleinen Genrebilder im Hintergrunde und zu den Seiten des Hauptbildes, welche die Sagen vom Rühler Schmied und vom Edelacker darstellen; denn um diese Zeit scheinen diese Sagen erst vollkommen im Volksmunde ausgebildet zu sein, wenigstens treten sie in den Schriftstellern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zuerst auf, während frühere nichts von ihnen wissen. Sie konnten also auch nicht früher gemalt werden.

Ein andres Bild, Christus am Kreuze mit den beiden Schächern, ist nicht ohne Werth, aber sehr gedunkelt. Die beiden übrigen sind Portraits des Herzogs Johann Ernst des Aeltern und seiner Gemahlin Christine in Lebensgröße.

Im Waffensaale imponirt uns der Anblick von fünf vollständigen geharnischten, auf Pferdeharnischen sitzenden Rittern in ganzer Rüstung und glänzendem Waffenschmuck, sie sind der Angabe nach vom Landgrafen Hermann, vom Landgrafen Ludwig den Heiligen, vom Herzog Johann von Weimar, vom kriegerischen Papste Julius II. und von dem bekannten Ritter Feige von Bomsen. Außerdem sind hier noch 28 unvollständige Rüstungen, Küraſſe, Helme, Pickelhauben, Streithämmer, viele Fahnen und Standarten, einige Feldschlangen, ein Paar Wolfsgabeln, eine Menge alter deutscher Gewehre mit Luntenschlössern und mehren andern alten Waffen.

Eine Treppe höher nimmt uns der 120 Fuß lange und 33 Fuß breite Rittersaal auf, der leider durch eine jedenfalls in späterer Zeit eingebaute Decke in einer Höhe von 11 Fuß sehr verunstaltet ist. Es leidet keinen Zweifel, daß die frühere Decke bis unter das Dach gewölbt war. Ein nothwendig gewordener Dachbau, wie die sehr merkbare Veränderung der massiven Giebelmauer zeigt, führte in Zeiten, wo die sächsischen Kurfürsten wenig mehr an die Wartburg wenden mochten, jene Verunstaltung herbei. Inwendig über dem Eingange erblickt man ein lateinisches Chronodistichon als Transparent, welches zum Empfang der nun verstorbenen Kaiserin von Rußland Maria Federovna, der Mutter der Großherzogin von Weimar, 1818 angefertigt wurde. Ihr Besuch auf der Wartburg unterblieb und das Transparent erfüllte seinen Zweck nicht. Nach dem Hofe zu, an der Westseite des Saals läuft ein Corridor mit verzierten

Steinsäulen von guter Arbeit. Sie stammen zweifelsohne aus den ältesten Zeiten und sind für das Studium der mittelaltrigen Kunst nicht ohne Wichtigkeit. Dieser Bankelsaal ist ringsum mit alten Oelbildern, meist Portraits fürstlicher Personen behängt. Die grö-ßere Zahl derselben gehört dem sächsischen Hause an. Schöpfungen wahrer Kunst darf man nicht darunter suchen; sie haben nur als historische Monumente Werth und verdienen als solche Pflege. Der Volksglaube findet im Corridor auch die Ueberbleibsel eines Bettes der heiligen Elisabeth, von welchem ein Splitter für Zahnschmerzen und andre Uebel gut ist. Gott weiß, wie viel Exemplare des Bettes im Laufe der Jahrhunderte an gläubige Seelen verschnitten worden sind!

Aus dem hohen Hause kommend, gelangen wir über einen freien Platz zu dem am südlichen Ende der Burg auf der Westseite stehenden sehr starken und alten Thurm, jetzt der Pulverthurm genannt, weil eine Zeit lang das Pulver für die auf der Schanze der Wartburg aufgestellten vier Kanonen und für das großherzogliche Militär darin aufbewahrt wurde, was jetzt nicht mehr der Fall ist. Er scheint mir noch von den frühesten Zeiten der Wartburg übrig zu sein; vielleicht stand er sogar eher, als alle andern Gebäude.

In den untern Theil des Thurms, das Burgverließ, steigt man durch eine Fallthüre auf einer Leiter. Daß dieses dunkle unterirdische Gemach ein schauerliches Gefängniß war, beweist ein im Boden befindlicher viereckiger Stein mit einem eisernen Ringe, woran zweifelsohne Gefangene gefesselt wurden. Im obern Theil des Thurms sind noch zwei Gefängnisse. Die hölzerne Treppe, welche theils außer- theils innerhalb des Thurms bis zum Gipfel desselben emporsteigt, wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts erbaut. Die Plattform des Thurms ist mit einer Ballustrade umgeben. Die Aussicht von dieser schwindelnden Höhe ist entzückend. Oestlich das tiefe Hellthal mit seinem Quellenbach und der Reihe kleiner Teiche, die durch die Baumgipfel wie frische helle Augen heraufblitzen, weiter der kahle romantische Hörselberg, der als greiser Sagenträger mit der Wartburg in einem geheimnißvollen poetischen Rapport steht, noch weiter die Höhen und Gegenden von Langensalza und Gotha. Südlich ist die Aussicht grottesker. Hier liegen Berg und Berg in grüner Umarmung, eine stille Gemeinde ehrwürdiger Häupter, deren eins immer über das andere emporragt in den mannichfachen Abstufungen des Grün, bis oben der Inselsberg, wie der Priester am Hochaltar, über der Gemeinde steht. Hie und da in der Nähe strecken sich Felsen empor wie zum Gebet erhobene Hände, die grünen herrlichen Thäler dehnen sich dazwischen wie Teppiche, mit welchen der große Dom belegt ist; aus den Bergkesseln silbert das Weihwasser in unser Auge, von den Spitzen der Altäre dampft es wie Weihrauchwolken, Heerdengeläute dringt an unser andächtig lauschendes Ohr, wie die Glocke des Meßners. Sinken wir nieder, um mit anzubeten in diesem hochfeierlichen Gottesdienste! Nach Norden und Westen zu lachen uns blühende Dörfer mit rothen Dächern und schwar-

zen Kirchthürmen in der Mitte prangender Fluren, belebte Heerstraßen, die sich durch ein gesegnetes Hügelland ziehen, entgegen, und vom Bilde hoher Andacht kehren wir in die bunte, bewegte, von Gesetz und Ordnung beglückte Menschenwelt zurück. Ein weites Panorama ist vor uns ausgebreitet in wechselvoller Schönheit; das Herz überfittickt auf den Schwingen des Blicks das geliebte Land, und von diesen Fittichen fällt der Thau der Rührung, die Nordentropfen der Begeistrung, die Thräne des lustberauschten glücklichen Dichters. An mein Herz, ruft er aus, an mein großes Herz, geliebtes Vaterland, theures Land meiner Väter! Wachse, blühe, gedeihe fort und fort! Gib all deinen Kindern Brod und Freude, grüne Felder, grüne Wiesen, grüne Berge und grüne von Thränen der Liebe, wie vom Thau des Himmels benetzte Gräber! Deinem Dichter gib Träume und Bilder deiner Vorzeit, ein Auge für deine ewig junge Schönheit, ein Ohr für das süße Geflüster deiner Sagen, für den Gesang deiner Quellen, für das Rauschen deiner Bäume, ein Herz voll Liebe für dich und all deine Kinder; gib auch ihm Brod von deinen schwellenden Aehren, gib auch ihm Freunde und auch ihm ein Grab, das die Liebe gehügelt und mit Blumen bepflanzt hat! — —

Auf der Westseite der Burg zurück nach Norden kehrend, von wo wir ausgegangen, treten wir nun in ein freundliches Blumen- und Gemüsegärtchen, in welchem uns eine Laube aufnimmt. Auf dem Hofe gehen wir an einer Cisterne vorüber, aus welcher das von den Dächern gesammelte Regenwasser mit Eimern gezogen wird. Der breite Platz ist großentheils mit Gras bewachsen. Es ist der ehemalige Turnierplatz. An das Gärtchen stößt das Brauhaus, ein neues Gebäude, und dann folgt wieder ein hübscher Garten mit einer äußerst angenehmen Laube an der Mauer, die den Anblick der westlichen Thäler und Berge gewährt. In dieser Mauer erblicken wir ein sehr altes Steinbild, welches früher einen andern Platz hatte und einen auf dem Rücken eines Löwen sitzenden Mann vorstellt, der den Kopf des Thiers auf die Seite ziehend ihm mit beiden Händen den Rachen aufreißt. Man bezieht dieses Bild fälschlich auf eine Wartburgsage, die unten mitgetheilt werden wird. Von da besteigen wir eine kleine Terrasse nach dem Hofe zu mit einer Befriedigung umgeben, und an der Mauer mit einer Kegelbahn versehen, ein angenehmes Plätzchen für die, welche die Wartburg im Sommer des geselligen Vergnügens wegen besuchen. Zwischen dieser Terrasse und dem Seitenflügel des Ritterhauses, worin Luthers Stube, ist nur noch ein kleiner tiefer gelegener Wirthschaftshof und auf der Mauer der sogenannte Margarethengang, ein 42 Fuß langes vom ehemaligen Communicationsgange übrig gebliebenes Stück, worin man das Stübchen des Eselstreibers sieht, der die Landgräfin Margaretha, Albrechts des Unartigen Gemahlin rettete, und das Fenster, aus welchem sie flüchtend hinabgelassen worden sein soll. Die Sage selbst wird in einem spätern Artikel mitgetheilt werden.

So haben wir die Baulichkeiten der jetzigen Wartburg mit ihren Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen. Noch ist am Wartburgsberge ohngefähr hundert Schritte östlich von der vorhin beschriebenen Schanze ein in den Felsen gehauenes Viereck zu erwähnen, hinter welchem man in westlicher Richtung eine ebenfalls ausgehauene Felsenkluft gewahrt. Hier stand sonst ein Wartthurm, gewiß dem noch vorhandenen ähnlich. Endlich werfen wir noch am Fuße des Berges einen theilnehmenden Blick auf den klaren ausgemauerten Brunnen, an welchem der Name jener heilig gesprochenen, sagenumglänzten Wohlthäterin der Armuth haften geblieben ist. Der Elisabethenbrunnen ist allein noch von dem Hospital der heiligen Elisabeth unter der Wartburg übrig. Mehr davon werde ich in dem in einem besondern Artikel zu gebenden Leben der heiligen Elisabeth beibringen. —

Wir können geschichtlich nachweisen, daß die Wartburg im Laufe der Zeiten, vorzüglich im letzten Jahrhundert an ihren Baulichkeiten vielfache Veränderungen erfahren hat, wenn ihre Gestalt auch im Ganzen ziemlich dieselbe geblieben ist. Beginnen wir noch einmal die Wanderung von vorn, so war gleich am Eingange des Vorplatzes, eh' man die Burg selbst betritt, sonst ein steinernes überbautes Thor und ein bedeckter Gang oder Bastion aufgeführt, welche beide 1782 baufälligkeitshalber weggeräumt wurden, wodurch aus den nördlichen Zimmern des Ritterhauses die schöne Aussicht gewonnen wurde, deren wir uns jetzt erfreuen. Unmittelbar hinter diesem ersten oder Vorthore verband eine schmale Felsenzunge den vordern Berg mit dem eigentlichen Wartburgsberge. Schon in früher Zeit ist diese Felsenzunge 30 Fuß breit und 20 Fuß tief ausgehauen und so die von Süden sich herziehende Schlucht, der Nesselgraben, der beide Berge trennt, verlängert worden, um die Burg von dieser Seite gegen einen Ueberfall mehr zu sichern. Die Verbindung war durch eine Zugbrücke hergestellt, welche 1798 durch die jetzt da befindliche steinerne ersetzt wurde. Auf die Schanze führte abermals ein überbautes Thor. Gleich hinter der Zugbrücke erhob sich der erste viereckige Thurm, in welchem sich unten der Eingang öffnet, sein oberer Theil wurde im Jahre 1477 von einem heftigen Sturme eingeworfen, und 1558 bis zur Höhe des Ritterhauses abgetragen und mit diesem unter ein Dach gebracht, so wie wir ihn jetzt sehen. Auf dem Ritterhause stand höchst wahrscheinlich noch ein zweites Stockwerk, welches ebenfalls in einer unbekannten Zeit abgetragen wurde, oder es hatte Dachstuben, die entfernt worden sind. Auf das Eine oder das Andere deuten nämlich die auf dem Boden des Hauses noch sehr deutlich bemerkbaren Eingänge in Zimmer hin. Auch die Unbequemlichkeit, mit der man nur vom Boden dieses Gebäudes auf den östlichen Beobachtungsgang gelangen kann, rechtfertigen diese Annahme, da sehr wahrscheinlich ist, daß dieser Gang, der jedenfalls mit dem Mußhause, jetzigem neuen Hause, in Verbindung stand, und zwischen ihm und dem Ritterhause bei stürmi-

schem Wetter oder in der Nacht einen Communicationsweg bildete, stark frequentirt wurde, folglich leicht und bequem zugänglich sein mußte. Endlich bestätigt der Umstand, daß die Aussicht aus den Fenstern des Ritterhauses, wie es jetzt ist, wie schon erwähnt, durch das vordere erste Thor und die Bastion verbaut war; aus den Fenstern des obern abgetragenen Stocks konnte man aber sicherlich über beide hinwegsehen.

In der Mitte des Hofes, da wo man aus dem in Felsen gehauenen Weg des tiefern und emporsteigenden Hofes, auf den innern oder großen Hof tritt, bemerkt man im Felsen eine jetzt nur noch leichte Vertiefung. Hier stand ein steinernes Thor, welches bis auf die letzte Spur verschwunden ist. War dieses Thor geschlossen, so konnte man aus dem Ritterhause nicht anders zum Landgrafenhause gelangen, als über den östlichen Beobachtungsgang. Ueber diesem Thore stand der in Stein gehauene Löwe mit seinem Bezwinger, der, wie oben beschrieben, jetzt in der Mauer des zwischen dem Brauhause und dem Altan auf der Westseite gelegenen Gartens eingefügt zu sehen ist. —

An der Stelle des neuen Hauses standen früher schon zwei Gebäude von gleichem Umfange. Das erstere, das Mußhaus genannt, massiv und mit Blei gedeckt, wurde im Jahre 1317 durch einen Blitzstrahl größtentheils in Ruine gelegt. Unmittelbar westlich daran stand der mittlere Thurm, dessen Dach, ebenfalls von Blei, bei jenem Brande schmolz, der Dachstuhl abbrannte und die Schlaguhr, welche am Thurm angebracht war, zu Grunde ging. Durch diesen Brand sollen kostbare Geräthschaften, Wappen, Waffen, Gemälde und Documente vernichtet worden sein. Der damalige Landgraf Friedrich der Freudige ließ zwar das Haus wieder aufführen, aber von Holz und bei weitem nicht so prachtvoll, als wie es gewesen war. Es wurde mit Ziegeln und der beschädigte Thurm mit Schiefer gedeckt. Die Baufälligkeit beider gebot zu Ende des vorigen Jahrhunderts ihre Abtragung, worauf sich das jetzige neue Haus erhob. Die Stelle, wo der Thurm gestanden, ist durch nichts bezeichnet. Am hohen oder dem Landgrafenhause erbaute Friedrich der Freudige schwebende Semiramisgärten, wahrscheinlich nach dem Hofe zu; man weiß nicht recht, was man sich bei der Beschränktheit des Raumes darunter denken soll. Wahrscheinlich waren es Blumenbreter vor den Fenstern, wie wir sie auch haben. An der Südseite des hohen Hauses soll ein niedriges Gebäude mit einem kleinen Thurme gestanden haben, von dessen übriger Gestalt man nichts mehr weiß, dessen Grundsteine man aber vor einigen Jahren bei einer nöthig gewordenen Reparatur der hohen Ringmauer auffand. Die früher oft aufgestellte Behauptung, daß sich hier die Mündung eines geheimen unterirdischen Ganges nach der Stadt hinab befunden habe, hat sich durch keine noch so genaue Nachsuchung bewährt, und der romantische unterirdische Gang, der fort und fort im Volks-

munde besteht, ist in das Gebiet der Sage zu verweisen. Ein aufgefundenes Document beweist sogar, daß man erst im Jahre 1550 einen solchen heimlichen Gang beabsichtigte, „daß man zu Roß konnten ausen Schloß kommen.“ Es war also früher keiner da und wurde nachher auch keiner angelegt.

Der hintere Thurm war sonst ebenfalls mit einem hohen Dache versehen, das zu Anfang dieses Jahrhunderts abgetragen worden ist. Auf dem Raume des Blumengärtchens nördlich vom Thurme stand das 1519 neu erbaute Brauhaus, welches 1825 allzu großer Baufälligkeit halber gänzlich abgetragen wurde. An der Stelle des jetzigen Brauhauses stand der alte Marstall der Landgrafen, der in drei abgetheilten Reihen eine große Menge Pferde aufnehmen konnte. Im Jahre 1552, wo die Wartburg schon längst, von ihren Herren mit Rossen und Reitern verlassen, einsam trauerte, wurde das Gebäude zu einem Zeughause eingerichtet, und die Pferde die je zuweilen noch den Berg erstiegen, erhielten im Stalle im Souterrain des hohen Hauses ihren Platz. Im Jahr 1813 wurde dieses alte Gebäude abgebrochen und von Grund aus neu aufgeführt, auch ein geräumiger Keller darunter hergestellt, aber schon 1825 wurde das Zeughaus in ein Brauhaus verwandelt, und das ist es noch. Die darin befindlichen Gegenstände wurden im hohen Hause aufgestellt, wo sie beschrieben worden sind.

Der nördlich daran grenzende zweite Garten hat schon längst bestanden, und man vermuthet nur, daß auch hier früher ein Gebäude den Platz ausgefüllt. Doch kein Document bestätigt diese Annahme. An dem Garten war aber nördlich ein Gebäude, worin drei Handmühlen aufgestellt waren. Höchst baufällig ist es 1778 ebenfalls abgetragen worden. In der frühern Zeit war es die Vogtei und der den Boten verschlingende Lindwurm, der jetzt über der Thüre des Ritterhauses eingemauert ist, war an diesem Gebäude angebracht. Hinter demselben und hier mündend war auf der Mauer ein überbauter Communicationsgang, welcher in das Ritterhaus führte, der Margarethengang genannt. Im Februar 1806 stürzte hier ein Stück der alten verwitterten Ringmauer ein, wodurch der südliche Theil des Margarethenganges zerstört wurde.

So war die Wartburg sonst mit Gebäuden besetzt. — Vor kurzem war die Rede davon, und öffentliche Blätter theilten diese Nachricht mit, der junge Erbgroßherzog von Weimar hege den schönen Plan, die romantische Wiege seiner Ahnen ganz im mittelalterigen Geschmack restauriren und die im Laufe der Zeiten verschwundenen Gebäude in schönen Verhältnissen wieder aufbauen zu lassen. Fürwahr ein würdiges Unternehmen des Enkel Carl Augusts, der zuerst die Blicke wieder auf die vernachlässigte, ehrwürdige Burg warf und zu dem erwachten allgemeinen Interesse den ersten Impuls gab. Möge die Begeisterung des jungen Fürsten für das hei-

lige Palladium Thüringens nicht erlöschen, und der alte Landgrafensitz jung und neu schlanke Zinnen und Giebel in die Lüfte heben! Möge sich der Rittersaal des hohen Hauses wieder prächtig wölben und das Ritterhaus sich geschmackvoll erhöhen! Möge die Wartburg ein wirklicher Tempel des mittelalterigen Geistes, seiner Kunst und Poesie werden, und ihre Sammlungen sich vermehren! Mögen Malerei und Sculptur wetteifern, das theure Haus herrlich auszuschmücken und es stets ein Wallfahrtsort deutschen Sinnes und Gemüthes bleiben!

**Ludwig Storch.**

---

# Das Dorf und Kloster Mallerbach.

In dem sogenannten Holzfelde bei Allstedt, das sich von der Stadt an, zwischen dem nach Süden sich hinschlängelnden Rhonebache und dem auf der Höhe als östliche Grenze der Allstedter Flur fortlaufenden Walde, bis an die eine halbe Stunde entfernte Feldmark von Mönchpfiffel erstreckt, findet sich, nahe an dieser letzteren und jenem Walde ein geringer Ueberrest von Mauerwerk, das jedoch mit der Zeit mehr und mehr mit Ackerland bedeckt und somit fast ganz unsichtbar geworden ist. Dieses Mauerstück wird in Allstedt meistens „der Backofen" genannt, weil früher eine unsern Backöfen ähnliche ausgemauerte Höhlung daran sichtbar gewesen sein soll. Als bestimmtes Merkzeichen zur Auffindung dieser geringen Rudera kann eine am Vorsprunge jenes Waldes stehende Parthie Nadelholz „die Tannen" genannt, dienen. Dort am Walde lag früher das Dorf (nach Einigen nur Kloster) Mallerbach, bei Spangenberg in seiner sächsischen Chronik, Willerbach, außerdem wohl auch Weller- und Wallerbach. In diesem Dorfe oder Kloster, das zu Allstedt gehörte war eine Kirche mit einem in dem Geruche besonderer Heiligkeit und Wunderthätigkeit stehenden Marien- oder anderm Heiligenbilde, nach welchem von nah und fern schon seit langer Zeit viele Menschen wallfahrteten. Wie groß das Dorf gewesen oder was sonst für Localmerkwürdigkeiten sich dort befunden haben, davon verlautet in den Chroniken nirgends etwas, ja man kann selbst nicht genau angeben, ob das daselbst gewesene Kloster ein Mönchs- oder Nonnenkloster war. Historische Thatsache ist nur noch, daß der berüchtigte Schwärmer Thomas Münzer im Jahre 1525 von Allstedt aus mit einer großen Schaar seiner Anhänger von Allstedt hinauszog, nach Mallerbach, und in seinem bilderstürmerischen Eifer unter Verübung vielfacher Greuel die dasige Kirche sammt dem Heiligenbilde zerstörte, indem er sich, als von Gott „mit dem Schwerte des Gideon angethan", berufen glaubte, solche „Abgötterei des Bilderdienstes" zu vertilgen.*) Es scheint seit dieser Zerstörung der ganze

*) Spangenberg: Sächsische Chronik.

Ort verödet geblieben und allmählig ganz verfallen zu sein, so daß als Zeugniß seiner Existenz keine weitere Spur als jenes alte Gemäuer übrig geblieben ist. Daß sich der Volksaberglaube mit allerlei Erzählungen von Spukgeschichten an jenem Platze trägt ist natürlich, und erwähnenswerth möchte noch sein, daß man in Allstedt, wie Schreiber dieses sich aus seiner eigenen Kindheit erinnert, erzählt: es sei noch vor nicht langer Zeit alljährlich ein Mönch, wie es scheint, von einem der terminirenden Orden, an diesen Ort gekommen. Woher er aber kam wußte man nicht zu sagen. Dieser Mönch habe allemal zuerst jene öde Stelle besucht, habe dort, auf den Knieen liegend, gebetet und alsdann Allstedt und die Umgegend besucht, um Almosen zu sammeln und aus Papier geschnittene Heiligenbilder zu verkaufen.

Auf der Feldhöh' da oben, am Föhrenhain,
Steht noch ein altes Gemäuer,
Da wandeln oft Geister im Dämmerschein,
Drum ist es dort nicht geheuer.
Der Geister banges Gewimmer,
Es tönt dann immer
Wie schaurig klagender Grabgesang
Das Feld entlang.

Verschüttet und aus dem Gedächtniß verdrängt,
— Kaum nennt noch den Namen die Sage, —
Liegt hier ein Dorf in die Erde versenkt,
Mahnt düster an blutige Tage,
An Greuel fanatischer Horden,
Die, rasend geworden,
Durchzogen das deutsche Vaterland
Mit Mord und Brand. *)

Das Dorf und das Kloster **Mallerbach**
Lag dort sonst ausgebreitet,
Nun klagen die Geister dem Falle nach,
Wenn drüben die Sonne scheidet,
Und es schleicht das Geistergewimmer
Dort oben immer
Wie schaurig klagender Grabgesang
Das Feld entlang.

---

*) Es soll im Bauernkriege zerstört worden sein.

**Reinecke.**

# Dornburg — Stadt und Schloß.

---

Wenn man auf der von Jena nach Naumburg und Leipzig führenden Landstraße ohngefähr zwei kleine Stunden Wegs über die alte, berühmte Universitätsstadt Jena hinaus ist, erblickt man zur Linken auf der vordersten Kante eines 250 Fuß hohen, steilen Felsens drei Schlösser, die von schwindelnder Höhe in das Thal hinabblicken. — Es sind dies die Schlösser von Dornburg.

Das erste dieser drei Schlösser, vormals das sogenannte Strohmannsche Ritterguth, wurde 1824 von der Großherzogl. Cammer zu Weimar gekauft und dient jetzt zur Wohnung eines Garteninspectors. Früher bewohnte dasselbe mehrere Sommer hindurch Göthe in stiller Abgeschiedenheit und manches seiner unsterblichen Lieder wurde hier gedichtet. Auch nach dem Tode seines fürstlichen Freundes Carl August zog er sich trauernd hierher zurück — es war das letzte Mal, daß er längere Zeit hier weilte, wenige Jahre darnach folgte auch er dem Freunde, um zu den Unsterblichen versammelt zu werden, an deren Gedächtniß die Alles vertilgende Zeit vergebens ihre Gewalt versucht.

Die Zeit der Erbauung dieses Schlosses ist unbekannt, doch scheint es seiner Bauart nach ein hohes Alter zu haben. — Unter der Eingangsthür in das Haus befindet sich der Oberleib eines Mannes eingehauen, welcher zwei Wappen hält. Das eine von diesen Wappen ist mit zwei über das Kreuz liegenden Schwertern versehen, in dem andern befindet sich eine männliche Figur mit Flügel, Pfeil und Bogen. Unter den Wappen stehen diese Verse:

**Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!**
***His*, qui praetereunt, det bona cuncta Deus! —**

und hinter diesen Versen befindet sich die Jahreszahl 1608.

Ueber einer Thür zu dem Saale des zweiten Stockwerks, welche reichlich mit altem Schnitzwerk verziert ist, erblickt man ein an-

deres Wappen, in welchem sich eine weibliche Figur, die in jeder Hand eine Blume hält, befindet. An der Seite dieses Wappens stehen die Buchstaben W. Z. und die Jahreszahl 1716. Ueber einer, der oben erwähnten ersten gegenüberstehenden anderen Thür ist ebenfalls ein Wappen befindlich, in welchem eine männliche Person, an der man Flügel, Pfeil und Bogen unterscheidet, abgebildet ist. An der Seite erblickt man die Buchstaben E. Z.

Da bei dem großen Brande, welcher im Jahre 1717 die Stadt Dornburg fast ganz in einen Aschenhaufen verwandelte, auch die Amts- und Stadt-Archive mit untergingen, so sind damals auch alle Nachrichten von der Erbauung, den Besitzern und den Schicksalen dieses Schlosses mit verloren gegangen.

Auf einem Vorsprunge des Felsens und auf starken Uferbauten steht in der Mitte der drei Schlösser das sogenannte neue Schlößchen, von Herzog Ernst August zwischen den Jahren 1728 und 1748 im italienischen Style erbaut. Trotz seines beschränkten Raumes diente es oft zum Sommeraufenthalt der hohen Landesherrschaft und im Jahre 1818 wurde es sogar zum Sitz des Landtags, des ersten seit Einführung des Staatsgrundgesetzes vom 5. Mai 1816 auserkohren. Aus dem Fenster dieses Schlosses bietet sich dem Auge eine entzückende Aussicht dar. Eine unermeßlich große, herrliche, reich colorirte Landkarte ist rings um uns her ausgebreitet. Unter uns lacht und blüht Alles. Frohe Geschlechter bebauen den dankbaren Boden, der im Frühling blüthenreich und im Herbste fruchtbelastet sich darbietet; friedliche Dörfer und Städtchen wachsen zwischen Aehren, Obst und Blumen empor und aus schmaragdnen Wiesen blitzt die Saale klar hervor, wie ein Silberband auf blumiger Tapete, den Horizont aber begrenzen waldumnachtete Pyrenäen en miniature. Aber man kann die Natur nicht abschreiben, sie muß empfunden werden, sagt der geniale Heinse und ich stimme ihm gern bei und unterlasse deshalb jede weitere Beschreibung und Ausmalung dieser Naturscene.

An diesen beidn Schlössern ziehen sich schöne Gartenanlagen hin, die vom Großherzog Carl August herrühren und die neuerlich noch durch Wegräumung von Oeconomiegebäuden an Ausdehnung und Schönheit gewonnen haben. Namentlich duftet und blüht herrlich und berauschend ein wunderschöner Centifolienflor im Sommer in diesem Garten und seit längerer Zeit ist es in den umliegenden Städtchen und Städten „guter Ton" geworden, einmal im Jahre zur Rosenzeit nach Dornburg zu wallfahren. Mit diesen Gartenanlagen steht ein anmuthiges Wäldchen in Verbindung, der sogenannte Hain, der auch vor einiger Zeit in einen Park umgeschaffen worden ist.

Das dritte Schloß endlich, das sogenannte alte Schloß, jetzt das Amtslocal, steht vermuthlich auf der Stelle, wo zur Zeit der deutschen Kaiser aus den Häusern Sachsen und Franken, im zehnten und elften Jahrhundert ein kaiserliches Palatium sich befand. In früheren Zeiten hatten nämlich die deutschen Regenten keine feste Re-

sidenz, die ihnen zum fortwährenden Aufenthalt diente, sondern sie verweilten bald auf längere, bald auf kürzere Zeit hie und da. An solchen Orten nun, wo sie bisweilen ihren Aufenthalt nahmen, wurden Schlösser (Palatia) erbaut und über diese führte ein sogenannter Pfalzgraf die Aufsicht. Die Existenz eines derartigen kaiserl. Palatiums zu Dornburg, welche öfters in früherer Zeit bestritten worden ist, hat neuerlich Schwabe in seinen „historisch-antiquarischen Nachrichten von Dornburg an der Saale" (Weimar 1825. 8.) außer allen Zweifel gesetzt.

Dieses alte Palatium brannte im J. 971 mit allen kaiserl. Schätzen ab und hat auch späterhin noch durch Krieg und Feuer so außerordentlich viel gelitten, daß von seiner ursprünglichen Gestalt nur wenig mehr vorhanden ist. Doch ist die sogenannte alte Küche im Erdgeschoß, nebst dem überaus hohen, massiven Schlot und den Grundmauern wahrscheinlich noch von den Zeiten der ersten Erbauung her vorhanden. Der Kaisersaal, auch Rittersaal genannt, war von bedeutender Länge und Breite und befand sich in der zweiten Etage des alten Schlosses, er hat aber von seiner Größe dadurch verloren, daß die jetzige Amtsstube hineingelegt worden ist. Endlich gehört auch noch das Burgverließ im Thurme zu den Merkwürdigkeiten dieses Schlosses. Auch zeigt man darin noch eine eiserne, hie und da vergoldete Bettstelle vor, in welcher die Aebtissin von Quedlinburg, Mathilde, Tochter Otto's des Großen und Schwester Kaiser Otto's II. geruht haben soll, als sie im J. 999 als Stellvertreterin ihres Neffen Otto's III. die Thüringischen Stände hier in Dornburg zu einer Berathschlagung über Landesangelegenheiten versammelt hatte.

In diesem Palatium zu Dornburg hielt Kaiser Otto I. im J. 965 eine Zeit lang seinen Hof (Beier Geog. Jen. p. 156. — Schwabe historisch-antiquarische Nachrichten von Dornburg ꝛc. S. 39.), Kaiser Otto II. veranstaltete im J. 980 einen Reichstag hier, (Beier l. l. — Schwabe a. a. O. S. 40.) und Mathilde Aebtissin von Quedlinburg, versammelte, wie oben erwähnt, im J. 999 die Thüringischen Stände zu einer Berathschlagung hierher (Fabricii Orig. Saxon. L. II. p. 226. sq. — Beier l. l. — Schwabe a. a. O.)

Während dieses Landtags wurde Dornburg der Schauplatz folgender romantischen Begebenheit.

Mathilde hatte die Tochter des Markgrafen Ekkard von Thüringen und Meißen, Luitgarde, welche sie zu Quedlinburg erzogen hatte, mit sich hierher nach Dornburg genommen. Diese schöne Jungfrau war mit Werner, einem Sohne des Nordthüringischen Grafen Lothar oder Luther, von dem sie aufs Zärtlichste geliebt wurde und den auch sie innig liebte, verlobt. Werner hatte aber an dem jungen Kaiser Otto III. einen gefährlichen Nebenbuhler und Ekkard, der sich bereits auf die Ehre des Kaisers Schwiegervater zu werden, Rechnung machte, weigerte sich plötzlich, Wernern sein gegebenes Wort zu halten. Werner faßte daher den Entschluß, Luit-

garde zu entführen. Er kam mit einigen seiner Getreuen nach Dornburg, entführte seine Geliebte und brachte sie nach Walbeck. Mathilde forderte, als sie die Entführung inne wurde, sogleich die anwesenden Fürsten auf, die Entführer zu verfolgen und ihnen die Luitgarde wieder abzunehmen. Eilig machten sich die Kriegsleute auf den Weg, aber sie fanden die Thore verschlossen und die Räuber zur äußersten Gegenwehr bereit und mußten deshalb unverrichteter Sache wieder heimkehren. Hierauf begaben sich Graf Lothar, ingleichen Alfried der Aeltere und Dietmar, Markgraf Ekkards Lehnsmann, nach Walbeck, um die Gesinnung der Luitgarde zu erforschen. Diese erklärte, daß sie bei Werner bleiben wolle. Nachdem sie dieses der Mathilde und dem Fürsten meldeten, beschlossen diese, deswegen eine Versammlung zu Magdeburg anzustellen. Hier sollte Werner nebst seiner Braut und seinen Gehülfen erscheinen und wegen seines Verbrechens um Verzeihung bitten. Die Erwartung dieses Auftritts zog eine Menge Leute nach Magdeburg. Werner erschien mit seinen Helfern mit bloßen Füßen, übergab seine Braut und erhielt, auf Fürsprache der Fürsten, Verzeihung. Mathilde aber nahm Luitgarde wieder zu sich und diese wurde nicht eher als nach Ekkards Tode mit Werner vermählt. (Fabricii Origg. Saxon. l. I.)

Auch Kaiser Heinrich II. hielt im J. 1004 in diesem Schlosse einen Reichstag (Schwabe a. a. O. S. 34.) und feierte im J. 1005 und 1012 das Weihnachtsfest hier. (Schwabe a. a. O. S. 44.)

Hinter diesen drei Schlössern, mit deren Beschreibung und Historie wir uns bisher beschäftiget haben, liegt auf einer Hochebene, die sich einige Stunden weit nach Abend hinzieht und sich endlich in das Ilmthal senkt, die alte Stadt Dornburg, so daß man sie vom Thalgrunde aus gar nicht bemerkt.

Die Stadt hatte bereits im J. 937 Stadtrecht, wie aus einer alten Urkunde Kaiser Otto's I. vom J. 937 (bei Schwabe a. a. O. S. 81.) hervorgeht, wo sie civitas (eine Stadt) genannt wird. — Den Namen der Stadt leiten einige von dem Worte Dorna (ein Wiesengrund), andere von dem alten heidnischen Gotte Thor, welcher in dem nahen Haine verehrt worden sein soll, ab.

Höchst wahrscheinlich war Dornburg früher eine Grenzfeste gegen die Sorbenwenden des benachbarten Osterlandes. Sage und Geschichte bezeichnen den ehemaligen Umfang Dornburgs bei weitem größer, als jetzt, wo es nur ohngefähr 120 Häuser mit 500 Einwohnern zählt, und die noch heute üblichen Benennungen einiger Theile der Flur, wie die Apotheke, die alte Stadt rc., so wie die von Zeit zu Zeit aufgefundenen Stücke Füllmund und Mauer deuten auf die frühere Ausdehnung hin.

Auch hatte Dornburg eine der ältesten Kirchen in Thüringen, die der Sage nach Bonifacius gegründet und worin sich ein berühmtes, wunderthätiges Marienbild befunden haben soll; im J. 971 wurde sie jedoch mit der kaiserl. Pfalz durch eine Feuersbrunst verheert. (Schwabe a. a. O. S. 17.)

Als die deutschen Kaiser aufgehört hatten Thüringen erblich zu besitzen, erscheinen als Herren von Dornburg im J. 1287 und noch früher die Schenken von Vargula, welche in dem nahen Tautenburg einige Jahre zuvor ein Schloß erbaut hatten. (Schwabe a. a. O. S. 50.) Im folgenden Jahrhundert verkauften die Schenken diese Besitzung an die Grafen von Orlamünde und Schwarzburg einen Theil für 1000 Schock Zahlgroschen, den andern für 600 (Schwabe a. a. O. S. 55.), die von Orlamünde traten jedoch ihren Antheil bald darauf auch an Schwarzburg ab. (Schwabe a. a. O. S. 55.)

In dem sogenannten Thüringischen Grafenkriege, welchen der Landgraf Friedrich der Ernsthafte von Thüringen in Verbindung mit den Erfurtern in den Jahren 1342 bis 1345 gegen die Grafen von Orlamünde und Schwarzburg und mehrere mit ihnen verbündete Grafen führte, wurde Dornburg im J. 1342 vom Landgraf erobert, jedoch nach gemachtem Frieden den Grafen von Schwarzburg wieder eingeräumt. (Schwabe a. a. O. S. 57.) Als aber 1345 der Krieg von Neuem ausbrach und Graf Günther 20 landgräfliche Reuter gefangen genommen und solche dem Hauptmann des Schlosses Dornburg übergeben hatte, belagerte der Landgraf, um diese zu befreien, das Schloß Dornburg fünf Wochen lang bis endlich in dem Lager vor Dornburg 1345 den Dienstag nach Jacobi ein Vergleich zu Stande kam, in welchem unter andern festgesetzt wurde, daß die Grafen von Schwarzburg Schloß und Stadt Dornburg als ein landgräfliches Lehn besitzen sollten, (Schwabe a. a. O. S. 58.) Im J. 1358 endlich traten die Grafen von Schwarzburg Stadt und Schloß Dornburg durch Vergleich an die Landgrafen von Thüringen ab (Schwabe a. a. O. S. 59.) und diese, so wie die nachmaligen Herzoge von Sachsen haben es hierauf auch beständig inne gehabt.

Das Schloß wurde nun mit einem Burgvoigte und gewissen Burgmannen besetzt, unter denen Busso oder Boso von Vitzthum einen traurigen Namen erlangt hat.

Dieser Boso und dessen Bruder Apel, welcher zu Roßla wohnte, waren die bösen Rathgeber Herzog Wilhelm III. und trugen die meiste Schuld an dem zwischen ihm und seinem Bruder, Churfürst Friedrich dem Sanftmüthigen ausgebrochenen sogenannten Bruderkriege. Da sich aber Apel in der Folge gegen seinen eignen Landesherrn auflehnte, so zog Herzog Wilhelm III., nachdem er mit seinem Bruder Frieden geschlossen, 1451, in Verbindung mit den Erfurtern gegen das Schloß Dornburg, welches Boso sehr stark besetzt hatte. Gleichwohl ergab sich die Besatzung gutwillig und wurde vom Herzog nach Weimar in Gewahrsam geschickt, Boso aber des Landes verwiesen und seine Ehefrau nebst ihren 6 Kindern und ganzen Habseligkeiten dem Bruder ihres Mannes Wilhelm von Vitzthum zu Apolda, der es mit dem Landesherrn gegen seinen Bruder gehalten hatte, anvertraut, doch mußte sie im Namen ihrer Kinder angeloben, daß diese, wenn sie erwachsen sein würden, dem Landesherrn treu bleiben, sich ruhig verhalten und das, was ihrem Vater widerfahren, nicht rächen wollten. (**Fabricii orig. Sax. p. 725. — Beier**

l. l. p. 319). — In den Vitzthumschen Unruhen blieben aber die Einwohner von Dornburg ihrem Landesherrn stets treu, als sie sich deshalb auf seinen Befehl eine Gnade ausbitten sollten, baten sie, der Herzog wolle sie nur für seine getreuen Unterthanen halten. Dieser lächelte und befahl, daß sie künftig die getreuen Dornburger genannt werden sollten. (Fabricii Or. Sax. p. 227. — Beier l. l. p. 160).

Bei der Landestheilung im J. 1603 fielen Stadt und Amt Dornburg an Altenburg, die verwittwete Herzogin Elisabeth wählte es im J. 1612 zu ihrem Wittwensitz und beschloß hier ihr Leben. Während ihres dasigen Aufenthalts hat Dornburg durch den 30jährigen Krieg viel gelitten, namentlich wurde die Stadt kurz vor der ersten Leipziger Schlacht von einem streifenden Croatenhaufen überfallen und geplündert, wobei die verwittwete Herzogin fast aller ihrer Kostbarkeiten beraubt und sie selbst am Backen stark verwundet wurde. Als die Croaten aber die gemachte Beute in Sicherheit bringen wollten, fielen sie den Schweden und Sachsen in die Hände, welche viele von ihnen theils niedermachten, theils den hohen Berg hinunter jagten, so daß mehrere den Hals stürzten.

Aus dieser Zeit hat sich auch noch eine Sage von einem Trompeter der Croaten erhalten, welcher bei der Plünderung des Schlosses auch mit zu Pferde von dem hohen Felsen hinuntergejagt wurde. Er sei des Morgens 8 Uhr glücklich hinuntergekommen, durch die Saale geritten, aber als er das Morgenlied: „ich dank dir, lieber Herre" zu blasen begonnen, durch einen Kannonenschuß vom Berge herab getödtet worden. (Heller Merkwürdigkeiten aus der Landgrafschaft Thüringen S. 471.) *)

Nachdem Dornburg nach dem Erlöschen der Altenburger Linie seit 1672 im Besitz der Jenaischen Linie gewesen war, kam es 1691 durch Erbschaft an Weimar, wobei es auch bis jetzt verblieben ist.

Die Stadt Dornburg ist jetzt der Sitz eines Justiz- und eines Rentamts und bietet gar keine weiteren Merkwürdigkeiten dar, man müßte denn eine kleine metallene Statue, welche der Stadtrath daselbst aufbewahrt und welche man für ein Bild des deutschen Götzen Thor ausgiebt, hierherzählen. Eine Abbildung, so wie eine ausführliche Beschreibung davon findet man bei Schwabe in dessen Dissertation „de deo Thoro" (Jen. 1767) und in seinen „historisch-antiquarischen Nachrichten von Dornburg." —

*) Eine ganz ähnliche Sage erzählt man auch bei Rothenstein ohnweit Cahla von einem schwedischen Trompeter. Vergl. Bechstein Wanderungen durch Thüringen.

**Robert Hahnemann.**

# Der Scharzfels und seine Umgebungen.

Was ragen doch da innen
Auf grüner Bergeshald'
Für graue Felsenzinnen
Von seltsamer Gestalt?

L. Uhland.

Wo die Oder aus dem Wiesenthale, die Aue genannt, hervorrauscht, da blicken die rothen Dächer des Amtes Scharzfeld wie eine Moosrose aus dem frischen Grün schattiger Bäume hervor. Dicht dabei erhebt sich ein mit blumigem Rasenteppich bedeckter Berg von beträchtlicher Höhe, auf dessen höchster Spitze eine gewaltige, freistehende und nach allen Seiten hin schroff ablaufende Klippenmasse stolz über die schlanken Birken und säuselnden Buchen emporragt. — Weithin schimmert das graue Gestein in die sonnige Gegend hinaus, gebieterisch blickt es ins grüne Thal hinab und wie lebendiger Epheu klammert sich die Sage rings um die Mauerzacken, Felsen und Geklüfte. Das ist der Scharzfels.

Einst stand hier, fast ganz allein von der Hand der Natur gebildet, eine feste Burg. Nur einige tiefe Felsspalten brauchten durch hohe Bogen überwölbt zu werden, um eine zusammenhängende Felsenmasse zu erhalten, nur unbedeutend brauchte den natürlichen Hallen nachgeholfen zu werden, um schützende Wohnungen hervorzubringen. In jener Zeit, als dieser Fels das der Ewigkeit trotzende Fundament einer unbezwinglichen Burg war, führte eine Zugbrücke durch den Brückenthurm hindurch auf einem in Stein gehauenen Wege in einen Vorhof, der halbmondförmig durch riesige Klippen eingeschlossen war. Eine lange, steinerne Treppe, welche auf hochgeschweiften Spitzbögen ruhte, führte von hier aus den Fels hinan, bis eine zweite über dem Abgrunde schwebende Brücke in eine hohe,

gewölbte Halle geleitete, um durch sie in die anliegenden Steinkeller und nach der Wohnung des Burgherrn zu gelangen.

Wer es war, der diesen Felsen schicklich fand zur Gründung einer Veste, weiß man nicht. Nach mündlicher Ueberlieferung soll der Scharzfels ein Zufluchtsort für die Bedrängten gewesen sein, als Karl der Große den abgöttischen Sachsen das Christenthum auf eine blutige Weise beizubringen strebte. Wirklich erwähnt wird Scharzfels zuerst in einem Briefe Kaiser Otto I., nach welchem er, nebst andern Gütern, auch Scharzfels an das Kloster Pöhlde schenkt. (Placuit scripto nostro confirmare praedia — in his scilicet locis Schartfelde). Kurz darauf gehört es aber schon wieder an Lauterberg, denn als im J. 969 der alte Graf Werner von Lauterberg starb und fünf Söhne: Werner, Dudo, Bodo, Günzelin und Balduin hinterließ; so erhielt in der Theilung des väterlichen Besitzes Bodo „das Haus Scharzfels" nebst Zubehör. Im elften Jahrhundert ist die Burg in den Händen des Ritters Albrecht von der Helden, der als kaiserlicher Diener von hier aus die Bergwerke des Harzes beaufsichtigte. Als dieser sammt den Burgleuten den Harz verließ, so belehnte Heinrich IV. einen Wittekind von Wolfenbüttel mit Scharzfels und als dieser im J. 1130 ohne Erben starb, so fiel es als ein Reichslehn an Kaiser Lothar. Norbert, der damalige Erzbischof von Magdeburg, machte zwar Ansprüche darauf, weil Kaiser Otto I. die Burg an das Kloster Pöhlde geschenkt hatte, allein Lothar befriedigte ihn dadurch, daß er ihm Alsleben an der Saale dafür gab, und Scharzfels wurde eine Reichsburg. (cf. Leuckf. Antiquit. Pöhld. p. II.) Heinrich der Löwe erhielt es 1157 von Kaiser Friedrich I. durch Tausch gegen die Zähringer Erbgüter in Schwaben, die seiner ersten Gemahlin Clementia gehört hatten, verlor es aber wieder, als er in die Acht erklärt wurde. Nun gibt es der Kaiser einem tapfern Ritter Siegbod zu Lehen. Zwei Enkel desselben, Heinrich und Burchard, theilen sich in zwei Linien, in die Lauterberg'sche und Scharzfeldsche. Beide hielten es im J. 1204 mit Otto von Braunschweig gegen Philipp von Schwaben. Burchard war mit in dem Lager vor Weißensee (cf. Leuckf. A. P. 55. Harenberg: Gesch. v. Gandersh. p. 320). Da Heinrich von Lauterberg ohne männliche Erben starb, so erbten Burchard's Söhne, Burchard der Aeltere, Burchard der Weißkopf und Burchard der Krauskopf, seine Länder, welche sie ungetheilt regierten. Beide sind auch Schutzvögte des Klosters Pöhlde. Ihr Todesjahr ist unbekannt. Burchard der Aeltere, welcher auf Scharzfels wohnte, hatte zwei Söhne, Siegbod, der ohne Nachkommen starb, und Burchard. Letzterer hinterließ zwar sechs Söhne, es ist aber nichts über sie zu finden und sie sind entweder jung oder ohne Erben gestorben. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts starb die Scharzfeldische Linie aus und ihre Besitzungen kamen an Lauterberg. Als auch dieses Grafengeschlecht im J. 1397 erlosch, (cf. Letzner: Dasselsche Chronik 4. C. 29. L.), wollte Herzog Friedrich von Grubenhagen Scharzfels einziehen, allein der Erzbischof von Mainz, die Aebtissinnen von

Quedlinburg und Gandersheim und der Bischof von Hildesheim lehnten sich dagegen auf und suchten es an sich zu bringen. Da bemächtigten sich zwei Ritter, von Minnigerode und von Birkenfeld, der Burg und gaben sie in Herzog Friedrichs Hände. Als dieser nöthig Geld brauchte, überließ er Scharzfels und Lauterberg im J. 1402 seinem Schwager, dem Grafen von Hohenstein, Heinrich VIII. mit der rothen Platte für 11000 Mark löthigen Silbers wiederkäuflich, woraus jedoch im J. 1456, da man nicht im Stande war, diese Summe wieder zu bezahlen, eine förmliche Belehnung wurde.

Als die Grafen von Hohenstein im J. 1593 mit Ernst VII. ausstarben, hätte Scharzfels an Stolberg und Schwarzburg fallen sollen, da diese mit in die Belehnung aufgenommen waren; allein die Herzöge von Braunschweig und Grubenhagen zogen dasselbe ein und es ist auch, aller Beschwerden der Grafen ungeachtet, bei ihnen geblieben. Als auch dieses Geschlecht im J. 1617 ausstarb, fiel Scharzfels an die Herzöge von Celle und gehört noch jetzt zum königlich hannöverschen Fürstenthume Grubenhagen.

Lange fiel nun nichts Merkwürdiges auf Scharzfels vor und es wurde sogar im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ein Vergnügungsort. Da man nämlich in dieser Zeit anfing, ein treffliches Bier auf der Burg zu brauen, so strömte Sonntags, wenn gutes Wetter war, Jung und Alt dahin, und erfreute sich an der Aussicht und dem guten Getränke.

Die Burg wurde aber immer in gutem Stande erhalten, denn oft besuchten die Herzöge der Jagd wegen diese Gegend und da Scharzfels sehr fest war, indem man neben der Burg noch ein besonderes Werk, den Frauenstein, aufgeführt hatte, so wurde sie auch als Staatsgefängniß benutzt. So wurde sie bis in den siebenjährigen Krieg erhalten. Im J. 1761 aber, am 16. September, zogen die französischen Generäle Victor und Vauvecour mit 11,000 Mann vor Scharzfels und forderten es zur Uebergabe auf. Der damalige Commandant von Scharzfels, der Hauptmann von Issendorf, welcher nur wenige invalide churbraunschweigsche Jäger dem Feinde entgegenstellen konnte, wies jede Aufforderung ab und war fest entschlossen, sich auf das Aeußerste zu vertheidigen. Die Besatzung war von gleichem Muthe und gleicher Gesinnung beseelt, besonders da sie wußte, daß das Schloß noch nie hatte erobert werden können.

Die Burg wurde nun fest eingeschlossen. Aus allen umliegenden Orten mußten Männer und Frauen herbeikommen und mit Hacke und Schaufel bei der Belagerung helfen. Sogar aus Ellrich wurden 150 Personen herbeigeholt, von denen aber auf dem Wege 55 entsprangen. (cf. Schmaling: Hohnst. Mag. p. 415). Es wurde gestürmt, von den gegenüberliegenden Bergen nach dem Felsenschlosse geschossen — aber Alles vergeblich und es wäre nimmer in die Hände der Franzosen gefallen, wenn nicht ein zweiter Epialtos in der Gestalt eines Einwohners von Lauterberg den Franzosen einen Pfad gezeigt hätte, auf dem sie den schon erwähnten Frauen-

Ort verödet geblieben und allmählig ganz verfallen zu sein, so daß als Zeugniß seiner Existenz keine weitere Spur als jenes alte Gemäuer übrig geblieben ist. Daß sich der Volksaberglaube mit allerlei Erzählungen von Spukgeschichten an jenem Platze trägt ist natürlich, und erwähnenswerth möchte noch sein, daß man in Allstedt, wie Schreiber dieses sich aus seiner eigenen Kindheit erinnert, erzählt: es sei noch vor nicht langer Zeit alljährlich ein Mönch, wie es scheint, von einem der terminirenden Orden, an diesen Ort gekommen. Woher er aber kam wußte man nicht zu sagen. Dieser Mönch habe allemal zuerst jene öde Stelle besucht, habe dort, auf den Knieen liegend, gebetet und alsdann Allstedt und die Umgegend besucht, um Almosen zu sammeln und aus Papier geschnittene Heiligenbilder zu verkaufen.

Auf der Feldhöh' da oben, am Föhrenhain,
Steht noch ein altes Gemäuer,
Da wandeln oft Geister im Dämmerschein,
Drum ist es dort nicht geheuer.
Der Geister banges Gewimmer,
Es tönt dann immer
Wie schaurig klagender Grabgesang
Das Feld entlang.

Verschüttet und aus dem Gedächtniß verdrängt,
— Kaum nennt noch den Namen die Sage, —
Liegt hier ein Dorf in die Erde versenkt,
Mahnt düster an blutige Tage,
An Greuel fanatischer Horden,
Die, rasend geworden,
Durchzogen das deutsche Vaterland
Mit Mord und Brand. *)

Das Dorf und das Kloster Mallerbach
Lag dort sonst ausgebreitet,
Nun klagen die Geister dem Falle nach,
Wenn drüben die Sonne scheidet,
Und es schleicht das Geistergewimmer
Dort oben immer
Wie schaurig klagender Grabgesang
Das Feld entlang.

*) Es soll im Bauernkriege zerstört worden sein.

**Reinecke.**

# Dornburg — Stadt und Schloß.

Wenn man auf der von Jena nach Naumburg und Leipzig führenden Landstraße ohngefähr zwei kleine Stunden Wegs über die alte, berühmte Universitätsstadt Jena hinaus ist, erblickt man zur Linken auf der vordersten Kante eines 250 Fuß hohen, steilen Felsens drei Schlösser, die von schwindelnder Höhe in das Thal hinabblicken. — Es sind dies die Schlösser von Dornburg.

Das erste dieser drei Schlösser, vormals das sogenannte Strohmannsche Ritterguth, wurde 1824 von der Großherzogl. Cammer zu Weimar gekauft und dient jetzt zur Wohnung eines Garteninspectors. Früher bewohnte dasselbe mehrere Sommer hindurch Göthe in stiller Abgeschiedenheit und manches seiner unsterblichen Lieder wurde hier gedichtet. Auch nach dem Tode seines fürstlichen Freundes Carl August zog er sich trauernd hierher zurück — es war das letzte Mal, daß er längere Zeit hier weilte, wenige Jahre darnach folgte auch er dem Freunde, um zu den Unsterblichen versammelt zu werden, an deren Gedächtniß die Alles vertilgende Zeit vergebens ihre Gewalt versucht.

Die Zeit der Erbauung dieses Schlosses ist unbekannt, doch scheint es seiner Bauart nach ein hohes Alter zu haben. — Unter der Eingangsthür in das Haus befindet sich der Oberleib eines Mannes eingehauen, welcher zwei Wappen hält. Das eine von diesen Wappen ist mit zwei über das Kreuz liegenden Schwertern versehen, in dem andern befindet sich eine männliche Figur mit Flügel, Pfeil und Bogen. Unter den Wappen stehen diese Verse:

**Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!**
**His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus! —**

und hinter diesen Versen befindet sich die Jahreszahl 1608.

Ueber einer Thür zu dem Saale des zweiten Stockwerks, welche reichlich mit altem Schnitzwerk verziert ist, erblickt man ein an-

deres Wappen, in welchem sich eine weibliche Figur, die in jeder Hand eine Blume hält, befindet. An der Seite dieses Wappens stehen die Buchstaben W. Z. und die Jahreszahl 1716. Ueber einer, der oben erwähnten ersten gegenüberstehenden anderen Thür ist ebenfalls ein Wappen befindlich, in welchem eine männliche Person, an der man Flügel, Pfeil und Bogen unterscheidet, abgebildet ist. An der Seite erblickt man die Buchstaben E. Z.

Da bei dem großen Brande, welcher im Jahre 1717 die Stadt Dornburg fast ganz in einen Aschenhaufen verwandelte, auch die Amts- und Stadt-Archive mit untergingen, so sind damals auch alle Nachrichten von der Erbauung, den Besitzern und den Schicksalen dieses Schlosses mit verloren gegangen.

Auf einem Vorsprunge des Felsens und auf starken Uferbauten steht in der Mitte der drei Schlösser das sogenannte neue Schlößchen, von Herzog Ernst August zwischen den Jahren 1728 und 1748 im italienischen Style erbaut. Trotz seines beschränkten Raumes diente es oft zum Sommeraufenthalt der hohen Landesherrschaft und im Jahre 1818 wurde es sogar zum Sitz des Landtags, des ersten seit Einführung des Staatsgrundgesetzes vom 5. Mai 1816 auserkohren. Aus dem Fenster dieses Schlosses bietet sich dem Auge eine entzückende Aussicht dar. Eine unermeßlich große, herrliche, reich colorirte Landkarte ist rings um uns her ausgebreitet. Unter uns lacht und blüht Alles. Frohe Geschlechter bebauen den dankbaren Boden, der im Frühling blüthenreich und im Herbste fruchtbelastet sich darbietet; friedliche Dörfer und Städtchen wachsen zwischen Aehren, Obst und Blumen empor und aus schmaragdnen Wiesen blitzt die Saale klar hervor, wie ein Silberband auf blumiger Tapete, den Horizont aber begrenzen waldumnachtete Pyrenäen en miniature. Aber man kann die Natur nicht abschreiben, sie muß empfunden werden, sagt der geniale Heinse und ich stimme ihm gern bei und unterlasse deshalb jede weitere Beschreibung und Ausmalung dieser Naturscene.

An diesen beiden Schlössern ziehen sich schöne Gartenanlagen hin, die vom Großherzog Carl August herrühren und die neuerlich noch durch Wegräumung von Deconomiegebäuden an Ausdehnung und Schönheit gewonnen haben. Namentlich duftet und blüht herrlich und berauschend ein wunderschöner Centifolienflor im Sommer in diesem Garten und seit längerer Zeit ist es in den umliegenden Städtchen und Städten „guter Ton" geworden, einmal im Jahre zur Rosenzeit nach Dornburg zu wallfahren. Mit diesen Gartenanlagen steht ein anmuthiges Wäldchen in Verbindung, der sogenannte Hain, der auch vor einiger Zeit in einen Park umgeschaffen worden ist.

Das dritte Schloß endlich, das sogenannte alte Schloß, jetzt das Amtslocal, steht vermuthlich auf der Stelle, wo zur Zeit der deutschen Kaiser aus den Häusern Sachsen und Franken, im zehnten und elften Jahrhundert ein kaiserliches Palatium sich befand. In früheren Zeiten hatten nämlich die deutschen Regenten keine feste Re-

sidenz, die ihnen zum fortwährenden Aufenthalt diente, sondern sie verweilten bald auf längere, bald auf kürzere Zeit hie und da. An solchen Orten nun, wo sie bisweilen ihren Aufenthalt nahmen, wurden Schlösser (Palatia) erbaut und über diese führte ein sogenannter Pfalzgraf die Aufsicht. Die Existenz eines derartigen kaiserl. Palatiums zu Dornburg, welche öfters in früherer Zeit bestritten worden ist, hat neuerlich Schwabe in seinen „historisch-antiquarischen Nachrichten von Dornburg an der Saale" (Weimar 1825. 8.) außer allen Zweifel gesetzt.

Dieses alte Palatium brannte im J. 971 mit allen kaiserl. Schätzen ab und hat auch späterhin noch durch Krieg und Feuer so außerordentlich viel gelitten, daß von seiner ursprünglichen Gestalt nur wenig mehr vorhanden ist. Doch ist die sogenannte alte Küche im Erdgeschoß, nebst dem überaus hohen, massiven Schlot und den Grundmauern wahrscheinlich noch von den Zeiten der ersten Erbauung her vorhanden. Der Kaisersaal, auch Rittersaal genannt, war von bedeutender Länge und Breite und befand sich in der zweiten Etage des alten Schlosses, er hat aber von seiner Größe dadurch verloren, daß die jetzige Amtsstube hineingelegt worden ist. Endlich gehört auch noch das Burgverließ im Thurme zu den Merkwürdigkeiten dieses Schlosses. Auch zeigt man darin noch eine eiserne, hie und da vergoldete Bettstelle vor, in welcher die Aebtissin von Quedlinburg, Mathilde, Tochter Otto's des Großen und Schwester Kaiser Otto's II. geruht haben soll, als sie im J. 999 als Stellvertreterin ihres Neffen Otto's III. die Thüringischen Stände hier in Dornburg zu einer Berathschlagung über Landesangelegenheiten versammelt hatte.

In diesem Palatium zu Dornburg hielt Kaiser Otto I. im J. 965 eine Zeit lang seinen Hof (Beier Geog. Jen. p. 156. — Schwabe historisch-antiquarische Nachrichten von Dornburg ꝛc. S. 39.), Kaiser Otto II. veranstaltete im J. 980 einen Reichstag hier, (Beier l. l. — Schwabe a. a. O. S. 40.) und Mathilde Aebtissin von Quedlinburg, versammelte, wie oben erwähnt, im J. 999 die Thüringischen Stände zu einer Berathschlagung hierher (Fabricii Orig. Saxon. L. II. p. 226. sq. — Beier l. l. — Schwabe a. a. O.)

Während dieses Landtags wurde Dornburg der Schauplatz folgender romantischen Begebenheit.

Mathilde hatte die Tochter des Markgrafen Ekkard von Thüringen und Meißen, Luitgarde, welche sie zu Quedlinburg erzogen hatte, mit sich hierher nach Dornburg genommen. Diese schöne Jungfrau war mit Werner, einem Sohne des Nordthüringischen Grafen Lothar oder Luther, von dem sie aufs Zärtlichste geliebt wurde und den auch sie innig liebte, verlobt. Werner hatte aber an dem jungen Kaiser Otto III. einen gefährlichen Nebenbuhler und Ekkard, der sich bereits auf die Ehre des Kaisers Schwiegervater zu werden, Rechnung machte, weigerte sich plötzlich, Wernern sein gegebenes Wort zu halten. Werner faßte daher den Entschluß, Luit-

garde zu entführen. Er kam mit einigen seiner Getreuen nach Dornburg, entführte seine Geliebte und brachte sie nach Walbeck. Mathilde forderte, als sie die Entführung inne wurde, sogleich die anwesenden Fürsten auf, die Entführer zu verfolgen und ihnen die Luitgarde wieder abzunehmen. Eilig machten sich die Kriegsleute auf den Weg, aber sie fanden die Thore verschlossen und die Räuber zur äußersten Gegenwehr bereit und mußten deshalb unverrichteter Sache wieder heimkehren. Hierauf begaben sich Graf Lothar, ingleichen Alfried der Aeltere und Dietmar, Markgraf Ekkards Lehnsmann, nach Walbeck, um die Gesinnung der Luitgarde zu erforschen. Diese erklärte, daß sie bei Werner bleiben wolle. Nachdem sie dieses der Mathilde und dem Fürsten meldeten, beschlossen diese, deswegen eine Versammlung zu Magdeburg anzustellen. Hier sollte Werner nebst seiner Braut und seinen Gehülfen erscheinen und wegen seines Verbrechens um Verzeihung bitten. Die Erwartung dieses Auftritts zog eine Menge Leute nach Magdeburg. Werner erschien mit seinen Helfern mit bloßen Füßen, übergab seine Braut und erhielt, auf Fürsprache der Fürsten, Verzeihung. Mathilde aber nahm Luitgarde wieder zu sich und diese wurde nicht eher als nach Ekkards Tode mit Werner vermählt. (Fabricii Origg. Saxon. l. l.)

Auch Kaiser Heinrich II. hielt im J. 1004 in diesem Schlosse einen Reichstag (Schwabe a. a. O. S. 34.) und feierte im J. 1005 und 1012 das Weihnachtsfest hier. (Schwabe a. a. O. S. 44.)

Hinter diesen drei Schlössern, mit deren Beschreibung und Historie wir uns bisher beschäftiget haben, liegt auf einer Hochebene, die sich einige Stunden weit nach Abend hinzieht und sich endlich in das Ilmthal senkt, die alte Stadt Dornburg, so daß man sie vom Thalgrunde aus gar nicht bemerkt.

Die Stadt hatte bereits im J. 937 Stadtrecht, wie aus einer alten Urkunde Kaiser Otto's I. vom J. 937 (bei Schwabe a. a. O. S. 81.) hervorgeht, wo sie civitas (eine Stadt) genannt wird. — Den Namen der Stadt leiten einige von dem Worte Dorna (ein Wiesengrund), andere von dem alten heidnischen Gotte Thor, welcher in dem nahen Haine verehrt worden sein soll, ab.

Höchst wahrscheinlich war Dornburg früher eine Grenzfeste gegen die Sorbenwenden des benachbarten Osterlandes. Sage und Geschichte bezeichnen den ehemaligen Umfang Dornburgs bei weitem größer, als jetzt, wo es nur ohngefähr 120 Häuser mit 500 Einwohnern zählt, und die noch heute üblichen Benennungen einiger Theile der Flur, wie die Apotheke, die alte Stadt ꝛc., so wie die von Zeit zu Zeit aufgefundenen Stücke Füllmund und Mauer deuten auf die frühere Ausdehnung hin.

Auch hatte Dornburg eine der ältesten Kirchen in Thüringen, die der Sage nach Bonifacius gegründet und worin sich ein berühmtes, wunderthätiges Marienbild befunden haben soll; im J. 971 wurde sie jedoch mit der kaiserl. Pfalz durch eine Feuersbrunst verheert. (Schwabe a. a. O. S. 17.)

Als die deutschen Kaiser aufgehört hatten Thüringen erblich zu besitzen, erscheinen als Herren von Dornburg im J. 1287 und noch früher die Schenken von Vargula, welche in dem nahen Tautenburg einige Jahre zuvor ein Schloß erbaut hatten. (Schwabe a. a. O. S. 50.) Im folgenden Jahrhundert verkauften die Schenken diese Besitzung an die Grafen von Orlamünde und Schwarzburg einen Theil für 1000 Schock Zahlgroschen, den andern für 600 (Schwabe a. a. O. S. 55.), die von Orlamünde traten jedoch ihren Antheil bald darauf auch an Schwarzburg ab. (Schwabe a. a. O. S. 55.)

In dem sogenannten Thüringischen Grafenkriege, welchen der Landgraf Friedrich der Ernsthafte von Thüringen in Verbindung mit den Erfurtern in den Jahren 1342 bis 1345 gegen die Grafen von Orlamünde und Schwarzburg und mehrere mit ihnen verbündete Grafen führte, wurde Dornburg im J. 1342 vom Landgraf erobert, jedoch nach gemachtem Frieden den Grafen von Schwarzburg wieder eingeräumt. (Schwabe a. a. O. S. 57.) Als aber 1345 der Krieg von Neuem ausbrach und Graf Günther 20 landgräfliche Reuter gefangen genommen und solche dem Hauptmann des Schlosses Dornburg übergeben hatte, belagerte der Landgraf, um diese zu befreien, das Schloß Dornburg fünf Wochen lang bis endlich in dem Lager vor Dornburg 1345 den Dienstag nach Jacobi ein Vergleich zu Stande kam, in welchem unter andern festgesetzt wurde, daß die Grafen von Schwarzburg Schloß und Stadt Dornburg als ein landgräfliches Lehn besitzen sollten, (Schwabe a. a. O. S. 58.) Im J. 1358 endlich traten die Grafen von Schwarzburg Stadt und Schloß Dornburg durch Vergleich an die Landgrafen von Thüringen ab (Schwabe a. a. O. S. 59.) und diese, so wie die nachmaligen Herzoge von Sachsen haben es hierauf auch beständig inne gehabt.

Das Schloß wurde nun mit einem Burgvoigte und gewissen Burgmannen besetzt, unter denen Busso oder Boso von Vitzthum einen traurigen Namen erlangt hat.

Dieser Boso und dessen Bruder Apel, welcher zu Roßla wohnte, waren die bösen Rathgeber Herzog Wilhelm III. und trugen die meiste Schuld an dem zwischen ihm und seinem Bruder, Churfürst Friedrich dem Sanftmüthigen ausgebrochenen sogenannten Bruderkriege. Da sich aber Apel in der Folge gegen seinen eignen Landesherrn auflehnte, so zog Herzog Wilhelm III., nachdem er mit seinem Bruder Frieden geschlossen, 1451, in Verbindung mit den Erfurtern gegen das Schloß Dornburg, welches Boso sehr stark besetzt hatte. Gleichwohl ergab sich die Besatzung gutwillig und wurde vom Herzog nach Weimar in Gewahrsam geschickt, Boso aber des Landes verwiesen und seine Ehefrau nebst ihren 6 Kindern und ganzen Habseligkeiten dem Bruder ihres Mannes Wilhelm von Vitzthum zu Apolda, der es mit dem Landesherrn gegen seinen Bruder gehalten hatte, anvertraut, doch mußte sie im Namen ihrer Kinder angeloben, daß diese, wenn sie erwachsen sein würden, dem Landesherrn treu bleiben, sich ruhig verhalten und das, was ihrem Vater widerfahren, nicht rächen wollten. (**Fabricii orig. Sax. p. 725. — Beier**

l. l. p. 319). — In den Vitzthumschen Unruhen blieben aber die Einwohner von Dornburg ihrem Landesherrn stets treu, als sie sich deshalb auf seinen Befehl eine Gnade ausbitten sollten, baten sie, der Herzog wolle sie nur für seine getreuen Unterthanen halten. Dieser lächelte und befahl, daß sie künftig die getreuen Dornburger genannt werden sollten. (Fabricii Or. Sax. p. 227. — Beier l. l. p. 160).

Bei der Landestheilung im J. 1603 fielen Stadt und Amt Dornburg an Altenburg, die verwittwete Herzogin Elisabeth wählte es im J. 1612 zu ihrem Wittwensitz und beschloß hier ihr Leben. Während ihres dasigen Aufenthalts hat Dornburg durch den 30jährigen Krieg viel gelitten, namentlich wurde die Stadt kurz vor der ersten Leipziger Schlacht von einem streifenden Croatenhaufen überfallen und geplündert, wobei die verwittwete Herzogin fast aller ihrer Kostbarkeiten beraubt und sie selbst am Backen stark verwundet wurde. Als die Croaten aber die gemachte Beute in Sicherheit bringen wollten, fielen sie den Schweden und Sachsen in die Hände, welche viele von ihnen theils niedermachten, theils den hohen Berg hinunter jagten, so daß mehrere den Hals stürzten.

Aus dieser Zeit hat sich auch noch eine Sage von einem Trompeter der Croaten erhalten, welcher bei der Plünderung des Schlosses auch mit zu Pferde von dem hohen Felsen hinuntergejagt wurde. Er sei des Morgens 8 Uhr glücklich hinuntergekommen, durch die Saale geritten, aber als er das Morgenlied: „ich dank dir, lieber Herre" zu blasen begonnen, durch einen Kannonenschuß vom Berge herab getödtet worden. (Heller Merkwürdigkeiten aus der Landgrafschaft Thüringen S. 471.) *)

Nachdem Dornburg nach dem Erlöschen der Altenburger Linie seit 1672 im Besitz der Jenaischen Linie gewesen war, kam es 1691 durch Erbschaft an Weimar, wobei es auch bis jetzt verblieben ist.

Die Stadt Dornburg ist jetzt der Sitz eines Justiz- und eines Rentamts und bietet gar keine weiteren Merkwürdigkeiten dar, man müßte denn eine kleine metallene Statue, welche der Stadtrath daselbst aufbewahrt und welche man für ein Bild des deutschen Götzen Thor ausgiebt, hierherzählen. Eine Abbildung, so wie eine ausführliche Beschreibung davon findet man bei Schwabe in dessen Dissertation „de deo Thoro" (Jen. 1767) und in seinen „historisch-antiquarischen Nachrichten von Dornburg." —

---

*) Eine ganz ähnliche Sage erzählt man auch bei Rothenstein ohnweit Cahla von einem schwedischen Trompeter. Vergl. Bechstein Wanderungen durch Thüringen.

**Robert Hahnemann.**

# Der Scharzfels und seine Umgebungen.

> Was ragen doch da innen
> Auf grüner Bergeshald'
> Für graue Felsenzinnen
> Von seltsamer Gestalt?
>
> L. Uhland.

Wo die Oder aus dem Wiesenthale, die Aue genannt, hervorrauscht, da blicken die rothen Dächer des Amtes Scharzfeld wie eine Moosrose aus dem frischen Grün schattiger Bäume hervor. Dicht dabei erhebt sich ein mit blumigem Rasenteppich bedeckter Berg von beträchtlicher Höhe, auf dessen höchster Spitze eine gewaltige, freistehende und nach allen Seiten hin schroff ablaufende Klippenmasse stolz über die schlanken Birken und säuselnden Buchen emporragt. — Weithin schimmert das graue Gestein in die sonnige Gegend hinaus, gebieterisch blickt es ins grüne Thal hinab und wie lebendiger Epheu klammert sich die Sage rings um die Mauerzacken, Felsen und Geklüfte. Das ist der Scharzfels.

Einst stand hier, fast ganz allein von der Hand der Natur gebildet, eine feste Burg. Nur einige tiefe Felsspalten brauchten durch hohe Bogen überwölbt zu werden, um eine zusammenhängende Felsenmasse zu erhalten, nur unbedeutend brauchte den natürlichen Hallen nachgeholfen zu werden, um schützende Wohnungen hervorzubringen. In jener Zeit, als dieser Fels das der Ewigkeit trotzende Fundament einer unbezwinglichen Burg war, führte eine Zugbrücke durch den Brückenthurm hindurch auf einem in Stein gehauenen Wege in einen Vorhof, der halbmondförmig durch riesige Klippen eingeschlossen war. Eine lange, steinerne Treppe, welche auf hochgeschweiften Spitzbögen ruhte, führte von hier aus den Fels hinan, bis eine zweite über dem Abgrunde schwebende Brücke in eine hohe,

lige Palladium Thüringens nicht erlöschen, und der alte Landgrafensitz jung und neu schlanke Zinnen und Giebel in die Lüfte heben! Möge sich der Rittersaal des hohen Hauses wieder prächtig wölben und das Ritterhaus sich geschmackvoll erhöhen! Möge die Wartburg ein wirklicher Tempel des mittelalterigen Geistes, seiner Kunst und Poesie werden, und ihre Sammlungen sich vermehren! Mögen Malerei und Sculptur wetteifern, das theure Haus herrlich auszuschmücken und es stets ein Wallfahrtsort deutschen Sinnes und Gemüthes bleiben!

**Ludwig Storch.**

---

## Das Dorf und Kloster Mallerbach.

In dem sogenannten Holzfelde bei Allstedt, das sich von der Stadt an, zwischen dem nach Süden sich hinschlängelnden Rhonebache und dem auf der Höhe als östliche Grenze der Allstedter Flur fortlaufenden Walde, bis an die eine halbe Stunde entfernte Feldmark von Mönchpfiffel erstreckt, findet sich, nahe an dieser letzteren und jenem Walde ein geringer Ueberrest von Mauerwerk, das jedoch mit der Zeit mehr und mehr mit Ackerland bedeckt und somit fast ganz unsichtbar geworden ist. Dieses Mauerstück wird in Allstedt meistens „der Backofen" genannt, weil früher eine unsern Backöfen ähnliche ausgemauerte Höhlung daran sichtbar gewesen sein soll. Als bestimmtes Merkzeichen zur Auffindung dieser geringen Rudera kann eine am Vorsprunge jenes Waldes stehende Parthie Nadelholz „die Tannen" genannt, dienen. Dort am Walde lag früher das Dorf (nach Einigen nur Kloster) Mallerbach, bei Spangenberg in seiner sächsischen Chronik, Willerbach, außerdem wohl auch Weller- und Wallerbach. In diesem Dorfe oder Kloster, das zu Allstedt gehörte war eine Kirche mit einem in dem Geruche besonderer Heiligkeit und Wunderthätigkeit stehenden Marien- oder anderm Heiligenbilde, nach welchem von nah und fern schon seit langer Zeit viele Menschen wallfahrteten. Wie groß das Dorf gewesen oder was sonst für Localmerkwürdigkeiten sich dort befunden haben, davon verlautet in den Chroniken nirgends etwas, ja man kann selbst nicht genau angeben, ob das daselbst gewesene Kloster ein Mönchs- oder Nonnenkloster war. Historische Thatsache ist nur noch, daß der berüchtigte Schwärmer Thomas Münzer im Jahre 1525 von Allstedt aus mit einer großen Schaar seiner Anhänger von Allstedt hinauszog, nach Mallerbach, und in seinem bilderstürmerischen Eifer unter Verübung vielfacher Greuel die dasige Kirche sammt dem Heiligenbilde zerstörte, indem er sich, als von Gott „mit dem Schwerte des Gideon angethan", berufen glaubte, solche „Abgötterei des Bilderdienstes" zu vertilgen. *) Es scheint seit dieser Zerstörung der ganze

*) Spangenberg: Sächsische Chronik.

Ort verödet geblieben und allmählig ganz verfallen zu sein, so daß als Zeugniß seiner Existenz keine weitere Spur als jenes alte Gemäuer übrig geblieben ist. Daß sich der Volksaberglaube mit allerlei Erzählungen von Spukgeschichten an jenem Platze trägt ist natürlich, und erwähnenswerth möchte noch sein, daß man in Allstedt, wie Schreiber dieses sich aus seiner eigenen Kindheit erinnert, erzählt: es sei noch vor nicht langer Zeit alljährlich ein Mönch, wie es scheint, von einem der terminirenden Orden, an diesen Ort gekommen. Woher er aber kam wußte man nicht zu sagen. Dieser Mönch habe allemal zuerst jene öde Stelle besucht, habe dort, auf den Knieen liegend, gebetet und alsdann Allstedt und die Umgegend besucht, um Almosen zu sammeln und aus Papier geschnittene Heiligenbilder zu verkaufen.

Auf der Feldhöh' da oben, am Föhrenhain,
Steht noch ein altes Gemäuer,
Da wandeln oft Geister im Dämmerschein,
Drum ist es dort nicht geheuer.
Der Geister banges Gewimmer,
Es tönt dann immer
Wie schaurig klagender Grabgesang
Das Feld entlang.

Verschüttet und aus dem Gedächtniß verdrängt,
— Kaum nennt noch den Namen die Sage, —
Liegt hier ein Dorf in die Erde versenkt,
Mahnt düster an blutige Tage,
An Greuel fanatischer Horden,
Die, rasend geworden,
Durchzogen das deutsche Vaterland
Mit Mord und Brand. *)

Das Dorf und das Kloster **Mallerbach**
Lag dort sonst ausgebreitet,
Nun klagen die Geister dem Falle nach,
Wenn drüben die Sonne scheidet,
Und es schleicht das Geistergewimmer
Dort oben immer
Wie schaurig klagender Grabgesang
Das Feld entlang.

---

*) Es soll im Bauernkriege zerstört worden sein.

**Reinecke.**

# Dornburg — Stadt und Schloß.

Wenn man auf der von Jena nach Naumburg und Leipzig führenden Landstraße ohngefähr zwei kleine Stunden Wegs über die alte, berühmte Universitätsstadt Jena hinaus ist, erblickt man zur Linken auf der vordersten Kante eines 250 Fuß hohen, steilen Felsens drei Schlösser, die von schwindelnder Höhe in das Thal hinabblicken. — Es sind dies die Schlösser von Dornburg.

Das erste dieser drei Schlösser, vormals das sogenannte Strohmannsche Ritterguth, wurde 1824 von der Großherzogl. Cammer zu Weimar gekauft und dient jetzt zur Wohnung eines Garteninspectors. Früher bewohnte dasselbe mehrere Sommer hindurch Göthe in stiller Abgeschiedenheit und manches seiner unsterblichen Lieder wurde hier gedichtet. Auch nach dem Tode seines fürstlichen Freundes Carl August zog er sich trauernd hierher zurück — es war das letzte Mal, daß er längere Zeit hier weilte, wenige Jahre darnach folgte auch er dem Freunde, um zu den Unsterblichen versammelt zu werden, an deren Gedächtniß die Alles vertilgende Zeit vergebens ihre Gewalt versucht.

Die Zeit der Erbauung dieses Schlosses ist unbekannt, doch scheint es seiner Bauart nach ein hohes Alter zu haben. — Unter der Eingangsthür in das Haus befindet sich der Oberleib eines Mannes eingehauen, welcher zwei Wappen hält. Das eine von diesen Wappen ist mit zwei über das Kreuz liegenden Schwertern versehen, in dem andern befindet sich eine männliche Figur mit Flügel, Pfeil und Bogen. Unter den Wappen stehen diese Verse:

**Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!**
**His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus! —**

und hinter diesen Versen befindet sich die Jahreszahl 1608.

Ueber einer Thür zu dem Saale des zweiten Stockwerks, welche reichlich mit altem Schnitzwerk verziert ist, erblickt man ein an=

deres Wappen, in welchem sich eine weibliche Figur, die in jeder Hand eine Blume hält, befindet. An der Seite dieses Wappens stehen die Buchstaben W. Z. und die Jahreszahl 1716. Ueber einer, der oben erwähnten ersten gegenüberstehenden anderen Thür ist ebenfalls ein Wappen befindlich, in welchem eine männliche Person, an der man Flügel, Pfeil und Bogen unterscheidet, abgebildet ist. An der Seite erblickt man die Buchstaben E. Z.

Da bei dem großen Brande, welcher im Jahre 1717 die Stadt Dornburg fast ganz in einen Aschenhaufen verwandelte, auch die Amts- und Stadt-Archive mit untergingen, so sind damals auch alle Nachrichten von der Erbauung, den Besitzern und den Schicksalen dieses Schlosses mit verloren gegangen.

Auf einem Vorsprunge des Felsens und auf starken Uferbauten steht in der Mitte der drei Schlösser das sogenannte neue Schlößchen, von Herzog Ernst August zwischen den Jahren 1728 und 1748 im italienischen Style erbaut. Trotz seines beschränkten Raumes diente es oft zum Sommeraufenthalt der hohen Landesherrschaft und im Jahre 1818 wurde es sogar zum Sitz des Landtags, des ersten seit Einführung des Staatsgrundgesetzes vom 5. Mai 1816 auserkohren. Aus dem Fenster dieses Schlosses bietet sich dem Auge eine entzückende Aussicht dar. Eine unermeßlich große, herrliche, reich colorirte Landkarte ist rings um uns her ausgebreitet. Unter uns lacht und blüht Alles. Frohe Geschlechter bebauen den dankbaren Boden, der im Frühling blüthenreich und im Herbste fruchtbelastet sich darbietet; friedliche Dörfer und Städtchen wachsen zwischen Aehren, Obst und Blumen empor und aus schmaragdnen Wiesen blitzt die Saale klar hervor, wie ein Silberband auf blumiger Tapete, den Horizont aber begrenzen waldumnachtete Pyrenäen en miniature. Aber man kann die Natur nicht abschreiben, sie muß empfunden werden, sagt der geniale Heinse und ich stimme ihm gern bei und unterlasse deshalb jede weitere Beschreibung und Ausmalung dieser Naturscene.

An diesen beiden Schlössern ziehen sich schöne Gartenanlagen hin, die vom Großherzog Carl August herrühren und die neuerlich noch durch Wegräumung von Deconomiegebäuden an Ausdehnung und Schönheit gewonnen haben. Namentlich duftet und blüht herrlich und berauschend ein wunderschöner Centifolienflor im Sommer in diesem Garten und seit längerer Zeit ist es in den umliegenden Städtchen und Städten „guter Ton" geworden, einmal im Jahre zur Rosenzeit nach Dornburg zu wallfahren. Mit diesen Gartenanlagen steht ein anmuthiges Wäldchen in Verbindung, der sogenannte Hain, der auch vor einiger Zeit in einen Park umgeschaffen worden ist.

Das dritte Schloß endlich, das sogenannte alte Schloß, jetzt das Amtslocal, steht vermuthlich auf der Stelle, wo zur Zeit der deutschen Kaiser aus den Häusern Sachsen und Franken, im zehnten und elften Jahrhundert ein kaiserliches Palatium sich befand. In früheren Zeiten hatten nämlich die deutschen Regenten keine feste Re-

sidenz, die ihnen zum fortwährenden Aufenthalt diente, sondern sie verweilten bald auf längere, bald auf kürzere Zeit hie und da. An solchen Orten nun, wo sie bisweilen ihren Aufenthalt nahmen, wurden Schlösser (Palatia) erbaut und über diese führte ein sogenannter Pfalzgraf die Aufsicht. Die Existenz eines derartigen kaiserl. Palatiums zu Dornburg, welche öfters in früherer Zeit bestritten worden ist, hat neuerlich Schwabe in seinen „historisch-antiquarischen Nachrichten von Dornburg an der Saale" (Weimar 1825. 8.) außer allen Zweifel gesetzt.

Dieses alte Palatium brannte im J. 971 mit allen kaiserl. Schätzen ab und hat auch späterhin noch durch Krieg und Feuer so außerordentlich viel gelitten, daß von seiner ursprünglichen Gestalt nur wenig mehr vorhanden ist. Doch ist die sogenannte alte Küche im Erdgeschoß, nebst dem überaus hohen, massiven Schlot und den Grundmauern wahrscheinlich noch von den Zeiten der ersten Erbauung her vorhanden. Der Kaisersaal, auch Rittersaal genannt, war von bedeutender Länge und Breite und befand sich in der zweiten Etage des alten Schlosses, er hat aber von seiner Größe dadurch verloren, daß die jetzige Amtsstube hineingelegt worden ist. Endlich gehört auch noch das Burgverließ im Thurme zu den Merkwürdigkeiten dieses Schlosses. Auch zeigt man darin noch eine eiserne, hie und da vergoldete Bettstelle vor, in welcher die Aebtissin von Quedlinburg, Mathilde, Tochter Otto's des Großen und Schwester Kaiser Otto's II. geruht haben soll, als sie im J. 999 als Stellvertreterin ihres Neffen Otto's III. die Thüringischen Stände hier in Dornburg zu einer Berathschlagung über Landesangelegenheiten versammelt hatte.

In diesem Palatium zu Dornburg hielt Kaiser Otto I. im J. 965 eine Zeit lang seinen Hof (Beier Geog. Jen. p. 156. — Schwabe historisch-antiquarische Nachrichten von Dornburg 2c. S. 39.), Kaiser Otto II. veranstaltete im J. 980 einen Reichstag hier, (Beier l. l. — Schwabe a. a. O. S. 40.) und Mathilde Aebtissin von Quedlinburg, versammelte, wie oben erwähnt, im J. 999 die Thüringischen Stände zu einer Berathschlagung hierher (Fabricii Orig. Saxon. L. II. p. 226. sq. — Beier l. l. — Schwabe a. a. O.)

Während dieses Landtags wurde Dornburg der Schauplatz folgender romantischen Begebenheit.

Mathilde hatte die Tochter des Markgrafen Ekkard von Thüringen und Meißen, Luitgarde, welche sie zu Quedlinburg erzogen hatte, mit sich hierher nach Dornburg genommen. Diese schöne Jungfrau war mit Werner, einem Sohne des Nordthüringischen Grafen Lothar oder Luther, von dem sie aufs Zärtlichste geliebt wurde und den auch sie innig liebte, verlobt. Werner hatte aber an dem jungen Kaiser Otto III. einen gefährlichen Nebenbuhler und Ekkard, der sich bereits auf die Ehre des Kaisers Schwiegervater zu werden, Rechnung machte, weigerte sich plötzlich, Wernern sein gegebenes Wort zu halten. Werner faßte daher den Entschluß, Luit-

garde zu entführen. Er kam mit einigen seiner Getreuen nach Dornburg, entführte seine Geliebte und brachte sie nach Valbeck. Mathilde forderte, als sie die Entführung inne wurde, sogleich die anwesenden Fürsten auf, die Entführer zu verfolgen und ihnen die Luitgarde wieder abzunehmen. Eilig machten sich die Kriegsleute auf den Weg, aber sie fanden die Thore verschlossen und die Räuber zur äußersten Gegenwehr bereit und mußten deshalb unverrichteter Sache wieder heimkehren. Hierauf begaben sich Graf Lothar, ingleichen Alfried der Aeltere und Dietmar, Markgraf Ekkards Lehnsmann, nach Valbeck, um die Gesinnung der Luitgarde zu erforschen. Diese erklärte, daß sie bei Werner bleiben wolle. Nachdem sie dieses der Mathilde und dem Fürsten meldeten, beschlossen diese, deswegen eine Versammlung zu Magdeburg anzustellen. Hier sollte Werner nebst seiner Braut und seinen Gehülfen erscheinen und wegen seines Verbrechens um Verzeihung bitten. Die Erwartung dieses Auftritts zog eine Menge Leute nach Magdeburg. Werner erschien mit seinen Helfern mit bloßen Füßen, übergab seine Braut und erhielt, auf Fürsprache der Fürsten, Verzeihung. Mathilde aber nahm Luitgarde wieder zu sich und diese wurde nicht eher als nach Ekkards Tode mit Werner vermählt. (Fabricii Origg. Saxon. l. l.)

Auch Kaiser Heinrich II. hielt im J. 1004 in diesem Schlosse einen Reichstag (Schwabe a. a. O. S. 34.) und feierte im J. 1005 und 1012 das Weihnachtsfest hier. (Schwabe a. a. O. S. 44.)

Hinter diesen drei Schlössern, mit deren Beschreibung und Historie wir uns bisher beschäftiget haben, liegt auf einer Hochebene, die sich einige Stunden weit nach Abend hinzieht und sich endlich in das Ilmthal senkt, die alte Stadt Dornburg, so daß man sie vom Thalgrunde aus gar nicht bemerkt.

Die Stadt hatte bereits im J. 937 Stadtrecht, wie aus einer alten Urkunde Kaiser Otto's I. vom J. 937 (bei Schwabe a. a. O. S. 81.) hervorgeht, wo sie civitas (eine Stadt) genannt wird. — Den Namen der Stadt leiten einige von dem Worte Dorna (ein Wiesengrund), andere von dem alten heidnischen Gotte Thor, welcher in dem nahen Haine verehrt worden sein soll, ab.

Höchst wahrscheinlich war Dornburg früher eine Grenzfeste gegen die Sorbenwenden des benachbarten Osterlandes. Sage und Geschichte bezeichnen den ehemaligen Umfang Dornburgs bei weitem größer, als jetzt, wo es nur ohngefähr 120 Häuser mit 500 Einwohnern zählt, und die noch heute üblichen Benennungen einiger Theile der Flur, wie die Apotheke, die alte Stadt rc., so wie die von Zeit zu Zeit aufgefundenen Stücke Füllmund und Mauer deuten auf die frühere Ausdehnung hin.

Auch hatte Dornburg eine der ältesten Kirchen in Thüringen, die der Sage nach Bonifacius gegründet und worin sich ein berühmtes, wunderthätiges Marienbild befunden haben soll; im J. 971 wurde sie jedoch mit der kaiserl. Pfalz durch eine Feuersbrunst verheert. (Schwabe a. a. O. S. 17.)

Als die deutschen Kaiser aufgehört hatten Thüringen erblich zu besitzen, erscheinen als Herren von Dornburg im J. 1287 und noch früher die Schenken von Vargula, welche in dem nahen Tautenburg einige Jahre zuvor ein Schloß erbaut hatten. (Schwabe a. a. O. S. 50.) Im folgenden Jahrhundert verkauften die Schenken diese Besitzung an die Grafen von Orlamünde und Schwarzburg einen Theil für 1000 Schock Zahlgroschen, den andern für 600 (Schwabe a. a. O. S. 55.), die von Orlamünde traten jedoch ihren Antheil bald darauf auch an Schwarzburg ab. (Schwabe a. a. O. S. 55.)

In dem sogenannten Thüringischen Grafenkriege, welchen der Landgraf Friedrich der Ernsthafte von Thüringen in Verbindung mit den Erfurtern in den Jahren 1342 bis 1345 gegen die Grafen von Orlamünde und Schwarzburg und mehrere mit ihnen verbündete Grafen führte, wurde Dornburg im J. 1342 vom Landgraf erobert, jedoch nach gemachtem Frieden den Grafen von Schwarzburg wieder eingeräumt. (Schwabe a. a. O. S. 57.) Als aber 1345 der Krieg von Neuem ausbrach und Graf Günther 20 landgräfliche Reuter gefangen genommen und solche dem Hauptmann des Schlosses Dornburg übergeben hatte, belagerte der Landgraf, um diese zu befreien, das Schloß Dornburg fünf Wochen lang bis endlich in dem Lager vor Dornburg 1345 den Dienstag nach Jacobi ein Vergleich zu Stande kam, in welchem unter andern festgesetzt wurde, daß die Grafen von Schwarzburg Schloß und Stadt Dornburg als ein landgräfliches Lehn besitzen sollten, (Schwabe a. a. O. S. 58.) Im J. 1358 endlich traten die Grafen von Schwarzburg Stadt und Schloß Dornburg durch Vergleich an die Landgrafen von Thüringen ab (Schwabe a. a. O. S. 59.) und diese, so wie die nachmaligen Herzoge von Sachsen haben es hierauf auch beständig inne gehabt.

Das Schloß wurde nun mit einem Burgvoigte und gewissen Burgmannen besetzt, unter denen Busso oder Boso von Vitzthum einen traurigen Namen erlangt hat.

Dieser Boso und dessen Bruder Apel, welcher zu Roßla wohnte, waren die bösen Rathgeber Herzog Wilhelm III. und trugen die meiste Schuld an dem zwischen ihm und seinem Bruder, Churfürst Friedrich dem Sanftmüthigen ausgebrochenen sogenannten Bruderkriege. Da sich aber Apel in der Folge gegen seinen eignen Landesherrn auflehnte, so zog Herzog Wilhelm III., nachdem er mit seinem Bruder Frieden geschlossen, 1451, in Verbindung mit den Erfurtern gegen das Schloß Dornburg, welches Boso sehr stark besetzt hatte. Gleichwohl ergab sich die Besatzung gutwillig und wurde vom Herzog nach Weimar in Gewahrsam geschickt, Boso aber des Landes verwiesen und seine Ehefrau nebst ihren 6 Kindern und ganzen Habseligkeiten dem Bruder ihres Mannes Wilhelm von Vitzthum zu Apolda, der es mit dem Landesherrn gegen seinen Bruder gehalten hatte, anvertraut, doch mußte sie im Namen ihrer Kinder angeloben, daß diese, wenn sie erwachsen sein würden, dem Landesherrn treu bleiben, sich ruhig verhalten und das, was ihrem Vater widerfahren, nicht rächen wollten. (**Fabricii orig. Sax. p. 725. — Beier**

l. l. p. 319). — In den Vitzthumschen Unruhen blieben aber die Einwohner von Dornburg ihrem Landesherrn stets treu, als sie sich deshalb auf seinen Befehl eine Gnade ausbitten sollten, baten sie, der Herzog wolle sie nur für seine getreuen Unterthanen halten. Dieser lächelte und befahl, daß sie künftig die getreuen Dornburger genannt werden sollten. (Fabricii Or. Sax. p. 227. — Beier l. l. p. 160).

Bei der Landestheilung im J. 1603 fielen Stadt und Amt Dornburg an Altenburg, die verwittwete Herzogin Elisabeth wählte es im J. 1612 zu ihrem Wittwensitz und beschloß hier ihr Leben. Während ihres dasigen Aufenthalts hat Dornburg durch den 30jährigen Krieg viel gelitten, namentlich wurde die Stadt kurz vor der ersten Leipziger Schlacht von einem streifenden Croatenhaufen überfallen und geplündert, wobei die verwittwete Herzogin fast aller ihrer Kostbarkeiten beraubt und sie selbst am Backen stark verwundet wurde. Als die Croaten aber die gemachte Beute in Sicherheit bringen wollten, fielen sie den Schweden und Sachsen in die Hände, welche viele von ihnen theils niedermachten, theils den hohen Berg hinunter jagten, so daß mehrere den Hals stürzten.

Aus dieser Zeit hat sich auch noch eine Sage von einem Trompeter der Croaten erhalten, welcher bei der Plünderung des Schlosses auch mit zu Pferde von dem hohen Felsen hinuntergejagt wurde. Er sei des Morgens 8 Uhr glücklich hinuntergekommen, durch die Saale geritten, aber als er das Morgenlied: „ich dank dir, lieber Herre" zu blasen begonnen, durch einen Kannonenschuß vom Berge herab getödtet worden. (Heller Merkwürdigkeiten aus der Landgrafschaft Thüringen S. 471.) *)

Nachdem Dornburg nach dem Erlöschen der Altenburger Linie seit 1672 im Besitz der Jenaischen Linie gewesen war, kam es 1691 durch Erbschaft an Weimar, wobei es auch bis jetzt verblieben ist.

Die Stadt Dornburg ist jetzt der Sitz eines Justiz- und eines Rentamts und bietet gar keine weiteren Merkwürdigkeiten dar, man müßte denn eine kleine metallene Statue, welche der Stadtrath daselbst aufbewahrt und welche man für ein Bild des deutschen Götzen Thor ausgiebt, hierherzählen. Eine Abbildung, so wie eine ausführliche Beschreibung davon findet man bei Schwabe in dessen Dissertation „de deo Thoro" (Jen. 1767) und in seinen „historisch-antiquarischen Nachrichten von Dornburg." —

*) Eine ganz ähnliche Sage erzählt man auch bei Rothenstein ohnweit Cahla von einem schwedischen Trompeter. Vergl. Bechstein Wanderungen durch Thüringen.

**Robert Hahnemann.**

# Der Scharzfels und seine Umgebungen.

Was ragen doch da innen
Auf grüner Bergeshald'
Für graue Felsenzinnen
Von seltsamer Gestalt?

L. Uhland.

Wo die Oder aus dem Wiesenthale, die Aue genannt, hervorrauscht, da blicken die rothen Dächer des Amtes Scharzfeld wie eine Moosrose aus dem frischen Grün schattiger Bäume hervor. Dicht dabei erhebt sich ein mit blumigem Rasenteppich bedeckter Berg von beträchtlicher Höhe, auf dessen höchster Spitze eine gewaltige, freistehende und nach allen Seiten hin schroff ablaufende Klippenmasse stolz über die schlanken Birken und säuselnden Buchen emporragt. — Weithin schimmert das graue Gestein in die sonnige Gegend hinaus, gebieterisch blickt es ins grüne Thal hinab und wie lebendiger Epheu klammert sich die Sage rings um die Mauerzacken, Felsen und Geklüfte. Das ist der Scharzfels.

Einst stand hier, fast ganz allein von der Hand der Natur gebildet, eine feste Burg. Nur einige tiefe Felsspalten brauchten durch hohe Bogen überwölbt zu werden, um eine zusammenhängende Felsenmasse zu erhalten, nur unbedeutend brauchte den natürlichen Hallen nachgeholfen zu werden, um schützende Wohnungen hervorzubringen. In jener Zeit, als dieser Fels das der Ewigkeit trotzende Fundament einer unbezwinglichen Burg war, führte eine Zugbrücke durch den Brückenthurm hindurch auf einem in Stein gehauenen Wege in einen Vorhof, der halbmondförmig durch riesige Klippen eingeschlossen war. Eine lange, steinerne Treppe, welche auf hochgeschweiften Spitzbögen ruhte, führte von hier aus den Fels hinan, bis eine zweite über dem Abgrunde schwebende Brücke in eine hohe,

gewölbte Halle geleitete, um durch sie in die anliegenden Steinkeller und nach der Wohnung des Burgherrn zu gelangen.

Wer es war, der diesen Felsen schicklich fand zur Gründung einer Veste, weiß man nicht. Nach mündlicher Ueberlieferung soll der Scharzfels ein Zufluchtsort für die Bedrängten gewesen sein, als Karl der Große den abgöttischen Sachsen das Christenthum auf eine blutige Weise beizubringen strebte. Wirklich erwähnt wird Scharzfels zuerst in einem Briefe Kaiser Otto I., nach welchem er, nebst andern Gütern, auch Scharzfels an das Kloster Pöhlde schenkt. (Placuit scripto nostro confirmare praedia — in his scilicet locis Schartfelde). Kurz darauf gehört es aber schon wieder an Lauterberg, denn als im J. 969 der alte Graf Werner von Lauterberg starb und fünf Söhne: Werner, Dudo, Bodo, Günzelin und Balduin hinterließ; so erhielt in der Theilung des väterlichen Besitzes Bodo „das Haus Scharzfels" nebst Zubehör. Im elften Jahrhundert ist die Burg in den Händen des Ritters Albrecht von der Helden, der als kaiserlicher Diener von hier aus die Bergwerke des Harzes beaufsichtigte. Als dieser sammt den Burgleuten den Harz verließ, so belehnte Heinrich IV. einen Wittekind von Wolfenbüttel mit Scharzfels und als dieser im J. 1130 ohne Erben starb, so fiel es als ein Reichslehn an Kaiser Lothar. Norbert, der damalige Erzbischof von Magdeburg, machte zwar Ansprüche darauf, weil Kaiser Otto I. die Burg an das Kloster Pöhlde geschenkt hatte, allein Lothar befriedigte ihn dadurch, daß er ihm Alsleben an der Saale dafür gab, und Scharzfels wurde eine Reichsburg. (cf. Leuckf. Antiquit. Pöhld. p. II.) Heinrich der Löwe erhielt es 1157 von Kaiser Friedrich I. durch Tausch gegen die Zähringer Erbgüter in Schwaben, die seiner ersten Gemahlin Clementia gehört hatten, verlor es aber wieder, als er in die Acht erklärt wurde. Nun gibt es der Kaiser einem tapfern Ritter Siegbod zu Lehen. Zwei Enkel desselben, Heinrich und Burchard, theilen sich in zwei Linien, in die Lauterberg'sche und Scharzfeldsche. Beide hielten es im J. 1204 mit Otto von Braunschweig gegen Philipp von Schwaben. Burchard war mit in dem Lager vor Weißensee (cf. Leuckf. A. P. 55. Harenberg: Gesch. v. Gandersh. p. 320). Da Heinrich von Lauterberg ohne männliche Erben starb, so erbten Burchard's Söhne, Burchard der Aeltere, Burchard der Weißkopf und Burchard der Krauskopf, seine Länder, welche sie ungetheilt regierten. Beide sind auch Schutzvögte des Klosters Pöhlde. Ihr Todesjahr ist unbekannt. Burchard der Aeltere, welcher auf Scharzfels wohnte, hatte zwei Söhne, Siegbod, der ohne Nachkommen starb, und Burchard. Letzterer hinterließ zwar sechs Söhne, es ist aber nichts über sie zu finden und sie sind entweder jung oder ohne Erben gestorben. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts starb die Scharzfeldische Linie aus und ihre Besitzungen kamen an Lauterberg. Als auch dieses Grafengeschlecht im J. 1397 erlosch, (cf. Letzner: Dasselsche Chronik 4. C. 29. L.), wollte Herzog Friedrich von Grubenhagen Scharzfels einziehen, allein der Erzbischof von Mainz, die Aebtissinnen von

Quedlinburg und Gandersheim und der Bischof von Hildesheim lehnten sich dagegen auf und suchten es an sich zu bringen. Da bemächtigten sich zwei Ritter, von Minnigerode und von Birkenfeld, der Burg und gaben sie in Herzog Friedrichs Hände. Als dieser nöthig Geld brauchte, überließ er Scharzfels und Lauterberg im J. 1402 seinem Schwager, dem Grafen von Hohenstein, Heinrich VIII. mit der rothen Platte für 11000 Mark löthigen Silbers wiederkäuflich, woraus jedoch im J. 1456, da man nicht im Stande war, diese Summe wieder zu bezahlen, eine förmliche Belehnung wurde.

Als die Grafen von Hohenstein im J. 1593 mit Ernst VII. ausstarben, hätte Scharzfels an Stolberg und Schwarzburg fallen sollen, da diese mit in die Belehnung aufgenommen waren; allein die Herzöge von Braunschweig und Grubenhagen zogen dasselbe ein und es ist auch, aller Beschwerden der Grafen ungeachtet, bei ihnen geblieben. Als auch dieses Geschlecht im J. 1617 ausstarb, fiel Scharzfels an die Herzöge von Celle und gehört noch jetzt zum königlich hannöverschen Fürstenthume Grubenhagen.

Lange fiel nun nichts Merkwürdiges auf Scharzfels vor und es wurde sogar im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ein Vergnügungsort. Da man nämlich in dieser Zeit anfing, ein treffliches Bier auf der Burg zu brauen, so strömte Sonntags, wenn gutes Wetter war, Jung und Alt dahin, und erfreute sich an der Aussicht und dem guten Getränke.

Die Burg wurde aber immer in gutem Stande erhalten, denn oft besuchten die Herzöge der Jagd wegen diese Gegend und da Scharzfels sehr fest war, indem man neben der Burg noch ein besonderes Werk, den Frauenstein, aufgeführt hatte, so wurde sie auch als Staatsgefängniß benutzt. So wurde sie bis in den siebenjährigen Krieg erhalten. Im J. 1761 aber, am 16. September, zogen die französischen Generäle Victor und Vauvecour mit 11,000 Mann vor Scharzfels und forderten es zur Uebergabe auf. Der damalige Commandant von Scharzfels, der Hauptmann von Issendorf, welcher nur wenige invalide churbraunschweigsche Jäger dem Feinde entgegenstellen konnte, wies jede Aufforderung ab und war fest entschlossen, sich auf das Aeußerste zu vertheidigen. Die Besatzung war von gleichem Muthe und gleicher Gesinnung beseelt, besonders da sie wußte, daß das Schloß noch nie hatte erobert werden können.

Die Burg wurde nun fest eingeschlossen. Aus allen umliegenden Orten mußten Männer und Frauen herbeikommen und mit Hacke und Schaufel bei der Belagerung helfen. Sogar aus Ellrich wurden 150 Personen herbeigeholt, von denen aber auf dem Wege 55 entsprangen. (cf. Schmaling: Hohnst. Mag. p. 415). Es wurde gestürmt, von den gegenüberliegenden Bergen nach dem Felsenschlosse geschossen — aber Alles vergeblich und es wäre nimmer in die Hände der Franzosen gefallen, wenn nicht ein zweiter Epialtos in der Gestalt eines Einwohners von Lauterberg den Franzosen einen Pfad gezeigt hätte, auf dem sie den schon erwähnten Frauen-

stein erstiegen und dadurch den tapfern Issendorf und seine Krieger zwangen, sich den 25. September zu ergeben.

Die französischen Generäle säumten nicht, nach Paris zu berichten, daß sie Scharzfels, eine der wichtigsten Festungen Deutschlands, in wenigen Tagen erobert hätten. Während aber dort glänzende Feste und große Feierlichkeiten dies wichtige Ereigniß feierten, waren auf Scharzfels Victor und Vauvecour sehr niedergeschlagen, als sie außer einigen alten Kanonen und einigen Centnern Munition gar nichts fanden, was des Mitnehmens werth gewesen wäre. Zornig beschlossen sie, die Burg zu zerstören und Bergleute von Lauterberg mußten herbeikommen und die gewaltigen Mauern zerbrechen. Auch die Felsen wollten sie sprengen lassen, was aber unterblieben ist. Sie zogen plötzlich davon, aber noch heute erinnert „der Franzosengrund" an ihr Hiersein und an die Stelle, wo das Hauptheer derselben gelagert war.

Scharzfels wurde nicht wieder hergestellt und da den Bewohnern der umliegenden Gegend nicht gewehrt wurde, die Steine der Ruine wegzuholen, so sind außer den in unvergänglichen Fels gearbeiteten Gängen und Gewölben, nur unbedeutende Reste übrig geblieben. Aber eines Besuches ist der Scharzfels dennoch sehr werth.

Ein schöner Sommermorgen hob heiter lächelnd sein rosiges Antlitz über die grünen Berge und die Natur erwachte unter den Frühhymnen der Lerchen, als ich auf einem alten Waldpfade hinaufwanderte zu den Trümmern der alten Burg. Goldige Wölkchen schwangen sich glänzend der Sonne zu und entschwebten gleich freundlichen Geistern. Ein Heiligenschauer durchbebte das Wäldchen, ein Silberschimmer floß über den Thränenthau des Wiesengrundes, in frommer Wallfahrt zogen die Wellen der Oder dahin und murmelten ihre Morgengebete an den wilden Rosenkränzen des Ufers. Bald hatte ich die Höhe erklimmt, bald waren die wenigen Mauerfragmente, welche hier liegen, beschaut, und ich wandte mich zu dem mächtigen, schroffen Felsen, der den Gipfel des Berges krönt. Kein Pfad führt zu ihm empor, kein Weg leitet zu der thürähnlichen düstern Vertiefung, welche in das Innere der Klippenmasse führt und sich in einer solchen Höhe vom Fußboden befindet, daß man nicht im Stande sein würde, die Felsenruine zu betrachten, wenn nicht eine hölzerne Treppe angebracht wäre, auf der man hinansteigen könnte. Ein dunkler Gang, durch den Kern des Felsens gearbeitet, nimmt den Wanderer auf. Rechts und links gewahrt man im Vorüberschreiten finstere Gewölbe, hütet sich aber wohl, dieselben ohne Licht zu betreten, um nicht in eine dunkle Tiefe hinabzustürzen. Der Pfad windet sich aufwärts und plötzlich steigt man wieder zu Tage und befindet sich schon nach wenigen Schritten auf der höchsten Spitze des Felsens, der mit mehreren Mauerresten geschmückt ist. Auf die höchste nördliche Klippe setzte ich mich und ließ meinen Blick mit Lust in die Gegend hinausschweifen, denn man übersieht hier einen schönen Strich Landes vom Eichsfelde, dem Göttingischen und Hohensteinischen. Dort erheben sich hohe, waldige, in blauen

Duft gehüllte Berge, das liebliche Thal der Aue breitet sich aus, in dessen Biegung Eisenhütten und Hammerwerke liegen, deren dumpfe Schläge die frische Morgenluft herübertreibt; da blickt man auf die Dörfer Barbis und Bartholfelde und, hinter ihnen, auf die Berge im Fürstenthum Schwarzburg. Südlich fließt dicht am Fuße des Berges die Oder vorüber, die reinlichen Häuser Neuhofs lagen auf frischem Wiesengrün, hinter ihnen ragt ein kahler Felsenberg hervor und über ihn hervor schaut der Bergzug bei Bleicherode, die Hasenburg und der Ohmberg. Rechts sieht man in einer Entfernung von fünf Meilen die beiden Bergspitzen, auf denen die Burgruinen der Gleichen bei Göttingen zerfallen, näher ruht der Blick auf dem freundlichen Dorfe Scharzfeld und verweilt zuletzt noch auf dem alten Schlosse Herzberg, dem Hannoveraner in vielfacher Beziehung werth und theuer. Die nächste Umgebung ist sehr romantisch und steht mit der starren Felsenburg im reizendsten Contraste. Schattige Buchen und schlanke Birken fassen einen blumigen schwellenden Rasen ein, eine Schafheerde weidete einzeln im hohen Gras des Abhanges unter duftenden Gesträuchen oder an der heckenartigen Umzäunung in der Tiefe, während die kletternden Ziegen auf Trümmern und Zacken herumsprangen und die Blätter der dornigen Brombeersträucher abrupften. Ein alter Hirt aber im Wamms von Schaffellen schlief im Schatten eines alten Gemäuers, ohne sich von dem Summsen der Bienen und dem Geschmetter der Waldvögel stören zu lassen. Ein anderer, mit weißem Bart und Haupthaar, saß, aus einer kurzen Holzpfeife rauchend, neben ihm und schnitzte hölzernes Geräth.

Ich stieg herab vom Felsen, näherte mich dem Alten und sprach:

Gott grüß Euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?

Der muntere Greis antwortete freundlich und bald war eine lebhafte Unterhaltung im Gange. Er wußte viel von der Burg und ihrer Umgebung zu erzählen und da ich gesonnen war, von hier aus die Steinkirche, das Einhornloch, die Königshütte, den Römerstein und die Weingartenhöhle zu besuchen, so forderte ich ihn auf, meinen Cicerone zu machen. Mit Vergnügen willigte er ein und begann sein Amt mit der Erzählung von der unglücklichen Burgfrau auf Scharzfels, mit wackelndem Kinn und lebhaften Gebehrden wie folgt:

„Vor langen Jahren bewohnte die Burg Scharzfels ein wackerer Ritter Albrecht von der Helden mit seiner schönen Gemahlin, einem wahren Muster der Tugend und Sittsamkeit. Still und geräuschlos flogen dem glücklichen Paare die Tage dahin und es lebte mit aller Welt in Frieden, selbst mit dem Burggeiste, der seit undenklichen Jahren in der Gestalt eines kleinen alten Mannes auf der Burg hauste und, wie die Leute erzählen, selbst mit an den mächtigen Felsenhallen arbeiten half. Sein liebster Aufenthalt war aber in einem Thurme, der kühn in die Wolken stieg und dort oben auf dem

Platze stand, von welchem Sie erst die Gegend überschauten. In den Zeiten der Ruhe und des Friedens entzog er sich dem Anblicke der Menschen und lauschte am Tage in dem Geklüft des Felsens, oder in dem riesigen Thurme, auf das Thun und Treiben der Burgbewohner, des Nachts aber säuberte er für wackere Knappen die Rosse, für fleißige Mägde das Geschirr und die Küche und stellte das verfallende Gemäuer des Schlosses wieder her. Wenn dem Burgherrn ein frohes Ereigniß bevorstand, verkündete er es mit fröhlichen Mienen, nahte aber Unheil heran, dann sah man ihn in schwarzen Trauerflören und mit trüben Blicken durch die Gänge und Gemächer der Burg schleichen.

Der Ritter Albrecht von der Helden und seine wunderliebliche Gemahlin kamen einstmals von einem Feste heim, welches der Kaiser (Heinrich IV.) zu Goslar gegeben, als sie den Burggeist in Trauergewändern und thränenden Augen an dem Burgthore stehen sahen. Sie erschraken und befürchteten schon, es sei ein großes Unheil geschehen; als sie aber vernahmen, daß in ihrer Abwesenheit nicht das Geringste vorgefallen sei, muthmaßten sie, daß ihnen und ihrer Veste ein Unglück drohe und harrten in banger Erwartung auf den Einbruch desselben.

Aber Tage und Wochen vergingen, ohne daß sich das Geringste ereignete und der Burgherr wurde ruhiger und auch das Auge seiner treuen Gattin blickte wieder heiter. — Dennoch hatte der Geist nicht ohne Ursache Schreckliches prophezeiht. — Der allen Wollüsten ergebene Kaiser hatte nämlich auf jenem Feste zu Goslar Gefallen gefunden an der schönen Frau des von der Helden und das Wohlgefallen war bald zu verbrecherischer Glut emporgelodert, die er um so mehr für jeden Preis zu befriedigen dachte, je mehr ihn das tugendhafte Weib bei jeder Andeutung mit empfindlicher Kälte zurückgewiesen hatte. Da zog er einen Mönch aus dem nahgelegenen Kloster Pöhlde, der oft auf dem Scharzfels war, in sein Geheimniß und versprach ihm, wenn er zur Ausführung seines schändlichen Vorhabens behülflich sei, verschwenderische Belohnung und ein Bisthum für ihn zu erwirken; und der Pfaff weigerte sich nicht lange, sondern versprach seine verschwiegene Handreichung.

Auf Anrathen des Mönchs sandte der Kaiser einen Boten an den Ritter von der Helden und ließ ihn zu sich ins Kloster Pöhlde bescheiden. Hier forderte er ihn auf, eine Reise für ihn an einen entfernten Ort zu thun und so unlieb es diesem auch war, so durfte er doch seinem Lehnsherrn den Gehorsam nicht verweigern. Zärtlich nahm er von seiner geliebten Gattin Abschied, schwang sich auf sein ungeduldig scharrendes Roß und war bald aus den Blicken der Betrübten und ihm mit trüben Ahnungen Nachschauenden verschwunden.

Kaum erhoben am andern Morgen die Vögel ihre hellen Morgenstimmen, kaum flatterte das erste Gold der Sonne zwischen den bewegten Baumwipfeln, als auch der Kaiser schon mit einem zahlreichen Gefolge in der Nähe der Burg erschien. Den ganzen Tag erscholl in den Wäldern das Halloh der Treiber, das Klaffen der Hun-

de und das Rufen der Jäger, das sich dumpf an den Klippen brach. Aber der Kaiser fand heute wenig Gefallen an dem edlen Waidwerke, sondern er schaute oft sehnend hinauf nach der stolzen Burg, die das Ziel aller seiner Wünsche in sich verschloß und der er sich doch, von einem unerklärlichen Gefühl in seinem Innern zurückgehalten, nicht zu nähern wagte. Als aber gegen Abend ein finsteres Wetter über dem Harze emporstieg, als langsam und hohl der Sturmwind in langgehaltenen, heisern Tönen heranzog, sich in den Bergen verfing und den Staub wirbelnd emporkräuselte, als der Wald rauschte, die Wolken sich immer düster und düsterer aufthürmten und die Ströme des Himmels prasselnd herabstürzten, da hatte der Kaiser einen schicklichen Vorwand, an das Thor der Veste zu reiten und um Einlaß zu bitten. Der Mönch hatte schon längst seine Ankunft erwartet und führte ihn bei der Burgfrau ein. Sie erblaßte, als sie den unerwarteten Gast erblickte; eine ganz eigene Scheu, ja, eine Furcht ergriff sie in seiner Nähe; sie zitterte, wenn er sie so anstarrte, mit den großen, flammenden Augen; die Taube, wenn sie das blitzende Auge des Raubvogels auf sich gerichtet sieht, kann keine größere Angst empfinden; aber sie raffte ihren Muth zusammen und empfing ihn mit aller der Aufmerksamkeit, die sie ihm schuldig zu sein glaubte. Der Abend verging unter allerlei gleichgültigen Gesprächen, als aber die Nacht schon angebrochen war und die Burgleute alle schon im tiefen Schlafe lagen, da sprang, auf einen Wink des Mönchs, der Kaiser plötzlich auf, umhalste das reizende Weib und suchte ihrer mit Güte Herr zu werden. Die Erschrockene setzte sich zwar verzweiflungsvoll zur Wehre und flehte den Priester um Hülfe und Erbarmen an; aber dieser, statt der Unglücklichen beizustehen, eilte hinzu, überwältigte das schwache Weib und half die scheußlichste Schandthat vollbringen. Durch die fürchterlichste Körperanstrengung erschlafft, durch die Verzweiflung des Geistes aufgerieben, blieb die Unglückliche entseelt auf dem Lager und schaudernd vor der Schuld, die er auf sich geladen, floh der Kaiser mit seinem Helfer aus den Mauern der Burg.

Und kaum waren sie aus dem Thore der Veste, da begann ein dumpfbrausendes Getöse in dem Eingeweide der Erde und die Felsen unter und neben ihnen fingen an zu zittern und zu wanken, Eulen mit glühend rollenden Augen umkreisten ihre Häupter, schmuzige Fledermäuse flatterten pfeifend, wie Geister des Abgrunds, um die Zagenden. Und es krachte den Felsen hinan, im himmelhohen Thurme hinauf, wie das von tausend Echo's zurückgeworfene Rollen des Donners, und das schwarze Schieferdach hob sich über die Wolken und fiel, wie Hagelschauer, zertrümmert nach allen Seiten herunter und zackige Blitze und Feuerflammen durchzuckten die Finsterniß der Nacht und zwischen ihnen stieg riesengroß und schwarz vermummt der Burggeist aus dem Innern des Thurms empor, schwebte über Scharzfels, schrie es laut in die Gegend aus, daß der Kaiser Tugend und Unschuld, Recht und Sitte mit Füßen getreten habe, daß der Pfaffe

mehr als der Kaiser an dieser Sünde schuldig sei und versank wieder in der Tiefe des Thurms unter Donner und Blitz.

Unterdessen waren die beiden bleichen Sünder an das steinige Ufer der Oder gelangt und der Kaiser haderte mit dem Mönche und schalt ihn, daß er sich zu dieser Höllenthat habe bereitwillig finden lassen, statt ihn davon zurückzuhalten und schlug ihn verzweiflungsvoll mit geballter Faust in das Antlitz und stürzte von dannen. Wild starrte der Mönch dem Enteilenden nach und nicht länger im Stande, die Gewissensqual, welche ihn peinigte, zu ertragen, bemächtigte sich seiner der gräßlichste Wahnsinn und er erhenkte sich über dem schroffen Felsen am Gestade der Oder da, wo noch jetzt der Berg die Schandenburg geheißen wird.

Nach einigen Tagen kehrte der Ritter von der Helden nach Scharzfels zurück und die unerwartete Nachricht traf ihn wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Sein Herz schwoll in männlicher Wuth, sein Auge flammte gen Himmel. Ohne eine Sylbe zu sprechen, ohne seines Zustandes bewußt zu sein, hatte er einen furchtbaren Eid der Rache geschworen und war schon nach wenigen Minuten auf dem Wege nach Goslar, um den Zerstörer seines Lebensglücks für seine Frevelthat zu bestrafen. Dieser mochte aber die Ursache des Besuches ahnen und fand daher für gut, ihn nicht vor sich zu lassen. Um aber auch für die Zukunft ein unangenehmes Zusammentreffen mit dem beleidigten Ritter unmöglich zu machen, gab er einigen seiner Diener Befehl, ihn auf eine gute Weise aus dem Wege zu räumen. Hiervon erhielt der von der Helden jedoch Nachricht. Er verließ Goslar sogleich und rächte sich nun dadurch, daß er die Bergleute auf dem Harze zum Aufstande reizte und mit ihnen die Gegend verließ, wodurch auch die Bergwerke ganz in Verfall geriethen.

Der Burggeist aber zog sich seit dieser Zeit ganz von den Menschen zurück, quälte die Bewohner von Scharzfels und duldete nie wieder ein Dach auf dem Thurme, denn wenn man schon am Tage eins darauf baute, warf er es doch des Nachts wieder herunter und der Thurm wurde deshalb auch seit der Zeit ohne Dach gelassen. (cf. Letzner: Dasselsche Chronik, VI. Buch, 1. Kap.)

Auch jetzt, „fügte mein Führer hinzu, indem wir den Berg hinabstiegen", auch jetzt neckt der Geist noch zuweilen Fremde, welche die Burg besuchen und ich glaube, daß nur er allein schuld daran ist, daß an jedem Feste, welches die Sänger des Harzes da oben feiern wollen, dunkle Regenwolken und Hagelschauer den Gipfel des Berges umlagern und die gehoffte Freude stören. Es ist überhaupt in der Gegend nicht geheuer und ich will Ihnen eine ganz sonderbare Geschichte erzählen, die meiner Mutter Großvater selbst widerfahren ist:

Es war derselbe nämlich ein Waidmann und der Aufseher über die Forsten dieser Gegend. Mit dem Gewehr auf dem Rücken schlenderte er einst durch den Wald und als er um eine Waldecke bog, sah er, wie drei Männer in einer jungen Schonung die Erde aufwühlten

und dadurch viel Schaden anrichteten. Schon schwebte ihm ein derber Fluch auf den Lippen, als die Gestalten sich umwandten und durch ihr sonderbares, fremdartiges Aussehen jedes Zornwort zurückscheuchten. Der Eine war ein hoher und von der Last seiner Jahre noch nicht allzusehr gebeugter Greis. Das kahle Haupt, von dem nur rechts und links zwei kleine, silberweiße Löckchen sichtbar waren, der lange, bis zur Brust herabreichende Bart, die hagern, strengen Züge und das schwarze Gewand gaben dem Alten das Ansehen eines Anachoreten. Der Andere war ein kräftiger, nerviger Bursch mit brennenden Blicken. Ein sonderbarer spitzer Hut saß ihm verwegen in den grausen, schwarzen Locken, ein wilder Bart, welcher sein Kinn umflocht, die behaarte Brust und die Muskeln des aufgestreiften Arms zeigten von nicht gewöhnlicher Kraft. Der Dritte war eine herrliche, hochgewachsene Gestalt, das kühne Antlitz von tausend kastannienbraunen Locken umr[illegible]lt, das Auge voll Muth und die keckaufgeworfene Lippe voll Kraft. Um das Kinn kräuselte sich der dichte Bart; ein kurzer, starker Hals, breite Schultern und Brust und nervigte, stark ausgebildete Glieder vereinigten sich zu einem schönen, tüchtigen und übereinstimmenden Ganzen. Alle blickten den Herankommenden so fest und ruhig an, daß dieser nur im Stande war, die Frage an sie zu richten: „Was macht Ihr hier, Ihr Herren? Ihr zertretet ja den ganzen jungen Anwuchs und verderbt durch Euer Scharren und Graben manches schöne und hoffnungsvolle Bäumchen!“ —

Der Eine der Fremden antwortete auf diese Anrede begütigend, bedauerte, daß sie allerdings eine kleine Zerstörung angerichtet hätten, daß es aber nicht anders gehe, da sie gerade an dieser Stelle Steine und Erde fänden, die sie überaus nothwendig brauchten und wegen welcher sie aus weiter Ferne herbeigekommen wären. Gern verständen sie sich aber zu einem Schadenersatze und wenn der Herr Förster nur fordern wolle, so würde man sich gewiß in Güte abzufinden wissen.

Ein weiteres Gespräch verrieth nun dem Förster, daß die Fremden sogenannte Venetianer seien und die Folge dieser Unterreduug war, daß er sie ungehindert und ohne das Geringste von ihnen anzunehmen, ziehen ließ.

Manches Jahr war verstrichen und oft, aber jedesmal an einem Johannistage, hatte der Förster die Fremden wieder gesehen und gesprochen, als er sich einst an einem schwülen Sommernachmittage unter einen Baum niederwarf und bald in einen tiefen Schlaf versank. Wie lange er geschlummert haben mochte, wußte er nicht; als er aber die Augen öffnete, sah er sich in einer ganz fremdartigen Gegend, in der, dicht vor seinen Augen, ein stolzes, wundervolles Schloß, rings von einer hohen Mauer umgeben, emporstieg. Erschrocken schaute der Jäger umher. Es war ihm gewiß, daß er niemals vorher diese Gegend gesehen und daß er durch Zauberei vom Scharzfels in eine fremde Gegend versetzt sein müsse. Er betete in der Angst den Glauben, das Vaterunser, das Ave Maria und die Gebete gegen das böse Wetter und den höllischen Drachen in sonderbarem Gemisch durch einander, wie ein Sinnverwirrter. Mochte er

nun aber in der Bestürzung ein oder einige Worte ausgelassen haben, oder waren es recht ausgepichte Teufel, die hier ihr Unwesen trieben und Gott und allen Heiligen ein Schnippchen schlugen — so viel war richtig, daß Schloß und Ringmauer ruhig stehen blieben. Der Geängstigte wußte nun nichts weiter anzufangen, als sich in sein Schicksal zu ergeben und seine Umgebungen näher ins Auge zu fassen. Schwarze Cypressen schauten mit langen Hälsen über die Steinwände, und Feigenbäume streckten ihre Zweige wie verwunderlich gekrümmte Finger aus, just als ob sie nach ihm krallen und ihn zu sich hineinzerren wollten. Glänzende Eidechsen schlüpften steil die Mauer hinan, sahen sich mit funkelnden Augen nach ihm um und schwänzelten dann hurtig in den Garten, in welchen zu blicken dem Förster ein Gitterthor verstattete. Ueber das Gebüsch hinweg schauten allerlei Figuren von Marmelstein: bocksfüßige Heidengötter, die wunderliche Gesichter schnitten, und kleine bucklige Zwerge mit dreieckigen Hütchen, Jäger, die aus vollen Pausbacken die Waldhörner bliesen, Damen mit Reifröcken und Pferdeköpfen, Urnen, um die sich Molche, Drachen und anderes giftiges Gewürm mit weit aufgesperrten Rachen und rothen, spitzigen Zungen ringelte und was nun dergleichen diabolisches Zeug mehr war. Zwischen den grinsenden Larven aber spazierte ein Pfau mit lang hintennach schleppendem Schweif ernsthaft auf und nieder und ließ, widrig krächzend, seinen blauen Hals in der Sonne schillern.

Da sprang das vergoldete Gitterthor auf und ein alter Mohr trat heraus, verneigte sich mit kreuzweis gefaltenen Händen tief vor dem Förster, und lud ihn durch einen Wink ein, ihm zu folgen. — Beide schritten nun durch den Garten.

Betäubende Duftwolken wogten ihm aus allen Hecken und Büschen entgegen. Wunderliche, vordem noch nirgends gesehene Blumen nickten mit ihren schlanken Stengeln und schienen ihn durch Verneigung ihrer funkelnden Kronen begrüßen zu wollen. Buntfarbige Vögel flogen ihm von Ast zu Ast voran und zwitscherten, sangen und schrieen mit fast menschlicher Stimme durcheinander. Dann warf sich einmal wieder eine häßliche Meerkatze, mit dem Wickelschwanz an einen Ast geklammert, vom Baume herab, fletschte grinsend die Zähne gegen ihn und schnellte sich wieder in das Blätterdickicht zurück. Aus einem der Seitengänge kam ein purpurfarbener Storch gravitätisch hervorgeschritten, verdrehte den langen Hals zum manirlichen Compliment hin und her, scharrte mit den dürren Beinen hinten aus und stapfte dann wacker als Führer vor den Beiden her, wobei er sich immerfort nach ihnen umschaute, ob sie auch nachfolgten. In einem der Marmorbecken stürzte ein steinerner Winzer das Faß um und der helle Gischt, der dem Spund entströmte, sprudelte in das breite Gesicht des schlürfenden Buben; in einem andern blies ein Götzenbild, das in gewundenem Fischschwanz endete, aus der Muschel den hellen Strahl in die Luft und die verstäubenden Tropfen strahlten von der Sonne beglänzt, wie funkelnde Demanten und Rubinen. Weiße Tempel mit von Epheu umsponnenen Säulen blitzten aus den

Hecken hervor. Der Förster folgte wie ein Träumender, widerstrebend und dennoch wie von einer unerklärlichen Zaubermacht vorwärts getrieben, bis sie zu dem mächtigen, in einem fremdartigen Style erbauten Schlosse gelangten. Er stieg eine Marmortreppe hinauf und ging auf kostbaren Teppichen, so weich und glatt, daß er seinen eigenen Schritt nicht vernahm. Der Duft balsamischer Spezereien zog behaglich aus den überall aufgestellten Räucherpfannen auf. Schöngewirkte Decken bekleideten die Wände vom Simse bis zum Boden. Schwellende Polster luden zur Ruhe ein, wie es auch die durch grüne Fensterscheiben gemilderte Tageshelle that. Von der Höhe des Zimmers schmetterten seltene Singvögel aus gelben Drahtkäfigen ihr munteres Lied herab und ein grauer Sittich an langer Kette saß auf einer Stange und pickte mit dem krummen Schnabel in die goldenen Stäbe seines Gefängnisses. Da stand der Mohr still, öffnete eine Flügelthür und schob den betäubten Jägersmann in einen Saal. Wie angezaubert stand dieser hier in dem weiten Raume und seine Augen liefen wie geschäftige Ameisen in demselben umher, denn die Gegenstände, welche er hier erblickte, waren wohl geeignet, die Aufmerksamkeit zu fesseln und besonders das Herz eines Jägers zu erfreuen. Rings in dem köstlich geschmückten Saale standen nämlich, an den Wänden hingereiht, allerlei Thiere in Lebensgröße und von gediegenem Golde der Natur ganz getreu nachgebildet. Staunend betrachtete der Förster die schönen Gebilde. Er konnte sich nicht satt sehen daran und wer weiß, wie lange er noch gestanden und sie beschaut hätte, wenn nicht endlich durch eine andere Thür die drei Männer eingetreten wären, welche er so oft am Scharzfels gesehen hatte. Sie schritten auf ihn zu, drückten ihm freundlich die Hand, frugen ihn: wie es ihm hier gefalle und welches Stück er wohl zu haben wünsche? — Nachdem der Förster seine Verwunderung darüber ausgedrückt, wie er hierher gekommen, entgegnete er auf die an ihn gerichtete Frage, daß, wenn er wählen dürfe, er ohne Bedenken um den schönen goldenen Hirsch bitten würde, der dort lebensgroß aufgestellt sei! — Nach mancherlei Gesprächen nahm der Aelteste der drei Männer das Wort und sprach: „Ihr kennet uns nun lange Jahre und wißt, daß wir oft nach dem Scharzfels kamen und Erde und Steine von da wegholten, die Ihr dummen Deutschen nicht achtet, die aber von bedeutendem Werthe sind. Jetzt haben wir genug der kostbaren Waare und werden nicht wieder kommen, aber danken wollten wir Euch noch für Eure Nachsicht gegen uns und deshalb wünschten wir, Euch einmal bei uns zu sehen und Euch festlich zu bewirthen. Habt deshalb die Güte und folgt uns, einen kleinen Imbiß mit uns einzunehmen. Meiner Mutter Großvater ließ sich nicht zweimal nöthigen, denn seine Eßlust war wirklich groß und er folgte deshalb seinem Wirthe bereitwillig in ein Zimmer, das von Gold und Silber starrte und mit den köstlichsten Wohlgerüchen angefüllt war. Die herrlichsten Speisen und ältesten Weine wurden nun aufgetragen und erst spät erhoben sich die Fröhlichen von der Tafel und suchten das Lager und auch mein lieber Waldmann sank auf das für

ihn bereitete schwellende Bett von rauschender Seide und lag bald fest in den Armen des tiefsten Schlafs. —

Als er erwachte, blickte er verwundert um sich, denn er lag wieder unter der schattigen Buche am Scharzfels und dem Sonnenstande nach mochte er nicht allzu lange geschlummert haben. „Das heißt schnurriges Zeug träumen!" rief er aufspringend und Moos und Halmen von seiner Kleidung streichend; aber wie festgezaubert blieb er stehen, als er neben sich im Grase den goldenen Hirsch erblickte, welchen er sich gewünscht hatte, der ihn mit den großen Augen, die von Diamanten waren, wie lebend anblickte und ihm bewies, daß er das, was er für einen Traum hielt, wirklich erlebt hatte. Mit Hülfe einiger Männer, die, wie gerufen, eben in die Nähe kamen, brachte er ihn glücklich heim und sind viele Leute herbeigekommen, ihn zu sehen. Später hat ihn mein Urgroßvater auf vieles Zureden verkauft, von den drei Männern aber hat er nie wieder etwas gehört oder gesehen!"

Während dieser Erzählung waren wir auf unserm Wege fortgeschritten, hatten die, über mosigen Steinen hinschäumende Oder, so wie das Dorf Scharzfeld zur Linken gelassen und wandten uns jetzt rechts nach den sonderbar gestalteten, kahlen Felsbergen, die hoch über das Dorf emporragen und seit Jahrhunderten als alte liebe Bekannte in die Fenster der reinlichen Häuser Scharzfeld's hineinschauen.

Durch eine bunte Schaar lustig umherkletternder Ziegen schritten wir einen rasigen, kahlen Berg hinan und standen plötzlich vor der

## Steinkirche,

einer Höhle, die in einem harten Kalksteinfelsen liegt und zu den seltensten Gebilden gezählt werden darf, welche der Harz aufzuweisen hat. Sie hat eine Höhe von 40 — 50 Fuß, ist ungefähr 20 Fuß breit und 80 Fuß lang und von solch ernster und Ehrfurcht erweckender Form, daß man bei dem Eintritt in dieselbe an ein Gotteshaus erinnert werden muß, wenn man auch den Namen derselben nie zuvor gehört hat. Geregelte Nischen von verschiedener Größe für Heiligenbilder und Lampen sieht man noch in den Wänden, so wie eine Art von Altar, zu dem einige Stufen hinaufführen. Licht erhält sie sowohl durch den Eingang, als auch durch eine ansehnliche Oeffnung in der Decke, wo auch wahrscheinlich ein Betglöckchen hing. Außen vor dem Eingange führen Stufen zu einer Art Kanzel hinauf, von welcher ein Mönch oder Eremit der auf den Anger hingelagerten Volksmenge bequem eine Bergpredigt halten konnte.

Nachdem ich lange die Steinhalle mit großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, nahm mein Führer abermals das Wort und sprach:

„Vor grauen Jahren, als noch das Heidenthum in dieser Gegend herrschte, standen auf diesem und den benachbarten Hügeln die Altäre der Götter. Hell loderte an dieser Stelle das Opferfeuer des

Krodo in die düstere Nacht hinaus, hoch stieg dort auf der östlichen Klippe die Feuersäule zu Ehren der Göttin Ostera empor. Die züngelnden Flammen beleuchteten die Gegend weit umher und luden die Bewohner der benachbarten Thäler und Höhen zu den wilden Gebräuchen, zu den blutigen Opfern und tobenden Tänzen ein.

Da kam aus fernen südlichen Ländern ein Eremit in diese Gegend. Er sah die rauchenden Opfersteine, er hörte die Gesänge der taumelnden Heiden nnd langsamen Schrittes stieg er den steilen Gipfel des Berges hinan. — Das Sonderbare und Ehrfurcht erweckende in seinem Aeußern brachte Ruhe in den tobenden Haufen und der Eine lagerte sich hier, der Andere dort, der Dritte stützte sich auf seinen Speer und Alle lauschten aufmerksam und schweigend auf das, was ihnen die fremdartige Gestalt sagen würde.

Und wie der Sturm dumpfbrausend und rauschend über die Wipfel des Waldes daherzieht, so erhob sich die Stimme des Alten und predigte den Versammelten die neue Lehre mit immer zunehmender Begeisterung. Noch hörten diese ruhig die ernsten Worte des Greises an, als er aber die Götter schmähte, die ihnen theuer waren, als er sie aufforderte, ihre Götzenbilder zu zertrümmern und sich der Lehre des einzigen, wahren Gottes zuzuwenden, da entbrannte ihr Zorn. Sie sprangen empor, nöthigten ihn zum Schweigen und nach kurzer Berathung wurde einstimmig der Tod über den frechen Lästerer ihrer Götter beschlossen.

Schon nach wenigen Minuten wurde der zitternde Greis von den riesigen Gestalten von der Spitze des Felsens hinabgeführt an einen Platz, der geeignet war, die Hinrichtung vorzunehmen. Der Eremit flehte zu dem Allbarmherzigen um Muth in dieser schweren Stunde, entwand dann, auf wunderbare Art gestärkt, einem der ihm zunächst Stehenden eine hölzerne Streitaxt und sprach dann zu den Blutgierigen:

„„So gewiß, als ich mit diesem schwachen Werkzeuge dieses feste Gestein spalte, so gewiß, als dieses Holz einen Tempel zur Verehrung des alleinigen Gottes aus diesem unerschütterlichen Felsen schafft, so wahr ist das Wort, das Evangelium, welches ich Euch predigte!““

Und als er diese Worte gesprochen, hieb er mit bebenden Armen gegen die rauhen Klippen und siehe, das feste Gestein gab, gleich weichem Thone, den schwachen Streichen des hölzernen Beiles nach. Und die Sonne trat in diesem Augenblicke hinter dunklem Gewölk hervor und überflutete Fels und Wald, Himmel und Erde mit einem rosenfarbenen Schimmer, und die Vögel priesen in tausendstimmigen Weisen die Güte ihres Herrn und Schöpfers.

Da ging den wilden Sassen das Herz weit auf und einmüthig sanken sie auf die Kniee, um sich in frommer Verehrung vor dem Herrn der Schöpfung, der durch einen schwachen Greis ein so großes Wunder gethan, zu demüthigen. Einstimmig gelobten sie, fortan Krodos Dienst zu meiden und dem neuen Glauben treu zu bleiben, und folgten dem frommen Klausner hinab zum Ufer der Oder und

ließen sich weihen zu Gliedern der christlichen Kirche und von allen Seiten strömten Gläubige herbei, die Worte des neuen Apostels zu vernehmen und sich von ihm taufen zu lassen.

So entstand an jenem schroffen Felsenabhange, in jenen unwirthbaren Klippen, das uralte Gewölbe der Steinkirche und noch jetzt werden, zum Andenken an dies Ereigniß, auf den einander gegenüberliegenden Kuppen, die dem Krodo und der Ostera geheiligt waren, am heiligen Osterfeste lodernde Feuer angezündet und durch kirchliche Gesänge zu christlichen Dankopfern verwandelt, noch jetzt wallfahrten an einem bestimmten Tage bei herannahendem Frühlinge die Bewohner des Dorfes zu der grauen Steinkirche, dem ersten Versammlungsplatze der gläubigen Christen dieser Gegend!

Mit neuer Theilnahme betrachtete ich noch einmal den dämmernden Raum der Steinkirche, weidete mich an der lieblichen Aussicht, welche man vor derselben hat und folgte dann meinem schnell voranschreitenden Führer über Berg und Thal und durch üppigen Wald nach dem

## Einhornloch,

oder der Scharzfeldischen Höhle, die, von der Burg Scharzfels nördlich, in Busch und Gehölz versteckt liegt und nur durch ein Thal von ihr getrennt ist. Sie ist noch nicht ganz durchforscht, aber was man bereits beschaut hat, ist sehr bedeutend und Blumenbach hält sie für die interessanteste und wichtigste des ganzen Harzes. Ein Gewehr in derselben losgebrannt, hallt unendliche Male wieder und bezeugt durch das donnerähnliche Krachen, wie weit sich ihre Gewölbe in den Berg hineinerstrecken mögen. Es gibt viele Leute in der Gegend, welche gern bereit sind, Reisende hineinzuführen, da kein besonderer Führer für diese Höhle bestellt ist. Der Eingang ist nicht eben einladend. Ist man durch den schmalen Eingang auf dem einer Kellertreppe ähnlichen Pfade hinabgeschlüpft, so befindet man sich in einer Höhle von einer solchen Höhe, „daß," wie sich Henning Behrens in seiner Hercynia curiosa ausdrückt, „auch wohl eine vormals im Kriege sehr gebräuchliche, aber nunmehro aus gewissen Ursachen mehrentheils wieder abgeschaffte lange Soldaten-Pique darinnen aufrecht stehen kann!" — Es ist in diesem Raume, dessen Wände mit Rindenstein bedeckt sind und der eine ziemliche Ausdehnung hat, von dem Lichte, welches durch den Eingang hineinfällt, noch hell genug, um Alles um sich her unterscheiden zu können; will man aber weiter in das Innere der Höhle eindringen, so muß man mit Licht und Feuerzeug wohl versehen sein. Man muß eine ganze Strecke kriechen, ehe man in die zweite Höhle gelangt, welche der ersten an Weite und Höhe nichts nachgibt. Mit einiger Mühe, doch ohne die geringste Gefahr, gelangt man in die dritte, auf gleiche Weise in die vierte und fünfte und so fort, denn es folgen sehr viele auf einander und ist es nicht unwahrscheinlich,

daß man, wie erzählt wird, Stunden lang darin fortkriechen kann, ohne das Ende erreichen zu können. Es ist sehr kalt darin und rechts und links sind Seitenschluchten, durch die man oft wieder zu der Haupthöhle gelangt. Bei diesen labyrinthischen Gängen ist es sehr rathsam, beim Eingange einen Bindfaden zu befestigen, um sich daran zurückzufinden. Selten wird man übrigens eine Höhle besuchen, die so reinlich ist, als diese, denn selbst bei der oft besuchten Baumannshöhle sieht man oft mit Schrecken die Damen schwarz wie die Engel der Finsterniß aus der Tiefe der Erde wieder herauskommen, obgleich sie glänzend weiß wie die Engel des Lichtes einfuhren. Dafür sieht man nun aber auch, wenigstens auf der bedeutenden Strecke, die ich selbst durchkroch, weder wunderbar gestaltete Felsen, noch sonst etwas, das die Aufmerksamkeit des Beschauers besonders auf sich zöge. Einige Höhlen sind von denen ganz durchwühlt, welche nach dem unicornu Fossile oder dem Einhorn suchten, welches früher als absorbirendes, adstringirendes und schweißtreibendes Arzneimittel gebraucht wurde und auch in dem Rufe stand, bei giftigen und ansteckenden Krankheiten von der größten Wirkung zu sein. Daß dieses Thier, welches lange für fabelhaft gehalten wurde, wirklich existirt hat und noch heute existirt, ist schon längst bewiesen und der berühmte Magdeburger Bürgermeister, Otto von Guericke, erzählt (in seinen Experimentis Magdeburgicis lib. 5. cap. 3. fol. 155), daß man im J. 1663 im Zeumiler Berge bei Quedlinburg, wo Kalkstein gebrochen wurde, ein ganzes Einhorn fand, welches vor der Stirn ein lang ausgestrecktes Horn, so dick wie ein menschliches Schienbein hatte und der damaligen Aebtissin von Quedlinburg geschenkt wurde. Da man in dieser Scharzfeldischen Höhle ein ähnliches Gerippe ausgrub, (welches man in Leibnitii Protogaea, Göttingen 1749, 4. abgebildet findet), so wurde sie das Einhornloch genannt. Außerdem fand man noch darin Hirnschädel, Schulterblätter, Rückgrate, Rippen, Zähne, welche letztere den Bärenzähnen glichen, Schien-, Hüftbeine und ganze Knochenklumpen. Jetzt sind sie schon seltener, doch findet man noch viele zertrümmerte Gebeine in einigen Höhlen. — Mein Führer erzählte mir, daß sich einst, auf den Abend Petri und Pauli, fünf und zwanzig Personen eidlich mit einander verbunden hätten, alle Höhlen, welche nur gangbar wären, zu durchkriechen. Sie hätten Lichter, Leitern, Stricke und Lebensmittel auf etliche Tage mitgenommen und die unterirdische Reise gutes Muthes angetreten. Als sie ungefähr neunhundert Klaftern gekrochen, wären sie in Tropfsteinhöhlen gelangt, die Pallästen geglichen hätten und so schön gewesen wären, als hätten Menschenhände sie gebauet. Ferner wären sie zu schönen Brunnen, fließenden Wassern, vielen Knochen und ganz verweseten Körpern von ungeheurer Größe gekommen. Oft seien die Höhlen so groß gewesen, daß darin alle 25 hätten neben einander gehen können. Endlich hätten sie nicht weiter fortgekonnt und wären an den Stricken, die sie am Eingange befestigt, zurückgegangen, seien aber, als sie ans Tageslicht gelangt, vor Furcht

und Kälte ganz bleich gewesen, so daß man sie fast nicht wieder erkannt hätte.

So weit kam ich nun nicht, sondern ging mit meinem Führer, ohne das Ende erreicht zu haben, auf demselben Wege, den wir gekommen, zurück.

Und athmeten lang, und athmeten tief,
Und begrüßten das himmlische Licht,

als wir endlich aus der unterirdischen Welt wieder zu Tage ausstiegen und wandten uns dann hinab in das schöne Thal der Aue, nach der

## Königshütte,

der größten Eisenhütte, welche Hannover besitzt, östlich von Scharzfels und eine Viertelstunde von Lauterberg gelegen. Ihre Werke sind auf drei Wasserfälle vertheilt und bestehen aus zwei Hohenöfen mit zwei Gebläsen und zwei gegeneinander überliegenden Formen, zwei Pochwerken, fünf Frischfeuern, einem Stahlfeuer, Zayn- und Platinenhammern, einem Rohr- und Raffinir-Stahlhammer, einem Zorrmfeuer, Draht-, Bohr- und Drehwerken. Die Gießerei hat es zu einer großen Vollkommenheit gebracht und ihre Producte können dreist mit den besten Werken dieser Art wetteifern. Die Königshütte verschmilzt vorzüglich die schwerspathhaltenden Rotheisensteine vom Knollen und den Gruben der Umgegend, auch Brauneisensteine mit dem Zuschlage von mergeligem und dolomitischem Kalke. (cf. das Harzgebirge von Dr. Ch. Zimmermann, 1834). Jährlich werden hier gegen 3000 Fuder Eisensteine verschmolzen, woraus man gegen 16,000 Centner Roheisen erhält. Die Zähigkeit dieses Eisens eignet es besonders zu Gewehrlaufplatinen und die Herzberger Fabrik bezieht solche von da. Das seit einigen Jahren sehr verbesserte Drahtwerk mit einem neuen Walzwerke versehen, liefert wöchentlich 6 bis 12 Centner Draht. — Die Königshütte wurde 1732 angelegt und ist in den neueren Zeiten mit den geschmackvollsten Gebäuden, welche mit den zierlichsten Gußarbeiten geschmückt sind, ausgestattet. Beim ersten Anblick glaubte ich ein altes gothisches Bauwerk vor mir zu sehen. Drinnen aber im rauchschwarzen Innern bewegte sich kühnes, unverdrossenes Leben. Man hört hier die weitschallenden Töne der schweren Arbeit und das Keuchen des Fleißes; aus schwarzen Dächern wälzen sich dichte Dampfsäulen; glühende Funken sprühen durch die grünen Baumkuppeln; geblendet fährt das Auge zurück von der offenen Werkstatt die, gefüllt mit rothglühenden Feuermassen, einem vulkanischen Krater gleich, worin sich cyclopische Gestalten bewegen, die, der winterlichen Kälte und der schmorenden Hitze zum Trotz halb entblößt bis zum Gürtel, rüstig die schweren Eisenkeulen schwingen. Betäubt von dem Pochen der Hämmer, dem Rauschen der Wasser und der Räderwerke, dem Zischen der Flammen und dem Pfeifen

der Blasebälge verließ ich das schütternde Gebäude und wanderte nach dem

## Römersteine,

einer schroffen und steilen Klippe von blasigem Flötzkalk, die, stolz wie ihr Name, weit in das Land schaut und einen ganz eigenthümlichen Anblick gewährt.

Aus der Mitte fruchtbarer Aecker und frischer Wiesen, auf einer Seite von einem Halbkreise mit Laubholz gekrönter, blendend weißer Alabasterfelsen umgürtet, erhebt sich nämlich in finsterer Majestät ein kegelförmiger nackter Hügel, auf dessen Spitze schwarze, zackige Felsen, ähnlich den Trümmern eines alten Raubschlosses, hoch in die Lüfte ragen. Die Aehnlichkeit ist so täuschend, daß man, besonders von Nixei her, schon ziemlich nah sein muß, um seinen Irrthum zu erkennen.

Mit Wohlgefallen betrachtete ich die Gegend, bis mein Führer mich aufforderte, mit ihm weiter zu wandern. „Jetzt," sagte er, „ist es hier ruhig und friedlich, aber vor grauen Jahren war es nicht also. Damals herrschte hier ein mächtiges Riesengeschlecht, das, einen, jene weißen Alabasterfelsen bewohnenden bleichen Berggeist fürchtend, zu seinem Schutze gewaltige Felszacken herbeischleppte und eine Burg aufthürmte, deren Reste diese schwarzen Felsen sind, welche ahnen lassen, welche gewaltige Veste einst von dieser Kuppe in das Thal hinabschaute.

Romar, ein blühender Jüngling dieses Geschlechts, durchzog einst den benachbarten Wald, um einen Hirsch oder einen Eber zu erlegen. Die milde Luft umfächelte lind die glühenden Wangen des kräftigen Jünglings, die Vögel sangen lieblich in dem dichten Gebüsch und von sanften Gefühlen bewegt schritt Romar langsamer unter den säuselnden Bäumen dahin. Da stand er plötzlich vor einer holden Mädchengestalt, welche in den süßen Armen des Schlummers auf dem schwellenden Moose lag. Still bewundernd blickte Romar die schlafende Schöne an, süße Empfindungen bemächtigten sich seiner Brust und er blieb so lange, in tiefes Anschauen verloren, stehen, bis die schönen Glieder der holden Unbekannten sich zu regen anfingen und die reizende Schläferin die Augen öffnete. Als sie die unbekannte, hochgewachsene Männergestalt vor sich erblickte, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, erhob sich und eilte pfeilgeschwind in das Innere des Waldes hinein. Einen Augenblick war Romar wie festgebannt, doch schnell kehrte ihm die Besinnung zurück und wie ein Sturmwind eilte er der Entfliehenden nach. Bald war es ihm gelungen, das zitternde Mädchen zu erreichen und mit kräftigen Armen zu umfassen. Zwar schluchzte anfangs die Gefangene laut und flehte mit den rührendsten Tönen um ihre Freiheit, aber bald wurde sie durch die treuherzigen Worte des Jünglings beruhigt und die erste Bekanntschaft gab Anlaß zu fernern Zusammenkünften, bei denen jedes Mißtrauen,

jede Furcht verschwand und die Liebe sich endlich einschlich in das unbewachte Herz der Jungfrau.

Romar forschte nun nach der Abkunft der Geliebten, erbleichte aber gar sehr, als er erfuhr, daß sie eine Nixe und die Tochter des seinem Geschlecht so feindlich gesinnten Berggeistes und einer Flußgöttin sei, daß sie Ruma heiße uud den nahegelegenen Teich bewohne.

Die Nixe beruhigte ihn darüber und meinte: sie sei das Lieblingskind des Vaters, der ihr noch nie einen Wunsch abgeschlagen und gewiß auch auf ihre Bitten nichts gegen ihre Verbindung einwenden werde und Beide schlossen endlich in einer Zeit, wo der Berggeist in andern Gegenden weilte, den ewigen Bund miteinander.

Lange Zeit war vergangen und Romar schlummerte eben an der Seite seiner Gattin, die bereits einen holden Knaben in den Armen hielt, im Schatten einer breitästigen Eiche, als der Vater der Nixe, aus weiter Ferne zurückkehrend, plötzlich aus dem Dickicht trat, und bei dem unerwarteten Anblicke erschrocken still stand. Der erste Blick auf das schlafende Paar verkündete ihm, was geschehen, und ein dumpfer Zorneslaut drang über die vor Wuth bebenden Lippen.

Erschrocken sprang die Nixe empor und als sie ihr Geheimniß verrathen und den Vater so zornig dastehen sah, eilte sie zu ihm hin und suchte ihn durch Bitte und friedliche Rede zu beruhigen und auch Romar trat herzu und bot mit redlich gemeinten Worten dem grimmigen Alten Versöhnung an; aber dieser war wüthend und wollte von keiner friedlichen Vereinigung wissen. Ein Wink von ihm rief ganze Haufen wohlbewaffneter Zwerge herbei, welche die Mutter sammt dem Kinde ergreifen und fortführen mußten, während andere Schaaren den wüthenden Romar umdrängten und so arg zusetzten, daß er froh sein mußte, endlich, aus unzähligen Wunden blutend, die Riesenburg zu erreichen.

Der Berggeist quälte seine Tochter nun stündlich, sich ganz und gar von der ihm so gehässigen Verbindung loszusagen und da sie standhaft in ihrer Liebe zu Romar verharrte, ergriff er im wahnsinnigen Zorne das schuldlose Kind und zerschmetterte es an der Felswand, fluchte gräßlich, daß ihm die geistige Natur seiner Tochter nicht gestatte, mit ihr auf gleiche Weise zu verfahren, schuf durch einen Wink eine Höhle, bannte seine Tochter hinein und ging hohnlachend von dannen.

In die Erde gebannt, in eine Höhle verschlossen, deren Eingang von boshaften Kobolden bewacht wurde, versuchte die Unglückliche oft, zu ihrem Geliebten zu gelangen, und eine Reihe noch vorhandener tiefer Erdfälle bezeichnet ihre Anstrengungen, sich zu befreien, aber stets schmetterte sie der wachsame Vater wieder in die Tiefe der Erde zurück. — Endlich, nach langen Jahren, gelang es ihr, auf unterirdischer Bahn den Grenzen des väterlichen Gebietes zu entrinnen, und als vollendeter Strom an das Tageslicht zu springen und in Zeiten, wo ihr Vater, durch den Schluß des unerforschlichen Verhängnisses, von einer Art Starrsucht befallen wurde, ihren alten

Wohnplatz, den Nixteich, wieder zu füllen und mit dem theuren Geliebten traulich zu kosen.

Die Gegend aber, wo sie früher gewohnt, war über ihre Entfernung in tiefe Trauer versenkt und die in ihrem ehemaligen Garten gelegene Höhle, in welcher sie so viel geweint, wurde zu ihrem Andenken das Weingartenloch genannt, deren Inneres noch heute Gefahr droht und in dem eine Reihe gewaltiger Erdfälle und das verborgene Rauschen unterirdischer Gewässer den Lauf der Nixe bezeichnet, bis an der Grenze der Gipsgebirge ein Strom dem Berge entspringt, den man zum Andenken an die treuliebende Nixe „die Ruma" genannt hat. Noch jetzt röthet sich oft ihr Wasser von der mit dem Blute ihres Kindes getränkten Erde. Auch das Andenken des edlen Romar ehrte das Volk durch den, jenem schwarzen Felsen beigelegten Namen des Römersteins und zu seinen Füßen nennt man noch jetzt den ehemaligen See der Nixe „den Nixteich", der sich zuweilen schnell mit Wasser anfüllt, das aber eben so schnell wieder versiegt, so wie ein nahe gelegenes Gehöft „die Nixei" genannt wird.

Hier aber sehen Sie den Eingang zur

## Weingartenhöhle,

in welche Ruma gebannt war und deren Inneres gar furchtbar und gräßlich ist.

Ich blickte empor und stand vor einem Gipsfelsen, von unbedeutender Höhe, in welchem sich der Eingang der Höhle, eine schöne, weite und tiefe Grotte, befindet, die aber mit Felsstücken, welche von der Decke herabgestürzt sind, ganz belegt ist. Einer Sage nach soll dies Gewölbe dadurch entstanden sein, daß die zum Bau des Klosters Walkenried benöthigten Steine hier gebrochen wurden und Leuckfeld (Antiqq. 10. p. 82.) und Andere erwähnen ausdrücklich, daß die Walkenrieder Mönche ihre Steine unweit der Nixei holten; allein auf jeden Fall gilt dies blos von der vor dem Eingange befindlichen großen Vertiefung. — Uebrigens ist wohl keine Höhle Deutschlands, von welcher so viel Sagen im Munde des Volks leben, als diese und es herrscht in der ganzen Gegend der Glaube, daß man aus derselben Schätze genug bringen könne, wenn man nur die Kunst verstehe, sich gegen die bösen Geister, welche darin hausen, zu verwahren und ist es deshalb ein Schimpf, wenn man von Jemand sagt: er habe seinen Reichthum aus der Weingartenhöhle geholt, weil man damit sagen will, daß solcher auf rechtem Wege nicht erworben sei. Schon Henning Behrens in seiner Hercynia curiosa macht eine Haar emporsträubende und doch wieder verlockende Schilderung dieser Höhle, wenn er sagt: „Wenn Du hinein wilt, so sei nur getrost, und wende Dich gleich Anfangs auf die linke Hand, so wirst Du eine Fünfe finden, da steig hinunter in die Tiefe, und gehe zwölf Schritte fort, alsdann kriech auf die rechte Hand hinein, so wirst Du hinunter fahren und werden daselbst an

einem Stein zwei Finger aufwärts stehen. Es ist auch ein Wässerlein da, kriech auf dem Wässerlein fort, kannst Du aber nicht wohl drüber kommen, so steig wieder den Stein hinauf und gehe gleich auf die linke Hand, so wirst Du in einem schmalen Gang kommen, darinnen gehe fort, so wirst Du graue Felsen antreffen und wird oben daran eine Fünfe stehen, daselbst wird gleich vor Dir ein Loch hinunter gehen, steig hinab, und wann Du hinunter bist, so krieche gleich zur linken Hand auf dem Bauche hinein (über ein paar Häuser lang gehet der Gang nicht) und stoß an die Mauern oder lehne Dich dran, so wird die V aufwärts weisen. Gehe gleich fort, so wirst Du doch noch in einen schmalen Gang kommen und wird gleich am Ende daselbst ein Loch hineingehen, so mit Steinen verworfen ist, das mußt Du aufräumen und wenn Du es aufgekratzt, krieche hindurch, so wirst Du in einen Gang von ungefähr 30 Klaftern weit kommen, da werden Dir zwei Bergmänner mit Grubenlichtern begegnen; fahre nur kühnlich vorbei und rede nicht, sie weichen Dir an die Seite. Darauf gehe noch weiter fort, so wirst Du in weiße Felsen kommen, da wird ein rund Loch sein, da mußt Du hindurch kriechen, so kommst Du wieder in die Weite, gehe darinnen fort, so wird dort ein Mönch an der Ecke stehen eine Picke in der Hand habend, und wird nach dem Wasser zu weisen; und wann Du hinein kommst bei das Wasser (ohngefähr einen guten Klafter breit), da werden zwei Hölzer darüber liegen, gehe hinüber, es wird zur Linken ein schwarzer Fels sein, der gemeiniglich gediegen Silber hält. Und wenn Du davon etwas los machest, so wird es hell glänzen, machst Du es aber mit dem Lichte schwarz, so wird es einen Schall von sich geben: Ich fresse Dich! Da kehre Dich aber nicht dran, sondern gehe weiter auf die linke Hand und kratze allda ein wenig mit der Picken, so wird ein Stein losfallen und ein eckigt Loch durchgehen, da mußt Du durch, und wenn Du da hindurch kommst, so wird dort ein Mönch stehen, mit der Picken unter sich weisend auf ein Erz das Pfund vor 30 Reichsthaler. Wann Dir das nicht gut genug ist, so gehe 100 Schritt weiter fort, so wird es hinten an selben Orte anzusehen sein, als wenn Du in einen goldenen Kelch kämest und werden die Felsen gediegen Gold halten, schlage nur ab nach Deinem Gefallen, und fürchte Dich nicht, siehe aber, daß Du Dich wieder herausfindest, denn es leichtlich einen darinnen verführen kann, wie ich dann selbsten wohl weiß, indem ich Anno 1680 drei Personen darinnen todt liegend gefunden, und kurz darauf, 1681, wiederum ein Weibsbild, die zum andernmal drinnen gewesen und sich doch nicht wieder herausfinden können, und dieses ist leicht geschehen, wann einem das Licht verlöschet.

Drum muß man vor allen Dingen ein gut Feuerzeug in Vorrath haben, und vorn im Eingang einen Bindfaden binden, und solchen also nach sich ziehen, oder man kann auch Häckerling streuen, so kann's einem nicht leichtlich, nächst Gott fehlen: Bete fleißig, sei getrost, und gib den Armen.

Ich schreibe dieses aus Liebe bewogen meinen Kameraden zur

Nachricht, weil mir's nicht schaden kann, indem des Guten überflüssig am selben Orte also, daß es kein Ende nehmen wird, ich vor meine Person habe gnugsam davon abgeholet, daß ich auch nicht wieder hinzureisen verlange!" —

Schon in früher Jugendzeit war ich auf diese Höhle begierig gewesen und Erzählungen mancherlei Art hatten meine Neugier noch gesteigert, deshalb war ich fest entschlossen, jetzt so weit in dieselbe einzudringen, als nur immer möglich. Mein Führer aber schien keine rechte Lust zu haben, die Reise mitzumachen, denn er sprach viel von großen Gefahren, die man in der Höhle zu bestehen hätte, von gefährlichen Wassern und herabhängenden Felsenstücken, von bösen Geistern und dem Teufel, der in der letzten Höhle seinen Sitz habe; allein er mußte die mitgenommenen Lichter anzünden und voranfriechen.

Die ersten Höhlen, in welche wir kamen, waren von langgeöhrten Fledermäusen bewohnt und trugen alle eine sehr gefährliche Physiognomie. Wässrige Stellen mußten durchwatet, im Wege liegende Felsen überstiegen, enge, niedrige Felsenspalten durchkrochen werden.

„Lieber Herr!" sagte der Führer, als wir uns wieder durch eine schmale Schlucht gezwängt hatten, „hier an dieser Stelle ist vor 30 Jahren ein Mann eines gar traurigen Todes gestorben und ich selbst war dabei und konnte nicht helfen. — Es kam nämlich damals ein Mann von Eimbeck hierher, der viel von den Schätzen, welche in dieser Höhle liegen sollen, gehört hatte, und, obgleich er wohlhabend war, dennoch auf leichte Weise zu noch größern Reichthümern gelangen wollte, und nahm einige Leute aus meinem Geburtsorte Lauterberg mit sich und kroch hinein. — In der Spalte, durch die wir so eben gekommen sind, blieb er aber, weil er sehr groß und korpulent war, stecken, und da er mit Gewalt hindurch gewollt hatte, war er so fest zwischen die Felsen eingezwängt, daß alle Bemühungen seiner Begleiter, ihn aus seiner unangenehmen Lage zu reißen, vergeblich waren. Es kam daher einer derselben nach Lauterberg, erzählte den Vorfall und mehrere Bergleute, unter denen auch ich mich befand, begaben sich mit Picken, Schaufeln und Seilen hierher. Schon von Weitem vernahmen wir das Stöhnen des Unglücklichen und als wir, unsere Schritte beschleunigend, zu ihm gelangten, bat er mit kläglicher Stimme um Hülfe und versprach allen denen, welche an seiner Befreiung arbeiten würden, sein Haus in Eimbeck zur Belohnung. — Wir thaten, was wir konnten, allein alle Arbeit war vergeblich. Drei Tage schmachtete der arme Mann in der schrecklichsten Lage und da wir nicht im Stande waren, ihm Lebensmittel beizubringen, so sahen wir uns endlich genöthigt, seinen Bitten nachzugeben und einen entscheidenden Schritt zu seiner Rettung zu thun. Wir machten ihm nämlich Stricke um die Füße, beteten mit ihm ein Vater Unser und zogen ihn dann mit großer Mühe heraus; aber mit Entsetzen sahen wir, daß wir nur einen blutigen Rumpf vor uns liegen hatten. Der Kopf lag abge-

rissen hier, wo wir sitzen, und das Gesicht war ganz schwarz und gräßlich verzerrt. Ich entsinne mich nicht mehr, wie der Mann hieß; aber in Lauterberg wissen es gewiß noch viele Menschen, denn, wie gesagt, es ist vor nicht länger als 25 bis 30 Jahren geschehen! — Doch jetzt lassen sie uns weiter wandern!" —

Und es ging fort durch theils niedrige, theils hohe Gewölbe. Unsere flackernden Grubenlichter warfen einen wunderlichen Schein in die dicke Finsterniß. Weißlich graue, seltsam gestaltete Felsen, welche bald menschlichen Gestalten, bald unförmlichen Thieren glichen, zeigten sich bald hier bald da, gespensterhaft schritten unsere Schatten neben uns her und oft schienen sich die Steingebilde an der Seite zu bewegen und in den dröhnenden Nachhall unserer Tritte hinein zu flüstern: Weckt uns nicht, weckt uns nicht, uns tolles Zaubervolk, das hier in den Steinen schläft!

Und je tiefer in den Schoß der Erde, je grausiger wird es und Stille des Grabes liegt über den Gängen, die der Wanderer jetzt betritt. Mit unsicherm Schritt geht man weiter. Die Flamme des Grubenlichtes flackert unstät und wirft nur zweifelhaften Schein umher, er sieht sich um und sucht nur gewaltsam den Muth zu erhalten, den er erzwang. Sein Haar sträubt sich empor, sein Blut gerinnt, wenn scheusliche Molche und Schlangen, durch die ungewohnten Menschentritte aufgeschreckt, an ihm vorüberraschebeln. — Kehre um! ruft eine innere Stimme, und zweifelhaft bleibt er stehen. Seine Begierde nach Reichthümern ist dem Entsetzen gewichen, sein tollkühner Muth ist dahin. Er will fliehen, seine Füße sind an den Boden gewurzelt und nur mit bleiernem Schritt und hochklopfender Brust tritt er den Rückweg durch die entsetzlichen Gänge der Höhle an.

Auch uns wehte das Grausen der Unterwelt an, auch wir standen in der dumpfen, beklemmenden Luft,

Von der menschlichen Hülfe so weit,

und überlegten: ob wir weiter gehen oder umkehren sollten. Da drang ein dumpfes Murmeln zu uns heran und wir näherten uns vorsichtig dem immer lauter werdenden Geräusch und standen bald vor einem breiten, schäumenden Wasser, welches den Weg durchschnitt und jedes weiter Vorwärtsschreiten hemmte. Dennoch hatten verwegene Menschen dasselbe überschritten, denn ein langer, schwankender Balken war über dasselbe gelegt, dessen anderes Ende jedoch sammt dem jenseitigen Ufer in tiefe Finsterniß gehüllt war. Tollkühnheit wär es gewesen, diese gefährliche Brücke zu betreten, und wir begaben uns daher auf den Rückweg.

Im Freien angelangt, warfen wir uns in das frische duftende Gras und mein Begleiter sagte, nachdem er lange und tief Athem geschöpft: „Wer den Balken überschreitet, vor welchem wir standen, der ist dem Bösen verfallen, welcher dort waltet und zwischen Gold- und Silberhaufen an einem Tische vor einem großen Buche sitzt, in welches er die Namen aller Derjenigen schreibt, welche zu ihm kommen. Wenn aber drei zu ihm hineingehen und mit einander losen,

so können zwei, reich mit Schätzen beladen, ungehindert wieder von dannen ziehen und nur der Dritte, welchen das Loos getroffen hat, muß zurückbleiben und wird vom Teufel in tausend Fetzen zerrissen.

Zwei Männer aus fernen Landen waren schon oft hineingegangen in diese Höhle, und hatten immer einen Dritten mitzulocken gewußt, der dann jedesmal dem Gottseibeiuns in die Hände fiel, weil sie es immer so einzurichten wußten, daß dieser Dritte das Todesloos zog. Es fiel aber den Bewohnern der Umgegend auf, daß die Leute, welche mit den beiden Fremden gegangen waren, nimmer wieder zurückkehrten und es wollte diesen daher nicht mehr gelingen, einen Begleiter aufzutreiben. Da traten sie denn in dem Dorfe Osterhagen dort in die Hütte eines armen Mannes, der ein Weib und acht Kinder zu ernähren hatte und sein Brod im Schweiße seines Angesichts verdienen mußte und forderten ihn unter glänzenden Versprechungen auf, ihnen in die Weingartenhöhle zu folgen. Der Mann, welcher Schlosser hieß, hatte wenig Lust zu dieser Expedition und wies sie geradezu ab, obgleich sie ihm achtzig Thaler boten. Die Frau aber rief ihren Mann in die Kammer und sprach: Du weißt, daß ich Dich herzlich lieb habe und in Kummer und Herzeleid vergehen würde, so Du mir entrissen würdest; allein wir haben acht Kinder und kein Brod im Schrank und mit dem Gelde, welches die Fremden Dir geboten, wäre uns geholfen auf Lebenszeit; darum gehe Du nur mit und sei fest überzeugt, daß Dir nichts Leides geschehen wird.

Und sie öffnete einen Schrank, nahm ein Kraut heraus, nähete es ihrem Gatten an drei verschiedenen Stellen in das Hemd, schlug dann drei Kreuze darüber und sprach: Das, was ich Dir hier eingenäht habe, ist brauner Dost (Origanum vulg. Wohlgemuth), welcher vor aller Zauberei, allen bösen Geistern und selbst vor dem Teufel schützt und darum gehe Du nur getrost hin im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!

Und Schlosser umarmte sein geliebtes Weib und seine herzlieben Kindlein und ging mit den beiden Männern, welche einander höhnisch lächelnd anblickten, von dannen, nachdem sie die achtzig Thaler baar und blank auf den Tisch gelegt.

Sie wanderten denselben Weg, den wir gegangen und als sie an den Balken gelangten, bei welchem wir umkehrten, standen sie still und ermahnten Schlossern mit ernstlichen Worten, wenn ihm sein Leben lieb sei, ja in den beiden nächsten Gewölben keinen Laut von sich zu geben. Schlosser versprach das und sie schritten behutsam über die gefährliche Brücke und kamen in ein Gewölbe voll des abscheulichsten Ungeziefers. Unken und Salamander schienen Ball zu halten. Fledermäuse schwirrten wie dichte Hagelschauer durch die Luft. Entsetzliche Schlangen und Lindwürme ringelten sich zischend um einander. Die grauseste Brut der giftigen Natur war geschaart beisammen und umwimmelte die Füße der Eintretenden, als wolle sie eine Mauer bauen und den Eintritt verhindern.

Mit Standhaftigkeit schritten die Drei jedoch in gerader Richtung nach einem zweiten Gewölbe, das, hoch und geräumig, von ei-

nem magischen Glanze erhellt war. Rechts an der Felswand, die von Gold und Silber schimmerte, stand ein Ruhebett von rothem Sammt und goldener Stickerei und auf den schwellenden Kissen lag, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, eine schlafende Jungfrau von solch überirdischer Schönheit, daß Schlosser nicht im Stande war, die Augen davon wegzuwenden und von seinen Gefährten mit Gewalt fortgerissen werden mußte. In der nächsten Höhle standen sie still, athmeten tief auf, sahen sich ängstlich einander an und setzten die Grubenlichter an die Seite.

Jetzt, lieber Freund, fing der Eine, zu Schlosser gewendet, an, jetzt gilt es. In einer Viertelstunde können wir reich und glücklich, oder verloren und in der Hölle sein. Unermeßliche Reichthümer sind in der Höhle, die wir jetzt betreten werden, aufgehäuft, aber nur zwei von uns werden, mit ihnen beladen, das Tageslicht wieder sehen; der Dritte, den das Loos trifft, muß als Opfer bei dem finstern Herrscher der Unterwelt zurückbleiben. Sei standhaft und folge uns! —

Schlosser war wie vom Blitze gelähmt bei der schrecklichen Eröffnung und ohne zu wissen, was er that, folgte er den Voranschreitenden nach, die jetzt an eine kleine, eiserne Pforte dreimal anklopften. Krachend sprang dieselbe auf und ein blutrother Schimmer quoll ihnen aus dem großen Raume, in welchen sie jetzt gelangten, entgegen. Gold, Silber und Edelsteine lagen in ganzen Haufen umher und es funkelte und glänzte Alles rings umher, daß selbst dem bekümmerten Schlosser das Herz aufging in rosenrother Freude. Aus einem Winkel aber trat jetzt ein Mann hervor von hoher Gestalt, mit funkelnden, glühenden Augen, schwarzem struppigen Haar, finstern, buschigen Augenbraunen und einer krummen, gebogenen Habichtsnase. Auf gräßliche, seltsame Weise zuckte das gelbe Gesicht hin und her und die Kleidung war fremd und abentheuerlich. Ein feuerrother, mit Gold stark verbrämter, weiter Mantel hing in bauschigten Falten der Gestalt über die Schultern, ein breiter, niedergekrempter, spanischer Hut mit lang herabhängender, rother Feder saß schief auf dem Kopfe und ein langer Stoßdegen hing an der Seite. Mit leichtem Kopfnicken schritt er an den drei Männern vorüber und verschwand durch die Eisenpforte, durch welche sie eben hereingekommen waren. Die beiden Fremden forderten nun Schlossern auf, ihnen bei Füllung ihrer Säcke zu helfen und als das bald geschehen war, gingen sie wieder durch die Thür hinaus, die sich krachend hinter ihnen schloß.

Ich weiß nicht, sagte der eine Fremde zu seinem Freunde, wie mir heute so wunderlich ist. Mir wird so bange und die Zähne klappern mir und es kriecht wie Feuer durch meine Adern, wenn uns nur heute kein Unglück begegnet! —

Du bist nicht klug! entgegnete der Andere. Ist es nicht schon das achtzehnte Mal, daß wir hier sind und haben wir es nicht jedesmal so zu drehen und zu wenden gewußt, daß den mitgenommenen Dritten das Loos traf? Und wo hätten wir einen bessern Begleiter finden können, als den da, dem die liebe Einfalt und Dummehrlichkeit aus den Augen sieht und den ein Kind überlisten könnte, geschweige wir?

Er wollte noch Mehreres hinzufügen, allein Schlosser, welcher voranging, stieß jetzt einen Schrei des Entsetzens aus und auch den beiden Fremden entsank das Herz, obwohl sie das, was sie erblickten, schon achtzehnmal gesehen hatten. An dem Balken nämlich, der über das schäumende Wasser führte, stand der Teufel in eigener Person und mit all dem Schrecken umgeben, welches der finstern Majestät eigen ist. Große, glühende Augen rollten wie Feuerräder in dem entsetzlichen Antlitze um, auf dem Kopfe ragten zwei gewaltige Hörner empor, eine lange, blutrothe Zunge hing aus dem dampfenden Maule, ein schwarzes, zottiges Fell bedeckte den Geist des Abgrunds, dessen Untertheil sich in Pferdefüße endigte, und die scheuslichen Krallen waren ausgespannt, ihr Opfer zu empfangen. Mit zitternder Hand holte der Aelteste der beiden Fremden die Loose hervor, aber so betrüglich er sie auch mischte, das Todesloos traf ihn selbst und er fing an zu beben und wurde bleich, wie der Kalk der Wand. Unter dem Vorgeben: es sei etwas bei den Loosen versehen, mischte der Fremde die Blätter noch einmal, aber zu seinem Schrecken traf es wiederum Schlossern nicht, sondern seinen eigenen Freund.

Das dritte Mal wird es doch nun gewiß an den Schurken kommen! dachte der Fremde und fing, unter allerlei Vorwänden, noch einmal zu mischen an. Da richtete sich die finstere Majestät hoch auf, schnaubte Feuerflammen aus Mund und Nase und rief mit hohlem, dumpfen Tone, der dem fernen Murmeln des Donners glich: Noch einmal dürft Ihr loosen, mehr nicht. Ueber den dort aber, (indem er auf Schlosser zeigte), habe ich keine Gewalt; denn ihn schützt ein Kraut, welches er bei sich trägt, vor jeder Gefahr! —

Die beiden alten Sünder erbleichten und blickten einander verzagend an, aber der Schwarze winkte und sie griffen noch einmal nach den Blättern. Das Loos fiel jetzt wieder auf den, welchen es schon beim ersten Male getroffen hatte. Wie ein Sturmwind stürzte sich Satan auf den verzweifelnden Mann, packte ihn mit seinen scharfen Fängen, fuhr mit ihm empor und zerriß ihn in Stücken.

Mit fliegender Brust und zurückgehaltenem Athem hatte Schlosser bisher Alles mit angesehen, bei diesem letzten Anblicke aber war der letzte Rest seiner Standhaftigkeit verschwunden, seine Augen schlossen sich und besinnungslos stürzte er zu Boden.

Als er erwachte, lag er hier vor dem Eingange der Höhle und neben ihm ein Sack voll gediegenen Goldes und Silbers. Nach dem andern Gefährten sah er sich vergeblich um, er mußte schon hinweggegangen sein oder das Schrecken über das gräßliche Ende seines langjährigen Freundes ihn getödtet haben. — Schlosser war wie gelähmt und hatte große Mühe sich in das nahegelegene Dorf zu schleppen, in das wir uns, wenn es Ihnen gefällig ist, jetzt begeben wollen. Er erholte sich aber bald wieder, zog von Osterhagen weg, und baute sich in Andreasberg ein schönes Haus, das mir oft von den Leuten gezeigt worden ist!" —

Wir erhuben uns jetzt und gingen nach Osterhagen, wo sich wahrscheinlich früher ein heiliger Hain der Göttin Ostera befand und

der Wirth daselbst erzählte mir, daß „der göttliche Sauhirt“ des Dorfes unzählige Male in der Weingartenhöhle gewesen sei und Steine von so brennender Farbe mit herausgebracht habe, daß sie sogar im Dunkeln leuchteten. Da ich dieselben zu sehen wünschte, sandte der Wirth nach ihm, allein er war zu meinem großen Bedauern nirgends aufzutreiben und nach stundenlangem, vergeblichen Warten, ging ich mit meinem Begleiter über Bartholfelde nach Barbis, wo eine Salzquelle ist, welche mehr Aufmerksamkeit verdiente und wo sich außer einem kleinen See von unergründlicher Tiefe, der wahrscheinlich mit der Rume in Verbindung steht, auch noch ein überaus tiefer Erdfall befindet, der sich erst im J. 1825 unter donnerähnlichem Krachen bildete und damals viel Menschen herbeilockte. — Von hier hat man nur wenige Schritte bis zum Scharzfels, den ich heute ganz umkreist hatte; ich ruhte nun im behaglichen Wirthshause aus von den Mühen des Tages und schrieb die Sagen nieder, die ich von Burg und Höhle vernommen hatte, denn

Was nicht auf der Geschichte Tafeln stehet,
Lebt oft, damit's nicht gänzlich untergehet,
Als Sage noch im Mund des Volkes fort.

C. Duval.

---

# Die Kretenburg.

---

Auf einem Boden, der so reich an merkwürdigen geschichtlichen Ereignissen aus der ältesten Zeit ist, wie der Boden unseres Thüringerlandes, kann es nicht zu verwundern sein, wenn bei Städten und Dörfern, auf Felsen, Bergen und Hügeln, in einsamen Waldschluchten und Thälern und besonders an den fruchtbaren Ufern der das Land durchströmenden Gewässer, sich dem Auge des Forschers eine überaus große Anzahl sichtbare Zeichen darstellen, die, theils noch in ihrer ganzen, dem Zahn der Zeit trotzenden alterthümlichen Gestalt, theils als neue Auflagen mit altem Grund-Text, theils aber auch als nur noch mahnende Trümmern, die Geschichte einer inhaltreichen Vergangenheit predigen und als Punkte zu einem Netz dienen, in welches der fleißige Sammler die Erfolge seiner historischen Nachforschungen eintragen kann. — Aber daß es in unsrem Vaterlande einzelne Stellen gibt, über welche der Fuß des fremden Wandrers hinwegschreitet, ohne daß ihn nur irgend Etwas darauf aufmerksam macht, es habe sich hier ein wichtiges, bemerkenswerthes Leben geregt; Stellen, von denen selbst der heimische Einwohner ihre ehemalige Bedeutenheit nicht kennt, weil ihm kein sichtbarer Beweis davon in's Auge springt, dies ist ein Umstand, der nicht allein die vielseitige, alterthümlich geschichtliche Bedeutenheit Thüringens noch mehr verbürgt als jene sichtbaren Erinnerungszeichen, sondern der uns auch um so mehr zur Aufmerksamkeit anspornen muß auf Alles, was uns nur irgend glaubwürdige Kunde aus der Vorzeit bietet.

Ein solcher Punkt nun, dessen frühere Bedeutenheit gewiß dem größten Theil der in der nächsten Umgebung wohnenden Einwohner unbekannt blieb, ist ein zwischen Gebesee und Herbsleben, (von jedem Orte ohngefähr eine Stunde entfernt) eine und eine halbe Stunde von Tennstedt auf einer Wiese an der Unstrut gelegener Hügel, zu der Flur von Gebesee gehörig.

Auf diesem Hügel hat, wie aus mehreren Geschichtswerken und Chroniken hervorgehet, schon im siebenten oder achten Jahrhundert

nach Christi Geburt, eine feste und stattliche Burg mit dem Namen Tretenburg gestanden. — Dieser Name, welcher von einigen Geschichtsschreibern Triteburk, Trittenburg, von andern auch Treutenburg und Trettaburg geschrieben wird, soll daher entstanden sein, weil an diesem wohlverwahrten Orte die alten Thüringischen Landstände oftmals zusammen *getreten*, Versammlungen gehalten und das allgemeine Wohl betreffende Unterhandlungen gepflogen haben. Wer die Tretenburg erbauet und wer sie bewohnt hat, hierüber fehlt jede Nachricht; wahrscheinlich ist es, daß sie von königlichen oder kaiserlichen Vögten abwechselnd besessen oder bewohnt wurde und daher keinem besondern Geschlecht als Eigenthum oder Lehen angehörte. — Ungewiß ist es, ob außer der Burg noch Gebäude oder Unterthanen-Wohnungen um den Hügel gestanden; so viel aber ist gewiß, daß der heilige Bonifacius im Jahr 731, eine Kirche zu Tretenburg erbauet hat, von welcher jedoch ebenfalls keine Spur mehr vorhanden ist. Sie soll dem heiligen Johannes geweiht gewesen, mit dem Aufhören der päpstlichen Herrschaft in Thüringen aber eingegangen sein.

Zwei Fälle verdienen vorzüglich der Erwähnung, wo sich die Bestimmung der Tretenburg, zum Versammlungs- und Berathungsort zu dienen, geschichtlich bemerkbar machte:

„Im Jahr 1073 waren die Sachsen mit Kaiser Heinrich IV. in Krieg verwickelt; sie schickten deshalb Gesandte nach Thüringen, daselbst Hülfe und Beistand zu Erhaltung ihrer Freiheit zu suchen, und die Thüringer unter Vorstellung der Gewalt und Unbilligkeit, welche auch sie längst schon von dem Kaiser erdulden müssen, zu vermögen, daß sie sich mit gewaffneter Hand ohne Verzug den Sachsen anschlössen. — Die Thüringischen Stände stellten sofort einen allgemeinen Landtag zu Tretenburg an, auf welchem das Anbringen der Sachsen in gemeiner Versammlung vorgetragen und berathen, demselben mit Freuden beigestimmt und eine Vereinigung mit Sachsen errichtet und festgeschlossen wurde. *)

Im Jahr 1123 gerieth der Erzbischof Albrecht zu Mainz auf den Gedanken, von allen Früchten des Thüringerlandes den Zehnten gewaltsam zu erpressen. Deß weigerten sich die Thüringer und zogen es vor, der unrechtmäßigen Anforderung Gewalt entgegen zu setzen. Auch diesmal war die Tretenburg der allgemeine Versammlungspunkt für die wohl etwas hoch angegebene Anzahl von zwanzig Tausend Thüringern, welche vor Erfurt rückten und mittelst einer harten Belagerung den Erzbischof zwangen, von seinen Forderungen abzustehen. **)

---

*) Siehe Lambert Schafnab. Hist. Germ. in ann. 1073. Chronik der Teutschen von Joh. Stumpf, Fol. 116. Geschichte von Kaiser Heinrich IV. L. 1. c. 24. Spangenbergs Sächs. Chronik c. 186.

**) Des Mönchs von Pegau Geschichte des Grafen Wiprecht von Groitsch. — Spangenbergs Sächs. Chronik c. 216. Rivander Thüring. Chronik p. 237. — Binhard l. 1. p. 118.

Es ist an mehreren Orten schon erwähnt, wie im Jahr 1290 auf dem Reichstage zu Erfurt in Folge der Klagen, daß unter Landgraf Albrechts Regierung die von vielen Schlössern und Burgen in Thüringen ausgehende Unsicherheit der Straßen begünstiget würde, Kaiser Rudolf den Beschluß faßte, diesem Unwesen ein Ende zu machen und mit Hülfe eines ausgesendeten Heeres 66 Schlösser und Burgen in Thüringen niederreißen und schleifen ließ, welches Schicksal auch die Tretenburg betraf, die, (ohne Zweifel da sie keine eigentlichen Besitzer hatte) auch nie wieder aufgebauet wurde und mit ihren Trümmern wahrscheinlich andern in der Nähe entstehenden Gebäuden das Material lieferte.

Es würde aber der Tretenburg ein gewisses Recht der meisten aus jener sagenschwangern Zeit herrührenden Orte benommen sein, wenn nicht auch in ihre Geschichte eine Sage verwebt worden wäre, welche wir, blos um ihre Unrichtigkeit Denen, die sie vielleicht oberflächlich hören könnten, zu beweisen, nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen:

„Der Mainzische Erzbischof Bonifacius" — so lautet die Sage — „zog mit einer starken Kriegsmacht in Thüringen ein, um die heidnischen Bewohner mit Waffen und Kriegsgewalt zum christlichen Glauben zu zwingen. — Da nahm eine große Menge des Thüringischen Volkes seine Zuflucht in der Tretenburg; Bonifacius aber rückte mit seinem Heer vor die Burg und forderte die Vornehmsten der Thüringer auf, herauszukommen und friedlich mit ihm zu unterhandeln. Hier nun beredete er sie, unter Verheißung seines Schutzes gegen den König von Ungarn, zur Annahme des Christenthums, lieferte auch bald nachher, in Verbindung mit den Thüringern, bei Negelstedt den Ungarn eine Schlacht, in welcher er sie schlug und ihrer eine große Anzahl tödtete."

Die Wahrheit dieser in einer Eisenacher Chronik mitgetheilten Nachricht, ist aber mit triftigen Beweisgründen widerlegt. Denn nicht allein, daß keiner der alten glaubwürdigen Geschichtsschreiber einer Kriegsrüstung des Bonifacius, eines Heereszuges desselben vor die Tretenburg, einer von ihm den Ungarn bei Negelstedt gelieferten Schlacht und überhaupt einer Bekehrung der Thüringer mit gewaffneter Hand gedenkt; so befinden sich auch in jener Nachricht mehrere chronistische Widersprüche, und es ist nicht zu bezweifeln, daß in Thüringen das Evangelium Christi längst vor der Ankunft des Bonifacius gepredigt worden, wenn es auch noch nicht allgemein angenommen war. Ferner verlautet gerade in den geschichtlichen Nachrichten aus jener Zeit von mehr als hundert Jahren, nichts von einem Einfall der Ungarn in Thüringen und von den ihnen in jener Notiz schuld gegebenen Grausamkeiten. — Es mag also diese Legende, wie manche andere, von irgend einem Mönche, ohne Zweifel in der guten Meinung ersonnen und niedergeschrieben worden sein, ein Beispiel des außerordentlichen göttlichen Beistandes zu dem Bekehrungswerk des Bonifacius aufzustellen und besonders die Thürin-

ger zum Glauben und zur Beständigkeit im Christenthum zu ermuntern. Mag aber dem sein wie ihm wolle, so ist auch diese ungegründete Sage ein Beweis für die Existenz der Tretenburg und für ihre Bedeutenheit in der Geschichte Thüringens, und es muß uns die Wahrnehmung, daß es gewiß noch mehrere Punkte in Thüringen gibt, über welche wir mit eben so wenig Ahnung von ihrer früheren Wichtigkeit hinwegschreiten, wie über den Hügel, der die Tretenburg trug, mit jener heiligen Scheu und Begeisterung für unsren vaterländischen Boden erfüllen, welche uns immer mehr zu der Achtung, Liebe und Anhänglichkeit anregt, worin der treue Heimathsinn und der Patriotismus seine Quelle findet, durch welche sich Thüringens Bevölkerung vor den Bewohnern vieler andern Gegenden so vortheilhaft und eigenthümlich characterisirt.

**Friedrich von Sydow.**

---

# Die Sage von Luthart und der Ilmnixe.

Das adeliche Gut Krommsdorf, anderthalb Stunden von Weimar gelegen, war ehemals der Sitz eines mächtigen Geschlechts, das seit Jahrhunderten erloschen. In der Burg des Junkers Lippold, der dort hauste, ward tüchtig geschmaust und gezecht; denn er feierte sein Beilager mit Agnes, einer Schwester des Marschalls Wittig von Trefurt. Die zahlreich versammelten Gäste waren heiter und froh. Nur den jungen Luthart ließ der allgemeine Jubel kalt. Er schlich sich hinaus ins Freie, traurig auf und nieder wandelnd unter den Erlen am Ufer der Ilm. Bitter beklagte er seine Armuth, die ihn, obschon aus edlem Stamm entsprossen, zum Söldnerdienst bei dem Krommsdorfer Junker verdammt, für den er oft kämpfen müssen in mannigfachen unrühmlichen Fehden. Eine tiefe Stille herrschte rings umher. Da erscholl plötzlich ein sanft verhallender Gesang, der aus den Tiefen der Ilm zu kommen schien. Luthart lauschte verwundert den wundersamen Tönen, die einer weiblichen Kehle anzugehören schienen. Der Inhalt des Liedes versprach dem aufmerksam Horchenden die beglückenden Freuden der Minne, und daneben Reichthum und Ueberfluß, der seiner harre tief unter den fluthenden Wogen. Da näherte sich, als die verlockenden Töne schwiegen, der trauernde Luthart unwillkührlich dem Ufer der Ilm, und rief, leise fragend: „Erlinde?"

Hoch brauste die Fluth empor, rings bedeckt mit einem schneeweißen Schaum, und von einem leichten Gewande umflattert, ebenfalls blendend weiß, tauchte eine jungfräuliche Gestalt hervor aus den Wellen. Goldene Locken ringelten sich herab von ihrem Haupt, das ein Rosenkranz schmückte. In ihren himmelblauen Augen strahlte freundliche Theilnahme. „Du hast meinen Namen genannt", sprach sie; hier bin ich? was willst du? Da entwarf Luthart mit Offenheit ein rührendes Gemälde seiner Armuth, und schilderte unter andern, wie er schnöd' abgewiesen worden von dem Juden Abraham, bei dem er ein Stück Tuch zu Wamms und Mantel habe borgen wollen, da

beides längst unscheinbar und zerrissen. Erlinde aber reichte ihm, als er seine Erzählung geendet, einen Beutel mit Geld, mit dem Bemerken, daß er sich Rüstung und Roß, Kleider und Waffen kaufen möchte. Als Luthart nun fragte, was er ihr zum Pfande der Wiederbezahlung des Geldes geben solle, welches sie ihm, wie sie sagte, leihen wolle, schwebte sie auf ihn zu, drückte ihn an ihre Brust, und sprach, einen glühenden Kuß auf seine Lippen drückend: „Gelobe mir, Niemand zu sagen, wer dir dies Geld gegeben, und nie zu gestehen, daß ich —

In diesem Augenblicke ließen sich mehrere Tritte vernehmen und Erlinde tauchte wieder hinab in die schäumende Fluth. Die Herannahenden waren Agnes, die Braut des Junkers Lippold. Sie und der weibliche Theil der Hochzeitgäste hatten sich zurückgezogen von dem wilden Zechgelage in der Burg, und Angelruthen ergriffen, um sich an dem Fischfange zu ergötzen. Da schlug die Schwester des Junker Lippold, die holde Adelheid, die unlängst Wittwe geworden, den in tiefe Gedanken versunkenen Jüngling neckend auf die Schulter und sprach: „Einsamer Schwärmer: willst du auch Fische fangen? Du solltest lieber Herzen zu angeln suchen. Komm zu mir nach Flurstädt, fügte sie leise hinzu, während die Andern beschäftigt waren, die Angeln auszuwerfen; „tritt in meine Dienste; es soll dir wohlgehen." Ihr Blick, voll Liebessehnsucht, traf den seinigen. Er wußte nicht was er antworten sollte, und schlich sich fort ins Schloß auf sein Kämmerlein, versunken in mannigfache Gedanken.

Es begab sich aber, daß er einige Tage später auf Lippold's Befehl dessen Schwester, die holde Adelheid begleiten sollte nach Flurstädt. Da wiederholte sie den süßen Antrag, und schob ihm zugleich ein Ringlein an den Finger, mit dem Bemerken, es zu ihrem Andenken zu tragen. Dann drückte sie ihn heftig an ihre Brust und küßte ihn. Unter mancherlei Gedanken über dies gehabte Abentheuer war er wieder zurückgekehrt nach Krommsdorf. Die holde Adelheid stand noch immer vor ihm in ihrem ganzen Liebreiz. Aber Erlindens Bild war nicht erloschen in seiner Seele. Er wandelte unter den Erlen an der Ilm umher, schaute hinein in die Wellen, und lispelte: Erlinde: Da erbrauste die Fluth; die alten Wogen wirbelten empor, und aus dem weißen Schaum erhob sich die wohlbekannte Gestalt der Ilmnixe. Aber ihr Auge war nicht so mild und freundlich, wie früher. Ein tiefer Gram umwölkte ihre Züge. „Gehe nicht nach Flurstädt", sprach sie warnend, bedenke daß du mein Schuldner bist, und vergiß nie, was du mir gelobt! So sprechend, verschwand sie in den rauschenden Wogen.

Bscheiden ritt einst Luthart neben dem Wagen einher, der seinen Herrn, den Junker Lippold und dessen Gattin Agnes nach Erfurt brachte, wo sie auf dem Markt, der dort gehalten ward, mancherlei einkaufen wollten. Luthart betrachtete eben in einer damals hochberühmten Waffenschmiede, eine schöne, blanke Rüstung von wundersamer Arbeit, als ein allerliebstes Mädchengesicht, in sittsam bürgerlicher Kleidung die Frage an ihn richtete, ob er sich hier etwas

aussuchen wolle. Er erkannte sie sogleich. Es war Erlinde. „Kaufe dir, flüsterte sie ihm zu, was du gern hättest!“ So sprechend reichte sie ihm abermals einen Beutel mit Gold, wiederum ihn warnend, nie zu gestehen, von wem er ihn empfangen. Er wollte ihr danken, allein sie war verschwunden.

Da kaufte sich Luthart mannigfache Waffen, ein schönes Roß und gar prachtvolle Gewänder in Erfurt. In einem Glanze, der sich nicht geziemte für seinen Stand, erschien er seitdem in Krommsdorf, und veranlaßte dadurch des Junkers Frage, wie er zu den vielen schönen Sachen und zu dem Gelde, das zu dem Ankauf erforderlich, gekommen sei. Luthart antwortete kurz, es geschenkt erhalten zu haben, und äußerte, als der Junker ernstlicher in ihn drang, daß er, wenn auch sein Söldner, und zu seinem Dienste verpflichtet, doch eben nicht nöthig, über erhaltene Geschenke nähere Auskunft zu geben. Entrüstet über diesen Starrsinn ließ der Junker ihn ins Burgverließ werfen, wo der furchtbare Schmerz der Folter ihm endlich das Geständniß erpreßte, daß Erlinde, die Ilmnixe ihm das Geld gegeben. „Ich rede die Wahrheit, sprach er, seinen Geist aufgebend, und fordere dich zur Rechenschaft vor Gottes Richterstuhl.“

Kaum waren diese Worte dem Munde des Sterbenden entflohen, da erbebte das Burgverließ. Wie Schloßen rauschten schäumende Wellentropfen herab aus der Höhe. Ein hohes, göttergleiches Wesen stand vor dem erschrockenen Lippold. Es war Erlinde. „Von mir, sprach sie, empfing Luthart die Geschenke. Er erlag dem Schmerz, aber er hätte nicht bekennen sollen, ich würde ihn gerettet haben. Sein Tod belastet deine Seele. Zur Strafe dafür wird dein Geschlecht aussterben und vergehen, und du selbst wirst binnen hier und vierzig Tagen erscheinen vor Gottes Richterstuhl, wohin der sterbende Luthart dich gefordert.“

Sie verschwand. Bleich und verstört wankte der Krommsdörfer zurück in den Burgsaal. Erlinde's Wort ging buchstäblich in Erfüllung. Am vierzigsten Tage rührte den Junker Lippold der Schlag, und ein schneller Tod raffte ihn hinweg aus dem Kreise der Lebenden. Sein Geschlecht starb aus im dritten Gliede. Seine Gattin Agnes nahm den Schleier im Kloster Ettersberg und Adelheid ward eine Nonne im Kloster Döbritzschen.

**Heinrich Doering.**

---

nem magischen Glanze erhellt war. Rechts an der Felswand, die von Gold und Silber schimmerte, stand ein Ruhebett von rothem Sammt und goldener Stickerei und auf den schwellenden Kissen lag, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, eine schlafende Jungfrau von solch überirdischer Schönheit, daß Schlosser nicht im Stande war, die Augen davon wegzuwenden und von seinen Gefährten mit Gewalt fortgerissen werden mußte. In der nächsten Höhle standen sie still, athmeten tief auf, sahen sich ängstlich einander an und setzten die Grubenlichter an die Seite.

Jetzt, lieber Freund, fing der Eine, zu Schlosser gewendet, an, jetzt gilt es. In einer Viertelstunde können wir reich und glücklich, oder verloren und in der Hölle sein. Unermeßliche Reichthümer sind in der Höhle, die wir jetzt betreten werden, aufgehäuft, aber nur zwei von uns werden, mit ihnen beladen, das Tageslicht wieder sehen; der Dritte, den das Loos trifft, muß als Opfer bei dem finstern Herrscher der Unterwelt zurückbleiben. Sei standhaft und folge uns! —

Schlosser war wie vom Blitze gelähmt bei der schrecklichen Eröffnung und ohne zu wissen, was er that, folgte er den Voranschreitenden nach, die jetzt an eine kleine, eiserne Pforte dreimal anklopften. Krachend sprang dieselbe auf und ein blutrother Schimmer quoll ihnen aus dem großen Raume, in welchen sie jetzt gelangten, entgegen. Gold, Silber und Edelsteine lagen in ganzen Haufen umher und es funkelte und glänzte Alles rings umher, daß selbst dem bekümmerten Schlosser das Herz aufging in rosenrother Freude. Aus einem Winkel aber trat jetzt ein Mann hervor von hoher Gestalt, mit funkelnden, glühenden Augen, schwarzem struppigen Haar, finstern, buschigen Augenbraunen und einer krummen, gebogenen Habichtsnase. Auf gräßliche, seltsame Weise zuckte das gelbe Gesicht hin und her und die Kleidung war fremd und abentheuerlich. Ein feuerrother, mit Gold stark verbrämter, weiter Mantel hing in bauschigten Falten der Gestalt über die Schultern, ein breiter, niedergekrempter, spanischer Hut mit lang herabhängender, rother Feder saß schief auf dem Kopfe und ein langer Stoßdegen hing an der Seite. Mit leichtem Kopfnicken schritt er an den drei Männern vorüber und verschwand durch die Eisenpforte, durch welche sie eben hereingekommen waren. Die beiden Fremden forderten nun Schlossern auf, ihnen bei Füllung ihrer Säcke zu helfen und als das bald geschehen war, gingen sie wieder durch die Thür hinaus, die sich krachend hinter ihnen schloß.

Ich weiß nicht, sagte der eine Fremde zu seinem Freunde, wie mir heute so wunderlich ist. Mir wird so bange und die Zähne klappern mir und es kriecht wie Feuer durch meine Adern, wenn uns nur heute kein Unglück begegnet! —

Du bist nicht klug! entgegnete der Andere. Ist es nicht schon das achtzehnte Mal, daß wir hier sind und haben wir es nicht jedesmal so zu drehen und zu wenden gewußt, daß den mitgenommenen Dritten das Loos traf? Und wo hätten wir einen bessern Begleiter finden können, als den da, dem die liebe Einfalt und Dummehrlichkeit aus den Augen sieht und den ein Kind überlisten könnte, geschweige wir?

Er wollte noch Mehreres hinzufügen, allein Schlosser, welcher voranging, stieß jetzt einen Schrei des Entsetzens aus und auch den beiden Fremden entsank das Herz, obwohl sie das, was sie erblickten, schon achtzehnmal gesehen hatten. An dem Balken nämlich, der über das schäumende Wasser führte, stand der Teufel in eigener Person und mit all dem Schrecken umgeben, welches der finstern Majestät eigen ist. Große, glühende Augen rollten wie Feuerräder in dem entsetzlichen Antlitze um, auf dem Kopfe ragten zwei gewaltige Hörner empor, eine lange, blutrothe Zunge hing aus dem dampfenden Maule, ein schwarzes, zottiges Fell bedeckte den Geist des Abgrunds, dessen Untertheil sich in Pferdefüße endigte, und die scheuslichen Krallen waren ausgespannt, ihr Opfer zu empfangen. Mit zitternder Hand holte der Aelteste der beiden Fremden die Loose hervor, aber so betrüglich er sie auch mischte, das Todesloos traf ihn selbst und er fing an zu beben und wurde bleich, wie der Kalk der Wand. Unter dem Vorgeben: es sei etwas bei den Loosen versehen, mischte der Fremde die Blätter noch einmal, aber zu seinem Schrecken traf es wiederum Schlossern nicht, sondern seinen eigenen Freund.

Das dritte Mal wird es doch nun gewiß an den Schurken kommen! dachte der Fremde und fing, unter allerlei Vorwänden, noch einmal zu mischen an. Da richtete sich die finstere Majestät hoch auf, schnaubte Feuerflammen aus Mund und Nase und rief mit hohlem, dumpfen Tone, der dem fernen Murmeln des Donners glich: Noch einmal dürft Ihr loosen, mehr nicht. Ueber den dort aber, (indem er auf Schlosser zeigte), habe ich keine Gewalt; denn ihn schützt ein Kraut, welches er bei sich trägt, vor jeder Gefahr! —

Die beiden alten Sünder erbleichten und blickten einander verzagend an, aber der Schwarze winkte und sie griffen noch einmal nach den Blättern. Das Loos fiel jetzt wieder auf den, welchen es schon beim ersten Male getroffen hatte. Wie ein Sturmwind stürzte sich Satan auf den verzweifelnden Mann, packte ihn mit seinen scharfen Fängen, fuhr mit ihm empor und zerriß ihn in Stücken.

Mit fliegender Brust und zurückgehaltenem Athem hatte Schlosser bisher Alles mit angesehen, bei diesem letzten Anblicke aber war der letzte Rest seiner Standhaftigkeit verschwunden, seine Augen schlossen sich und besinnungslos stürzte er zu Boden.

Als er erwachte, lag er hier vor dem Eingange der Höhle und neben ihm ein Sack voll gediegenen Goldes und Silbers. Nach dem andern Gefährten sah er sich vergeblich um, er mußte schon hinweggegangen sein oder das Schrecken über das gräßliche Ende seines langjährigen Freundes ihn getödtet haben. — Schlosser war wie gelähmt und hatte große Mühe sich in das nahegelegene Dorf zu schleppen, in das wir uns, wenn es Ihnen gefällig ist, jetzt begeben wollen. Er erholte sich aber bald wieder, zog von Osterhagen weg, und baute sich in Andreasberg ein schönes Haus, das mir oft von den Leuten gezeigt worden ist!" —

Wir erhuben uns jetzt und gingen nach Osterhagen, wo sich wahrscheinlich früher ein heiliger Hain der Göttin Ostera befand und

der Wirth daselbst erzählte mir, daß „der göttliche Sauhirt" des Dorfes unzählige Male in der Weingartenhöhle gewesen sei und Steine von so brennender Farbe mit herausgebracht habe, daß sie sogar im Dunkeln leuchteten. Da ich dieselben zu sehen wünschte, sandte der Wirth nach ihm, allein er war zu meinem großen Bedauern nirgends aufzutreiben und nach stundenlangem, vergeblichen Warten, ging ich mit meinem Begleiter über Bartholfelde nach Barbis, wo eine Salzquelle ist, welche mehr Aufmerksamkeit verdiente und wo sich außer einem kleinen See von unergründlicher Tiefe, der wahrscheinlich mit der Rume in Verbindung steht, auch noch ein überaus tiefer Erdfall befindet, der sich erst im J. 1825 unter donnerähnlichem Krachen bildete und damals viel Menschen herbeilockte. — Von hier hat man nur wenige Schritte bis zum Scharzfels, den ich heute ganz umkreist hatte; ich ruhte nun im behaglichen Wirthshause aus von den Mühen des Tages und schrieb die Sagen nieder, die ich von Burg und Höhle vernommen hatte, denn

Was nicht auf der Geschichte Tafeln stehet,
Lebt oft, damit's nicht gänzlich untergehet,
Als Sage noch im Mund des Volkes fort.

C. Duval.

---

# Die Tretenburg.

---

Auf einem Boden, der so reich an merkwürdigen geschichtlichen Ereignissen aus der ältesten Zeit ist, wie der Boden unseres Thüringerlandes, kann es nicht zu verwundern sein, wenn bei Städten und Dörfern, auf Felsen, Bergen und Hügeln, in einsamen Waldschluchten und Thälern und besonders an den fruchtbaren Ufern der das Land durchströmenden Gewässer, sich dem Auge des Forschers eine überaus große Anzahl sichtbare Zeichen darstellen, die, theils noch in ihrer ganzen, dem Zahn der Zeit trotzenden alterthümlichen Gestalt, theils als neue Auflagen mit altem Grund-Text, theils aber auch als nur noch mahnende Trümmern, die Geschichte einer inhaltreichen Vergangenheit predigen und als Punkte zu einem Netz dienen, in welches der fleißige Sammler die Erfolge seiner historischen Nachforschungen eintragen kann. — Aber daß es in unsrem Vaterlande einzelne Stellen gibt, über welche der Fuß des fremden Wandrers hinwegschreitet, ohne daß ihn nur irgend Etwas darauf aufmerksam macht, es habe sich hier ein wichtiges, bemerkenswerthes Leben geregt; Stellen, von denen selbst der heimische Einwohner ihre ehemalige Bedeutenheit nicht kennt, weil ihm kein sichtbarer Beweis davon in's Auge springt, dies ist ein Umstand, der nicht allein die vielseitige, alterthümlich geschichtliche Bedeutenheit Thüringens noch mehr verbürgt als jene sichtbaren Erinnerungszeichen, sondern der uns auch um so mehr zur Aufmerksamkeit anspornen muß auf Alles, was uns nur irgend glaubwürdige Kunde aus der Vorzeit bietet.

Ein solcher Punkt nun, dessen frühere Bedeutenheit gewiß dem größten Theil der in der nächsten Umgebung wohnenden Einwohner unbekannt blieb, ist ein zwischen Gebesee und Herbsleben, (von jedem Orte ohngefähr eine Stunde entfernt) eine und eine halbe Stunde von Tennstedt auf einer Wiese an der Unstrut gelegener Hügel, zu der Flur von Gebesee gehörig.

Auf diesem Hügel hat, wie aus mehreren Geschichtswerken und Chroniken hervorgehet, schon im siebenten oder achten Jahrhundert

nach Christi Geburt, eine feste und stattliche Burg mit dem Namen Tretenburg gestanden. — Dieser Name, welcher von einigen Geschichtsschreibern Triteburk, Trittenburg, von andern auch Treutenburg und Trettaburg geschrieben wird, soll daher entstanden sein, weil an diesem wohlverwahrten Orte die alten Thüringischen Landstände oftmals zusammen getreten, Versammlungen gehalten und das allgemeine Wohl betreffende Unterhandlungen gepflogen haben. Wer die Tretenburg erbauet und wer sie bewohnt hat, hierüber fehlt jede Nachricht; wahrscheinlich ist es, daß sie von königlichen oder kaiserlichen Vögten abwechselnd besessen oder bewohnt wurde und daher keinem besondern Geschlecht als Eigenthum oder Lehen angehörte. — Ungewiß ist es, ob außer der Burg noch Gebäude oder Unterthanen-Wohnungen um den Hügel gestanden; so viel aber ist gewiß, daß der heilige Bonifacius im Jahr 731, eine Kirche zu Tretenburg erbauet hat, von welcher jedoch ebenfalls keine Spur mehr vorhanden ist. Sie soll dem heiligen Johannes geweiht gewesen, mit dem Aufhören der päpstlichen Herrschaft in Thüringen aber eingegangen sein.

Zwei Fälle verdienen vorzüglich der Erwähnung, wo sich die Bestimmung der Tretenburg, zum Versammlungs- und Berathungsort zu dienen, geschichtlich bemerkbar machte:

„Im Jahr 1073 waren die Sachsen mit Kaiser Heinrich IV. in Krieg verwickelt; sie schickten deshalb Gesandte nach Thüringen, daselbst Hülfe und Beistand zu Erhaltung ihrer Freiheit zu suchen, und die Thüringer unter Vorstellung der Gewalt und Unbilligkeit, welche auch sie längst schon von dem Kaiser erdulden müssen, zu vermögen, daß sie sich mit gewaffneter Hand ohne Verzug den Sachsen anschlössen. — Die Thüringischen Stände stellten sofort einen allgemeinen Landtag zu Tretenburg an, auf welchem das Anbringen der Sachsen in gemeiner Versammlung vorgetragen und berathen, demselben mit Freuden beigestimmt und eine Vereinigung mit Sachsen errichtet und festgeschlossen wurde. *)

Im Jahr 1123 gerieth der Erzbischof Albrecht zu Mainz auf den Gedanken, von allen Früchten des Thüringerlandes den Zehnten gewaltsam zu erpressen. Deß weigerten sich die Thüringer und zogen es vor, der unrechtmäßigen Anforderung Gewalt entgegen zu setzen. Auch diesmal war die Tretenburg der allgemeine Versammlungspunkt für die wohl etwas hoch angegebene Anzahl von zwanzig Tausend Thüringern, welche vor Erfurt rückten und mittelst einer harten Belagerung den Erzbischof zwangen, von seinen Forderungen abzustehen. **)

---

*) Siehe **Lambert Schafnab. Hist. Germ. in ann. 1073.** Chronik der Teutschen von Joh. Stumpf, **Fol. 116.** Geschichte von Kaiser Heinrich **IV. L. 1. c.** 24. Spangenbergs Sächs. Chronik c. 186.

**) Des Mönchs von Pegau Geschichte des Grafen Wiprecht von Groitsch. — Spangenbergs Sächs. Chronik c. 216. Rivander Thüring. Chronik p. 237. — Binhard **l. 1. p. 118.**

Es ist an mehreren Orten schon erwähnt, wie im Jahr 1290 auf dem Reichstage zu Erfurt in Folge der Klagen, daß unter Landgraf Albrechts Regierung die von vielen Schlössern und Burgen in Thüringen ausgehende Unsicherheit der Straßen begünstiget würde, Kaiser Rudolf den Beschluß faßte, diesem Unwesen ein Ende zu machen und mit Hülfe eines ausgesendeten Heeres 66 Schlösser und Burgen in Thüringen niederreißen und schleifen ließ, welches Schicksal auch die Tretenburg betraf, die, (ohne Zweifel da sie keine eigentlichen Besitzer hatte) auch nie wieder aufgebauet wurde und mit ihren Trümmern wahrscheinlich andern in der Nähe entstehenden Gebäuden das Material lieferte.

Es würde aber der Tretenburg ein gewisses Recht der meisten aus jener sagenschwangern Zeit herrührenden Orte benommen sein, wenn nicht auch in ihre Geschichte eine Sage verwebt worden wäre, welche wir, blos um ihre Unrichtigkeit Denen, die sie vielleicht oberflächlich hören könnten, zu beweisen, nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen:

„Der Mainzische Erzbischof Bonifacius" — so lautet die Sage — „zog mit einer starken Kriegsmacht in Thüringen ein, um die heidnischen Bewohner mit Waffen und Kriegsgewalt zum christlichen Glauben zu zwingen. — Da nahm eine große Menge des Thüringischen Volkes seine Zuflucht in der Tretenburg; Bonifacius aber rückte mit seinem Heer vor die Burg und forderte die Vornehmsten der Thüringer auf, herauszukommen und friedlich mit ihm zu unterhandeln. Hier nun beredete er sie, unter Verheißung seines Schutzes gegen den König von Ungarn, zur Annahme des Christenthums, lieferte auch bald nachher, in Verbindung mit den Thüringern, bei Negelstedt den Ungarn eine Schlacht, in welcher er sie schlug und ihrer eine große Anzahl tödtete."

Die Wahrheit dieser in einer Eisenacher Chronik mitgetheilten Nachricht, ist aber mit triftigen Beweisgründen widerlegt. Denn nicht allein, daß keiner der alten glaubwürdigen Geschichtsschreiber einer Kriegsrüstung des Bonifacius, eines Heereszuges desselben vor die Tretenburg, einer von ihm den Ungarn bei Negelstedt gelieferten Schlacht und überhaupt einer Bekehrung der Thüringer mit gewaffneter Hand gedenkt; so befinden sich auch in jener Nachricht mehrere chronistische Widersprüche, und es ist nicht zu bezweifeln, daß in Thüringen das Evangelium Christi längst vor der Ankunft des Bonifacius gepredigt worden, wenn es auch noch nicht allgemein angenommen war. Ferner verlautet gerade in den geschichtlichen Nachrichten aus jener Zeit von mehr als hundert Jahren, nichts von einem Einfall der Ungarn in Thüringen und von den ihnen in jener Notiz schuld gegebenen Grausamkeiten. — Es mag also diese Legende, wie manche andere, von irgend einem Mönche, ohne Zweifel in der guten Meinung ersonnen und niedergeschrieben worden sein, ein Beispiel des außerordentlichen göttlichen Beistandes zu dem Bekehrungswerk des Bonifacius aufzustellen und besonders die Thürin-

ger zum Glauben und zur Beständigkeit im Christenthum zu ermuntern. Mag aber dem sein wie ihm wolle, so ist auch diese ungegründete Sage ein Beweis für die Existenz der Tretenburg und für ihre Bedeutenheit in der Geschichte Thüringens, und es muß uns die Wahrnehmung, daß es gewiß noch mehrere Punkte in Thüringen gibt, über welche wir mit eben so wenig Ahnung von ihrer früheren Wichtigkeit hinwegschreiten, wie über den Hügel, der die Tretenburg trug, mit jener heiligen Scheu und Begeisterung für unsren vaterländischen Boden erfüllen, welche uns immer mehr zu der Achtung, Liebe und Anhänglichkeit anregt, worin der treue Heimathsinn und der Patriotismus seine Quelle findet, durch welche sich Thüringens Bevölkerung vor den Bewohnern vieler andern Gegenden so vortheilhaft und eigenthümlich characterisirt.

**Friedrich von Sydow.**

---

# Die Sage von Luthart und der Ilmnixe.

Das adeliche Gut Krommsdorf, anderthalb Stunden von Weimar gelegen, war ehemals der Sitz eines mächtigen Geschlechts, das seit Jahrhunderten erloschen. In der Burg des Junkers Lippold, der dort hauste, ward tüchtig geschmaust und gezecht; denn er feierte sein Beilager mit Agnes, einer Schwester des Marschalls Wittig von Trefurt. Die zahlreich versammelten Gäste waren heiter und froh. Nur den jungen Luthart ließ der allgemeine Jubel kalt. Er schlich sich hinaus ins Freie, traurig auf und nieder wandelnd unter den Erlen am Ufer der Ilm. Bitter beklagte er seine Armuth, die ihn, obschon aus edlem Stamm entsprossen, zum Söldnerdienst bei dem Krommsdorfer Junker verdammt, für den er oft kämpfen müssen in mannigfachen unrühmlichen Fehden. Eine tiefe Stille herrschte rings umher. Da erscholl plötzlich ein sanft verhallender Gesang, der aus den Tiefen der Ilm zu kommen schien. Luthart lauschte verwundert den wundersamen Tönen, die einer weiblichen Kehle anzugehören schienen. Der Inhalt des Liedes versprach dem aufmerksam Horchenden die beglückenden Freuden der Minne, und daneben Reichthum und Ueberfluß, der seiner harre tief unter den fluthenden Wogen. Da näherte sich, als die verlockenden Töne schwiegen, der trauernde Luthart unwillkührlich dem Ufer der Ilm, und rief, leise fragend: „Erlinde?"

Hoch brauste die Fluth empor, rings bedeckt mit einem schneeweißen Schaum, und von einem leichten Gewande umflattert, ebenfalls blendend weiß, tauchte eine jungfräuliche Gestalt hervor aus den Wellen. Goldene Locken ringelten sich herab von ihrem Haupt, das ein Rosenkranz schmückte. In ihren himmelblauen Augen strahlte freundliche Theilnahme. „Du hast meinen Namen genannt", sprach sie; hier bin ich? was willst du? Da entwarf Luthart mit Offenheit ein rührendes Gemälde seiner Armuth, und schilderte unter andern, wie er schnöd' abgewiesen worden von dem Juden Abraham, bei dem er ein Stück Tuch zu Wamms und Mantel habe borgen wollen, da

beides längst unscheinbar und zerrissen. Erlinde aber reichte ihm, als er seine Erzählung geendet, einen Beutel mit Gold, mit dem Bemerken, daß er sich Rüstung und Roß, Kleider und Waffen kaufen möchte. Als Luthart nun fragte, was er ihr zum Pfande der Wiederbezahlung des Geldes geben solle, welches sie ihm, wie sie sagte, leihen wolle, schwebte sie auf ihn zu, drückte ihn an ihre Brust, und sprach, einen glühenden Kuß auf seine Lippen drückend: „Gelobe mir, Niemand zu sagen, wer dir dies Geld gegeben, und nie zu gestehen, daß ich —

In diesem Augenblicke ließen sich mehrere Tritte vernehmen und Erlinde tauchte wieder hinab in die schäumende Fluth. Die Herannahenden waren Agnes, die Braut des Junkers Lippold. Sie und der weibliche Theil der Hochzeitgäste hatten sich zurückgezogen von dem wilden Zechgelage in der Burg, und Angelruthen ergriffen, um sich an dem Fischfange zu ergötzen. Da schlug die Schwester des Junker Lippold, die holde Adelheid, die unlängst Wittwe geworden, den in tiefe Gedanken versunkenen Jüngling neckend auf die Schulter und sprach: „Einsamer Schwärmer: willst du auch Fische fangen? Du solltest lieber Herzen zu angeln suchen. Komm zu mir nach Flurstädt, fügte sie leise hinzu, während die Andern beschäftigt waren, die Angeln auszuwerfen; „tritt in meine Dienste; es soll dir wohlgehen." Ihr Blick, voll Liebessehnsucht, traf den seinigen. Er wußte nicht was er antworten sollte, und schlich sich fort ins Schloß auf sein Kämmerlein, versunken in mannigfache Gedanken.

Es begab sich aber, daß er einige Tage später auf Lippold's Befehl dessen Schwester, die holde Adelheid begleiten sollte nach Flurstädt. Da wiederholte sie den süßen Antrag, und schob ihm zugleich ein Ringlein an den Finger, mit dem Bemerken, es zu ihrem Andenken zu tragen. Dann drückte sie ihn heftig an ihre Brust und küßte ihn. Unter mancherlei Gedanken über dies gehabte Abentheuer war er wieder zurückgekehrt nach Krommsdorf. Die holde Adelheid stand noch immer vor ihm in ihrem ganzen Liebreiz. Aber Erlindens Bild war nicht erloschen in seiner Seele. Er wandelte unter den Erlen an der Ilm umher, schaute hinein in die Wellen, und lispelte: Erlinde: Da erbrauste die Fluth; die alten Wogen wirbelten empor, und aus dem weißen Schaum erhob sich die wohlbekannte Gestalt der Ilmnixe. Aber ihr Auge war nicht so mild und freundlich, wie früher. Ein tiefer Gram umwölkte ihre Züge. „Gehe nicht nach Flurstädt", sprach sie warnend, bedenke daß du mein Schuldner bist, und vergiß nie, was du mir gelobt! So sprechend, verschwand sie in den rauschenden Wogen.

Bscheiden ritt einst Luthart neben dem Wagen einher, der seinen Herrn, den Junker Lippold und dessen Gattin Agnes nach Erfurt brachte, wo sie auf dem Markt, der dort gehalten ward, mancherlei einkaufen wollten. Luthart betrachtete eben in einer damals hochberühmten Waffenschmiede, eine schöne, blanke Rüstung von wundersamer Arbeit, als ein allerliebstes Mädchengesicht, in sittsam bürgerlicher Kleidung die Frage an ihn richtete, ob er sich hier etwas

aussuchen wolle. Er erkannte sie sogleich. Es war Erlinde. „Kaufe dir, flüsterte sie ihm zu, was du gern hättest!“ So sprechend reichte sie ihm abermals einen Beutel mit Gold, wiederum ihn warnend, nie zu gestehen, von wem er ihn empfangen. Er wollte ihr danken, allein sie war verschwunden.

Da kaufte sich Luthart mannigfache Waffen, ein schönes Roß und gar prachtvolle Gewänder in Erfurt. In einem Glanze, der sich nicht geziemte für seinen Stand, erschien er seitdem in Krommsdorf, und veranlaßte dadurch des Junkers Frage, wie er zu den vielen schönen Sachen und zu dem Gelde, das zu dem Ankauf erforderlich, gekommen sei. Luthart antwortete kurz, es geschenkt erhalten zu haben, und äußerte, als der Junker ernstlicher in ihn drang, daß er, wenn auch sein Söldner, und zu seinem Dienste verpflichtet, doch eben nicht nöthig, über erhaltene Geschenke nähere Auskunft zu geben. Entrüstet über diesen Starrsinn ließ der Junker ihn ins Burgverließ werfen, wo der furchtbare Schmerz der Folter ihm endlich das Geständniß erpreßte, daß Erlinde, die Ilmnixe ihm das Geld gegeben. „Ich rede die Wahrheit, sprach er, seinen Geist aufgebend, und fordere dich zur Rechenschaft vor Gottes Richterstuhl.“

Kaum waren diese Worte dem Munde des Sterbenden entflohen, da erbebte das Burgverließ. Wie Schloßen rauschten schäumende Wellentropfen herab aus der Höhe. Ein hohes, göttergleiches Wesen stand vor dem erschrockenen Lippold. Es war Erlinde. „Von mir, sprach sie, empfing Luthart die Geschenke. Er erlag dem Schmerz, aber er hätte nicht bekennen sollen, ich würde ihn gerettet haben. Sein Tod belastet deine Seele. Zur Strafe dafür wird dein Geschlecht aussterben und vergehen, und du selbst wirst binnen hier und vierzig Tagen erscheinen vor Gottes Richterstuhl, wohin der sterbende Luthart dich gefordert.“

Sie verschwand. Bleich und verstört wankte der Krommsdörfer zurück in den Burgsaal. Erlinde's Wort ging buchstäblich in Erfüllung. Am vierzigsten Tage rührte den Junker Lippold der Schlag, und ein schneller Tod raffte ihn hinweg aus dem Kreise der Lebenden. Sein Geschlecht starb aus im dritten Gliede. Seine Gattin Agnes nahm den Schleier im Kloster Ettersberg und Adelheid ward eine Nonne im Kloster Döbritzschen.

**Heinrich Doering.**

---

# Der Fabrikort Scheerenberg unweit Osterode.

Dieser in so mannichfacher, besonders fabriklicher Hinsicht gar merkwürdige Ort im östlichen Eingange des Cheruskalandes verdient hier eine um so gründlichere und ausführlichere Beschreibung, je weniger er bis jetzt von allen Harzbeschreibern nach seiner Wichtigkeit ist gewürdigt worden, so daß man bislang in keinem Buche darüber eine irgend genügende Schilderung findet.

I. Zunächst wolle sich der geneigte Leser den Weg dahin vergegenwärtigen und die physische Lage des Ortes veranschaulichen. Dieser Fabrikort, ein Eigenthum des Oberfactor Wilhelm Schachtrupp in Osterode, liegt ¼ Stunden von dieser Stadt in östlicher Richtung. Man gelangt dahin durch das Johannis- oder Harzthor auf einer (nicht direct, wo es nach dem Harze geht, sondern) seitwärts ablaufenden, von genanntem Fabrikherrn auf eigene Kosten angelegten, mit Pappelallee geschmückten, trefflichen Chaussee, welche anfangs zwischen Gärten sich hinzieht, von denen eine Obstbaumpflanzung, wo jedes in Osterode confirmirte Kind zum Andenken an seinen Confirmationstag ein Stämmchen einpflanzt, besonders merkenswerth ist. Nahe hinter den Gärten beginnt schon eigentlicher Harz-Grund und Boden oder das eigentliche Harzgebiet, auf dem sich die Chaussee fortsetzt, bis sie links zwischen Schachtruppschen Wiesen und Weiden, oberhalb derer ein bewaldeter Bergrücken sich erhebt, und andrerseits rechts zwischen mehren Mühlen und Tuch- und Coating-Fabriken, hinter denen auch ein prachtvoller, bergigter Tannenwald sich ausdehnt, endlich zu ihrem Ziele gelangt.

Der Ort selbst hat seine Lage auf der linken oder nördlichen Seite von der Chaussee in der Mitte einer von den eben erwähnten, beiden Bergzügen gebildeten, aber hier schon zu einem stumpfen Winkel sich verengenden Thalebene, die gleich darauf in grotesk-wilde Bergschlucht übergeht. — Eben von der Form und Richtung dieser beiden Bergstreifen, die wie die beiden spitzigen Enden oder

Glieder einer geöffneten Scheere, so ähnlich, — sich immer weiter von einander trennend, — aus ihrem Gebirgsstocke in die Thalebene auslaufen, ist wahrscheinlichst der Name der Bergkuppe, an deren Fuße die Fabrik liegt, entstanden, welcher dann auf den Fabrikort selbst überging. — Andere Conjecturen über Entstehung des Namens, die von dem physischen Standpunkte nicht hergenommen sind, lassen sich allerdings aufsuchen, führen aber zu gar keinem befriedigenden Resultat. — Der Name des Berges ist uralt. Ein Zeitpunkt der ersten Namengebung läßt sich nicht nachweisen. Gerade das hohe Alter des Namens möchte also um so gewisser obige Ableitung und Entstehung des Namens rechtfertigen.

II. In den innern Hofraum oder in das innere Bereich des Ortes führt ein hochgewölbtes, auf der Firste mit zwei lagernden Hirschen geziertes Thor. Hier erblickt man sofort neben dem regsamsten Fabrikwesen die kostbarsten Bauten. Zu den merkwerthesten gehören folgende:

Auf des Hofraums Mitte erhebt sich ein umfangreiches Gebäude, enthaltend das Wohnhaus, die Hagelsichterei und die Bleiwalze. Ueber diesem erhebt sich der 100 Fuß hohe Hagelthurm. Hier oben auf der nach allen Seiten mit Fenstern umgebenen Thurmstube wird das zum Hagel bestimmte Blei im mächtigen eisernen Kübel gekocht und präparirt und fällt durch siebförmige Gefäße in noch kochendem Zustande und rundlicher Form 112 Fuß tief als Hagel im Thurm herab, wo ein in der Tiefe der Erde angebrachtes, mit Wasser gefülltes, großes Faß den Hagel aufnimmt und abkühlt. Dieser grandiose Thurm verschönt und beherrscht die ganze Gegend, indem von seiner Höhe eine höchst romantische Fernsicht nach allen Himmelsgegenden vor dem staunenden Blicke sich ausdehnt. Ferner gehören hieher das Hüttengebäude, die Brennerei, das Bleiweißfabrikgebäude, wo das Bleiweiß theils auf holländische, theils auf sogenannte englische Weise bereitet wird, das Mühlengebäude mit 20 Steinen, wo auch Bleizucker und präparirte Glötte verfertigt werden, das Puchwerk und die wahrhaft großartigen Trockenböden für Bleiweiß.

Die Zahl der Gebäude beläuft sich auf 16 — 20 und vermehrt sich von Jahr zu Jahr. Sie sind sämmtlich, in gesetzmäßigen Intervallen von einander getrennt, symmetrisch gebaut, haben gleichmäßigen, nämlich blaßröthlichen Anstrich und sind mit Hirschgeweihen und harzthümlichen, sinnigen Inschriften geziert, die größtentheils aus älterer Zeit herrühren. — In den Gebäuden und in den Hofräumen bemerkt man überall mit Wohlgefallen Accuratesse und Sauberkeit.

III. Scheerenbergs Fabrikate sind folgende: 1) Kremserweiß. 2) Bleiweiß in 7 verschiedenen Sorten. Bis 1829 geschah dessen Fabrikation nur nach holländischer Art; aber seit jenem Jahre nach einer neu erfundenen, bislang noch geheim gehaltenen Methode, kraft deren die Fabrik jetzt Bleiweiß liefert, welches das beste englische an Deckkraft, an Weiße und Haltbarkeit bei weitem übertrifft. Letztere Methode heißt nur deshalb (in der Handelswelt oder) im ge-

wöhnlichen Leben auch die englische, weil sie dieser nur ähnlich ist. Das Bleiweiß wird immer in immensen Massen bereitet, weil es reißenden Abgang findet. 3) Die präparirte Harz- oder Bleiglötte. Diese ist von erquisitester Güte und ein von Apothekern und Malern sehr gesuchter Artikel. 4) Bleizucker. 5) Walzblei. In beliebigen Stärken bis zum feinsten Tabacksblei. 6) Paläster in 2 Nummern. 7) Hagel in 12 Stärken. Dessen Güte ist dem englischen qualitativ ganz gleich. 8) und 9) Kupfervitriol und krystallisirter Grünspan. Wegen Mangels an Zeit und an Raum werden jedoch diese beiden letzteren Artikel nebst manchen anderen Farbeartikeln meistens nur auf besonderes Verlangen, und zwar lediglich bei Bestellungen en gros, fabrizirt. Zu allen jenen Fabricaten werden jährlich ungefähr 10,000 Centner rohes Blei u. Glötte verbraucht.

IV. Den qualitativen Werth der Fabricate, besonders des Bleiweißes verbürgt schon deren quantitative Versendung und commerzielle Wichtigkeit überhaupt. Norddeutschland wird durchaus mit Schachtruppschem Bleiweiß versorgt. Große jährliche Sendungen gehen nach Dänemark, Schweden, Norwegen, ferner nach Holland selbst, wo doch viel Bleiweiß fabricirt wird, ein Beweis von der besondern Güte des Schachtruppschen Bleiweißes. Außerdem werden jährlich reiche Ladungen an Bleiweiß theils weiter westwärts über den atlantischen Ocean nach Amerika theils ostwärts nach Rußland und Constantinopel spedirt. Noch am Ende des Jahres 1839 ward eine Fracht mit 200 Tonnen Bleiweiß nach Sumatra und Java abgesendet. — Nach einer brieflichen Nachricht eines Commissionairs in Konstantinopel soll die türkische Flotte, die 1839 treuloser Weise zu Mehemed Ali überging und gegenwärtig in Alexandria sich befindet, mit Schachtruppschem Bleiweiß angemalt sein.

V. Von der Zahl, Besoldung, Haltung und Versorgung so wie überhaupt von der Lage und den Verhältnissen der Fabrikarbeiter und der sonstigen bei den Fabriken Angestellten, Thatsächliches und zwar das Interessanteste zu erfahren, dürfte den Lesern nicht unangenehm sein.

Obgleich die neuere Maschinerie auch hier in größerm Maaßstabe angewandt wird, so finden doch je nach den verschiedenen Jahreszeiten 100 — 200 Arbeiter und Arbeiterinnen Beschäftigung und täglichen Erwerb. Die tägliche, specielle Oberaufsicht und Oberleitung ist mehren Verwaltern oder Inspectoren anvertraut. Außerdem sind im Comptoir noch 3 Männer in täglicher Activität. Die Einnahme der einzelnen Fabrikarbeiter ist von der Art, daß viele beweibt sind und zahlreiche Familie von diesem ihrem Fabrikdiensterwerbe zu ernähren haben. Ein Beweis der Großartigkeit der Fabrikation der einzelnen Artikel ist schon, daß jährlich die für die Fabriken arbeitenden Büttner 2000 Thlr. verdienen, und Papierfabrikanten jährlich für etwa 400 — 600 Thlr. Papier liefern, um die Waare in Papier, Kisten und Tonnen zu verpacken und zu versenden. Töpfer verfertigen jährlich für über 1000 Thlr. Töpfe zum Chalciniren des

Bleies und Gefäße zur Präparation des Bleiweißes. Bringt man dieß alles in Berechnung und namentlich dasjenige, daß mehre hundert Menschen durch dieses großartige Fabrikwesen Lebensunterhalt finden, so ergibt sich augenfällig die bedeutende Wichtigkeit der Fabriken auf dem Scheerenberge und seine ausgezeichnete Wohlthat für die arbeitende Menschenclasse dieser Gegend.

Die Verwalter, Aufseher und einige diensthuende Individuen wohnen auf dem Scheerenberge selbst. Die Gesammtzahl der eigentlichen Fabrikarbeiter wohnen größtentheils in Osterode, einestheils in dem im tiefen Thale liegenden Dorfe Lerbach.

Trefflichst ist für die Leute auch gesorgt theils in allen Krankheitsfällen theils in ihrem höhern Lebensalter. Da die fortdauernde Beschäftigung in den Fabriken auf den Gesundheitszustand mehr oder weniger nachtheilig einwirkt und insonderheit die sogenannte Bleikolik hervorbringt, so ist vom Fabrikherrn menschenfreundlichst gesorgt, daß die sämmtlichen Fabrikarbeiter und sonstigen in und bei den Fabriken Angestellten in allen Krankheitsfällen nicht nur ihren Lohn unausgesetzt beziehen, sondern auch noch ärztlichen Beistand und Medizin ganz frei und unentgeldlich erhalten. Alle diejenigen ferner, welche wegen Alterschwäche oder Körperkränklichkeit arbeitsunfähig werden, bleiben gleichwohl, so lange sie leben, im Brode des Oberfactors. Keiner, der sich irgend treu im Dienste bewies, wird von ihm hülflos gelassen. Daher findet man in seinem Dienste viele alte Diener. Eben so thatkräftige und umfangreiche als geräuschlose Wohlthätigkeitsliebe ist ein schöner Grundzug im Charakter dieses Biedermannes.

Die Angestellten und Arbeiter in der Bleiweißfabrik bei Quedlinburg, die ebenfalls dem Oberfactor gehört, genießen dieselben Gerechtsamen und Wohlthaten wie die hiesigen auf dem Scheerenberge.

Diesen Fabrikarbeitern fehlt Hercynia's Frohsinn ebenfalls nicht. Gesang ist bei der Arbeit und in Freistunden — und nebst Spiel und Tanz an Feiertagen ihre kurzweilige, ergötzliche Erholung. Der Oberfactor, selbst ein Freund der Frau Musika, fördert ihren Sinn für Musik auf alle Weise. Aus den Männern hat sich daher ein Hornisten-Corps von etwa 20 Mann herausgebildet. Diese sind in solchem ihrem Dienste mit grünen Mützen u. grünen Röcken und blauen Beinkleidern uniformirt. Bei Festlichkeiten und Besuchen so wie an schönen Sommerabenden pflegen sie theils auf dem Scheerenberge theils im Garten neben dem Schachtruppschen Wohnhause vor der Stadt mit Musik aufzuwarten, — wo denn das Osteroder Publikum einer zuhörenden Theilnahme nicht verfehlt. Im Herbste 1839 hatten sie die Ehre, vor Sr. Majestät dem Könige von Hannover bei Allerhöchstdessen Besuche auf dem Scheerenberge sich hören zu lassen und fanden gnädigen Beifall.

VI. Außerdem gibt es folgende interessante und bemerkenswerthe Gegenstände auf und um Scheerenberg:

Die Pferdezüchterei. Diese enthält eine treffliche Auswahl ausgesuchter Reit- und Wagenpferde edelster Rasse. Zu den Rossen

nach Christi Geburt, eine feste und stattliche Burg mit dem Namen Tretenburg gestanden. — Dieser Name, welcher von einigen Geschichtsschreibern Triteburk, Trittenburg, von andern auch Treutenburg und Trettaburg geschrieben wird, soll daher entstanden sein, weil an diesem wohlverwahrten Orte die alten Thüringischen Landstände oftmals zusammen getreten, Versammlungen gehalten und das allgemeine Wohl betreffende Unterhandlungen gepflogen haben. Wer die Tretenburg erbauet und wer sie bewohnt hat, hierüber fehlt jede Nachricht; wahrscheinlich ist es, daß sie von königlichen oder kaiserlichen Vögten abwechselnd besessen oder bewohnt wurde und daher keinem besondern Geschlecht als Eigenthum oder Lehen angehörte. — Ungewiß ist es, ob außer der Burg noch Gebäude oder Unterthanen-Wohnungen um den Hügel gestanden; so viel aber ist gewiß, daß der heilige Bonifacius im Jahr 731, eine Kirche zu Tretenburg erbauet hat, von welcher jedoch ebenfalls keine Spur mehr vorhanden ist. Sie soll dem heiligen Johannes geweiht gewesen, mit dem Aufhören der päpstlichen Herrschaft in Thüringen aber eingegangen sein.

Zwei Fälle verdienen vorzüglich der Erwähnung, wo sich die Bestimmung der Tretenburg, zum Versammlungs- und Berathungsort zu dienen, geschichtlich bemerkbar machte:

„Im Jahr 1073 waren die Sachsen mit Kaiser Heinrich IV. in Krieg verwickelt; sie schickten deshalb Gesandte nach Thüringen, daselbst Hülfe und Beistand zu Erhaltung ihrer Freiheit zu suchen, und die Thüringer unter Vorstellung der Gewalt- und Unbilligkeit, welche auch sie längst schon von dem Kaiser erdulden müssen, zu vermögen, daß sie sich mit gewaffneter Hand ohne Verzug den Sachsen anschlössen. — Die Thüringischen Stände stellten sofort einen allgemeinen Landtag zu Tretenburg an, auf welchem das Anbringen der Sachsen in gemeiner Versammlung vorgetragen und berathen, demselben mit Freuden beigestimmt und eine Vereinigung mit Sachsen errichtet und festgeschlossen wurde. *)

Im Jahr 1123 gerieth der Erzbischof Albrecht zu Mainz auf den Gedanken, von allen Früchten des Thüringerlandes den Zehnten gewaltsam zu erpressen. Deß weigerten sich die Thüringer und zogen es vor, der unrechtmäßigen Anforderung Gewalt entgegen zu setzen. Auch diesmal war die Tretenburg der allgemeine Versammlungspunkt für die wohl etwas hoch angegebene Anzahl von zwanzig Tausend Thüringern, welche vor Erfurt rückten und mittelst einer harten Belagerung den Erzbischof zwangen, von seinen Forderungen abzustehen. **)

---

*) Siehe Lambert Schafnab. Hist. Germ. in ann. 1073. Chronik der Teutschen von Joh. Stumpf, Fol. 116. Geschichte von Kaiser Heinrich IV. L. 1. c. 24. Spangenbergs Sächs. Chronik c. 186.

**) Des Mönchs von Pegau Geschichte des Grafen Wiprecht von Groitsch. — Spangenbergs Sächs. Chronik c. 216. Rivander Thüring. Chronik p. 237. — Binhard l. 1. p. 118.

Es ist an mehreren Orten schon erwähnt, wie im Jahr 1290 auf dem Reichstage zu Erfurt in Folge der Klagen, daß unter Landgraf Albrechts Regierung die von vielen Schlössern und Burgen in Thüringen ausgehende Unsicherheit der Straßen begünstiget würde, Kaiser Rudolf den Beschluß faßte, diesem Unwesen ein Ende zu machen und mit Hülfe eines ausgesendeten Heeres 66 Schlösser und Burgen in Thüringen niederreißen und schleifen ließ, welches Schicksal auch die Tretenburg betraf, die, (ohne Zweifel da sie keine eigentlichen Besitzer hatte) auch nie wieder aufgebauet wurde und mit ihren Trümmern wahrscheinlich andern in der Nähe entstehenden Gebäuden das Material lieferte.

Es würde aber der Tretenburg ein gewisses Recht der meisten aus jener sagenschwangern Zeit herrührenden Orte benommen sein, wenn nicht auch in ihre Geschichte eine Sage verwebt worden wäre, welche wir, blos um ihre Unrichtigkeit Denen, die sie vielleicht oberflächlich hören könnten, zu beweisen, nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen:

„Der Mainzische Erzbischof Bonifacius" — so lautet die Sage — „zog mit einer starken Kriegsmacht in Thüringen ein, um die heidnischen Bewohner mit Waffen und Kriegsgewalt zum christlichen Glauben zu zwingen. — Da nahm eine große Menge des Thüringischen Volkes seine Zuflucht in der Tretenburg; Bonifacius aber rückte mit seinem Heer vor die Burg und forderte die Vornehmsten der Thüringer auf, herauszukommen und friedlich mit ihm zu unterhandeln. Hier nun beredete er sie, unter Verheißung seines Schutzes gegen den König von Ungarn, zur Annahme des Christenthums, lieferte auch bald nachher, in Verbindung mit den Thüringern, bei Negelstedt den Ungarn eine Schlacht, in welcher er sie schlug und ihrer eine große Anzahl tödtete."

Die Wahrheit dieser in einer Eisenacher Chronik mitgetheilten Nachricht, ist aber mit triftigen Beweisgründen widerlegt. Denn nicht allein, daß keiner der alten glaubwürdigen Geschichtsschreiber einer Kriegsrüstung des Bonifacius, eines Heereszuges desselben vor die Tretenburg, einer von ihm den Ungarn bei Negelstedt gelieferten Schlacht und überhaupt einer Bekehrung der Thüringer mit gewaffneter Hand gedenkt; so befinden sich auch in jener Nachricht mehrere chronistische Widersprüche, und es ist nicht zu bezweifeln, daß in Thüringen das Evangelium Christi längst vor der Ankunft des Bonifacius geprediget worden, wenn es auch noch nicht allgemein angenommen war. Ferner verlautet gerade in den geschichtlichen Nachrichten aus jener Zeit von mehr als hundert Jahren, nichts von einem Einfall der Ungarn in Thüringen und von den ihnen in jener Notiz schuld gegebenen Grausamkeiten. — Es mag also diese Legende, wie manche andere, von irgend einem Mönche, ohne Zweifel in der guten Meinung ersonnen und niedergeschrieben worden sein, ein Beispiel des außerordentlichen göttlichen Beistandes zu dem Bekehrungswerk des Bonifacius aufzustellen und besonders die Thürin-

ger zum Glauben und zur Beständigkeit im Christenthum zu ermuntern. Mag aber dem sein wie ihm wolle, so ist auch diese ungegründete Sage ein Beweis für die Existenz der Tretenburg und für ihre Bedeutenheit in der Geschichte Thüringens, und es muß uns die Wahrnehmung, daß es gewiß noch mehrere Punkte in Thüringen gibt, über welche wir mit eben so wenig Ahnung von ihrer früheren Wichtigkeit hinwegschreiten, wie über den Hügel, der die Tretenburg trug, mit jener heiligen Scheu und Begeisterung für unsren vaterländischen Boden erfüllen, welche uns immer mehr zu der Achtung, Liebe und Anhänglichkeit anregt, worin der treue Heimathsinn und der Patriotismus seine Quelle findet, durch welche sich Thüringens Bevölkerung vor den Bewohnern vieler andern Gegenden so vortheilhaft und eigenthümlich characterisirt.

**Friedrich von Sydow.**

---

# Die Sage von Luthart und der Ilmnixe.

Das adeliche Gut Krommsdorf, anderthalb Stunden von Weimar gelegen, war ehemals der Sitz eines mächtigen Geschlechts, das seit Jahrhunderten erloschen. In der Burg des Junkers Lippold, der dort hauste, ward tüchtig geschmaust und gezecht; denn er feierte sein Beilager mit Agnes, einer Schwester des Marschalls Wittig von Trefurt. Die zahlreich versammelten Gäste waren heiter und froh. Nur den jungen Luthart ließ der allgemeine Jubel kalt. Er schlich sich hinaus ins Freie, traurig auf und nieder wandelnd unter den Erlen am Ufer der Ilm. Bitter beklagte er seine Armuth, die ihn, obschon aus edlem Stamm entsprossen, zum Söldnerdienst bei dem Krommsdorfer Junker verdammt, für den er oft kämpfen müssen in mannigfachen unrühmlichen Fehden. Eine tiefe Stille herrschte rings umher. Da erscholl plötzlich ein sanft verhallender Gesang, der aus den Tiefen der Ilm zu kommen schien. Luthart lauschte verwundert den wundersamen Tönen, die einer weiblichen Kehle anzugehören schienen. Der Inhalt des Liedes versprach dem aufmerksam Horchenden die beglückenden Freuden der Minne, und daneben Reichthum und Ueberfluß, der seiner harre tief unter den fluthenden Wogen. Da näherte sich, als die verlockenden Töne schwiegen, der trauernde Luthart unwillkührlich dem Ufer der Ilm, und rief, leise fragend: „Erlinde?"

Hoch brauste die Fluth empor, rings bedeckt mit einem schneeweißen Schaum, und von einem leichten Gewande umflattert, ebenfalls blendend weiß, tauchte eine jungfräuliche Gestalt hervor aus den Wellen. Goldene Locken ringelten sich herab von ihrem Haupt, das ein Rosenkranz schmückte. In ihren himmelblauen Augen strahlte freundliche Theilnahme. „Du hast meinen Namen genannt", sprach sie; hier bin ich? was willst du? Da entwarf Luthart mit Offenheit ein rührendes Gemälde seiner Armuth, und schilderte unter andern, wie er schnöd' abgewiesen worden von dem Juden Abraham, bei dem er ein Stück Tuch zu Wamms und Mantel habe borgen wollen, da

beides längst unscheinbar und zerrissen. Erlinde aber reichte ihm, als er seine Erzählung geendet, einen Beutel mit Geld, mit dem Bemerken, daß er sich Rüstung und Roß, Kleider und Waffen kaufen möchte. Als Luthart nun fragte, was er ihr zum Pfande der Wiederbezahlung des Geldes geben solle, welches sie ihm, wie sie sagte, leihen wolle, schwebte sie auf ihn zu, drückte ihn an ihre Brust, und sprach, einen glühenden Kuß auf seine Lippen drückend: „Gelobe mir, Niemand zu sagen, wer dir dies Geld gegeben, und nie zu gestehen, daß ich —

In diesem Augenblicke ließen sich mehrere Tritte vernehmen und Erlinde tauchte wieder hinab in die schäumende Fluth. Die Herannahenden waren Agnes, die Braut des Junkers Lippold. Sie und der weibliche Theil der Hochzeitgäste hatten sich zurückgezogen von dem wilden Zechgelage in der Burg, und Angelruthen ergriffen, um sich an dem Fischfange zu ergötzen. Da schlug die Schwester des Junker Lippold, die holde Adelheid, die unlängst Wittwe geworden, den in tiefe Gedanken versunkenen Jüngling neckend auf die Schulter und sprach: „Einsamer Schwärmer: willst du auch Fische fangen? Du solltest lieber Herzen zu angeln suchen. Komm zu mir nach Flurstädt, fügte sie leise hinzu, während die Andern beschäftigt waren, die Angeln auszuwerfen; „tritt in meine Dienste; es soll dir wohlgehen.“ Ihr Blick, voll Liebessehnsucht, traf den seinigen. Er wußte nicht was er antworten sollte, und schlich sich fort ins Schloß auf sein Kämmerlein, versunken in mannigfache Gedanken.

Es begab sich aber, daß er einige Tage später auf Lippold's Befehl dessen Schwester, die holde Adelheid begleiten sollte nach Flurstädt. Da wiederholte sie den süßen Antrag, und schob ihm zugleich ein Ringlein an den Finger, mit dem Bemerken, es zu ihrem Andenken zu tragen. Dann drückte sie ihn heftig an ihre Brust und küßte ihn. Unter mancherlei Gedanken über dies gehabte Abentheuer war er wieder zurückgekehrt nach Krommsdorf. Die holde Adelheid stand noch immer vor ihm in ihrem ganzen Liebreiz. Aber Erlindens Bild war nicht erloschen in seiner Seele. Er wandelte unter den Erlen an der Ilm umher, schaute hinein in die Wellen, und lispelte: Erlinde: Da erbrauste die Fluth; die alten Wogen wirbelten empor, und aus dem weißen Schaum erhob sich die wohlbekannte Gestalt der Ilmnixe. Aber ihr Auge war nicht so mild und freundlich, wie früher. Ein tiefer Gram umwölkte ihre Züge. „Gehe nicht nach Flurstädt“, sprach sie warnend, bedenke daß du mein Schuldner bist, und vergiß nie, was du mir gelobt! So sprechend, verschwand sie in den rauschenden Wogen.

Bscheiden ritt einst Luthart neben dem Wagen einher, der seinen Herrn, den Junker Lippold und dessen Gattin Agnes nach Erfurt brachte, wo sie auf dem Markt, der dort gehalten ward, mancherlei einkaufen wollten. Luthart betrachtete eben in einer damals hochberühmten Waffenschmiede, eine schöne, blanke Rüstung von wundersamer Arbeit, als ein allerliebstes Mädchengesicht, in sittsam bürgerlicher Kleidung die Frage an ihn richtete, ob er sich hier etwas

aussuchen wolle. Er erkannte sie sogleich. Es war Erlinde. „Kaufe dir, flüsterte sie ihm zu, was du gern hättest!" So sprechend reichte sie ihm abermals einen Beutel mit Gold, wiederum ihn warnend, nie zu gestehen, von wem er ihn empfangen. Er wollte ihr danken, allein sie war verschwunden.

Da kaufte sich Luthart mannigfache Waffen, ein schönes Roß und gar prachtvolle Gewänder in Erfurt. In einem Glanze, der sich nicht geziemte für seinen Stand, erschien er seitdem in Krommsdorf, und veranlaßte dadurch des Junkers Frage, wie er zu den vielen schönen Sachen und zu dem Gelde, das zu dem Ankauf erforderlich, gekommen sei. Luthart antwortete kurz, es geschenkt erhalten zu haben, und äußerte, als der Junker ernstlicher in ihn drang, daß er, wenn auch sein Söldner, und zu seinem Dienste verpflichtet, doch eben nicht nöthig, über erhaltene Geschenke nähere Auskunft zu geben. Entrüstet über diesen Starrsinn ließ der Junker ihn ins Burgverließ werfen, wo der furchtbare Schmerz der Folter ihm endlich das Geständniß erpreßte, daß Erlinde, die Ilmnixe ihm das Geld gegeben. „Ich rede die Wahrheit, sprach er, seinen Geist aufgebend, und fordere dich zur Rechenschaft vor Gottes Richterstuhl."

Kaum waren diese Worte dem Munde des Sterbenden entflohen, da erbebte das Burgverließ. Wie Schloßen rauschten schäumende Wellentropfen herab aus der Höhe. Ein hohes, göttergleiches Wesen stand vor dem erschrockenen Lippold. Es war Erlinde. „Von mir, sprach sie, empfing Luthart die Geschenke. Er erlag dem Schmerz, aber er hätte nicht bekennen sollen, ich würde ihn gerettet haben. Sein Tod belastet deine Seele. Zur Strafe dafür wird dein Geschlecht aussterben und vergehen, und du selbst wirst binnen hier und vierzig Tagen erscheinen vor Gottes Richterstuhl, wohin der sterbende Luthart dich gefordert."

Sie verschwand. Bleich und verstört wankte der Krommsdörfer zurück in den Burgsaal. Erlinde's Wort ging buchstäblich in Erfüllung. Am vierzigsten Tage rührte den Junker Lippold der Schlag, und ein schneller Tod raffte ihn hinweg aus dem Kreise der Lebenden. Sein Geschlecht starb aus im dritten Gliede. Seine Gattin Agnes nahm den Schleier im Kloster Ettersberg und Adelheid ward eine Nonne im Kloster Döbritzschen.

**Heinrich Doering.**

---

## Der Fabrikort Scheerenberg unweit Osterode.

Dieser in so mannichfacher, besonders fabriklicher Hinsicht gar merkwürdige Ort im östlichen Eingange des Cheruskalandes verdient hier eine um so gründlichere und ausführlichere Beschreibung, je weniger er bis jetzt von allen Harzbeschreibern nach seiner Wichtigkeit ist gewürdigt worden, so daß man bislang in keinem Buche darüber eine irgend genügende Schilderung findet.

I. Zunächst wolle sich der geneigte Leser den Weg dahin vergegenwärtigen und die physische Lage des Ortes veranschaulichen. Dieser Fabrikort, ein Eigenthum des Oberfactor Wilhelm Schachtrupp in Osterode, liegt ¼ Stunden von dieser Stadt in östlicher Richtung. Man gelangt dahin durch das Johannis- oder Harzthor auf einer (nicht direct, wo es nach dem Harze geht, sondern) seitwärts ablaufenden, von genanntem Fabrikherrn auf eigene Kosten angelegten, mit Pappelallee geschmückten, trefflichen Chaussee, welche anfangs zwischen Gärten sich hinzieht, von denen eine Obstbaumpflanzung, wo jedes in Osterode confirmirte Kind zum Andenken an seinen Confirmationstag ein Stämmchen einpflanzt, besonders merkenswerth ist. Nahe hinter den Gärten beginnt schon eigentlicher Harz-Grund und Boden oder das eigentliche Harzgebiet, auf dem sich die Chaussee fortsetzt, bis sie links zwischen Schachtruppschen Wiesen und Weiden, oberhalb derer ein bewaldeter Bergrücken sich erhebt, und andrerseits rechts zwischen mehren Mühlen und Tuch- und Coating-Fabriken, hinter denen auch ein prachtvoller, bergigter Tannenwald sich ausdehnt, endlich zu ihrem Ziele gelangt.

Der Ort selbst hat seine Lage auf der linken oder nördlichen Seite von der Chaussee in der Mitte einer von den eben erwähnten, beiden Bergzügen gebildeten, aber hier schon zu einem stumpfen Winkel sich verengenden Thalebene, die gleich darauf in grotesk-wilde Bergschlucht übergeht. — Eben von der Form und Richtung dieser beiden Bergstreifen, die wie die beiden spitzigen Enden oder

Glieder einer geöffneten Scheere, so ähnlich, — sich immer weiter von einander trennend, — aus ihrem Gebirgsstocke in die Thalebene auslaufen, ist wahrscheinlichst der Name der Bergkuppe, an deren Fuße die Fabrik liegt, entstanden, welcher dann auf den Fabrikort selbst überging. — Andere Conjecturen über Entstehung des Namens, die von dem physischen Standpunkte nicht hergenommen sind, lassen sich allerdings aufsuchen, führen aber zu gar keinem befriedigenden Resultat. — Der Name des Berges ist uralt. Ein Zeitpunkt der ersten Namengebung läßt sich nicht nachweisen. Gerade das hohe Alter des Namens möchte also um so gewisser obige Ableitung und Entstehung des Namens rechtfertigen.

II. In den innern Hofraum oder in das innere Bereich des Ortes führt ein hochgewölbtes, auf der Firste mit zwei lagernden Hirschen geziertes Thor. Hier erblickt man sofort neben dem regsamsten Fabrikwesen die kostbarsten Bauten. Zu den merkwerthesten gehören folgende:

Auf des Hofraums Mitte erhebt sich ein umfangreiches Gebäude, enthaltend das Wohnhaus, die Hagelsichterei und die Bleiwalze. Ueber diesem erhebt sich der 100 Fuß hohe Hagelthurm. Hier oben auf der nach allen Seiten mit Fenstern umgebenen Thurmstube wird das zum Hagel bestimmte Blei im mächtigen eisernen Kübel gekocht und präparirt und fällt durch siebförmige Gefäße in noch kochendem Zustande und rundlicher Form 112 Fuß tief als Hagel im Thurm herab, wo ein in der Tiefe der Erde angebrachtes, mit Wasser gefülltes, großes Faß den Hagel aufnimmt und abkühlt. Dieser grandiose Thurm verschönt und beherrscht die ganze Gegend, indem von seiner Höhe eine höchst romantische Fernsicht nach allen Himmelsgegenden vor dem staunenden Blicke sich ausdehnt. Ferner gehören hieher das Hüttengebäude, die Brennerei, das Bleiweißfabrikgebäude, wo das Bleiweiß theils auf holländische, theils auf sogenannte englische Weise bereitet wird, das Mühlengebäude mit 20 Steinen, wo auch Bleizucker und präparirte Glötte verfertigt werden, das Puchwerk und die wahrhaft großartigen Trockenböden für Bleiweiß.

Die Zahl der Gebäude beläuft sich auf 16 — 20 und vermehrt sich von Jahr zu Jahr. Sie sind sämmtlich, in gesetzmäßigen Intervallen von einander getrennt, symmetrisch gebaut, haben gleichmäßigen, nämlich blaßröthlichen Anstrich und sind mit Hirschgeweihen und harzthümlichen, sinnigen Inschriften geziert, die größtentheils aus älterer Zeit herrühren. — In den Gebäuden und in den Hofräumen bemerkt man überall mit Wohlgefallen Accuratesse und Sauberkeit.

III. Scheerenbergs Fabrikate sind folgende: 1) Kremserweiß. 2) Bleiweiß in 7 verschiedenen Sorten. Bis 1829 geschah dessen Fabrikation nur nach holländischer Art; aber seit jenem Jahre nach einer neu erfundenen, bislang noch geheim gehaltenen Methode, kraft deren die Fabrik jetzt Bleiweiß liefert, welches das beste englische an Deckkraft, an Weiße und Haltbarkeit bei weitem übertrifft. Letztere Methode heißt nur deshalb (in der Handelswelt oder) im ge-

wöhnlichen Leben auch die englische, weil sie dieser nur ähnlich ist. Das Bleiweiß wird immer in immensen Massen bereitet, weil es reißenden Abgang findet. 3) Die präparirte Harz- oder Bleiglötte. Diese ist von exquisitester Güte und ein von Apothekern und Malern sehr gesuchter Artikel. 4) Bleizucker. 5) Walzblei. In beliebigen Stärken bis zum feinsten Tabacksblei. 6) Pa-läster in 2 Nummern. 7) Hagel in 12 Stärken. Dessen Güte ist dem englischen qualitativ ganz gleich. 8) und 9) Kupfervitriol und krystallisirter Grünspan. Wegen Mangels an Zeit und an Raum werden jedoch diese beiden letzteren Artikel nebst manchen anderen Farbeartikeln meistens nur auf besonderes Verlangen, und zwar lediglich bei Bestellungen en gros, fabrizirt. Zu allen jenen Fabricaten werden jährlich ungefähr 10,000 Centner rohes Blei u. Glötte verbraucht.

IV. Den qualitativen Werth der Fabricate, besonders des Bleiweißes verbürgt schon deren quantitative Versendung und commerzielle Wichtigkeit überhaupt. Norddeutschland wird durchaus mit Schachtruppschem Bleiweiß versorgt. Große jährliche Sendungen gehen nach Dänemark, Schweden, Norwegen, ferner nach Holland selbst, wo doch viel Bleiweiß fabricirt wird, ein Beweis von der besondern Güte des Schachtruppschen Bleiweißes. Außerdem werden jährlich reiche Ladungen an Bleiweiß theils weiter westwärts über den atlantischen Ocean nach Amerika theils ostwärts nach Rußland und Constantinopel spedirt. Noch am Ende des Jahres 1839 ward eine Fracht mit 200 Tonnen Bleiweiß nach Sumatra und Java abgesendet. — Nach einer brieflichen Nachricht eines Commissionairs in Konstantinopel soll die türkische Flotte, die 1839 treuloser Weise zu Mehemed Ali überging und gegenwärtig in Alexandria sich befindet, mit Schachtruppschem Bleiweiß angemalt sein.

V. Von der Zahl, Besoldung, Haltung und Versorgung so wie überhaupt von der Lage und den Verhältnissen der Fabrikarbeiter und der sonstigen bei den Fabriken Angestellten, Thatsächliches und zwar das Interessanteste zu erfahren, dürfte den Lesern nicht unangenehm sein.

Obgleich die neuere Maschinerie auch hier in größerm Maaßstabe angewandt wird, so finden doch je nach den verschiedenen Jahreszeiten 100 — 200 Arbeiter und Arbeiterinnen Beschäftigung und täglichen Erwerb. Die tägliche, specielle Oberaufsicht und Oberleitung ist mehren Verwaltern oder Inspectoren anvertraut. Außerdem sind im Comptoir noch 3 Männer in täglicher Activität. Die Einnahme der einzelnen Fabrikarbeiter ist von der Art, daß viele beweibt sind und zahlreiche Familie von diesem ihrem Fabrikdiensterwerbe zu ernähren haben. Ein Beweis der Großartigkeit der Fabrikation der einzelnen Artikel ist schon, daß jährlich die für die Fabriken arbeitenden Büttner 2000 Thlr. verdienen, und Papierfabrikanten jährlich für etwa 400 — 600 Thlr. Papier liefern, um die Waare in Papier, Kisten und Tonnen zu verpacken und zu versenden. Töpfer verfertigen jährlich für über 1000 Thlr. Töpfe zum Chalciniren des

Bleies und Gefäße zur Präparation des Bleiweißes. Bringt man dieß alles in Berechnung und namentlich dasjenige, daß mehre hundert Menschen durch dieses großartige Fabrikwesen Lebensunterhalt finden, so ergibt sich augenfällig die bedeutende Wichtigkeit der Fabriken auf dem Scheerenberge und seine ausgezeichnete Wohlthat für die arbeitende Menschenclasse dieser Gegend.

Die Verwalter, Aufseher und einige diensttheuende Individuen wohnen auf dem Scheerenberge selbst. Die Gesammtzahl der eigentlichen Fabrikarbeiter wohnen größtentheils in Osterode, einestheils in dem im tiefen Thale liegenden Dorfe Lerbach.

Trefflichst ist für die Leute auch gesorgt theils in allen Krankheitsfällen theils in ihrem höhern Lebensalter. Da die fortdauernde Beschäftigung in den Fabriken auf den Gesundheitszustand mehr oder weniger nachtheilig einwirkt und insonderheit die sogenannte Bleikolik hervorbringt, so ist vom Fabrikherrn menschenfreundlichst gesorgt, daß die sämmtlichen Fabrikarbeiter und sonstigen in und bei den Fabriken Angestellten in allen Krankheitsfällen nicht nur ihren Lohn unausgesetzt beziehen, sondern auch noch ärztlichen Beistand und Medizin ganz frei und unentgeldlich erhalten. Alle diejenigen ferner, welche wegen Alterschwäche oder Körperkränklichkeit arbeitsunfähig werden, bleiben gleichwohl, so lange sie leben, im Brode des Oberfactors. Keiner, der sich irgend treu im Dienste bewies, wird von ihm hülflos gelassen. Daher findet man in seinem Dienste viele alte Diener. Eben so thatkräftige und umfangreiche als geräuschlose Wohlthätigkeitsliebe ist ein schöner Grundzug im Charakter dieses Biedermannes.

Die Angestellten und Arbeiter in der Bleiweißfabrik bei Quedlinburg, die ebenfalls dem Oberfactor gehört, genießen dieselben Gerechtsamen und Wohlthaten wie die hiesigen auf dem Scheerenberge.

Diesen Fabrikarbeitern fehlt Hercynia's Frohsinn ebenfalls nicht. Gesang ist bei der Arbeit und in Freistunden — und nebst Spiel und Tanz an Feiertagen ihre kurzweilige, ergötzliche Erholung. Der Oberfactor, selbst ein Freund der Frau Musika, fördert ihren Sinn für Musik auf alle Weise. Aus den Männern hat sich daher ein Hornisten-Corps von etwa 20 Mann herausgebildet. Diese sind in solchem ihrem Dienste mit grünen Mützen u. grünen Röcken und blauen Beinkleidern uniformirt. Bei Festlichkeiten und Besuchen so wie an schönen Sommerabenden pflegen sie theils auf dem Scheerenberge theils im Garten neben dem Schachtruppschen Wohnhause vor der Stadt mit Musik aufzuwarten, — wo denn das Osteroder Publikum einer zuhörenden Theilnahme nicht verfehlt. Im Herbste 1839 hatten sie die Ehre, vor Sr. Majestät dem Könige von Hannover bei Allerhöchstdessen Besuche auf dem Scheerenberge sich hören zu lassen und fanden gnädigen Beifall.

VI. Außerdem gibt es folgende interessante und bemerkenswerthe Gegenstände auf und um Scheerenberg:

Die Pferdezüchterei. Diese enthält eine treffliche Auswahl ausgesuchter Reit- und Wagenpferde edelster Rasse. Zu den Rossen

ausgezeichnetster Herkunft gehören zum Vollblut: 1) Conviction, ein aus England stammendes Mutterpferd, die in 7 Rennen in England siegte. 2) Emily, eine Tochter des berühmten Antoninus, dessen Nachkommen in 69 Rennen preiswürdige Siege davon trugen, und aus der auch berühmten Emily. 3) Zoraide von Mambrino aus der Miß Blücher. Unter den Halbblutspferden sind wegen ihrer Ausgezeichnetheit rühmlichst zu nennen: 1) Coronation, eine englische Schimmelstute von Coronation, durch ihr rasches Traben in hiesiger Gegend allgemein bekannt, 2) Iphigenie, Dreiviertelblutstute von dem in ganz Niederdeutschland rühmlichst bekannten Vollblut-Hengste Robin-Hood, Sohn des Muley und aus einer Young Mannering-Stute. Die Iphigenie ist die Mutter der in jeder Hinsicht sehr ausgezeichneten Fortuna vom Fortunatus. 3) und 4) Die eben angeführte Fortuna und Fortunatus, Kinder des erwähnten Fortunatus im Besitze des Kammerherrn von Veltheim auf Dechstedt, welcher Hengst für 800 Louisd'or angekauft sein soll. Merkenswerth ist ebenfalls Don Kasak, ein sehr edles Pferd, das direct jenseits der Wolga über das schwarze Meer hieher gekommen sein soll. Zugeritten werden die Pferde von eigens zu diesem Behufe angestellten Dienern; die geräumige Reitbahn neben dem Wohnhause vor der Stadt und eine offene Reitbahn auf dem Scheerenberge dienen zu ihren täglichen Schulübungen.

Das vortreffliche Hornvieh, unmittelbar der Schweiz und Tyrol entstammend und imponirend durch seine mächtigen Wampen, seine schöne Farbe und seine gewaltige körperliche Peripherie, — pflegt im Sommer auf einer 22 Morgen großen, fruchtbaren Weide unmittelbar neben den Fabrikgebäuden längs der Chaussee zu weiden und trägt abgestimmte Glocken, die durch ihre mächtige Vollkraft und ihren harmonischen Wohlklang höchlich entzücken, so daß man sich, durch eine kleine Portion Phantasie unterstützt, alsobald auf Helvetiens Alpenhochebene versetzt glauben möchte. Außerdem weiden hier friedlich und malerisch neben einander mit ihren Müttern die jungen Pferde.

Ein paar Hirsche werden im Lusthain in Verschlägen gefangen gehalten, von denen ein 13jähriger Hirschbock, der älteste Hirsch in Hercyniens Waldung sich jetzt durch sein Alter auszeichnet, früher aber durch seine Gezähmtheit, daß er vor Wagen und Schlitten gespannt worden ist und als Zugthier ohne Gefahr gebraucht ward.

Eine junge Obstbaumanlage oberhalb der Rinderweide verspricht in einigen Jahren die köstlichsten, edelsten Obstarten.

An Spaziergängen, von der Natur romantisch geschaffen und durch die Hand des Gärtners verschönt, fehlt es durchaus nicht. Lieblich ins Auge fällt sogleich der kleine Park inmitten des Hofraumes vor dem Wohngebäude. Hier schaut man im Sommer ein wonniges Schauspiel auf kleinem Flächenraume, eine reichhaltige, interessante Orangerie, einen Springbrunnen, ein Tempelchen mit Malerei, von 8 Säulen getragen, und ein chinesisches Vogelhäuschen. Oberhalb der Gebäude liegt ein Lusthain, von der Söse durchströmt,

die etwa $1\frac{1}{2}$ Stunde von hier entspringt und unter Scheerenbergs Fabrikgebäuden durchfließt. In diesem Haine findet man zur Erholung und zur Ergötzlichkeit Tempelchen und andere anmuthige, romantische Ruhepunkte, eine in kühlender Frische am Waldbache gelegene Kegelbahn. Beide, sowohl Park als Lusthain, wo es sich in schönen Sommertagen eben so platonisch-philosophische wie arkadisch-idyllische Stunden verleben läßt, stehen dem Publikum täglich zum Besuche offen. Im Sommer werden sie daher auch namentlich von Osterodern und Klausthalern lebhaftest frequentirt. Verfolgt man außerhalb des Thores von hier an die Söse aufwärts, so schwindet zwar immer mehr und mehr das lieblich-zarte Panorama, aber desto großartiger und wilder wird die Bergschlucht, und immer mächtiger aufstrebend thürmen sich bewaldete Gebirge in magischem Farbenspiele über einander.

VII. Einige geschichtliche Notizen über Scheerenberg bis auf die neueste Zeit möchten am Schlusse dieser Beschreibnng keineswegs am unrechten Orte sein. In früheren Jahren war Grund und Boden des gegenwärtigen Scheerenbergischen Gebietes kurfürstlich-hannoversches Kammergut, wo die Regierung anfangs eine Säge- und dann eine Oelmühle hatte erbauen lassen, die von der mächtig rauschenden, nimmer versiegenden Söse getrieben wurde. Diese Mühlen sammt den sämmtlichen, umliegenden Grundstücken wurden 1812 von dem damaligen Oberfactor Johann Friedrich Schachtrupp (gestorben 1822) angekauft. Dieser eben so gewerbthätige und sachkundige wie commerziell-speculative Mann legte nun sofort hier Fabriken an, welche sehr bald quantitativ und qualitativ aufblüheten. Nach seinem Tode erbte sein ältester Sohn Wilhelm, der jetzige königlich hannoversche Berghandlungs-Oberfactor Schachtrupp nicht nur diese reiche Besitzung, sondern auch dessen Speculationsgeist in fabriklicher wie commerzieller Hinsicht. Seit den letzten 18 Jahren (1822 — 1840) verlieh er den Fabriken eine Reichhaltigkeit, Mannichfaltigkeit, Gediegenheit und Großartigkeit, daß sich nicht nur in ganz Norddeutschland nichts dergleichen Aehnliches findet, daß ferner die Fabriken nicht nur mit den derartigen, besten holländischen und englischen wetteifern, sondern daß sie sogar in einzelnen Leistungen dieselben noch übertreffen.

---

# Der Fürstenbrunnen und der Luthersborn
## bei Jena.

Von Oberpöllnitz, einem Dorfe bei Jena, führt gegen Morgen, links der Kernberge und rechts des Johannisbergs, ein enges, wildromantisches, in den dichten Laubwaldungen des Wölmisser Forstes endigendes Thal, dem Penickenbache entlang aufwärts, zu dessen Quelle, — dem sogenannten Fürstenbrunnen.

Ihren Namen hat diese Stelle von folgender Begebenheit:

Als Churfürst Johann Friedrich der Großmüthige, der Stifter der Universität Jena, nach fünfjähriger Haft in kaiserlicher Gefangenschaft, in welche er nach der Schlacht bei Mühlberg gerathen, in seine Erblande und zu seiner Familie zurückkehrte, kam er (1552) von Saalfeld nach Wolfersdorf, welches seitdem „die fröhliche Wiederkunft" heißt. Hier hielt er sich mit dem dahin versammelten Hofe der Jagd wegen etliche Tage bis zum 23. September des genannten Jahres auf. Den 24. Sept. reiste er mit seinem Gefolge nach Jena über den Wölmisser Forst, wo er noch einer Hirschjagd beiwohnte und dann an der Penickenquelle, — die seitdem der Fürstenbrunnen heißt — ein ländliches Mahl einnahm. In Wöllnitz wurde er von der Bürgerschaft Jena's erwartet und unter dem Geläute aller Glocken in die Stadt begleitet. Als der Churfürst die Studirenden erblickte, soll er zum Herzog Johann Friedrich dem Mittleren und zu Lucas Cranach, die beide mit ihm im Wagen saßen, scherzend gesagt haben: „Sieh'! das ist Bruder Studium!" — (Windeburg Beschreibung der Stadt Jena. S. 511. — Zenker hist. topogr. Taschenbuch von Jena, p. 9.)

Zum Andenken an jenes ländliche Mahl wurde die Penickenquelle zwei Jahre darauf (1554) gefaßt, überwölbt und mit einer, vom Professor Johann Stigel verfaßten Inschrift, welche also lautet, versehen:

„Fontis ad hujus aquam frigus captabat in aestu
Saxoniae Elector Mystaque, Christe, tuus.
Tu fons justitiae, verae fons viva salutis,
Saxoniae salvos, Christe, tuêre Duces!“ *)
M. D. LIV.

Nachdem im Verlaufe der Jahrhunderte die Einfassung verwittert und dem Verfalle nahe war, ließ im Jahr 1832 der Ober-Appellations-Gerichts-Präsident von Ziegesar, Curator der Universität Jena, der unterdeß dies, früher einem Wöllnitzer Bauer gehörige Grundstück acquiriret, in Erinnerung der historischen Denkwürdigkeit dieses Brunnens denselben wieder neu fassen, überwölben, die alte Inschrift erneuern und fügte eine neue hinzu, lautend:

„Principis hic fons est, fidei tutoris et artis,
Caesaris e vinculis quum rediisset, amor,
Auspicem enim reducem celebrans academia votis
Laeta salutarat fontis ad hujus aquas,
Antiqum vallis nunc instauravit honorem,
Muneris et fundi quem meminisse decet.“ *)
M. D. CCCXXXII.

Noch ist zu bemerken, daß der Penickenbach einige hundert Schritte von diesem Brunnen entfernt, die Eigenschaft annimmt, alle Gegenstände, die in denselben gelegt werden, mit einer Art Steincruste zu überziehen (zu incrustiren).

Ein zweiter Brunnen in der Nähe von Jena, der seinen Namen einem historisch denkwürdigen Manne verdankt, ist der sogenannte Doctor Luthers Brunnen. Dieser befindet sich auf einem Rasenplatze ohnfern des Engel- oder Ziegelgatters; die in eine Tiefe versenkte Quelle ist überwölbt und hat folgende, von dem damaligen Professor der Medicin zu Jena, Andreas Ellinger verfaßte Inschrift:

---

*) „Einst in sonniger Gluth erquickt ein Sächsischer Churfürst,
Christus! Dir innig geweiht, sich an dem Bronnen allhier.
Du, der Gerechtigkeit Born, du des Weltheils ewiger Bronnen,
Schirm, o Christus, den Stamm Sächsischer Fürsten hinfort!“ —

**) „Dies ist der Fürstenbrunnen, dem Beschützer des Glaubens und Wissens,
Einst, als des Kaisers Haft frei ihm entlassen, so werth,
Ihrem Gründer entbot bei der Heimkehr feiernden Willkomm
Hier am rieselnden Quell freudig die Academie,
Jetzt versucht des Thals vorzeitigen Ruhm zu erneuen,
Dem nach Amt und Besitz solch' ein Erneuen geziemt.“ —

**In fontem Lutheri.**

Limpidus hic scatet, et gelidis pellucidus undis
Fons, sua cui bonitas nomen habere dedit,
Purus enim tenuem, qua nulla salubrior undam
Alnorum viridi tegmine septus agit,
Vinitor hanc civisque frequens bibit urbis Jenae
Confectus morbis hanc silit aeger aquam.
A. O. R. M. D. LXXVII.

Der Name dieses Brunnens rührt daher, daß Martin Luther nach einer Sage bei seinem mehrmaligen Aufenthalte in Jena, wo er das vordem Heidenreich'sche, jetzt Döbreinersche, am äußersten Ende der Neugasse gelegene Haus bewohnt und einen Theil seiner Schriften da ausgearbeitet, öfters jenen Rasenplatz, wo sich die Quelle befindet, besucht haben soll.

Robert Hahnemann.

# Burgscheidungen.

Es ist ein ganz eigenthümliches Gefühl, das die Brust durchdringt, wenn wir uns einer Stelle nähern, welche ein Zeuge großer und entscheidender Ereignisse gewesen ist; mit gespannter Aufmerksamkeit und tiefer Rührung ruhen unsere Blicke auf diesen anziehenden Stellen und begierig forschen wir umher, ob nicht irgend eine Spur noch vorhanden sei, welche, unberührt von der Alles zerstörenden Gewalt der Zeit, in deutlichen Zügen uns an jene denkwürdigen Ereignisse lebendig erinnert. Aber, wohin wir auch unsere forschenden Blicke richten mögen, von allen Seiten kömmt uns nichts anderes entgegen, als die traurige Erfahrung, daß alles Suchen und Forschen vergeblich sei, daß eine neue, ganz andere Zeit die frühere längst verdrängt habe, daß selbst die Natur, obwohl sie unwandelbaren Gesetzen folgt, vielfachen Veränderungen unterworfen sei, und daß nur die heller oder schwächer leuchtende Fackel der Geschichte, das Dunkel jener längst verschwundenen Zeiten erhellen könne, und uns jene hohen Gestalten erkennen läßt, die einst so entschlossen an jenen gewaltigen Schauspielen Antheil nahmen, die unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme in so hohem Grade auf sich ziehen.

Von solchen Empfindungen wird der Freund der Geschichte des thüringischen Landes durchdrungen, wenn er sich einem Orte naht, der das Gedächtniß so wichtiger Vorfälle und Entscheidungen erneuert, der aber auch nicht das geringste Denkmahl an jene gewaltigen Ereignisse bewahrt, und es jetzo gar nicht mehr ahnden läßt, was hier einst vor dreizehn Jahrhunderten geschehen ist, — ich meine jenes freundliche, durch seltene Reize ausgezeichnete Burgscheidungen.

Scheint es doch fast, als wollte der erste Fluß des thüringer Landes, die Unstrut, nachdem sie auf ihrem Laufe so viele schöne Gegenden begrüßt hat, sich noch einmal, vor ihrem Verschwinden in der mächtigern Saale, mit aller Schönheit umgeben, die auch den Gleichgültigsten ergreifen muß, als wollte sie das Bild lachender Ufer, fruchtbarer Triften, blumenreicher Wiesen, bewaldeter Anhöhen,

freundlicher Weinberge, in denen helle Winzerwohnungen sich zeigen, in ihren stillen Wellen, durch tausendfache Brechung vervielfältigen. In diesem lachenden Thale, das so anziehende Reize schmückt, steigt auf dem linken Ufer der Unstrut, die sich in vielfachen Krümmungen dahin zieht, auf einem Sandsteinfelsen das schöne und hohe Schloß Burgscheidungen empor; nahe dabei, an den Felsen malerisch angelehnt, zeigt sich das friedliche Dorf gleiches Namens.

Wir sehen uns hier an einem Punkte, welcher, da er für die früheste Geschichte Thüringens von hoher Wichtigkeit ist, schon oft die Aufmerksamkeit des Freundes der Vorzeit auf sich gezogen hat. In dem ganzen Umfange des thüringer Landes verdient diese Gegend, wegen so früher Erinnerungen den ersten Platz, welchen ihr keine andere streitig machen kann; hier stand jene Veste, welche die letzte Zufluchtsstätte des von der Rache des Schicksals erreichten Herrmannfrieds war, hier flossen bei der Eroberung durch die Franken und Sachsen, reiche Ströme von Blut, hier verhallte das herzzerreißende Geschrei jener Unglücklichen, welche das Leben zwar gerettet aber die edelsten Güter desselben — Freiheit und Friede des Lebens — verloren hatten. Durch diese blutigen Entscheidungen ist diese Stelle für alle Zeiten merkwürdig geworden, und wer wollte sich nicht tief ergriffen fühlen von einem so gewaltigen, furchtbaren Schauspiele?

Es fehlt uns zwar nicht an Nachrichten über diese letzte traurige Katastrophe des thüringischen Königreichs, aber es gehört der Scharfsinn eines Oedipus dazu, um aus diesen unvollständigen, sich selbst widersprechenden Berichten ein zusammenhängendes, vollständiges Ganze, das uns einen gewissen Blick in diese Ereignisse richten läßt, zusammenzufügen. Viele, zum Theil sehr erfahrene und gelehrte Geschichtsforscher haben es versucht, aus diesem Labyrinthe einen erwünschten Ausweg zu finden; sie haben allen Fleiß und Scharfsinn aufgeboten, um einige Ordnung und Zusammenhang in diese so schlimm verwickelten Erzählungen zu bringen, allein ungeachtet aller Mühe, ruht fortwährend ein dichter Schleier auf diesen so denkwürdigen Ereignissen. Wir wollen es versuchen, hier alles dasjenige kurz zusammenzustellen, was auf diese Gegend, wo einst eine mächtige, feste Burg der thüringischen Könige sich erhob, einige Beziehung hat.

Mit vieler Wahrscheinlichkeit läßt sich annehmen, daß der alte Stamm der Thüringer, der früher mit den mächtigen Gothen vereinigt war, im vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung in der Mitte Deutschlands da, wo zwischen dem Thüringerwalde und dem Harze, zwischen der Werra und der Elbe, fruchtbare Auen und Weidetriften sich ausbreiten, ein selbstständiges Reich begründete, welches unter mächtigen Königen zu einer bedeutenden Macht gelangte, so daß die Grenzen dieses Reiches sich auf eine Zeit lang bis zur Donau und dem Rhein ausdehnten. Als einer der ersten Könige wird Basin genannt, dessen treulose Gattin sich dem Frankenkönig Childerich in die Arme warf und darauf die Mutter des mächtigen Chlodewig wurde. Seit dieser Zeit loderte die Feindschaft, welche

schon früher zwischen Thüringen und Franken geherrscht und zu häufigen Kriegen Veranlassung gegeben hatte, drohender und verderblicher auf, und es war vorauszusehen, daß nur mit der gänzlichen Bezwingung und dem Untergange des einen Volkes, die Beendigung dieser blutigen Kämpfe möglich sei.

Als König Basin um das Jahr 500 vom Schauplatz abgetreten war, theilten sich seine drei Söhne in das väterliche Erbe. Herrmannfried, wahrscheinlich der älteste der Brüder, erhielt bald durch seine Vermählung mit der Schwestertochter des mächtigen und weisen Königs Theoderich, der stolzen und ränkevollen Amalberge, ein bedeutendes Uebergewicht über seine Brüder. Cassiodor, der Geheimschreiber Theoderichs, hat in seinen noch vorhandenen Staatsbriefen, auch jenen merkwürdigen Brief aufgenommen, mit welchem damals, es mag um das Jahr 520 gewesen sein, der König Theoderich seine nahe Verwandte nach Thüringen sandte. Als ein merkwürdiges und kostbares Denkmahl jener Zeiten finde dieser Brief hier eine Stelle.

An den König der Thüringer Herminafried, Theoderich der König.

Da wir wünschen dich unter unsere Verwandten aufzunehmen, so verbinden wir dich, unter göttlichen Segen, mit unserer Nichte, als einem theuern Pfande, damit du von königlichen Stamm entsprossen, nun auch durch den Glanz des kaiserlichen Geblütes weithin strahlen mögest. Wir senden sie dir, als eine Zierde deines Hofes, als eine Vermehrerin deines Geschlechts, als eine treue Gehülfin deiner Rathschläge, als eine liebliche Süßigkeit der Ehe, welche nicht nur die Last der Herrschaft mit dir theilen, sondern auch dein Volk durch bessern Unterricht bilden wird. Das glückliche Thüringen wird nun besitzen, was Italien gepflegt hat, denn gebildet in den Wissenschaften, und der feinen Sitten kundig, ist sie nicht allein durch ihre Abkunft eine Zierde, sondern auch durch ihre weibliche Würde, so daß dein Vaterland nicht weniger hervorleuchten wird, durch ihre edeln Sitten, als durch seine Triumphe. Deswegen grüßen wir dich mit geziemender Ehrerbietung und thun dir kund, daß wir von deinen angelangten Gesandten, die nach der Sitte der Völker uns bestimmten Geschenke, als ein an sich ganz unschätzbares Gut, angenommen haben, jene silberfarbenen Pferde, die sich für hochzeitliche Geschenke ganz eignen. Die Brust und die Schenkel derselben werden durch schwellendes Fleisch mäßig gehoben, die Rippen erstrecken sich in einiger Länge, der Leib ist eingezogen, der Kopf wie die ganze Gestalt gleicht dem Hirsche, dem sie auch an Schnelligkeit nachahmen. Bei großer Stärke sind sie lenksam, bei bedeutender Größe schnell, angenehm beim Anblick, bequem beim Gebrauch, denn sie schreiten sanft einher und ermüden ihre Reiter nicht durch tobende Eile; man ruht mehr auf ihnen, als daß man angestrengt wird, und durch mäßige Lenkung gezügelt, können sie in anhaltenden Bewegungen ausdauern. Aber diesen edeln Haufen wohlgebändigter Thiere, und alles andere ausgezeichnete, was du

uns übersandt hast, wirst du weit übertroffen finden, durch das, welches alles mit Recht übertrifft und selbst den Glanz der königlichen Würde erhöht. Zwar hatten wir dir bestimmt, was der fürstliche Rang erfordert, aber nichts Größeres können wir dir geben, als daß wir dich mit einer so erlauchten Frau verbinden. Gott sei mit dieser Verbindung und wie uns innige Zuneigung vereint, so mag auch unsere Nachkommen diese Freundschaft verbinden.

Die wohlgemeinten Wünsche, womit der König Theoderich seine nahe Verwandte nach Thüringen begleitete, gingen leider nicht in Erfüllung, denn diese Verbindung, welche die Macht des thüringischen Reiches befestigen sollte, beschleunigte den Untergang desselben. Aus dem Dunkel der Zeiten tritt jene blutbefleckte Königin Amalberga, als ein Scheusal hervor, das allen denen die sich ihr nahen, Verderben bereitet und zuletzt sich selbst in ein schreckliches Schicksal stürzt.

So gewiß es nun aber ist, daß in diesem stillen friedlichen Thale die letzten Scenen dieses fürchterlichen Trauerspiels, das unendliches Elend und Schmach über Thüringen verbreitete, vorfielen, so wenig ist es jetzo möglich ein genaues und vollständiges Bild dieser blutigen Vorfälle zu entwerfen. Viele der frühesten fränkischen und sächsischen Geschichtsschreiber erwähnen zwar dieses schmachvolle Ende des thüringischen Reiches, doch geben nur drei dieser Geschichtsschreiber einige genauere Nachrichten, welche in den folgenden Zeiten, von späteren Schriftstellern wiederholt, zu mannichfachen Ausschmükkungen und Verunstaltungen Veranlassung gegeben haben. Es ist kein thüringischer Geschichtsschreiber vorhanden, dessen Berichte ein gewisses Licht auf den Fall des thüringischen Reichs verbreitete.

Der fromme Bischof von Tours, Gregor, der in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts lebte, also wenig Jahrzehnte nach der Ermordung Herrmannfrieds, erzählt in seinen, in vieler Hinsicht sehr schätzbaren Geschichtsbüchern, daß der König der Thoringer, Hermenefrid, auf Anstiften seiner bösen und grausamen Gattin Amalaberg, zuerst seinen Bruder Berthar getödtet habe, dann sei er in ein Bündniß mit dem mächtigen Frankenkönig Theuderich getreten, um auch seinen zweiten Bruder Baderich zu verderben. Nachdem er seine Absicht erreicht hätte, habe er das ganze Reich seines ermordeten Bruders in Besitz genommen, ohne sein Versprechen, die Hälfte des eroberten Landes an den König Theuderich zu geben, zu erfüllen. „Hierauf," so fährt Gregor fort, „ruft Theuderich, eingedenk des Meineids Hermenefrids, seinen Bruder Chlothachar zu seinem Beistand auf und bringt ihn dahin, daß er mit gegen jenen zieht, indem er ihm einen Theil der Beute verspricht, wenn ihm das Geschenk des Sieges von Gott gewährt würde.

„Nachdem er die Franken zusammengerufen hat, spricht er zu ihnen: Ertraget nicht, so bitte ich, sowohl den mir zugefügten Schimpf, als das Verderben eurer Angehörigen und gedenket, wie einstens die Thoringer gewaltsam unsere Voreltern überzogen und ihnen viele Uebel zufügten, welche, nachdem sie Geißeln gestellt hatten,

mit ihnen Frieden machen wollten. Aber jene tödteten selbst die Geißeln durch vielfache Todesarten; und über unsere Voreltern herstürzend, entrissen sie ihnen alle Habe, hingen die Knaben an der Flechse der Hüften an Bäumen auf, und tödteten mehr als 200 Mädchen durch qualvollen Tod, so daß diese, nachdem sie mit gefesselten Armen um den Hals der Pferde gebunden, welche durch heftige Stacheln nach verschiedenen Gegenden getrieben wurden, in verschiedene Theile zerrissen wurden. Andere aber breiteten sie über die Gleisen der Straßen aus, hefteten sie mit Pfählen an die Erde und ließen dann beladene Wagen darüber gehen; nachdem sie so ihre Gebeine zermalmt hatten, gaben sie dieselben den Hunden und Vögeln zur Speise. Jetzt aber betrügt mich Hermenefrid um das, was er mir versprochen hat, doch stellt er sich so, als wolle er es gewähren. Seht wir haben gerechte Sache; lasset uns mit Gottes Hülfe gegen sie ziehen. Als sie dies hörten, geriethen sie über solche Schandthat in Unwillen und zogen in einem Geiste und einem Entschlusse nach Thoringen. Theuderich nahm Chlothacher und seinen Sohn Theudebert zu seiner Hülfe und zog mit dem Heere fort. Die Thoringer aber bereiteten List den heranziehenden Franken. Auf dem Felde wo gekämpft werden sollte, ziehen sie Graben, deren oberer Theil mit dichten Rasen bedeckt, das ebene Feld trüglich darstellt. Als sich nun bei diesen Gruben der Kampf erhebt, so stürzten viele Reiter der Franken hinab, und es war für sie ein großes Hinderniß, aber nachdem sie diese List entdeckt hatten, fingen sie an aufzumerken. Als die Thoringer zuletzt sahen, daß sie eine starke Niederlage erlitten und ihr König Hermenefrid sich auf die Flucht begeben habe, so wenden sie den Rücken und kommen bis zum Fluß Onstrude. Hier ist ein solches Morden unter den Thüringern gemacht worden, daß das Bett des Flusses durch die Menge der Leichname angefüllt wurde, so daß die Franken über sie, gleichsam als über eine Brücke, auf das andere Ufer übergingen. Als sie also den Sieg errungen hatten, nehmen sie jene Gegenden ein und bringen sie in ihre Gewalt."

Also lautet der Bericht des Bischofs Gregor von Tours; er erwähnt nirgends die Veste Scheidingen, so wie er überall nur die Hauptsachen erwähnt und das Einzelne unberührt läßt. Den Tod Herrmannfrieds erzählt er kurz darauf also: „Als nun Theuderich in sein Land zurückgekehrt war, ließ er den Hermenefrid, der durch gegebene Treue sicher gestellt war, zu sich kommen und beschenkte ihn mit ehrenvollen Gaben. Es geschah aber, daß er, als sie sich eines Tages auf der Mauer der Stadt Tulbiacum unterredeten, ich weiß nicht von wem, von der Höhe der Mauer auf die Erde herabgestürzt wurde und hier seinen Geist aushauchte.

Nicht viel mehr erfahren wir durch den Bischof von Poitiers Venantius Fortunatus, der uns wohl genauere Nachrichten hätte mittheilen können, da er nicht allein ein Zeitgenosse, sondern auch ein Freund und Verehrer der heiligen Radigunde war, deren näheren Umgang er viele Jahre genoß. Diese Heilige, die erste die Thürin-

gen aufzuweisen hat, war die Tochter des so schmachvoll ermordeten Königs Berthar; ihr Oheim Herrmannfried nahm sie an seinen Hof, wo sie mit dessen Sohn, Amalfried, an welchem sie mit schwesterlicher Liebe hing, erzogen wurde. Durch eine günstige Fügung des Schicksals wurde sie bei dem Untergange des thüringischen Reiches nicht nur erhalten, sondern Chlothachar, dem sie als Kriegsbeute zufiel, ließ sie zu Atheja in Frankreich sorgfältig erziehen und wählte sie späterhin zu seiner Gattin. Bald aber, zurückgestoßen von dem rauhen, blutbefleckten Mann und beseelt von dem Verlangen sich Gotte ganz zu weihen, gab sie diese Verbindung auf und stiftete ein Kloster zu Poitiers, wo sie mit dem größten Eifer und Selbstverleugnung sich in allen Pflichten des klösterlichen Lebens übte, und gleich der heiligen Elisabeth, mit der sie eine große Aehnlichkeit hat, fand sie in der strengsten Beobachtung der von ihr freiwillig übernommenen Pflichten einen vollen Ersatz für den Glanz und die Macht, die sie als Königin genossen hatte. Der Bischof Venantius Fortunatus dichtete viele Elegien auf sie; wir begnügen uns hier von zweien eine Uebersetzung zu liefern. Die erste ist an Amalafried gerichtet, der damals als Oberster der Reiterei in dem Heere des Kaisers Justianus in dem Morgenlande lebte; wir führen hier nur den ersten Theil dieses Gedichts an, da der andere Theil weniger geschichtlichen Werth hat.

Trauriges Loos des Kriegs! Neidvolles dunkles Verhängniß
　　Aller Dinge! Wie bald sinken Reiche dahin!
Dort wo der Hof sonst geprangt in dem Schmuck der hohen Palläste
　　Deckt statt des glänzenden Saals trauernde Asche den Raum!
Glückliche Zinnen vor dem in langer Reih' sich erhebend
　　Liegen in Trümmern nun da, nach dem schmachvollen Sturz!
Dort, wo das Dach sich erhob von rothen Metalle weit strahlend,
　　Hüllt nun den leuchtenden Bau farblos der modernde Staub.
An unrühmlicher Statt, von feindlichen Herrscher bezwungen
　　Sank der erhabne Ruhm unter der Feinde Gewalt.
Auch die stattliche Zahl der hohen, gleich alterigen Diener
　　Modert zum Leichenstaub nun, da die Stunde erschien.
Aber die dichte Schaar der mächtigen, tapfern Genossen
　　Schließt kein Grabmahl ein, findet im Tode kein Lob.
Sie, die durch glänzendes Haar das leuchtende Gold einst verdunkelt
　　Decken besiegt um die Flur, gleich dem erblichnen Demant.
Wehe! der modernde Leib liegt dort auf der blutigen Wahlstatt
　　Und ein ganzes Volk ruht auf einer Stätte vereint.
Troja beweine nicht mehr allein den gewaltigen Umsturz
　　Gleiche Verwüstungen sah auch das thüringische Land.
Fortgerissen wird hier mit zerrauften Haar die Matrone,
　　Kein Abschied ist ihr erlaubt bei der Götter Altar
Nicht gestattet ward ihr die theuern Pfosten zu küssen
　　Noch zurücke zu schauen nach dem geliebten Ort.

Ach! der nackende Fuß wird von Blute des Gatten geröthet
Ueber des Bruders Leib schreitet die Schwester entsetzt.
Hangend am Muttermund, wird das Kind der Mutter entrissen
Keiner zollet bewegt stiller Thränen Tribut.
Weniger schmerzt es fürwahr den theuern Sohn zu verlieren
Als die Mutter zu schaun, wie sie kraftlos umsinkt.
Nimmer vermag ich durch Weinen, dem fremden Manne verbunden,
Auszudrücken den Schmerz, alles ist Thräne und Schmerz!
Jeglichen hab ich beweint, ich allein, denn es wurde des Ganzen
Allverbreiteter Schmerz nur mir Armen zu Theil.
Hold war den Männern das Glück, dem Feinde erlagen sie alle
Ich die Einzige blieb, sie zu beklagen zurück.
Doch nicht Verwandte allein muß ich im Tode beklagen,
Auch die bewein ich, die jetzt freundlich das Leben noch hegt.
Oft, wenn das Auge sich schließt und die nasse Wange sich trocknet
Bleibt die Klage doch wach, schweigt die Sorge doch nicht.
Sehnend blick ich umher ob ein Lüftchen Grüße mir bringe
Doch kein Schatten erscheint von den theuern Geschlecht.
Ihn, in dessen Blick voll treuer Liebe, ich Trost fand
Nahm das böse Geschick aus der Umarmung hinweg.
Naget ein Kummer dich auch, ob wohl du fern von mir weilest?
Nahm das herbe Geschick, dir auch das süße Gefühl?
Oder gedenkst du noch, was in frühen Jahren der Jugend
Damals, Amalafried ich, Radigunde, dir war?
Wie du mich damals geliebt ein holdaufblühender Knabe
Du des Oheims Sohn, unserer Familie Stolz.
Du ersetztest mir ganz den gemordeten Vater, die Mutter
Schwester und Bruder, du warst, alles du, Einziger, mir.
Hangend in deinem Arm, von süßen Küssen geschmeichelt
Horchte die Kleine so gern deinen freundlichen Wort.
Lange Zeit deucht es mir, wenn eine Stunde uns trennte
Jahre flohen dahin nimmer wird mir ein Wort!
Die verwundete Brust durchwühlen quälende Sorgen
Ob der Theure einst kommt, wann und wie und woher.
Hielt dich der Vater zurück, die Mutter und die Geschäfte
Eiltest du auch, du schienst immer ein Säumender mir
War es des Schicksals Spruch, dich, Theurer, bald zu verlieren
Keinen Aufschub erträgt, treuer Liebe Gewalt.
Angst erfüllte das Herz, wenn nicht ein Dach uns bedeckte
Tratest du aus dem Haus, Bangen erfüllte das Herz.
Wie der Osten dich hält, so hält der Westen mich Arme
Mir tönt des Oceans Fluth, dir das arabische Meer.

Das andere Gedicht, welches wir auch anführen wollen, ist an Artächis gerichtet; wer dieser nahe Verwandte der heiligen Radegunde gewesen sei, kann nicht mehr genau bestimmt werden. Entweder war er ein Schwestersohn Radegundens, oder ein Enkel des

unglücklichen Hermannfrieds. Radegunde hat die schreckliche Nachricht erhalten, daß ihr Liebling Amalafried, von dem sie lange keine Nachricht erhalten hatte, plötzlich in dem Morgenlande gestorben sei. Die tiefe Wehmuth, die sie bei diesem unerwarteten Verluste durchdringt, spricht sich auf eine ergreifende Weise in diesem Gedichte aus.

Was nach des Vaterlands Schmach, und der hohen Eltern Verderben
  Als durch Feindes Gewalt, blutig Thüringa erlag
Was wenn die Rede sich lenkt auf die schrecklich beendigten Kriege
  Was bewein' ich zuerst, ich die gefangene Frau?
Soll ich bejammern das Volk, das schnell zu Leichen gethürmet
  Oder das theure Geschlecht, das dem Schicksal erlag!
Erst sank der Vater dahin ihm folgte frühe der Oheim
  Beider schwerer Verlust traf verwundend mein Herz!
Nun war ein Bruder noch da, ihn raubte ein furchtbares Schicksal
  Und sein Hügel von Sand drückt mich so schwer, als ihn.
Alle fielen so schnell es blieb nur einer mir übrig
  Du, Amalafried, auch, liegst nun jetzo entseelt!
Wenn nach langer Zeit Radigundens Schicksal erwähnt wird
  Dann bezeuge dies Blatt, mein so trauriges Loos
Lange besorgte ich schon eine solche Gabe des Lieblings
  Und das ist nun der Trost deiner Thaten für mich?
So übersendest du mir nun serische Wolle zur Arbeit,
  Findet die Schwester wohl Trost, wenn sie die Arbeit vollbringt?
Also warst du bemüht die tiefen Schmerzen zu stillen
  Mußte dieß erste Wort, auch das letzte mir sein?
Andere Gaben, fürwahr erfleht ich mit reichlichen Thränen
  Frohes wünscht ich so gern, bittres ward mir gereicht.
Ach! die beengete Brust ward schwer von Kummer gepeinigt
  Und des Herzens Glut ward nun also gestillt?
Würdig war ich es nicht, ihn lebend zu schauen noch im Tode
  Und ein neuer Verlust trifft mich jetzt bei der Gruft
Doch warum meld' ich dir dieß, mein theurer Zögling Artarchos?
  Soll meiner Thränen Fluth auch die Deinige sein?
Trösten sollt ich vielmehr den lieben Verwandten und schweigen
  Doch des Theuren Tod zwinget zum bittern Wort,
Denn er war mir ja nicht ein fremder, ferner Verwandte
  Sondern des Oheims Sohn, nahe und innig verwandt
Berthar war Vater mir einst, ihn zeugete Ermenefridus
  Doch von Brüdern entstammt, trennte ein Erbtheil uns
Mögtest du theurer Sohn den lieben Verwandten ersetzen
  Mir durch Liebe vereint, wie es jener mir war.
Wenn du das Kloster verläßt, so eile ich bitte, oft zu mir
  Schätze auch ferner den Ort, zu der Ehre des Herrn.
Daß die fromme Mutter mit dir für solches Bestreben
  Dort am Sternenthron würdigen Lohn einst empfah'

Reichlicher Segen umström euch Glückliche ferner hinieden
Droben werd euch zu Theil himmlische Ehr und Lob.

Diese Elegien, so wie andere weniger ausführliche Stellen in den Gedichten des Bischofs Venantius Fortunatus bestätigen es, daß der Untergang des thüringischen Reiches von den schauderhaftesten Ereignissen begleitet war, und daß dadurch auf die königliche Familie, so wie auf das ganze Volk unsägliches Elend kam. In den Lebensbeschreibungen der heiligen Radegunde, welche dieser ehrwürdige Bischof, so wie die Nonne Baudonivia, eine Zeitgenossin und Freundin der heiligen Radegunde, verfaßten und hinterlassen haben, wird sehr viel von dem frommen Leben und Werken, ja von den zahlreichen Wundern der heiligen Königin erzählt, aber leider desto weniger von den traurigen Schicksalen, die sie schon in früher Jugend trafen und die einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr zartfühlendes Herz machten, so daß sie nur in den stillen Zellen eines Klosters Ruhe und Frieden finden konnte.

Einen ausführlichern aber wenig glaubwürdigen Bericht liefert uns ein sächsischer Geschichtsschreiber, der gelehrte Mönch zu Corvey Witichind, der in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts seine Jahrbücher schrieb, also vier Jahrhunderte nach dem vorhergenannten Zeitgenossen der heiligen Radegunde. Vielfache Sagen hatten sich schon über den Untergang des thüringischen Reiches und den Antheil, welchen die Sachsen an diesem Ereignisse genommen, verbreitet, und dem geschichtlich Wahren hatte sich viel Erdichtetes und Unwahres beigemischt. Schon hierdurch, als Beweis, wie bald wichtige Ereignisse in dem Munde des Volkes gewaltig entstellt und verändert werden, verdient die Erzählung Witichinds die Aufmerksamkeit des Freundes der Geschichte, noch mehr aber dadurch, daß wir hier zuerst die Veste Schidingi, als den Ort erwähnt finden, durch dessen Eroberung der ganze Krieg beendigt wurde. Witichind gibt eine ganz unbegründete Ursache des Kriegs zwischen den Franken und Thüringern an. Hermannfried habe wegen seiner Gemahlin Amalberg, die eine Tochter des Frankenkönigs Clodoweus genannt wird, auf das Reich der Franken Anspruch gemacht, da Thiaderich, der Sohn des Clodoweus wegen seiner Mutter zur Nachfolge nicht berechtigt gewesen sei. Dadurch wäre der Krieg, durch Aufreizung der ehrgeizigen Königin Amalberg, welche den hinterlistigen und kühnen Hiring, den Rathgeber des Königs Hermannfried, für ihre Absicht gestimmt hatte, entstanden. Die Erzählung lautet nun also:

Als Thiaderich sich den Grenzen der Thüringer mit einem großen Heere näherte, fand er auch seinen Eidam, der ihn mit einem starken Haufen an dem Orte erwartete, der Runniberg genannt wird, und nachdem der Kampf begonnen, wurde in unentschiedener Schlacht am ersten und zweiten Tage gestritten; am dritten Tage aber wich der besiegte Ermenefried dem Thiaderich und fliehend zog er sich zuletzt

mit seinem Gefolge in die Stadt zurück, welche Schidingi genannt wird, und welche an dem Flusse liegt, der Unstrode heißt.

Thiaderich aber, nachdem er die Anführer und Hauptleute seiner Krieger zusammengerufen hatte, fragt sie um ihre Meinung, ob sie dafür hielten, daß Erminfried weiter zu verfolgen sei, oder ob man in das Vaterland zurückkehren müsse. Unter ihnen sprach Walderich, der befragt wurde, also: ich halte dafür, daß wir nun die Todten zu begraben, die Verwundeten zu heilen und ein größeres Heer zusammenzubringen, in das Vaterland zurückkehren müssen, denn ich glaube nicht, daß wir, nachdem du so viele Tausende der Deinen verloren hast, hinlänglich stark sind, um den gegenwärtigen Krieg zu beenden. Denn wenn die zahllosen, barbarischen Nationen sich gegen uns erheben, durch wen willst du siegen, da so viele der Unsern zum Kampfe unfähig sind?

Es hatte aber Thiaderich einen sehr verständigen Diener, dessen Rath er oft als tüchtig erfahren hatte und mit dem er deshalb durch eine gewisse Vertraulichkeit verbunden war. Dieser aufgefordert, seine Meinung zu sagen, sprach: in Sachen, welche die Ehre betreffen, halte ich Ausdauer für sehr schön, welche unsere Vorfahren so hoch hielten, daß sie, wenn sie eine Sache angefangen hatten, selten oder nie dieselbe aufgaben, und doch glaube ich nicht, daß unsere Kämpfe mit den ihrigen zu vergleichen sind, da sie mit kleinen Heeren ungeheure Haufen der Völker bezwangen. Jetzt ist das Land in unserer Gewalt, werden wir durch unsern Rückmarsch den Besiegten nicht Gelegenheit zum Siegen geben? Ich würde es selbst vorziehen, in das Vaterland zurückzukehren, und die häuslichen Angelegenheiten zu besorgen, wenn ich wüßte, daß unser Feind in dieser Zeit der Ruhe pflegen würde. Aber vielleicht bedürfen dies unsere Verwundeten? ich meine aber, daß dieses Geschäft des Lagers unverdrossenen Gemüthern zum größten Vergnügen gereicht. Also ist unser Heer durch den Verlust einer großen Menge geschwächt? Die Feinde sind auch nicht alle entkommen, sicherlich nur sehr wenige, denn der Heerführer umschließt sich selbst, wie das kleine Thier durch seine Schlumpfwinkel geschützt wird, mit der Schutzwehre der Stadt, und wagt nicht einmal den Himmel ruhig anzuschauen, da ihn die Furcht vor uns quält. Aber es fehlt ihm nicht an Geld, wodurch barbarische Völker erkauft werden; es fehlt ihm nicht an kriegerischer Mannschaft, obwohl sie ermattet ist; doch Alles dies kann durch unsere Entfernung ergänzt werden. Es ist schmachvoll für den Sieger, den Besiegten Gelegenheit zum Siege zu geben. Sind wir auch stark genug, um die einzelnen Städte zu beschützen? Wir verlieren sie alle, wenn wir abziehen und wiederkommen.

Als er dies so ausführte, deuchte es dem Thiaderich und allen, die nach dem Ruhme des Sieges begierig waren, wohlgethan, in dem Lager zu bleiben und an die Sachsen zu senden, welche schon von Alters her die heftigsten Feinde der Thüringer waren, ob sie ihnen Hülfe leisten wollten; wenn sie Ermenefried besiegen und die Stadt einnehmen würden, so wollte er ihnen das Land zum ewigen Besitze

übergeben. Die Sachsen, nicht unentschlüssig, stehen nicht an, zehn Heerführer mit je tausend Kriegern hierzu zu bestimmen. Und als die einzelnen Heerführer je mit hundert Kriegern in das Lager eingetreten waren, indem der übrige Haufen vor dem Lager bleibt, begrüßen sie den Thiaderich mit freundlichen Worten. Als sie Thiaderich hoch erfreut aufgenommen hatte, gewährt er den Männern, nachdem der Handschlag gegeben und empfangen war, die Erlaubniß zu reden. Aber jene sprachen: Das Volk der Sachsen, dir ergeben und zu deinen Befehlen bereit, sendet uns zu dir, und siehe wir sind da, zu allem fertig, was dein Wille dir heißen wird; bereit entweder deine Feinde zu besiegen, oder wenn es das Geschick anders will, für dich zu sterben; denn wisse, daß die Sachsen keinen andern Entschluß haben, als zu siegen, oder sonst gar nicht zu leben; auch können wir unsern Freunden keinen größern Liebesdienst erweisen, als daß wir für sie den Tod verachten. Daß du dies durch Erfahrung lernen mögest, wünschen wir gar sehr.

Als sie dieses sprachen, bewunderten die Franken die durch Körper und Muth ausgezeichneten Männer, und die ungewöhnliche Haltung, und die Waffen, und das über die Schultern herabwallende Haupthaar, und vor allem die große Festigkeit ihrer Seelen; sie waren bekleidet mit Kriegsmänteln, bewaffnet mit langen Lanzen, und standen da gestützt auf kleine Schilde, indem sie an den Lenden große Schlachtschwerter hatten. Es waren auch einige, welche sagten, daß die Franken so viele und so gewaltige Freunde nicht nöthig hätten, daß dieses Geschlecht der Menschen ein unbändiges sei und wenn sie dieses Land bewohnen würden, so sei es ohne Zweifel, daß sie einst das Reich der Franken zerstören würden. Thiaderich aber, seine eigenen Vortheile erwägend, nahm die Männer in das Bündniß auf, indem er ihnen empfahl, sich zur Eroberung der Stadt anzuschicken.

Jene, von dem König zurückkehrend, schlugen das Lager an der Mittagsseite der Stadt, auf den dem Flusse nahen Wiesen auf und am folgenden Tage bei der ersten Helle sich erhebend, ergriffen sie die Waffen, erobern die Stadt und stecken sie an. Nach der Eroberung und Verbrennung der Stadt ordnen sie die Schlachtreihen dem nach Morgen gelegenen Thore gegenüber. Als die in den Mauern Eingeschlossenen die geordnete Schlachtreihe sahen, und sich in die äußerste Noth versetzt fanden, brechen sie kühn aus den Thoren hervor, stürzten in blinder Wuth auf die Gegner, und nachdem die Pfeile verschossen sind, wird die Sache mit dem Schwerte geführt. Da entsteht nun ein harter Kampf; viele fallen hier, viele dort, jene fechten für das Vaterland, für die Weiber und Kinder, ja zuletzt für das Leben selbst; die Sachsen kämpfen für den Ruhm und für den Besitz des Landes. Es erhebt sich das Geschrei der Männer, die sich gegenseitig aufmuntern, das Getöse der Waffen, und das Stöhnen der Sterbenden. Unter solchem Schauspiele vergeht jener ganze Tag; als nun überall Morden und Geheul war, und kein Heer von der Stelle wich, trennte erst die späte Stunde das Treffen. An jenem

Tage wurden viele Thüringer getödtet, viele verwundet; von den Sachsen wurden 6000 Todte gezählt.

Hierauf wurde Hiring von Erminfried mit einer demüthigen Botschaft und mit allen seinen Schätzen an Thiaderich um Frieden und freiwillige Unterwerfung geschickt. Als Hiring eintrat, sprach er: es sendet mich der zu dir, der einst dein Verwandter jetzt bald ein Sclave ist, damit, wenn du dich nicht seiner erbarmest, du doch wenigstens der unglücklichen Schwester, und deiner Enkel dich erbarmen mögest, welche in die äußerste Noth versetzt sind. Als er dies weinend gesprochen hatte verband er damit das Vorwort der durch Gold bestochenen Fürsten, daß es der königlichen Gnade nicht ungeziemend sein würde, daß er ein solches Flehen nicht verachte und des Gemeinsamen des natürlichen Laufes der Dinge nicht vergesse. Es sei vortheilhafter, den in ein Bündniß aufzunehmen, der schon überwunden und so zertreten sei, daß er sich nie gegen ihn würde erheben können, als jenes unbändige und für jede Anstrengung abgehärtete Geschlecht der Menschen, von welchen das Reich der Franken nichts erwarten könne, als allein Gefahr. Auch in dem beendigten Kriege könne man sehen, wie roh und unbezwinglich die Sachsen wären, daher sei es besser, daß sie, nachdem man die Thüringer wieder aufgenommen habe, aus ihren Grenzen getrieben würden.

Durch diese Rede wird Thiaderich, obwohl ungern, umgestimmt, und er verspricht am folgenden Tage seinen Schwager aufzunehmen, und die Sachsen aufzugeben. Als Hiring dies hörte wirft er sich zu den Füßen des Königs und preist die Entscheidung der königlichen Gnade, und nachdem er die erwünschte Nachricht an seinen Gebieter gesandt hatte, macht er diesen froh und die ganze Stadt überläßt sich einer größern Sicherheit; er selbst bleibt im Lager, damit nichts Verderbliches in der Nacht unternommen werde.

Unterdessen, da die Nacht durch den versprochenen Frieden sicher gemacht war, geht jemand mit einem Falken über das Ufer des genannten Flusses, um Nahrung zu suchen. Als aber der Falke losgelassen ist, fängt ihn dort einer der Sachsen auf dem jenseitigen Ufer. Als jener bittet, daß er ihn zurückgebe, verweigert es der Sachse. Jener aber spricht: gib ihn und ich verrathe dir ein Geheimniß, welches dir und deinen Genossen nützlich ist. Der Sachse erwiedert: rede! und nimm dann was du verlangst! Die Könige, sagte jener, haben, nachdem sie Friede gemacht, den Beschluß gefaßt, euch, wenn ihr morgen noch im Lager gefunden werdet, zu fangen, oder doch gewiß zu tödten. Hierauf sagte jener: sprichst du dies im Ernst oder im Scherz? Die zweite Stunde des kommenden Tages antwortet er, wird es beweisen, weil ihr ohne Scherz werdet handeln müssen. Daher rathet euch selbst und sucht euer Heil in der Flucht. Der Sachse ließ sogleich den Falken los und hinterbrachte seinen Genossen, was er gehört hatte. Die Sachsen wurden sehr bestürzt und fanden sogleich nicht, was sie in diesen Umständen thun sollten. Es war aber damals im Lager ein bejahrter, aber im muntern Greisenalter noch kräftiger Mann, welcher wegen seiner rühmlichen Tugenden Vater der

Väter genannt wurde, Hathugast mit Namen. Dieser ergriff die Fahne, welche bei ihnen heilig gehalten wird, erkenntlich an dem Bilde eines Löwen und Drachen und darüber eines fliegenden Adlers wodurch der mächtige Einfluß der Tapferkeit und der Klugheit und anderer Tugenden dargestellt wurde, und durch die Haltung des Körpers die Festigkeit der Seele darthuend, sprach er: Bis dahin habe ich unter den trefflichsten Sachsen gelebt, und bis zu diesem beinahe höchsten Greisenalter hat mich auch die Zeit geführt und niemals sah ich meine Sachsen fliehen; und wie werde ich nun gedrängt zu thun, was ich nie gelernt habe! Kämpfen verstehe ich, fliehen kann ich nicht, noch vermag ich es! Wenn das Geschick nicht gestattet, länger zu leben, so erlaubt es gewiß was mir das süßeste ist, mit meinen Freunden zu fallen! Zum Vorbild dienen mir die Tugenden der Väter, die um uns hingestreckten Leichname der Freunde, welche lieber sterben wollten als besiegt zu werden, eher die unüberwindlichen Seelen verlieren, als vor ihren Feinden vom Platze weichen. Aber warum habe ich nöthig meine Ermahnung zur Todesverachtung so lange fortzusetzen? Wir gehen ja gegen Sorglose! nur zum Würgen, nicht zum Kämpfen! denn wegen des versprochenen Friedens und unserer schweren Wunden fürchten sie nichts Verderbliches; von dem heutigen Kampfe auch ermattet, sind sie ohne Furcht, so wie ohne Wachen und die gewöhnlichen Vorposten. Auf Unvorbereitete und im Schlaf Begrabene loszugehen ist doch eine geringe Arbeit! Folget meiner Führung, und dieses mein Haupt gebe ich euch, wenn es nicht geschieht, wie ich es sage.

Also durch seine trefflichen Worte ermuntert, wenden sie, was noch vom Tage übrig ist, zur Stärkung ihrer Körper an; dann in der ersten Nachtwache, wo der Schlaf die Sterblichen stärker fesselt, stürzen sie auf das gegebene Zeichen, nachdem sie die Waffen ergriffen, unter Anführung jenes Heerführers, über die Mauern, und da sie sie ohne Wachen und Posten finden, dringen sie in die Stadt mit gewaltigem Geschrei ein. Die hierdurch aufgeschreckten Feinde suchen theils in der Flucht ihr Heil, theils irren sie wie Trunkene auf den Straßen und Mauern der Stadt umher, theils gerathen sie unter die Sachsen, die sie für ihre Mitbürger halten. Diese aber übergeben alle von erwachsenem Alter dem Tode, die Unmündigen bewahren sie zur Beute. Es war jene Nacht erfüllt mit Angstgeschrei, Mord und Raub, kein Ort blieb in der ganzen Stadt ruhig, bis die purpurne Morgenröthe emporstieg und den leichten Sieg erkennen ließ. Da der König Erminfried der höchste Preis des Sieges war, so wurde er aufgesucht, aber es fand sich, daß er mit seiner Gattin, den Kindern und weniger Begleitung entflohen war.

Am Morgen aber, stellen sie an dem gegen Morgen gelegenen Thore den Adler auf, errichten einen Siegesaltar, und verehren nach ihren väterlichen Irrthümern ihre Gottheiten mit eigenthümlichen Gebräuchen, namentlich den Mars und den Herkules. So werden drei Tage hindurch Siegesfeste gefeiert, die feindliche Beute wird getheilt, und die Todtenfeier der Gefallenen wird begangen, indem sie jenen

Anführer bis zum Himmel erheben, und ausrufen: Daß in ihm ein göttlicher Geist sei und eine himmlische Tapferkeit, da er durch seine Beharrlichkeit ihnen einen solchen Sieg gewinnen ließ. Alles dieses geschah, wie es die Erinnerung der Vorfahren bestätigt, am ersten October, welche Tage, irrthümlich durch die Beglaubigung frommer Männer in Festtagen mit Gebet und Almosen aller spätern Christen verwandelt sind. Nachdem dies alles also vollendet, kehren sie zu Thiaderich in das Lager zurück, und gütig empfangen und höchlich gelobt werden sie mit dem ewigen Besitz des eroberten Landes beschenkt; auch werden sie Bundesgenossen und Freunde der Franken genannt, und bewohnen zuerst die Stadt, von welcher sie das Feuer wie von den eigenen Mauern abgehalten hatten.

Welches Ende aber der König fand, will ich nicht unterlassen mitzutheilen, weil die Sage denkwürdig ist. Zuletzt wurde Hiring, an dem Tage, wo die Stadt erobert wurde, an Thiaderich gesandt; in der folgenden Nacht von ihm empfangen, blieb er in dem Lager. Als er aber hörte, daß Erminfried entflohen sei, so betrieb er, daß er mit List zurückgerufen und Hiring ihn tödten sollte, indem er ihn mit ausgezeichneten Gaben beschenken und mit großer Gewalt in seinem Reiche ehren wollte, indeß Thiaderich selbst ganz unkundig des Mordes erscheinen sollte. Als dieses nun Hiring ungern übernahm, so gab er zuletzt, durch trügerische Versprechungen bewogen, nach, und erklärte sich bereit, daß er seinem Willen gehorchen wollte. Also warf sich der zurückberufene Erminfried zu den Füßen Thiaderichs. Aber Hiring, der als königlicher Waffenträger dabei stand, tödtete mit entblößtem Schwerte den auf den Knieen liegenden Herrn. Alsbald sprach zu ihm der König: da du dich durch solche That, indem du deinen Herren tödtetest, bei allen Menschen verabscheuungswürdig gemacht hast, so laß ich dir freien Abzug von uns, mag aber weder Antheil an deinem Schicksale, noch an deiner Schändlichkeit haben. Mit Recht, antwortete Hiring, bin ich bei allen Menschen verächtlich geworden, weil ich deinen listigen Rathschlägen folgte; ehe ich aber scheide, will ich mich von meinem Verbrechen reinigen, indem ich meinen Herrn räche. Und wie er mit entblößtem Schwerte dastand, so durchbohrte er den Thiaderich, und legte den Körper seines Herrn auf den Leichnam des Thiaderich, daß er wenigstens als ein Todter siege, der lebend besiegt wurde; so mit dem Schwerte sich einen Weg machend entwich er! Ob dieser Sage Glauben beizumessen sei, steht bei dem Leser.

Die Sachsen ruheten nun, nachdem sie das Land in Besitz genommen, aus, indem sie in Bündniß und Freundschaft mit den Franken standen. Einen Theil der Ländereien theilten sie mit ihren Hülfsgenossen oder Freigelassenen, und verurtheilten die Ueberreste des besiegten Volkes zu Tributen.

Es würde uns zu weit führen und dem Zwecke dieser Blätter wenig entsprechen, wenn wir auf eine weitere Untersuchung dieser und der übrigen ältern Berichte über diese verhängnißvollen Ereig-

nisse eingehen wollten; die Hauptsachen, welche aus diesen verworrenen, oft sich widersprechenden Nachrichten hervorgehen, lassen sich leicht zusammenstellen. Herminfried, der letzte König der Thüringer, geräth, nachdem sein Beschützer, der mächtige König der Ostgothen, Theoderich im Jahre 526 in Mailand gestorben war, mit den Franken, welche die wachsende Macht der Thüringer längst mit Neid bemerkten, auf Anregen seiner ehrgeizigen Gemahlin Amalaberga, in einem entscheidenden Kampfe, in zwei Haupttreffen geschlagen, flieht er in seine Veste Scheidingen, aber die schnell nachrückenden Franken belagern ihn hier unter Beistand der herbeigerufenen Sachsen; die Veste wird bald erstürmt und der unglückliche, schuldbeladene König findet kurz darauf, von den Mauern Zülpichs herabgestürzt, ein schmachvolles, nicht unverdientes Ende. So sah Scheidingen den tiefen, schrecklichen Fall des thüringischen Reiches, das nie wieder einen so hohen Rang einnehmen sollte! Die alte ernste Wahrheit: Der Uebel größtes ist die Schuld! bestätigte sich auf eine erschütternde Weise an jener beklagenswerthen Familie, die den Glanz ihres Hauses so bald verblichen sah, und schon 587 bei dem Tode der heiligen Radegunde ausstarb. Ueber das Jahr und den Tag, an welchem die Veste Scheidingen erstürmt wurde, sind die Angaben der älteren Schriftsteller nicht einig; der Verfasser der Chronik, der Herzog von Braunschweig nennt den ersten October des Jahres 534 als den Tag der Eroberung Scheidingens, doch mit eben so wenig Sicherheit, als die Angaben anderer Geschichtsschreiber. Der Fall Scheidingens muß zwischen den Jahren 527 — 530 erfolgt sein.

Die Sachsen waren nun die Herren jenes Theils des thüringischen Reiches, der sich nordwärts von der Unstrut und Helme über die Bode hinaus bis Magdeburg hinunter erstreckt. Da zwischen zwei so mächtigen und kriegslustigen Völkern, als die Franken und Sachsen waren, der Friede nicht lange bestehen konnte, so fanden bis zur gänzlichen Bezwingung der Sachsen durch Karl den Großen, also beinahe drei Jahrhunderte hindurch, anhaltende Kriege mit abwechselndem Glücke zwischen beiden Völkern statt. Scheidingen, obwohl es in den Geschichtsbüchern der fränkischen Schriftsteller, in diesen blutigen Kämpfen nicht namentlich erwähnt wird, mag als bedeutende Veste eine nicht unwichtige Rolle gespielt haben; ja es scheint auch, daß erst durch die Sachsen der jetzt noch übliche Name aufgekommen sei, da diese Burg, an der Grenze oder Schild zwischen Sachsen und Franken gelegen, Schidingi genannt wird. Die Schreibart ist, wie gewöhnlich bei den ältesten Geschichtsschreibern, nicht übereinstimmend. Es wird: Schidingi, Skidingi, Stidingen, Schindingen, auch Chidingi geschrieben. Wenn jene Vermuthung, daß der Name Scheidingen erst seit der Erwerbung dieser Gegenden durch die Sachsen eingeführt worden sei, begründet wäre, so müßte angenommen werden, daß die Burg früher einen andern Namen getragen habe, der aber längst verschwunden ist. Aber unstreitig reicht die erste Begründung derselben in eine frühe Zeit hinaus, wenn auch

nicht der Meinung einiger Geschichtsschreiber beigestimmt werden kann, daß schon ein fabelhafter König von Thüringen, Zoyer, um das Jahr 280 nach Christi Geburt, hier seine wohlbefestigte Residenz gehabt habe. Eben so unsicher ist die Behauptung, daß Burgscheidungen unter den thüringischen Königen von so großem Umfang gewesen sei, daß es sich eine Stunde oberhalb und unterhalb auf beiden Seiten der Unstrut bis nach Karsdorf und dem Städtchen Laucha erstreckt habe; allerdings mag sich eine Stadt an die Burg angeschlossen haben, aber ob diese Stadt die wirkliche Residenz der thüringischen Könige gewesen ist, ob Venantius Fortunatus bei seiner dichterischen Beschreibung des königlichen Pallastes, welche mit der Einfachheit und Rohheit des damaligen Deutschlands wenig übereinstimmt, an Scheidingen dachte, ob es jemals eine solche Größe und Bedeutung gehabt hat, das sind Fragen, welche jetzo unmöglich aufgelöst werden können. Auch ist es urkundlich nicht zu beweisen, daß jener von Wittichind erwähnte, tapfere Heerführer der Sachsen, Hadugast, oder ein anderer ausgezeichneter Herzog, den einige Bernowald, Herrn von Ballenstädt und Ascanien nennen, bei der Eroberung und Erwerbung durch die Sachsen, Scheidingen mit der Umgegend als Preis der Tapferkeit erhalten habe. Mit völliger Gewißheit läßt sich aber darthun, daß der erlauchte Herzog von Sachsen, der große und verdienstvolle König Heinrich der erste, schon Scheidingen besaß, wahrscheinlich als ein Erbe seines edeln Vaters, des Herzogs Otto von Sachsen.

Die erste sichere Erwähnung von Scheidingen, seitdem der Mönch Witichind es zuerst als die Burg Hermannfrieds bezeichnet hatte, findet sich in einer Urkunde des Königs Ludwig des Deutschen vom Jahre 874; es werden hier alle diejenigen thüringischen Ortschaften namentlich aufgeführt, welche den Zehnt an das Kloster Fulda zu entrichten haben und unter der großen Menge dieser Orte, welche diese in der thüringischen Geschichte so ominöse Abgaben zu leisten hatten, wird auch Skidingi genannt. Eine andere Urkunde vom Jahre 952 verdient noch mehr unsere Aufmerksamkeit; Kaiser Otto der Große übertrug durch Tausch die Mark Scheidinga seinem Vasallen, dem tapfern Herzog Herrmann Billing. Auch bei einem andern Tausche zwischen diesen beiden erlauchten Personen von dem Jahre 954 findet wieder eine Erwähnung von Scheidinga statt. Als Kaiser Otto II. zu Gunsten des Klosters Memleben, welches er zu einer Abtei erhob, mit dem Abte Gotzbert von Herschfeld im Jahre 979 einen Tausch machte, wird in dieser Urkunde auch Scidinburg genannt, worunter wohl nichts anders als unser Scheidingen zu verstehen ist. Nachdem die deutsche Kaiserkrone auf das fränkische Haus übergegangen war, blieb Scheidingen fortwährend ein kaiserliches Besitzthum, denn als Kaiser Heinrich III. sich 1043 mit Agnes von Aquitanien vermählte, übergab er seiner Gemahlin in demselben Jahre das Gut zu Scheidingen in der Grafschaft des Pfalzgrafen Teti im Hassegau, worin dasselbe lag. Als wohlbefestigte Burg muß es lange Zeit hindurch eine Besatzung gehabt haben und oftmals

wird es in jenen stürmischen Zeiten erwähnt. In dem Kampfe, welcher 938 zwischen Kaiser Otto dem Großen und seinem ehrgeizigen, durch seine Mutter die Kaiserin Mathilde verwöhnten Bruder Heinrich ausbrach, erscheint Scheidingen als eine der ersten Besten des thüringischen Landes. Kaiser Otto siegte zwar am Rhein über seinen Bruder und dessen Verbündeten, den Herzog Gieselbert von Lothringen, aber Heinrich floh nach Thüringen und setzte hier noch eine Zeit lang den Krieg fort bis die beiden Burgen Merseburg und Scheidingen, welche Heinrich besetzt hielt, in die Hände des Kaisers fielen. Auch in den langwierigen verderblichen Kriegen welche der leichtsinnige und stolze Kaiser Heinrich der vierte mit den Sachsen und Thüringern führte, wird Scheidingen öfters erwähnt. Der Markgraf der Lausitz, Dedi, durch seine stolze Gemahlin Adela aufgereizt, stellte sich dem Kaiser in Thüringen entgegen, allein ohne den gehofften Erfolg, denn der Kaiser Heinrich IV. drängte den Landgrafen zurück und nahm die beiden von demselben in Besitz genommenen Burgen Beichlingen und Scheidingen ein, wobei die letztere bei der Erstürmung viel leiden mußte. Später im Jahre 1083 erfuhr Scheidingen das nämliche traurige Schicksal, als der Markgraf Dietrich von Landsberg mit dem Kaiser Heinrich in einen hartnäckigen Kampf gerieth und der Sturm des Krieges auch die Beste Scheidingen mit neuen Drangsalen überschüttete.

Bis in die Mitte des eilften Jahrhunderts blieb Scheidingen ein kaiserliches Besitzthum; der Zeitpunkt, wo es an das Stift Bamberg überging, läßt sich nicht genau bestimmen, und die Behauptung, daß schon der fromme Kaiser Heinrich der zweite, der große Wohlthäter und Stifter des Bisthums Bamberg, dieses Gut seiner geliebten Stiftung übergeben, wird so lange unentschieden bleiben, bis die Archive zu Bamberg genauer untersucht sind. Die Rechte dieses Stiftes an dem Besitz von Scheidingen haben sich viele Jahrhunderte hindurch erhalten und erst nach der Reformation wurden diese Verhältnisse nach und nach aufgelöst. Das Stift Bamberg vergab Scheidingen wieder an andere angesehene Häuser als Afterlehn; zuerst wurden die Grafen von Anhalt damit belehnt, dann, seit 1383, die Grafen von Querfurt, auch hatten es die Herren von Wiehe aus dem Hause Orlamünde, so wie die Herren von Gleina eine kurze Zeit im Besitz. In den Urkunden des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts kommen auch öfters Herren von Scheidingen vor, welche einen Theil von Scheidingen mögen besessen haben. Unter diesen machte sich am meisten Beringer von Scheidingen, um das Jahr 1322, bekannt, welcher in blutige Händel mit dem Markgrafen Friedrich gerieth. In dem Jahre 1468 empfing die Familie Hoymb die Belehnung von Scheidingen; diese reichbegüterte Familie erwarb sich durch den Aufbau eines neuen Schlosses, so wie durch manche Verbesserungen viel Verdienste um Burgscheidungen. Allein erst durch die jetzigen Besitzer, die Grafen von der Schulenburg, welche in dem Jahre 1722 von dem königl. sächsischen Feldmarschall von Flemming Burgscheidungen erkauften,

hob sich diese reizende und einträgliche Besitzung immer mehr. Um das schöne, große Schloß erstreckt sich ein mit vielem Geschmack angelegter Garten, von dessen hohen Terassen nach allen Seiten reiche Aussichten sich eröffnen und überall werden die sichtbaren Spuren reger Thätigkeit und eines wohlbelohnten Fleißes bemerkbar.

Große und segensreiche Veränderungen haben die Zeiten hier bewirkt; verschwunden sind die stolzen Zinnen, die starken Mauern, die hohen Wälle, welche vor Jahrhunderten hier dem Blick begegneten und ein anderes Geschlecht wohnt nun hier in Frieden und im Glück, von den Segnungen einer reichen Natur und wohlgeordneten bürgerlichen Einrichtung umgeben. Es ist anders, es ist besser geworden; das wollen wir mit Dank gegen den anerkennen, der aus Stürmen und Zerstörungen einen bessern Zustand hervorgehen läßt.

---

# Die Marmormühle bei Rübeland.

Zu den interessantesten Parthieen des Bodethales, des läng- sten und schönsten aller Harzthäler, gehört unstreitig auch der Ab- schnitt, wo zwischen Rübeland und Neuwerk in einer Einbiegung des Thales die Marmormühle zwischen schroffen Felswänden verstoh- len hindurchblickt, welche Windung das Kreuzthal heißt. So wie das Bodethal so manche Seltenheit in sich schließt, so ist diese Mühle auch einzig, weil eine andere der Art nirgends auf dem Harze an- getroffen wird. *) Von den steilen Berggeländen hinabschauend glaubt man das schimmernde Jagdschloß eines Fürsten zu sehen, wie ehe- dem ein solches auch dort gestanden haben soll, und da nun die weiß- lichen Kalkfelsen von üppigem Laub- und Nadelholz umsäumt, mit den Varietäten ihres Gründers Natur ein vorzüglich lebhaftes Colo- rit hier geben, so erhält im Ueberblicke die ganze Landschaft dadurch den Charakter einer gewissen Wohlhabenheit. Ja was den sinnigen Beschauer noch mehr in dem Gedanken bestärken könnte, sich in ei- nen großen Park versetzt zu wissen, ist theils eine schöne auf mäch- tigen Pfeilern ruhende und mit eisernem Geländer verwahrte Brücke, welche die rauschende Bode überspannt, theils ein liebliches Belve- dere auf dem trotzig der Bode entgegentretenden Mocksteine, das be- sonders aus der Entfernung betrachtet, zu dem Ensemble dieses schö- nen Naturgemäldes ungemein viel beiträgt. Wie schon bemerkt, be- steht die Gebirgsformation aus Kalkfelsen, der als Marmor jedoch kein eigentliches Streichen hat, sondern massig bricht, und als un- tergeordnetes Lager im Schiefergebirge nur angesehen werden kann. Da diese Formation fast bis Michelstein sich hinziehen mag, so ha- ben schon im zehnten und elften Jahrhundert die Volkmarsbrüder **)

---

*) Vor etwa 60 Jahren stand auch eine unterhalb Güntersberge im Selkethale, die aber 1782 wieder eingenommen ist, und am gehörigen Orte noch einmal erwähnt werden wird.

**) S. Leuckfeldt Reih. Antiq. S. 18.

11 *

in dortiger Gegend Marmor gebrochen und aus ihren Arbeiten viel Geld gelöst, und in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts soll ein Michelsteinscher Mönch, Antonius Stymphäus vortreffliche Marmorarbeit schon geliefert haben. Doch von da ab schweigen die Nachrichten hierüber, und erst der Subconrector der Blankenburgischen Schule, Johann Otto Linden, war es, der ihn im Mittelberge und Krocksteine unweit der alten Volkmarsanstalten 1715 zuerst wieder entdeckte. Nachdem er hierüber Bericht an den damaligen Herzog Ludwig Rudolph nach Blankenburg erstattet hatte, wurden Vorkehrungen zu einer erneuerten Bearbeitung des aufgefundenen Marmors gemacht, und Linden selbst erhielt die Aufsicht darüber. Man zerschnitt aber damals den Marmor noch, theils in dem Bruche selbst mit der Hand, theils in Hüttenrode durch Treten, vier Jahre hindurch, bis 1719 der Braunschweiger, Delion, ein Schneidewerk mit 9 Sägen anlegte, wozu die frühere in dem Kreuzthale schon befindliche Kreuzmühle vielleicht benutzt sein mag. Hierauf ging der Marmorbruch, der sich im Krocksteine befand, als Lehen in die Hände eines Hofrath Schmidt in Braunschweig über, der ein Schneidewerk in Blankenburg oberhalb der Malzmühle aufführte, das aber auch bald wieder eingenommen ward. Nun wurde die noch stehende Marmormühle im Kreuzthale erbauet oder das Jagdschloß zu solcher Mühle umgewandelt, die nach manchen Verbesserungen ein Schneide- Schleif- und Drechselwerk bekam, das bis jetzt im Gange geblieben ist. Neuerdings ist diese ganze Maschinerie von Gußeisen neu aufgeführt und sehr sehenswerth; doch muß man zu deren Besichtigung die Erlaubniß des Administrators erbitten. Als Material bearbeitete man hier zuerst nur den Marmor des Krocksteines, der ganz und je tiefer aus desto schönern Marmor besteht. Da man späterhin aber auch weiter aufwärts bei Rübeland am rechten Bodeufer vorzüglich guten Marmor antraf, so wurden auch dort Brüche eröffnet. So gab es vor etwa funfzig Jahren, wo der Luxus in seinen Modeartikeln noch mehr nach dem Marmor griff, sechs solcher Brüche, drei im Krocksteine und drei bei Rübeland. Jetzt sind aber nur zwei noch im Gange, einer im Krocksteine dicht über der Fabrik, der rothen, und einer dicht bei Rübeland, der grauen und schwarzen Marmor mit weißen Adern liefert. Der schwarze bricht in ausgezeichnet großen und fest zusammenhängenden Blöcken, so daß die größten Gegenstände als Grabsteine, Taufsteine, Monumente rc. daraus gearbeitet werden können. Der rothe Marmor ist jedoch schon klüftiger, und es finden sich in dem Bruche nicht so große zusammenhängende Stücke. Noch weiter im Thale hinab unter dem Krocksteine verwandelt sich das Roth des Marmors ins Zimmetbraune bis zum Blaßrothen, und die Mannichfaltigkeit durch bunte Mooszeichnung und durchlaufende farbige Bänder ist hier so groß, daß, wollte man darnach Unterschiede machen, man wohl an hundert Arten zählen könnte. Zu diesen herrlichen Varietäten tragen besonders die zahllosen, vom Marmor umschlossenen Petrefacten viel bei, und je tiefer man im Bruche sucht, desto schöner wird die Verschiedenheit der

Farben und Zeichnungen. Sowohl der rothe als der schwarze Marmor sind beide sehr dicht und hart und werden deshalb mit Pulver gesprengt; desto schöner ist aber auch die Politur; auch lassen sie sich zu allen möglichen Gegenständen verarbeiten. Die Preise für das Fabrikat sind mäßig, indem der Quadratfuß in Tischplatten von 1 — 1¼ Zoll Stärke nur 11 — 14 Gr. kostet. Weil aber Marmorarbeiten jetzt weniger gesucht werden, so beläuft sich der Umsatz dennoch jetzt jährlich nur auf kaum 800 — 1000 Thaler, weshalb die Fabrik Jahr aus Jahr ein nur noch vier Arbeiter beschäftigt. Ehedem war eine Niederlage dieser Fabrikate in Blankenburg. Jetzt kann man schön polirte Bälle, Dosen, Knöpfe und Andres dieser Fabrik auch in einer kleinen Niederlage zu Rübeland im Gasthofe kaufen, so wie hübsche Exemplare des hier streichenden Violensteins gleichfalls dort zu bekommen sind. Der alte Marmorbruch, ehedem der erste und oberste am Krocksteine, ist zugleich ein höchst malerischer Felsen, dessen Anblick allein schon die Mühe des Ersteigens lohnt. Ein marmorner Pulverthurm, auch eine Seltenheit, bezeichnet den Weg dahin.*) Eben so schön ist aber auch von dem Dübelshäuschen, das ein vormaliger Agent Dübel ziemlich auf der Spitze des 18 Lachter hohen Krocksteines erbauete, der Blick in das Bodethal, das von keinem andern Standpunkte in seiner doppelten Richtung so als von diesem Belvedere übersehen werden kann. Wollte der Mineraloge und Geognost als emsiger Sammler aber von diesem herrlichen Standorte vielleicht gern auch eine Reminiscenz noch mitnehmen, so dürfte dies ihm sicher nicht schwer fallen. Der Krockstein ist nämlich der Hauptfundort der merkwürdigen und beliebten Schraubensteine, und Korallenstämme, Trochiten, Cellularien, Milleporiten, Orthocerateten, kurz Muscheln aller Arten werden in diesen räthselhaften Gebirgsmassen in solcher Menge gefunden, daß der Petrefactensammler, wie überhaupt auf dem Harze, doch besonders hier eine reiche unerschöpfliche Fundgrube entdecken wird, wobei auch eine kleine Stalaktitengrotte nicht zu übersehen ist, die dieser merkwürdige Felsen gleichfalls umschließt. — Wir scheiden von diesen Gräbern einer erstorbenen Welt, können aber die Frage nicht unterdrücken: Wann wohnte darin noch Leben, und welche Ursach durfte es zerstören, um dereinst einer neuen Welt zum Schmuck zu dienen und Bewunderung zu entlocken? —

---

*) Ein Seitenstück ist das Pflaster in Harzgerode, das auch aus grauem Marmor besteht.

W. Schönichen.

---

# Das Kloster Naundorf.

Eine Viertelstunde nördlich von dem Schlosse Allstedt, am Rande des von da an sich in Wiesen abdachenden Schloßberges, nahe bei dem Weimarischen Dorfe Wolferstedt, wohin es auch jetzt eingepfarrt ist, liegt dies ehemalige Nonnenkloster *) Naundorf, das schon in sehr frühen Zeiten seine ursprüngliche Bestimmung als Kloster verloren zu haben scheint, indem es schon zur Zeit der Reformation als ein Vorwerk von Allstedt unter dem Namen Neuendorff (vielleicht, wie Einige wollen, verstümmelter Name von Nonnendorf) erwähnt wird. Vom Schlosse Allstedt aus führt der Weg in einer Linden- und Obstbaumallee, zum Theil zwischen zwei kleinen Hainen, dem sogenannten Mittel- und dem Klosterhagen hindurch nach diesem Kloster. Vor dem Eingange von dieser Seite her gelangt man zuerst auf einen freien Platz, der zur Weide und, sonst wenigstens, zu mancherlei Volksbelustigungen diente. Auf der West- und Nordseite ist der Berg, auf dem es liegt, bis zu den Wiesen hinab, mit schönen Kirschanpflanzungen bedeckt; ostwärts aber dehnt sich die Bergebene, sanft ansteigend bis zur Höhe jener im Artikel „Allstedt" erwähnten Querfurter Wüste hinauf, in Felder aus, welche zum großen Theile dem Kloster gehören, und wo sich auch zwei Teiche befinden, ebenfalls Eigenthum des Klosters. Ein dritter Teich, der sogenannte „Küchenteich", wahrscheinlich, weil er die Küche der ehemaligen Klosterjungfrauen mit Fischen versorgte, liegt auf der Nordwestseite am Fuße des Berges, und hart neben ihm fließt der Rhonebach vorbei. Weiter nach Abend hinüber liegt in der Aussicht der Galgenberg, so benannt, weil ehemals daselbst wirklich ein solches Denkmal früherer, mittelalterlicher Sitte, ein Galgen stand, der aber schon unter der vorigen großherzogl. Regierung weggeschafft, und mit Eichen bepflanzt wurde, die aber, gleich als ruhe ein Fluch auf einer solchen Richtstätte, nicht gedeihen wollen.

---

*) Wie gemeinhin angenommen wird. Zu welchem Orden es aber gehörte, ist nicht bekannt.

Das Kloster enthält jetzt nur noch äußerst dürftige Spuren seiner früheren Bestimmung, als z. B. alte feste Kellergewölbe, in denen, wie unter dem Volke die Sage geht, ein früherer Pachtinhaber dieses Vorwerks noch alten köstlichen Wein aus der Zeit der Nonnen her einstmals gefunden haben soll. Ebenso geht wohl im Volke dasiger Gegend noch die Sage um von einem, freilich noch nicht aufgefundenen unterirdischen Gange, welcher von hier nach dem ¾ Stunden südlicher gelegenen ehemaligen Mönchskloster „Mönchpfiffel" geführt haben soll. — Das ganze Gehöfte, wie es sich jetzt darstellt, ist neuerer Bauart und blos für landwirthschaftliche Zwecke eingerichtet. Ein tiefer Brunnen in der Mitte des Hofes, aus dem das Wasser von Eseln, die in einem Tretrade gehen, heraufbefördert wird, so wie eine vom Schlosse Allstedt hergeleitete Röhrenfahrt versehen das Kloster mit dem nöthigen Wasser. Auf der Ostseite des innern Hofes befindet sich auch noch ein kleiner, mit italienischen Pappeln umfriedigter Teich, und an das eigentliche Wohngebäude stößt ein angenehmer Küchen- und Blumengarten.

In geschichtlicher Beziehung möchte noch zu bemerken sein, daß dies Kloster schon frühzeitig, wenigstens zur Zeit des thüringischen Bauerntumultes zerstört, seit jener Zeit aber, besonders in Folge der sächsischen Reformation, als säcularisirt betrachtet und in ein Landguth umgeschaffen worden ist. So wird es unter andern namentlich schon 1525 aufgeführt in einer Lehns- oder vielmehr Verpfändungsurkunde, worin es mit dem Amte Allstedt vom Churfürsten Johann (dem „Beständigen") von Sachsen und dessen Vetter Georg, Herzog zu Sachsen an den Grafen Albrecht von Mannsfeld durch den bevollmächtigten churfürstlichen Rath Christoph von Taubenheim gegeben wird; und in einer Urkunde von 1575 wird es erwähnt als mit einbegriffen in den Kauf des Amtes Allstedt, welches der Graf Karl von Mannsfeld von den Vormündern der jungen Herzöge zu Sachsen für 140,000 Gülden an sich brachte. In dieser Urkunde wird ihm namentlich 810 Morgen Ackerland, sodann mit Mönchpfiffel gemeinschaftlich 966 Acker Wiesen, 2530 Acker Waldung u. s. w. zugeschrieben. — Da es immer mit Allstedt verbunden blieb, erfuhr es natürlich auch dessen Wechsel der Besitzer, und gehört, wie dieses, jetzt zu dem Großherzogthume Sachsen-Weimar. *)

Hat dieser Ort also auch keine besondere historische Bedeutung, so ist doch seine freundliche Lage in einer gesegneten Gegend unsers Vaterlandes ganz dazu gemacht, für den gebildeten Freund ländlicher Stille und einfacher Naturschönheiten bei sonst gegebenen Bedingungen ein willkommenes Sanssouci zu sein.

*) Leuckfeld; Antiquit. Alstedenses.

**Meinecke.**

# Hohegeiß.

Nach Rosenthal 1748, nach Villefosse 1914 parif. Fuß über der Meeresfläche, ist der höchst bewohnte Ort des Harzes; der Lichtschein einiger Häuser desselben in dunkler sternenloser Nacht, gleich dem des Brockenhauses, wie Sternlein anzuschauen stundenweit. Doch auch durch seinen Namen, so wie vorzüglich durch manches Schauspiel, das er uns genießen läßt, erheischt er unsere Aufmerksamkeit. Deshalb ließ ich denn auch schon an einem der ersten Tage des Februar durch die erste Lerche, die aus ihren hohen Regionen so freundlich dem Wanderer zusprach auf des Harzes stillem weißen Spaziergang, zu einem Ausflug mich nach Hohegeiß ermuthigen, und mit dem sinkenden Abend noch desselben Tages lag das Buch vor meinen Blicken aufgethan, aus welchem ich am folgenden Morgen für das gegenwärtige zu schöpfen gedachte, das Buch der Natur, schneeweiß seine Blätter, schwarz sein Band und golden sein Schnitt; so erschien sie mir, die schneebedeckte Berglandschaft mit ihren nahen dunkeln Tannengrenzen, all überall vom Abendgold umflossen.

Was zuvörderst den Namen Hohegeiß betrifft, so lesen wir darüber in Stübners Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg ꝛc. wie folgt: „Die alten heidnischen Sachsen sollen hier eine Ziege verehrt und dadurch Gelegenheit zu dem Namen des Berges: Hohegeißberg, und des Dorfes: Hohegeiß, gegeben haben. Wahrscheinlicher aber kommt der Name von einer auf diesem Berge erbaueten Kapelle her. Dieser Berg hieß deshalb: zur hohen Kapelle.*) Weil nun capella auch eine Ziege oder Geiß bedeutet, so sprach man auch im Scherz oder im Ernst: zur hohen Geiß.“ Doch findet sich weiter keine Spur von jenem Götzendienst und eine solche Uebersetzung ist doch auch schwerlich in die Volkssprache übergegangen. Sollte aber nicht die noch übliche plattdeut-

*) Eckstormii Chron. Walkenred.

sche Benennung Hohegaez auf eine andere Ableitung führen? Wahrscheinlich war die von der Nord- nach der Südseite des Harzes durch Felsen und Waldung über jene Höhe führende Straße nur enge, eine Gasse, im jetzigen Plattdeutsch Gaze, und daher Hohegaez, Hohegasse. — Bei alle dem fällt es um so mehr mir auf, daß man eine andere Lesart, Hohegeist *), neuerlich ganz hat fallen lassen, da sie noch eben so oft als jene zwei, im Munde des Volkes gehört wird. Liegt sie dem Orte denn so fern?

Weit und köstlich ist die Aussicht hier auf dieser luftigen, zu den höchsten des Unterharzes gehörenden Höhe. Zwar setzt ein Kranz von Bergen ihr Schranken; doch wie groß und hehr ist er; auch hat die Hand der allmächtigen Liebe ihn nicht so eng gewunden, daß man nicht sollte südwärts einen tiefen Blick hindurch thun können in die Herrlichkeit der Welt auch außer ihm, in das nachbarlich grüßende Thüringerland. Von all' den Bergen nenn' ich nur den Plan bei Zorge, der Meißner in verjüngter Gestalt, eben so abgetragen scheinend, wie er, den hohen Wurmberg bei Braunlage, dem ungeübten Auge ein Rival des hart daneben sich als Herrscher über alle erhebenden Blocksbergs. Das war meine Aussicht von dem niedrigen und doch über den an ihn geschlossenen Ort hinwegschauenden Thurme jenes erhabenen Kirchleins **), das so manchem Sturme Trotz geboten, und wer weiß wie viele Tausende ihm anvertrauter Herzen in seinem wenn auch noch so kalten Schooße für das Höchste zu erwärmen und ihre Todten, schon auf Erden dem Himmel so viel näher, rings um sich herum tröstend zu versammeln. An hellern Tagen hat man bei Bleicherode bleichen sehen und den Possenthurm bei Sondershausen, den Kyffhäuser und bei Gotha den Inselsberg erspäht. Doch zu Zeiten erblickt man auch, wenn heit'rer nicht das Sonnenauge hier hoch oben lächeln kann, tief unten das Land in eine unendliche Decke gehüllt, und Berge nur ragen hie und da gleich Inseln aus dem Nebelmeer hervor. Aber wenn zuweilen Gewitter sich in die nahen Thäler senken und entladen, welcher unbeschreibliche Hochgenuß erst für die tiefer fühlenden der kleinen Menschenwelt, die dort „der Heime" ist, und nun nicht eine „Nachbarin des Donners" nur, nein, noch „über des Donners Bahn" ihn in der Tiefe rollen hört, und seine schweren Wolken vom Blitzstrahl durchzuckt und prachtvoll erleuchtet zu ihren Füßen erblickt! Dies eine erhebende Schauspiel, wie das andere, theilt Hohegeiß mit seinem hohen Nachbar, dem Brocken; folgendes aber gehört nur unserm Dörfchen an, an manchen Stellen nämlich ein gar seltenes Echo, besonders wenn's an einem stillen Abend der Dreiklang des Jubelhorns weckt, 8 bis 10mal repetirend. Erst irrt, nach der Mythologie ja seine einzige Lebensaufgabe, die Stimme desselben im ganzen

---

*) In dieser lateinischen Chronik von Walkenried, wozu Hohegeiß noch immer gehört, Höegeyst geschrieben.

**) Freilich aber nicht mehr der ersten, nach Leukfelds Walkenr. Antiqu., im Jahre 1257 erbauten Kapelle.

Gebirge umher; redet es aber unmittelbar nach dem verklungnen Wiederhalle jenes Instrument, das es zu lieben scheint, von Neuem an, so daß seine Gegenrede fortdauernd auf die Anrede folgt, so kann man bald Beides nicht mehr unterscheiden, und die ganze Gebirgskette tönet und bebt, was freilich schwachen Nerven auf die Dauer nicht wohlthut, ja, sie endlich selbst erzittern und erbeben läßt, und bei dem nur langsamen Ausschwingen derselben den Schlaf bis in die späte Nacht zu rauben pflegt.

Mit Uebergehung andrer Eigenthümlichkeiten, die Hohegeiß mit manchen höher gelegenen Harzörtern mehr oder weniger gemein hat, erwähne ich des Schnees, der hier in solchen Massen fällt, daß, wie Mannert in seinem Zeitungslexicon sagt, die Häuser unter ihm begraben liegen. Von den Gartenzäunen ist dann nichts zu sehen, und sie müssen, sprichwörtlich, siebenmal erst zugeschneiet werden, eh' es wieder Sommer wird. Doch wohnt es sich schauer hinter der Schneewand. 1049 Seelen theilen sich in 118 Feuerstellen so, daß ich in der einzigen 256 □Fuß haltenden Stube eines Häuschens vier Familien traf und auf die Frage, wie stark die ganze Hausgesellschaft sei, mir erwiedert ward: 19. Aber wo bleibt ihr alle, wenn ihr zusammen seid? Antwort: Die Kinder müssen unter die Tische. Und doch schienen sie alle zufrieden in der armen warmen Harzstube. Daß der Arme oft reicher an Zufriedenheit, wenn auch nur daran ist, als der Reiche, das ist ja eben zwischen beiden das beste Ausgleichungsmittel. Ein Theil der Einwohnerschaft besteht aus Schmiede- und Böttchermeistern, von jenen 70 und von diesen 23; ein andrer großer Theil ernährt sich davon, daß er deren Fabrikate, hauptsächlich Nägel, Eimer und Gilten, auf dem Rücken und auf Schiebekarren zum Verkauf in die Umgegend vertreibt. Ein saures Brot; denn wenn du schon einmal, geneigte Leserin, einer armen Frau begegnetest, auf dem Rücken eine centnerschwere Eimerlast, vor sich ein Kindlein tragend und an der Hand ein Kind, so war das höchstwahrscheinlich eine Hohegeißerin.

**F. Ziegeler.**

---

# Die Lauenburg.

Der Wanderer, der auf unwegsamen Pfaden zu dieser hoch auf dem Harze liegenden Bergveste hinanklimmt, von der sich, außer einem verfallenen Thurme und einigen mit einander nicht in Verbindung stehenden Mauern nur wenige Ueberreste erhalten haben, wird reichlich belohnt durch die herrliche Aussicht, die sich ihm darbietet auf das romantisch gelegene Dorf Reinstädt, auf Quedlinburg und durch die aus dem Thal der Roßtrappe durch Baumgruppen dahinströmende Bode. In der Ferne zeigen sich Halberstadt, das Kloster Huysburg, der Regenstein, das Blankenburger Schloß, der aus der Ferne hervorragende Brocken, Gernrode mit dem Stubenberge, Hoym, Frose und andere Dörfer, während nach Süden hin der Ramberg die von Bergen begrenzte Landschaft schließt.

Zu welcher Zeit die Burg, von deren Trümmern man diese herrliche Aussicht genießt, erbaut worden, läßt sich nicht ausmitteln. So viel ist gewiß, daß sie im zwölften Jahrhundert sich in dem Besitze Herzog Heinrich des Löwen befand, nachdem der Stamm der Pfalzgrafen von Sommerscheburg, denen sie früher gehört, erloschen. Kaiserliche Truppen besetzten sie späterhin, nachdem Heinrich auf dem Fürstenrathe zu Goslar von seinem frühern Gönner, Kaiser Friedrich I., in die Acht erklärt worden war. Im Jahr 1166 ward die Lauenburg jedoch von Heinrich wieder erobert. Sie soll bald nachher zerstört, andern Nachrichten zufolge jedoch, nach Heinrichs Tode, dem Herzog Otto von Wittelsbach anheim gefallen sein. Das Loos der Zerstörung soll sie im Jahr 1290 mit andern Raubburgen getheilt haben, die Rudolph von Habsburg zertrümmerte. Sie muß jedoch späterhin wieder aufgebaut worden sein, weil das herzogliche Haus Braunschweig im vierzehnten Jahrhundert die Grafen von Heimburg und Reinstein mit der Lauenburg belehnte. Einer derselben, früher Schloßvogt des Stifts Quedlinburg, mußte sie 1338 abtreten, als er mit der genannten Stadt in Fehde gerieth, und dieselbe mit seinem Bruder Bernhard belagerte. Albrecht ward in die

Flucht geschlagen, und als er, bei einem erneuten unglücklichen Treffen sich in das befestigte Wipertinerkloster zurückzuziehen versuchte, bei einem Sumpfe, der Huckelteich genannt, gefangen und nach Quedlinburg gebracht.

Angeklagt, den Landfrieden gebrochen zu haben, ward Albrecht zum Tode verurtheilt. Die Quedlinburger steckten ihn jedoch in einen großen Kasten, verwahrt mit eisernen Banden, Riegeln und Schlössern. Dort schmachtete Albrecht länger als ein Jahr, und erlangte die Freiheit endlich dadurch wieder, daß er nebst seinem Bruder Bernhard allen Ansprüchen auf die Quedlinburger Schutzgerechtigkeit entsagte. Zugleich versprach er die Stadtmauern und die sieben Thürme auf der Westseite in guten Stand zu setzen. Nebst der Gersdorfsburg trat er auch die Lauenburg mit dem ganzen Ramberge an das Stift Quedlinburg ab. Bei der nachmaligen Zerstörung Gersdorfs fand man, außer einem stark vergoldeten Kelch, die Streitaxt des Grafen Albrecht, seine Sporen und sein schön gearbeitetes Schwert von ungeheurer Größe. Letzteres ward im Jahr 1645 eine Beute des schwedischen General von Königsmark; die übrigen Reliquien, nebst dem Kasten, in dem er geschmachtet, werden noch in dem Rathhause zu Quedlinburg aufbewahrt.

Nicht lange nach Albrechts Befreiung scheint die Lauenburg an das Stift Halberstadt gekommen zu sein, und zwar durch Eroberung. Wenigstens ist noch ein Schreiben des Bischofs Albert von Halberstadt vorhanden, datirt vom 25. Juli 1351, worin derselbe den Quedlinburgern für die bei der Eroberung der Burg geleisteten Dienste dankt. Weitere Nachrichten über die Lauenburg fehlen gänzlich. Im Munde des Volks lebt noch eine Sage, die in einer poetischen Bearbeitung von Tiedge hier eine Stelle finden mag.

**Heinrich Doering.**

---

## Die Blume der Lauenburg.

Seht ihr die alte Lauenburg
Hoch auf dem Harze schimmern?
Durch Wildniß geht der Weg hindurch
Zu ihren wüsten Trümmern.
Da blühet ein Blümchen um Mitternacht,
Das schimmert in blendender Lilienpracht.

Es leuchtet einen Stundenschlag
In's finstre Thal hinunter;

Dann geht es, wie ein stiller Tag
Der Unschuld, heilig unter;
Dann ist es, als wandelten Geister dort,
Um einen geweiheten Friedensort.

Und eine sanfte Lichtgestalt,
Umweht von Himmelsdüften,
Schwingt sich empor, und wallt und wallt,
Und schwindet in den Lüften.
Es wehet und säuselt wie Ferngetön
Herab aus den Lüften um Thal und Höh'n.

Im Thal stand einst ein Hüttchen klein
Und grün umrankt und mosig;
Da blühte Bertha still und rein,
Ein Mägdlein zart und rosig.
Es mochte gern über den grünen Zaun
Die spielenden Lämmer der Weide schaun.

„Du sollst mein theures Liebchen sein,
Zu schön für eine Hütte!" —
Doch Bertha sprach: „Das kann nicht sein,"
Und floh in ihre Hütte.
Da fand sie die Mutter am stillen Herd:
„Ach Mutter! der Junker hat mein begehrt!"

„Ob auch der Junker dein begehrt,
Laß dich sein Schloß nicht blenden!
Schon manche Jungfrau kam entehrt
Zurück aus seinen Händen.
O bringe den Jammer nicht über mich!
Mein Töchterlein, säume nicht, rette dich!"

„Wohin, o Mutter, retten mich
Vor seinem Dienerschwarme?"
So weinte sie, und stürzte sich
Der Mutter in die Arme. —
„Ein Kloster, mein lieb Töchterlein,
Das hüllt dich in ruhige Schatten ein.

Da schmücke dich mit keuschem Glanz
Die Hochgebenedeite;
Da prangst du mit dem Myrthenkranz
Im Chor der Himmelsbräute.
Da wirst du in graulicher Mitternacht
Von schirmenden Engeln getreu bewacht." —

„So führ', o Mutter, führe dann
Dein Kind zur Klosterstille,
Daß vor der bösen Welt fortan
Der Schleier mich verhülle."
Da führte die Mutter das Töchterlein
Zur Stille des Klosters getrost hinein.

Und als der Junker das vernahm,
Gebot er seinen Leuten,
Das Mägdlein, das ihm still entkam,
Gewaltsam zu erbeuten.
Da wurde das Kloster wohl hart bedrängt,
Und krachend das eiserne Thor gesprengt.

Die wilden Räuber scheuten sich
Nicht vor der heil'gen Stelle;
Sie rissen Bertha freventlich
Aus der geweihten Zelle.
Sie ward in der grausigen Mitternacht
Zur Lauenburg stürmisch hinauf gebracht.

„Willkommen!" rief des Junkers Spott,
Den all' ihr Flehn nicht rührte:
„Ich nehm ja nur vom lieben Gott
Zurück, was mir gebührte.
Drum trockne nur immer dein schön Gesicht!
Es kostet das liebliche Leben nicht!" —

„O Mutter Gottes!" rief sie laut:
Du Gottessohn, o sende
Mir Hülf', und rette deine Braut,
Daß keine Schmach sie schände!
Ihr Lüfte des Himmels, ihr Blumen, sprecht!
O sprecht, wenn kein Rächer die Unschuld rächt!

Doch still! ich hör' ein leises Wort,
Ich darf Erlösung hoffen!
Ein Engel kommt! ich sehe dort
Den lichten Himmel offen!"
Begeistert schon blickte sie himmelwärts,
Und leiser und leiser verstummt' ihr Herz.

Entronnen aller Erdennoth,
Und aller Schmach entronnen,
Führt' ihren Geist der Engel, Tod,
In's stille Land der Frommen.
Es war eine lichte Gestalt zu sehn;
Da wollten die Räuber vor Angst vergehn.

Und wo sich Bertha's Auge schloß,
Den Raum weiht eine Blume,
Die lichthell aus dem Boden sproßt,
Zu einem Heiligthume.
Wenn die der verspätete Wandersmann schaut,
Dann ruft es ihm nach, wie ein Seufzerlaut.

Sie blickt alljährlich nur ein Mal
In nächtlich dunkler Feier,
Still, wie ein schauerlicher Strahl,
Vom öden Thurmgemäuer.
Ein Lüftchen umweht sie, das flüstert schwach
Die sterbenden Laute der Unschuld nach.

Seht hin, wo einst die Veste stand
Mit ihren stolzen Thürmen,
Trotzt öde nur noch eine Wand
Der Zeit und ihren Stürmen:
Da blühet das Blümchen um Mitternacht
Im Schimmer der blendenden Lilienpracht.

---

# Greiffenberg, Kirchberg und Windberg.

Wer von Jena über die schöne, durch neun Bogen gestützte Camsdorfer Brücke wandelt, erblickt nach Osten hin in der Nähe des Dorfes Ziegenhain, auf dem bis auf das linke Saalufer auslaufenden Hausberge einen hohen Thurm, der, ein kräftiger Zeuge der Ritterzeit, einsam herabschaut über seine längst verfallenen Schwesterburgen Greiffenberg, Kirchberg und Windberg.

Der Name Fuchsthurm, den jenes Denkmal führt, ist offenbar neuern Ursprungs, und schreibt sich wahrscheinlich aus den Zeiten des Pennalismus her, wo von den ältern Studenten mit den Neuangekommenen, in der Burschensprache Füchse genannt, in der Nähe jenes Thurms mancher Unfug getrieben worden sein soll. Nach Andrer Meinung sollen dort, als der Hunsberg noch mit Waldung bedeckt war, viele Füchse gehaust haben. Die Gestalt jenes, fast zwei und sechzig Fuß hohen Thurmes ist cylinderförmig. Nach dem ersten Drittel seiner Höhe findet sich inwendig ein Absatz und zugleich nach Osten hin eine Oeffnung, die ihrer Breite und Höhe nach eine Pforte gewesen zu sein scheint, durch die man aus einem daranstoßenden Gebäude in den Thurm gelangte. Durch die reizende Aussicht, die jenes Denkmal der Vorzeit auf den Thalgrund und auf die in mannigfachen Krümmungen dahinströmende Saale gewährt, fühlte sich der Professor Wildeburg in Jena bewogen, im Jahr 1784 auf jenem Thurme ein Häuschen erbauen zu lassen, das seit geraumer Zeit verfallen, vor zwei Jahren durch ein andres ersetzt worden ist, zu welchem man durch eine im Thurm angebrachte Treppe gelangt.

Von dem Fuchsthurm erzählt die Sage, daß weiland ein wilder Riese im Saalthal gehaust, die Menschen, die ihm nur als Zwerge galten, hart mißhandelt und selbst seine eigene Mutter geschlagen habe, als sie ihm einst Vorwürfe gemacht über sein wüstes Treiben. Da habe sich plötzlich der helle Tag in dunkle Nacht verwandelt. Unter dem Brausen des Sturms, unter dem Krachen des Donners sei der

Riese zusammengestürzt und von den umliegenden Bergen bedeckt worden. Aber der kleine Finger sei zum Grabe herausgewachsen, der seitdem als Thurm von dem Gipfel des Berges herabdrohe, zur Warnung für alle Zeiten.

Die bereits erwähnten drei Burgen, die einst von der Höhe in das Thal hinabschauten, waren in ihrer Blüthezeit ein Besitzthum des edeln Geschlechts der Burggrafen von Kirchberg. Die Geschichte ihrer Entstehung ist dunkel, und fällt in eine sehr frühe Zeit. Vielleicht wurden sie erbaut zur Sicherung gegen die wiederholten Einfälle der Sorben und Wenden, die seit dem Jahr 670 Thüringens Gefilde verheerten. Nicht historisch verbürgt, und vielleicht nur Sage ist es, daß der fromme Apostel Bonifacius auf seinen Streifzügen durch ganz Deutschland auch bis zu dem am Fuße des Berges gelegenen Dorfe Ziegenhain gekommen sei, und versucht habe, die Heidenvölker zu bekehren. Eine in der Kirche zu Ziegenhain aufbewahrte Fahne zeigt auf der einen Seite den Heiland am Kreuz mit der verblichenen Unterschrift: Anno Domini 1028, und auf der andern Seite den Apostel im erzbischöflichen Gewande, und darunter die jetzt erloschenen Worte: Sancte Boniface, ora pro nobis. Vielleicht gründete er auf jenem Bergrücken eine Kapelle, und sie zu schirmen ward dort eine Burg erbaut, die davon den Namen Kirchberg erhielt.

Die erste Spur, daß Kirchberg ein Ort gewesen sein muß, der aus der Umgegend ein gewisses, zu geistlichen Zwecken bestimmtes Einkommen bezogen haben muß, findet sich im Jahr 937. Durch seine Mutter Mathilde bewogen, trat um diese Zeit, urkundlichen Nachrichten zufolge, der deutsche König Otto der Große dem Stift zu Quedlinburg den Zehnten von allen Einkünften ab, die er bisher von Kirchberg und Dornburg bezogen, und im Jahr 966 verwilligte er alle Renten von den beiden genannten Ortschaften, so wie von den Kirchen zu Merseburg und Memleben einem baierischen Geistlichen, Boso geheißen, der sich sehr verdient gemacht um die Bekehrung der Sorben und Wenden. Durch Boso, der einige Jahre später (968) Bischof von Merseburg geworden war, fiel vermuthlich Kirchberg an das Bisthum Zeitz, das im Jahr 1032 nach Naumburg verlegt ward. Wenigstens nennen alle Urkunden Kirchberg nebst Dornburg und Memleben um diese Zeit unter den zu dem Sprengel des Naumburger Bisthums gehörigen Ortschaften.

Als festes Schloß wird Kirchberg zuerst im Jahr 1123 erwähnt. Der Markgraf von Meißen, Heinrich der Jüngere, hielt dort seinen Vetter den Grafen Conrad von Groitzsch gefangen. Dieser würde nämlich, nach dem Tode des Markgrafen Heinrich des Aeltern, Grafen von Eulenburg, der ohne männliche Nachkommen starb, dessen Güter geerbt haben, wenn nicht Heinrichs Gattin, Gertrud geheißen, ihren Vasallen dies geheim vertraut, daß sie guter Hoffnung sei. Ihre Mutterliebe überwand die Scham. Sie öffnete, in Gegenwart einer großen Versammlung auf dem Eulenburger Schlosse ihre Klei-

der, als man die Wahrheit ihrer Worte bezweifelte. Sie gebahr einen Sohn, Heinrich den Jüngern. Da behauptete das Gerücht, sie sei von einer Tochter entbunden worden, und habe ihr Kind einem ihrem Koch gleichzeitig gebornen Sohne untergeschoben. Heinrich war bereits zwanzig Jahre alt, als jene Verleumdung neuen Glauben fand durch den feierlichen Schwur eines Vasallen des Grafen Conrad von Groitzsch, Rudolf mit Namen, den jedoch bald nachher das Loos traf, auf Heinrichs Befehl an Augen, Nase, Lippen und Ohren grausam verstümmelt zu werden. Entrüstet über Conrads Aeußerung, daß eines Kochs Sohn nicht sein Vetter sei, fand sich Heinrich zu einer Fehde gegen ihn bewogen. Conrad ward gefangen und schmachtete fast ein Jahr hindurch in einem eisernen Käfig hoch an dem Thurm des Schlosses Kirchberg. Er entkam jedoch, nach Heinrichs Tode, seinen Wächtern, und es gelang ihm, durch Vermittlung der nachherigen Königin Richenza, die Güter seines Vetters zu erhalten, die beinahe dem Grafen Wiprecht von Groitzsch anheimgefallen wären.

Daß Kirchberg um diese Zeit dem markgräflichen Hause gehört habe, beweist auch eine Urkunde vom Jahr 1196, in welcher erwähnt wird, daß Luof von Camburg, ein Verwandter des markgräflichen Hauses, und nach einer urkundlichen Nachricht ein Sohn Conrads des Großen, die Weinberge in der Umgegend von Camburg, Jena, Kirchberg und Eisenberg angelegt habe. Von dem markgräflichen Hause scheint Kirchberg an die Burggrafen von Kirchberg gekommen zu sein, die, im Besitz der zwischen Jena und Weimar gelegenen Herrschaft Capellendorf, den Burgfrieden zu wehren hatten und unmittelbar unter dem Kaiser und dem Reich standen, daher sie sich auch seit 1214 Edle (Nobiles) nannten. In einer Urkunde vom Jahr 1133 sind zwei Brüder, beide Burggrafen von Kirchberg genannt, Dietrich I. und Otto II., von denen jener sich oft in des Kaisers nächsten Umgebungen, unter andern im Mai 1168 auf dem churhessischen Schlosse Boineburg sich befunden, der Andere gleichzeitig der glänzenden Versammlung in Würzburg beigewohnt haben soll, als Kaiser Friedrich der Rothbart Frieden stiftete unter den entzweiten sächsischen Fürsten. Auch bei der Einweihung des Marienklosters zu Altenburg, das Friedrich in seiner Reichsstadt gegründet, soll Graf Otto II. von Kirchberg zugegen gewesen sein. Aus seiner Ehe mit der Gräfin Ida von Orlamünde, entsproß ihm ein Sohn, Dietrich II., der sich nicht blos Burggraf von Kirchberg, sondern auch von Orlamünde schrieb, durch Ansprüche berechtigt, die er auf einen Theil der Besitzungen jenes edlen Geschlechts hatte. Er ward Begründer des adeligen Nonnenklosters in Capellendorf. Urkundliche Nachrichten gedenken seiner bis zum Jahr 1235. Unter seinen Söhnen, Otto III, Thegenhard und Wolfgang, verwandte der letztere, nach der Heimkehr aus Palästina, mit Zustimmung seiner frommen Gemahlin Agnata von Camburg, im Jahr 1208 mehrere Aecker hinter dem Hooresken-Born bei Bürgel zum Aufbau einer Capelle für Sieche beiderlei Geschlechts. Sie ward durch den Bischof Engelhard

von Naumburg feierlich eingeweiht, und die Glocke, sagt der Volksglaube, habe jedesmal von selbst geläutet, wenn der Tod einen aus dem Kirchberger Geschlecht zu seinen Vätern abgerufen.

Durch Entschlossenheit und persönlichen Muth soll sich Otto's Sohn, Dietrich III. ausgezeichnet haben. Sein Leben fiel in die Zeit der langwierigen Fehde, die sich, als die Landgrafen von Thüringen (1247) mit Heinrich Raspo ausgestorben waren, zwischen dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten und Heinrich dem Kinde von Brabant entsponnen hatte. Burggraf Dietrich von Kirchberg schlug sich zu der markgräflichen Parthei, und half durch seine Entschlossenheit im entscheidenden Augenblick dem Schenk Rudolf von Vargula, der ebenfalls ein treuer Anhänger des Markgrafen war, im Februar 1248 den schwankenden Sieg erkämpfen in einem Treffen bei Mühlhausen über den Grafen Heinrich von Gleichen und seine zahlreichen Anhänger. Gleichen Muth bewies er im September des genannten Jahres bei der Unterjochung von zwei aufrührerischen Vasallen, Beringer von Meidingen und Gieselher von Tallesten, die mit 70 Reisigen, vor seinen Augen eine Heerde Vieh weggetrieben hatten. Er holte sie bei Magdala mit seinen Mannen ein, und Beringer von Meldingen ward nebst zwanzig Andern gefangen. Dietrichs Tod fällt wahrscheinlich in das Jahr 1266. Unter seinen Söhnen, Dietrich IV. und Otto IV. büßte jener auf der Rückkehr von einem Turnier zu Merseburg in der Saale bei Naumburg mit drei Gefährten sein Leben ein, und die väterlichen Besitzungen fielen nun seinem Bruder Otto IV. anheim, gewöhnlich der Große genannt. Alte Urkunden erwähnen seiner bis zum Jahr 1308. Nach seiner eignen Angabe in drei Urkunden aus den Jahren 1279 und 1294 wohnte er gewöhnlich auf Windberg, der dritten Burg, nach Briesnitz zu. Eine Urkunde vom Jahr 1298 nennt die Ritter Heinrich von Lichtenhain und Dietrich von Liebgastiz als seine Burgvögte.

Völlig unbegründet scheint die Annahme, daß Kirchberg, Greiffenberg und Windberg zu den Schlössern gehört haben, die Kaiser Rudolph im Jahr 1290 zerstören ließ. Der Untergang jener drei Bergvesten fällt in das Jahr 1304. Burggraf Otto von Kirchberg, der die Söhne des Landgrafen Albrecht des Unartigen, Friedrich und Diezmann in der unseligen Fehde mit ihrem Vater unterstützt hatte, scheint auch auf irgend eine Weise sich den Haß der Erfurter zugezogen zu haben, die den 1. Mai 1304 über die Saale fuhren und die drei Burgen belagerten. Unter ihrem Banner befand sich des Landgrafen Albrecht Marschall in Thüringen, desgleichen die Grafen Hermann und Albrecht von Lobdaburg, Herren zu Leuchtenberg, und Hermann von Orlamünde. Auch die Mühlhäuser und Nordhäuser nahmen Theil an diesem Kampf, obgleich die letztern, zu schwach an Zahl, wenige Tage nachher wieder heimkehrten. Kirchberg ward zuerst eingenommen. Als Diezmann, des Landgrafen Albrecht zweiter Sohn dies hörte, kam er den Belagerten zu Hülfe, und ward mit Frohlocken auf Windberg empfangen. Er war indeß bald genö-

thigt, um freien Abzug zu bitten, als die Belagerer Windberg eingenommen, und nachdem sie die Wälle von Greiffenberg besetzt, wieder heimzogen. Nach einer von dem Landgrafen Albrecht den 31. Juni 1304 ausgestellten Urkunde dankte er den Erfurtern für den Beistand, den sie ihm geleistet, und versprach ihnen in ihren etwaigen Fehden seinen Schutz und Beistand.

Burggraf Otto von Kirchberg hatte sich nach Naumburg geflüchtet zu seinem Freunde dem Bischof Bruno. Er scheint 1308 gestorben zu sein. Unter seinen fünf Söhnen beschloß Otto V. bereits 1331 seine irdische Laufbahn. Seine Wittwe, Agnes von Schwarzburg, verkaufte Windberg, wozu Kirchberg gehörte, um 630 Schock Groschen an die Grafen von Schwarzburg. Otto des Vierten zweiter Sohn, Albrecht I., erhielt Greiffenberg, die vom äußersten Rande des Hausbergs nach Jena zu gelegene Burg, in deren Besitz er auch nach dem Verkauf der beiden andern Schlösser noch geblieben zu sein scheint. Erst im Jahr 1345 mußte er Greifenberg in dem bei Dornburg abgeschlossenen Frieden an den Markgrafen Friedrich abtreten, dem er, als Bundesgenosse der Grafen von Schwarzburg mit bedeutender Mannschaft entgegengerückt war. Otto's dritter Sohn, Hartmann, verkaufte die Herrschaft Capellendorf, die ihm zugefallen war, im Jahr 1348 an die Stadt Erfurt. Otto's vierter Sohn, Heinrich, ward Bischof von Wirich; der fünfte Sohn, Hermann, scheint jung gestorben zu sein. Der letzte Besitzer von Greiffenberg war Albrecht I. Sein Sohn Albrecht III. ein gewandter Staatsmann und Geheimerath der damaligen Landgrafen von Thüringen, hatte durch seine Gemahlin Margarethe von Kranichfeld und durch Erbrecht die Herrschaft Altenberga bei Kahla erhalten und mit derselben ein, einer Seitenlinie der Burggrafen von Kirchberg gehöriges Besitzthum. Sein zweiter Sohn Hartmann vermehrte das väterliche Erbtheil durch den Ankauf der Burg und des Dorfs Farnrode bei Eisenach im Jahr 1461. Die Nachkommen seines Sohnes Georg, der Amtmann auf Kreuzburg war, erhielten durch Heirath die Herrschaft Sayn-Hachenburg, und die Mutter des jetzigen Herzogs zu Nassau, Louise Isabelle, eine geborne Burggräfin von Kirchberg, erbte im Jahr 1799 Sayn-Hachenburg von ihrem Großoheim, einem Burggrafen von Kirchberg, und brachte es auf diese Weise an Nassau.

Die Grafen von Schwarzburg hatten im Jahr 1358 Windberg an den Markgrafen Friedrich den Strengen abgetreten, und ihren Ansprüchen auf Frankenhausen und halb Arnstadt entsagt. So fielen die drei Burgen abermals den Markgrafen von Meißen anheim. Als Pfandinhaber nennen alte Urkunden in dieser Zeit Friedrich von Schönburg (1348) Albrecht von Hackeborn (1381) und Heinrich von Vanre (1389). Unter den Herzogen von Sachsen ward Windberg durch Vögte verwaltet, zuerst durch Conrad Grepfer (1428) dann durch Hans von Leyen (1448).

Für die gewöhnliche Annahme, daß die drei Burgen Greiffenberg, Kirchberg und Windberg nach dem Bruderkriege (1451) zerstört worden, findet sich kein völlig verbürgtes Zeugniß. Noch im Jahr 1471 werden Capellen auf Windberg und Kirchberg urkundlich erwähnt.

Wahrscheinlicher ist es, daß jene Schlösser nach und nach verfallen, und daß man endlich ums Jahr 1480 die Steine zum Bau der Saalbrücke bei Camsdorf verwandt. Eine aus Urkunden geschöpfte Geschichte der Kirchbergischen Schlösser auf dem Hausberge lieferte Eduard Schmid. Neustadt a. d. O. 1830.

**Heinrich Doering.**

## Das Dorf Ringleben,

und der in seiner Feldflur vormals befindlich gewesene Königsstuhl.

---

**Ringleben**, das vormals Stadt- oder Marktrecht gehabt, wie solches ein gewölbtes Stadtthor mit einem Ueberbau oder Thurm noch jetzt zu erkennen giebt, ist das größte Dorf des Frankenhäuser Amtsbezirks. Es hat 214 Wohnhäuser, mehrere bedeutende Bauerhöfe, vier Rittergüter und eine fruchtbare sehr ausgebreitete Feldflur. In dieser war sonst der **Königsstuhl** gelegen, auf einem Rasenplatze. **Ringleben**, mit seinen fetten Fluren und Triften, war nicht weit entfernt von den königlichen Pfalzen oder Burgen zu **Tilleda**, **Wahlhausen** und **Allstedt**. Die alten deutschen Kaiser oder Könige führten eine Art Nomadenleben, waren nirgends heimisch und hielten sich abwechselnd auf diesen Burgen auf. Mehrere Donationen oder Schenkungen, die dort ausgingen, bestätigen dieses. Vorzüglich scheint **Otto II.** *) das kaiserliche Palatium zu Tilleda lieb gewonnen zu haben (Tilleda, am Fuße des Kyffhäusers, ist nur 1½ Stunde von Ringleben entfernt), denn er setzte diesen Ort seiner geliebten Braut zum Leibgedinge aus, und gab ihm dabei ein seltenes Lob. Das Document, welches diese Stiftung enthält, ist vom Jahr 972 und zu Rom ausgefertigt. Auch Kaiser **Friedrich I.**, der Rothbart, welcher in den Kyffhäuser verbannt ist,? war 1180 zu

---

*) Otto II., der Rothe, Sohn und Nachfolger Otto's des Großen, 955 geboren, folgte seinem Vater 973, höchstens 19 Jahre alt, war ein tüchtiger Fürst, der nur zu bald starb. Er war im Stolze und Purpur seines Vaters geboren, daher war ihm das Leben in Deutschland zu roh und gemein, und er hielt sich mehr in Italien auf; seine Mutter war eine Italienerin und seine Gattin eine gebildete Griechin. Unaufhörliche Kämpfe und Unruhen beschäftigten ihn und er konnte nicht zur Ruhe kommen; starb auch während der Zurüstungen zu einem Kriegszuge gegen die Griechen.

Tilleda gegenwärtig, wo er dem Kloster Pforta ein Stück Wald auf der Finne*) übergab. Der Graf Heinrich von Schwarzburg wird bei dieser Schenkung als Zeuge aufgeführt.

Warum sollten diese kaiserlichen Pfalzen, nicht zur Haltung eines öffentlichen oder kaiserlichen Gerichtes, in der Nähe eines bedeutenden Orts, die Veranlassung gewesen sein? — Es ist lange her, und doch hat sich der Name Königsstuhl in den Grund- und Lagerbüchern des Dorfes Ringleben erhalten. Da heißt es z. B.: Anna Elisabetha Schröterin 3 Ar. im Oberfelde, bei dem Königstuhl; 1 und 8tel Ar. Liebner beim Königstuhl rc. Vielleicht schlichtete man dort nur Feldstreitigkeiten — oder die in Feld und Flur vorgefallenen peinlichen Verbrechen; bestrafte sie auch wohl zugleich, unter Gottes freiem Himmel, durch die dazu verordneten Richter, Schöppen und Frohnboten.

Das sogenannte Westphälische Gericht zwischen Blankenburg, Schwarzburg und Saalfeld auf einer Wiese, unweit dem Dorfe Meura, so wie die Königsstühle, so man an verschiedenen Orten in Niedersachsen antrifft, haben vielleicht eine ähnliche Bestimmung gehabt; und wozu mag der bekannte Königsstuhl oder der erhabene Rasenplatz auf freiem Felde, dann aber insbesondre ein altes Gebäude bei Rense, unweit Koblenz, wo sich die Kurfürsten versammelten, wohl gedient haben? Es liegt zwar jetzt in Ruinen, indem es im Revolutionskriege zerstört wurde; aber es ist ein berühmtes Denkmal des hohen Alterthums. Zuerst wird es bei der Wahl Kaisers Heinrich des Siebenten im Jahr 1388 erwähnt, und aus der betreffenden Urkunde geht hervor, daß im vierzehnten Jahrhundert die Versammlung der Rhein-Wahlfürsten, auf dem Königsstuhl, um sich über wichtige Staatsangelegenheiten zu berathen, schon als ein alter Gebrauch betrachtet wird. Hier war daher, nicht sowohl über die Wahl, als auch über die Absetzung der deutschen Kaiser berathen. Das Gebäude hatte die Gestalt eines Achteckes, ruhte auf neun Pfeilern, wovon einer in der Mitte stand, die übrigen acht aber einen Kreis bildeten und sich in Bögen endigten. Es hatte nicht den geringsten architektonischen Schmuck — eine einfache Steintreppe führte auf den Söller, wo sieben steinerne Sitze für die sieben Wahlfürsten angebracht waren, deren Decke der freie Himmel war. Der Ort für diesen Königsstuhl war gut gewählt; er befand sich in geringer Entfernung von den Besitzungen der vier Churfürsten zu Cöln, Trier, Mainz und der Pfalz, die sich daher, bei jedem plötzlichen Staatsereigniß, ohne vielen Zeitverlust hier einfinden und berathen konnten.

Ob nun unser Ringleber Königsstuhl einen ähnlichen hohen Staatszweck gehabt hat, darüber schweigt die Geschichte; aber

---

*) Finne, heißt der fortgesetzte Gebirgszug der Hainleede, von Sachsenbur über Beichlingen und Wiehe, bis nach Eckartsberga.

dieselben Förmlichkeiten bei der Confirmation eines solchen Platzes, um Gericht zu halten, und Recht zu sprechen im Angesicht Gottes und vor den Augen des Volks, haben gewiß auch hier statt gefunden.

Just Georg Schottelius liefert uns eine Beschreibung von den in den ältesten Zeiten so berühmt gewesenen Corveyschen und Westphälischen freien Feldgerichten, woraus wir das Wesentlichste für unsere Abhandlung über den Königsstuhl in der Ringleber Flur, mit welchem jene Gerichte große Verwandtschaft und einerlei Ursprung haben, entlehnen und hier im Auszuge mittheilen wollen.

Wenn demnach ein solcher Königsstuhl errichtet werden sollte, und der Platz hierzu, welcher frei gelegen sein und sechszehn Schuh im Gevierte halten mußte, ausersehen und bestimmt war, so mußte der Frohnbote, in der Mitte desselben, ein Loch, einer Elle tief, machen, und jeder von den Freirichtern oder Schöppen, eine Kohle, eine Hand voll Asche und ein Stück von einem Ziegelsteine hineinwerfen. Die Grube oder das Loch wurde darauf wieder zugeworfen, und auf diese Stätte sodann, für den Grafen oder ältesten Richter, von dem Frohnboten jedesmal ein Stuhl gesetzt, so oft daselbst ein freies Feldgericht gehalten werden sollte. War man aber in der Folge der Zeit zweifelhaft, ob ein solcher Platz annoch ein rechter beständiger Königsstuhl sei, so mußten die Freirichter, im Beisein und Gegenwart der Freien dasigen Orts, die angeführten Urkunden und Wahrzeichen aufsuchen, und war man darinnen so scharf, eigensinnig und vorsichtig, daß, wenn sich diese Merkmale der vormals geschehenen Bestätigung nicht mehr fanden, alle daselbst vorhin ausgesprochenen Urthel für nichtig und ungültig erklärt wurden. Man kann sich daher leicht die Vorstellung machen, wie sorgsam ein solcher Gerichtsplatz bewahret, und wie höchst strafbar es gewesen sein müsse, denselben auf diese oder jene Weise zweifelhaft zu machen. Die Richter oder Schöppen wurden aus den Freien des Orts und mit vieler Feierlichkeit erwählt. Das Gericht selbst aber mußte, bei noch scheinender Sonne, unter freiem Himmel in und bei dem Königsstuhl gehalten werden; die Richter mußten auch dabei nüchtern erscheinen, damit dem Kläger sowohl als dem Beklagten, bei guter Ueberlegung, unpartheiische Gerechtigkeit widerfahren möchte. War nun jemand an seinem eignen freien Gute, Feld, Wiesen, Garten oder Weide durch einen andern verkürzt worden, so war er, auf den Fall, daß er sich dabei nicht beruhigen wollte, schuldig und gehalten, seine diesfallsigen Beschwerden, in Gegenwart zweier Schöppen, dem Grafen oder ältesten Richter vorzutragen. Dieser ließ sodann allen Richtern und Freien *) des Orts die Haltung eines Feldgerichts, auf

---

*) Diese Freien werden noch bis auf den heutigen Tag durch die Besitzer der vier Ritter- oder Freigüter in Ringleben repräsentirt. Sie genießen manche Vortheile gegen die übrigen Grundbesitzer im Dorfe, entrichten nur 150 Thaler Löhnung in die Communalkasse, sind aber dagegen von andern Grundabgaben befreiet. An den Communal-Revenuen haben sie keinen Theil, dagegen aber die Benutzung der gemeinschaftlichen Huthweide.

nächstkommenden Sonnabend, durch den Frohnboten, verkündigen, und sie insgesammt bei der sonst verordneten Pön, hierzu gebührend vorladen. Am Tage des Gerichts versammelten sie sich bei dem Hause des obersten Richters. Dieser ging sodann heraus auf das Feld, nach dem daselbst befindlichen und gebräuchlichen Königsstuhl, in Begleitung sämmtlicher dazu gehöriger Schöppen. Von den beiden jüngsten dieser Schöppen trug einer den Stuhl und der andere die Stange. Niemand aber durfte sich unterstehen, in den Königsstuhl hereinzutreten, wenn er nicht straffällig geachtet sein wollte. Selbst der Graf stand anfangs mit seinen Freirichtern nur von außen um den Königsstuhl. Der Frohn gebot ein Stillschweigen, und fragte den obersten Richter, in altdeutschen Knittelversen: ob es ihm wohl erlaubt sei, diesen Stuhl, den er mit herausgetragen, auf den Königsstuhl zu setzen? Und wenn der Graf hierzu die Erlaubniß ertheilte, so setzte der Frohn den Stuhl sofort mitten in den Platz des Königsstuhls, vermahnte den Grafen zu einer gleich durchgehenden Gerechtigkeitspflege, und legte die Stange vor dem Platze des Königsstuhls nieder, auf welche der Graf mit sämmtlichen Richtern, jeder mit einem Fuße trat. Nachdem dieses geschehen, fragt der Frohn den Richter fernerweit: ob er die Freiheit habe, diesen Königsstuhl auszumessen? und auf erfolgte Genehmigung wird der Platz nach der Länge und nach der Breite ausgemessen, so daß er durchgehends sechszehn Schuhe lang und auch eben so breit sein muß.*) Ist nun die Größe des Platzes durch die Ausmessung erprobt und richtig befunden, so begibt sich der oberste Richter in den Raum des Königsstuhls hinein, und es beginnt das Gericht. Der Graf, auf dem Stuhle sitzend, vernimmt von den beiden jüngsten Schöppen**) Klage und Antwort, worauf er die sämmtlichen Freirichter zur Sprechung eines Urthels, sonder Ansehn der Person und anderer Nebenabsichten, weil die Sonne noch am Himmel stehe, ermahnet.***)

---

*) Also eine landübliche Quadratruthe. Sollte diese Förmlichkeit nicht die Größe des in den hiesigen Fluren festgesetzten Feldmaßes bestimmt haben; oder von ihm abgeleitet worden sein?

**) Bei dem so berühmten Schwarzburgschen Landgericht zu Winkeln, mußte gleichergestalt ein Schöppe des Gerichts die Advocatur, bei der angesetzten Tagefahrt, übernehmen, wofür er aber nicht mehr als einen Groschen nehmen durfte; wenn er es nicht um Gotteswillen thun wollte.

***) Diese Admonition oder Vermahnung lautete, in der Sprache und Poesie des damaligen Zeitalters, folgendermaßen:

All dewile an düssen Tage,
Met nuwer allem behage
Under dem hellen Himmel klar,
Ein fry Feld-Gericht openbar,
Geheget bym lechten Sonnenschin,
Met nochtern Mund kommen herin,
De Stoel ock is gesettet recht,
Dat Maht befunden ungerecht,
So sprecket Recht ane With und Wonne,
Up Klage unde Antwort, wiel schient die Sunne.

Die Mehrzahl der Stimmen entschied und bestimmte das Urtheil; und dieses wurde sodann ohne Widerrede und ohne lange Nachsicht vollstreckt. Es half kein Appelliren. —

Diese Gerichte sollten die damals ganz gesunkene Rechtspflege in Deutschland ersetzen. Sie arteten jedoch aus, und die Sitzungen waren auch heimliche, für gröbere Verbrechen. Der Schuldige ward nämlich durch einen Freischöppen angeklagt, dessen eidliche Aussage hinreichte, um eine Vorladung zu bewirken. Wenn der Angeklagte auf eine viermalige Ladung nicht erschien, so ward er verfehmt, d. h. den Freischöppen preis gegeben. Diese hatten das Recht, ihn an einem Baume aufzuknüpfen, oder falls er sich wehrte, nieder zu stoßen. — Man kann leicht denken, daß eine so furchtbare Gewalt, in der Hand Einzelner, und unter dem Deckmantel des Geheimnisses, sich bald zu den schrecklichsten Mißbräuchen verleiten ließ. Die schrecklichste Periode war im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, wo aber unser Ringleber Königsstuhl nicht mehr bestand, und nur noch in Westphalen diese heimlichen oder Fehmgerichte ihr Wesen trieben. Die letzte Spur verschwand mit der Einführung des allgemeinen Landfriedens, einer verbesserten Gerichtsbarkeit und der peinlichen Halsgerichtsordnung.

In Ringleben blieb aber doch ein Rest dieser freien Gerichte, obschon in modificirter Form, zurück. Die Dorf-Einigung von 1558 gedenkt wenigstens der dasigen alten quartalischen Gerichte, wohin auch die Dörfer Udersleben, Esperstedt und Seehausen gehörten. Hier wurden, in Gegenwart des Schössers oder Amtsschreibers zu Frankenhausen, durch die Schultheißen der gedachten vier Dörfer, alle im verwichenen Quartal vorgefallenen Händel nach Maßgabe des Frankenhäuser Stadtrechts geschlichtet. Die Versammlung dieses Gerichts war am Mittwoch jedes Quartals, und es hieß, da werde Weyhfasten gehalten. Auch das peinliche Halsgericht wurde executirt. So erzählt uns Pastor Schiek in seiner Ringleber Chronik, daß am Feste Himmelfahrt Christi 1563 Hans Günstedt aus Ichstedt, auf dem Wege von Ringleben nach diesem Dorfe, von Valten Hocheln, mit einer Büchse dergestalt geschossen worden, daß er Dienstag darauf verstorben sei. Der Thäter sei entlaufen, den Entleibten aber habe man in ein Faß gespundet, Halsgericht gehalten, und denselben hernach mit dem Faß auf dem vordern Kirchhof begraben.

Dergleichen Fälle machten wahrscheinlich eine außerordentliche Gerichtssitzung nothwendig.

Die erwähnte Chronik des Pastors Schiek enthält übrigens manche interessante Notizen über Ringleben. Christoph Schiek war von 1560 bis 1579 Pastor daselbst. Er wurde aus Oldisleben vertrieben und kam als Exulant nach Ringleben. Dieser Ort soll schon damals 130 Wohnhäuser gehabt haben und in vier Viertel eingetheilt gewesen sein. Er hat aber auch durch Brand und andere

Drangsale viel gelitten. Der Pleban *) Nicolaus Lower, welcher im vierzehnten Jahrhundert zu Ringleben lebte, hat in ein altes Meßbuch, welches noch zu Pastor Schieks Zeiten, in dasiger Kirche vorhanden gewesen, aufgezeichnet: daß die von Erfurt das Dorf Ringleben im Jahr 1313 am Montage vor Simon Judá, weggebrannt hätten, wodurch er, der Pleban, sein Haus und Hof sammt allen Registern mit verloren habe. Man sagt, daß es um deswillen geschehen sei, weil sich einige Feinde der Stadt Erfurt daselbst aufgehalten und hier Schutz gefunden hätten. —

Im dreizehnten Jahrhundert lebte daselbst ein adeliges Geschlecht, welches seinen Namen von diesem Dorfe führte, doch aber auch im vierzehnten Jahrhundert schon wieder erlosch. Heinrich von Ringleben, Ritter, kommt in Urkunden aus den Jahren 1268, 1273, 1278, 1248 ꝛc. öfters vor. Dem Kloster Capelle bei Günserode an der Wipper, schien dieser Heinrich von Ringleben besonders gewogen zu sein. Er schenkte demselben verschiedene Ländereien, auch mußte seine Tochter Johanna in diesem Kloster den Schleier nehmen. Er besaß einen freien Hof zu Frankenhausen, welchen aber Graf Friedrich von Beichlingen, nach des Ritters Ableben, im Jahr 1304 dem dasigen Nonnenkloster schenkte.

Im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts hatten die Grafen von Hohnstein das Dorf Ringleben als ein Allodium und als ein freies, eigenes, und daher mit keinem Lehns-nexu beschwertes Gut im Besitz. Graf Heinrich von Hohnstein und Graf Ulrich, sein Sohn, verkauften dasselbe aber für 500 löthige Mark Silber **) an Graf Heinrich von Schwarzburg, Herrn zu Arnstadt und Sondershausen, im Jahr 1428 am Sonntage Cantate. Aus dem betreffenden Kaufbriefe wird hier ein Auszug gegeben, der hoffentlich nicht uninteressant sein möchte, da er wenig bekannt ist.

Wir Heinrich Grave von Hoinstein, Herr zu Heldrungen vnde Graff Vlrich, vnser Son, bkennen vnd thun kund semptlich mit dessen Brive, vor vns vnd alle vnsir Erben, allen den, dy yn sehen ader hören lesen, das wir mit wohl bedachten Muthe, guten Rathe vnser lieben getruwen Manne vnd Heymlichin, recht vnd redlichen erbiglichin vnd ewiglichin verkoifft haben vnser Dorff Rinckleben, das vnser Freye eigen gewest ist, mit allen eren, werden, Freyheiten, Herlichkeiten, Gerichten und Rechten, Obersten vnd Nedersten, mit allen gevellen, dinsten, nutzen, renten, Zinsen, Maneschefften vnd Lehnschefften, geistlich vnd weltlich, vnd allen vnd iglichen sinen Zubehörungen, gesucht vnd vngesucht, nichts vsgenommen, als wir das selber ynne gehabt vnd bisher besessen vnd genossen haben, ane gewerde, — — — — — — — — — — — —

*) Pleban, ein Mann, der von seinen Renten lebt; auf dem Lande, ein angesehener ackerbautreibender Bürger oder Einwohner.

**) Mark, war die älteste deutsche Reichsmünze. In frühern Zeiten machte eine Mark Silber 8 Unzen, und eine Unze 1 Thaler. Im vierzehnten Jahrhundert aber änderte sich die Rechnung, und eine Mark löthiges Silber betrug nur 3 Gulden.

dem Edeln Grafen Heinrichen von Swartzpurg, Herrn zu Arnsted vnd Sundershusen, vnsir lieben Ohmen vnd synen Erben, vnd haben ym das gegeben vor funf hundert lötige Margk silbers, dy her vns gereite nützlichen vnd wol bezahlet hat — — vnd reden vnd geloben vor vns vnde alle vnser Erben, ym und synen Erben des genannten Dorfs vnd alle siner Zugehörunge vnd Koiffs, als obgerürt ist, eyn rechte Were zu syen — — vnd haben ym vnd sinen Erben das genannte Dorff mit siner Zugehörunge, vor Gericht vnd gehegeter Banck, geeygnet vnd gefryget in aller masse, als man frye eigen pfliet zu vorlassen — vnd antworten das dem obgenannten vnsin Ohmen vnd sinen Erben Lediglichen, frye vnd eigen allerdinges vnbeschweret mit satzungen, Huldungen, oder ander Beschwerungen, wy dy gesyen mächte, in sine vnd siner Erben rechte Were, mit crafft disses Brives, ane argelist vnd gewerde, vnd geben des zcu Orkunde — — dissen vnsern uffen Brieff. — — Nach Christi Gebort vierczenhundert Jahr, darnach in dem Achte vnd zwanczigesten Jare, am Suntage Cantate.

Ringleben war demnach ursprünglich ein Allod,*) und freies eigenes Gut seiner Besitzer; und ohne Zweifel ist es durch die Liberalität der Ottone hierzu gelangt — oder durch die Gewohnheit Otto's des Großen, der im Lande herumzog, um Gericht zu halten und Recht zu sprechen, sich von dem Orte wo er sich befand füttern ließ, dagegen demselben aber auch manche Privilegien verlieh. — Sollte nicht der Königsstuhl in der Ringleber Feldmark vom Kaiser Otto (regierte von 936 bis 973) herrühren, und das Dorf Ringleben dieser kaiserlichen Gewohnheit, selbst Recht zu sprechen in Feld und Flur, seine Freiheiten, welche die vier Freigüter daselbst noch bis diese Stunde genießen, zu verdanken haben? —

*) Allod, Allodium, von All und Od, der Besitz. Allodialgut bedeutet eine Sache, die erb- und eigenthümlich und nicht durch den Erwerb besessen wird.

**W. G. Bleichrodt.**

# Dürrenberg — Saline.

Auf dem Grund und Boden des frühern Ritterguts Dürrenberg und mehrer dazu gekauften steuerbaren Grundstücke, zwischen Merseburg und Weißenfels, am rechten Ufer der Saale, steht das ehemals Königl. Sächsische, seit dem 5. Juni 1815 Königl. Preußische, zum Ressort des Königl. Niedersächsisch-Thüringischen Oberbergamt zu Halle gehörende Salzwerk zu Dürrenberg. Die Soolquelle der dasigen Saline wurde durch den berühmten kurfürstlich sächsischen Bergrath Borlach, welcher den 4. Juli 1768 zu Kösen starb, in einem am 3. Mai 1744 angefangenen und durch das jüngere Sandsteingebirge 712,$_8$ Fuß tief abgesunkenen Soolschachte am 15. Sept. 1763 unter einer 118 Fuß mächtigen Gypslagerung erschroten. Die Explosion, welche der Durchbruch bewirkte, hatte zur Folge, daß alle Grubenlichter, mit welchen der Schacht vollständig erleuchtet worden war, verlöschten. Einer von den vier vor Ort arbeitenden und durch Schreck betäubten Bergleute verfehlte die ihn rettende Fahrt und wurde besinnungslos, doch ohne andere Beschädigung, von der emporsprudelnden Quelle über 266 Fuß hoch mit emporgehoben, von dem Steiger aufgefunden und herausgezogen. Die Quelle selbst stieg mit einer solchen Mächtigkeit herauf, daß sie in 2½ Stunde den ganzen, 54,$_{200}$ Fuß umfassenden Schacht erfüllt hatte und dann, wie noch jetzt, ausfloß. Aus diesem Schachte können, nach Maßgabe der Wältigungen, von der Tagerösschensoole bis gegen 50 Fuß Tiefe in jeder Minute 30 bis 80 Cubikfuß einer 7 bis 9procentigen Soole oder jährlich ¾ bis 2 Millionen Centner Salz bezogen werden; zum Betriebe der Saline reichen jedoch 330,000 Centner hin.

Neben diesem Schachte wurde von 1805 bis 1817 nebst einer erweiterten neuen Maschinenanlage mit zwei Kunsträdern noch eine Beischacht 53 Fuß tief abgesunken, unten durch eine Strecke mit dem Hauptschachte verbunden und darüber ein Pumpenhaus gebaut. Durch beide eben genannten Wasser-Maschinen, von welchen das

unterschächtige Kunstrad der einen 39, das der andern 38 Fuß im Durchmesser hält, wird die zur Gradirung erforderliche Brunnensoole mittelst 18 in 3 Sätzen über einander stehenden 14½ Zoll weiten Pumpen gewöhnlich 26 bis 40 Fuß hoch aus dem Beischachte, dann noch 13½ Fuß bis über dessen Hängebank und darauf durch das 39 Fuß hohe Rad allein mit 18 dergleichen, ebenfalls in 3 Sätzen vertheilten Pumpen noch 81 Fuß im Pumpenhause, also überhaupt 120½ bis 134½ Fuß hoch hinaufgehoben und von da ab in Röhren auf die Gradirhäuser zum ersten Soolfalle gebracht. Die hier gradirte Soole kommt in Röhren wieder zurück ins Pumpemhaus und wird daselbst durch das 38 Fuß hohe Kunstrad mit 10 Stück in zwei Sätzen über einander stehenden 14½zölligen Pumpen 54 Fuß hoch für den zweiten Fall, endlich die zum zweitenmal gradirte Soole durch Röhren in den von Borlach über dem Hauptsoolschachte erbaueten Kunstthurm geführt und daselbst mittelst des hierzu gehörigen 25 Fuß hohen Borlachschen Kunstrades und 9 Stück 12⅝zölliger Pumpen 66 Fuß hoch für den dritten Soolfall aufgehoben. Bei gewöhnlich guter Sommerwitterung werden in jeder Minute durchschnittlich für den ersten Soolfall $57,_{0}$ Cubikfuß 8procentige Soole, für den zweiten $37,_{88}$ Cubikfuß $11,_{5}$procentige und für den dritten Soolfall $24,_{71}$ Cubikfuß $16,_{1}$procentige Soole gefördert, wobei mit jedem Umgange das 39 Fuß hohe Rad 346, das 38 fuß hohe Rad $117,_{4}$ und das 25 Fuß hohe Rad $77,_{1}$ Centner Last in der zu hebenden Soole zu überwältigen hat. Die ab- und zuführenden Soolleitungen bestehen mit Einschluß derer, welche die gradirte Soole zum Versieden in die Kothe bringen, überhaupt in 960 Fuß resp. 7½ bis 10 Zoll weiten eisernen Röhren, 49,109 Fuß 4¼ Zoll weit gebohrten hölzernen Röhren und in 5460 Fuß offenen, 12 Zoll weiten und tiefen Bohlengerinne. Werden die Maschinen bei hohen Salzwasserständen am Betriebe gehindert, so fördern zwei Dampfmaschinen, die eine mit einem 40 und die andere mit einem $14,_{4}$zölligen Cylinder, und eine kleine Windkunst die Soole zur Gradirung. — Zur Veredelung der Brunnensoole werden 5 in zwei Linien an einander gestellte Gradirhäuser benutzt, welche überhaupt 5832 Fuß lang sind und durchschnittlich 29 Fuß hohe und 12⅝ breite Dornenwände haben. Hier werden in den drei Soolfällen, resp. von 2579, 1876 und 1377 Fuß Länge, jährlich über 4 Millionen Cubikfuß oder 2,400,000 Centner Wasser verdünstet und in 22procentiger Siedesoole 6000 Lasten oder 218,218 Centner weißes Küchensalz gewonnen. — Die gradirte Siedesoole wird zunächst in einem Vorrathskasten, der 319,000 Cubikfuß fassen kann, aufbewahrt und aus diesem sodann durch Röhren in die Siedehäuser oder Kothe geleitet, wo sie theils in 9 Kothen bei Braunkohlenfeuerung, theils in drei andern seit 1808 eingeführten Kothen bei glühender Braunkohlenasche versotten wird. In erstern sind außer 8 kleinern Pfannen von 100 □Fuß Bodenfläche zur Fabrikation des gelben Salzes, 13 Siedepfannen für weißes Salz, und zwar 6 Stück zu 311, 2 Stück zu 545,

2 Stück zu 818 und 3 Stück zu 1084 — überhaupt 13 Pfannen mit 7834 □Fuß Bodenfläche. Die Aschenkothe haben zusammen 3 Pfannen von resp. 318,524 und 1276 □Fuß Bodenfläche für weißes Salz und eine kleine Pfanne von 138 □Fuß Fläche für gelbes Salz. In den Feuerkothen werden jährlich 5513 Lasten weißes Salz durch 100 Klaftern Fichten-Saalfloßholz — jede 92,₃₆₇ Cubikfuß groß und 18 Centner schwer — und 6,750,000 Stück Formkohlen gesotten. Tausend Stück der Letztern sind 65 Centner schwer und aus 24 Tonnen klaren Braunkohlen gestrichen und 621 Stück werden in der Wirkung für eine Klafter Holz gerechnet. Die Aschenkothe erfordern zu 487 Lasten Salz 112,350 Cubikfuß oder 36,404 Centner Asche und in sämmtlichen Kothen werden dabei 1,518,843 Cubikfuß oder 911,306 Centner Wasser verdampft, so daß mit Einschluß der Wasserverdunstung bei der Gradirung im Durchschnitt an einem Betriebstage gegen 18,000 Centner und an jedem gewöhnlich guten Sommertage über 34,000 Centner zersetztes Wasser zur Atmosphäre übergehen. Das gesottene Salz wird in den, in den Kothen befindlichen Trockenkammern — den sogenannten Petschen — die ihre bis 50° R. steigende Wärme durch eiserne Röhrenleitungen von dem Pfannenfeuer erhalten, auf Horden getrocknet und darauf zum Verkauf in die über den Petschen befindlichen Salzmagazine gebracht. — Außer dem weißen Salze werden jährlich etwa noch 100 Lasten gelbes, 23 Lasten schwarzes und 14,000 Berliner Scheffel Düngesalz, außerdem über 200 Centner salzsaures Kali fabricirt. — Außer mehreren, bei Dürrenberg gelegenen Braunkohlenwerken, besitzt die Saline noch ein kleines Allodial-Erbzinsgut, der Sattelhof genannt.

Das Personal der Saline besteht aus 15 Beamten — unter denen sich vier Mitglieder des Salzamts, ein Salinenarzt und ein Schullehrer befinden — und 221 Unterofficianten, Kunstwärtern, Gradirern, Salzsiedern, Bergleuten ꝛc., wozu noch 251 unverpflichtete Arbeiter kommen. Dazu gehören außerdem 249 Eheweiber, 599 Kinder und 45 alte nahe Anverwandte am Brode nebst 57 Wittwen und 28 Waisen, welche Letzteren aus besondern Fonds erhalten werden — Summa Summarum 1474, welche jährlich den 15. September festlich begehen. —

## Geschichtliche Bemerkungen.

Das Salzwerk zu Dürrenberg war früher ein Rittergut, welches aus dem Wohn- und Wirthschaftsgebäude, dem Gasthof, einem Brauhause und drei Frohnhäusern, nebst 1½ Hufe Ackerland, Garten- und Wiesennutzung bestand. Lange Zeit — bereits 1488 — besaßen dasselbe die Herren von Wolffersdorf. Von diesen kam es 1671 an die herzogliche Kammer zu Merseburg und, nachdem

es seine Besitzer noch einige Male gewechselt hatte, wurde es in den Jahren 1753 und 1756 zur Anlage der Saline erkauft. Eine weit ausgedehnte Ebene umgibt dieselbe — man erblickt 8 Städte und mehr als hundert Ortschaften von Dürrenberg aus, in dessen Nähe das Dorf Keuschberg liegt, wo Heinrich der Finkler 933 die Ungarn schlug. Für den Alterthumsforscher hat Dürrenberg dadurch ein besonderes Interesse, daß um dasselbe heidnische Gräber, Urnen und Ueberreste von alten Geräthschaften aufgefunden — so wie eine halbe Meile südlich ein heidnischer Opferaltar entdeckt worden ist. — Vergl. Keuschberg.

Thg.

---

Beschreibung und Geschichte

des

# ehemaligen Bergschlosses Kiffhausen

in

der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

---

Der Kiffhäuser Berg mißt nach Rosenthal 1350 Fuß, nach Charpentier 1307 (über Wittenberg) nach Leonhardi 1374, nach Andern 1458,*) und gehört also zu den höchsten Bergen Thüringens. Ein tiefes Thal, die Wollweda, trennt ihn auf der südlichen Seite von dem Brandberge und dem Jüdenkopfe. Man kann den Kiffhäuser von Tilleda aus besteigen, doch führt auch eine andere gebahnte Fahrstraße, der Rennweg, von der Rothenburg auf dem hohen Bergrücken zu demselben. Sie leitet durch das sogenannte Erfurter Thor, von dem man bei hellem Wetter die Thürme des Doms dieser Hauptstadt Thüringens erblickt, in das Innere der weitläuftigen, mit Gebüsch durchwachsenen Ruine der Veste Kiffhausen. Dem Thore gegenüber befand sich ein Brunnen, jetzt nur von unbeträchtlicher Tiefe. Gewaltige Werke, besonders ein

---

*) In den Höhen-Messungen in und um Thüringen. Gesammelt, verglichen und mit einigen Bemerkungen begleitet von K. E. A. von Hoff. Gotha 1833. 4. S. 47 finden sich folgende Angaben: der Kiffhäuser Berg: a) höher als Wittenberg = 1307 + 245 über der Mfl. . . .; 1458. (Charpentier). b) höher als Wittenberg daher über der Mfl. 1350 (Villefosse). c) angeblich nach Rosenthal 1458. d) die südlichste Höhe über der Rothenburg, höchster Punkt des Kiffhäusergebirgs über Halle 1158,5 = . . 1461. e) die östliche Seite des alten Thurmes, desgl. 1124,3 = 1427.

Mittel . . . 1450.

Thurm auf dem höchsten Punkte des Bergs, welcher ohngeachtet seiner Risse und der Trennung der vier Seitenwände noch immer der Witterung trotzt, schützten die Burg vor feindlichen Anfällen. Dieser Thurm ist gegen 80 Fuß hoch und unten, wo Schatzgräber, die sich sonst jährlich in großer Anzahl hier einfanden, eine Oeffnung in denselben gebrochen haben, 13 Fuß dick. Er lag innerhalb der Ringmauern, und war überdies mit einem zum Theil in den Felsen gehauenen Graben und einer starken Mauer umschlossen, wovon man noch Ueberreste wahrnimmt. Er machte mit seinen Umgebungen die Oberburg aus, und schirmte nicht nur die Abendseite, welche eines solchen Schutzes am meisten bedurfte, sondern bestrich auch alle übrigen Gebäude und auf seiner Höhe beherrschte man die ganze Gegend mit einem Blicke. Sonst ein Zeichen der Freiheit, oft auch der Unterdrückung, dient er jetzt den Thalbewohnern zum Wetterpropheten. In der Nähe desselben genießt man die bezauberndste Aussicht. Bald weilt das Auge auf fruchtbaren Feldern, die in bunten Streifen um friedliche Dörfer sich winden, bald in dem tiefen, mit dichten Holzungen bedeckten Thale am Fuße des Berges, bald auf den Höhen des Harzgebirges, welche der Gipfel des Brocken stolz überragt. In Osten liegt Sangerhausen und Artern und die goldene Aue breitet sich hier und nach Süden, wo der hohe Thurm der Sachsenburg herüberblickt und hinter ihm in duftiger Ferne der Ettersberg dämmert, am weitesten aus. Bei völlig wolkenlosem Himmel erscheint, wie ein Nebelflor, ein Theil des Thüringer Waldgebirgs, weiter aufwärts, schon in kräftigerer Gestaltung, der Inselsberg. In Westen dunkelt die Hainleite, aus der sich der Possenthurm bei Sondershausen majestätisch erhebt; ganz deutlich stellt sich der Ohm auf dem Eichsfelde dem spähenden Auge dar, etwas näher die Stadt Nordhausen und in noch kleinerer Entfernung die Rothenburg. Im Norden hemmt der Harz den Gesichtskreis, der Brocken, der wegen seiner falschen Diamanten berühmte Auersberg im Stolbergischen und der Ramberg im Bernburgischen schimmern in der langen Kette dieses Gebirgs hervor.

Wenn von der Rothenburg aus die Landschaft in einer lebhafteren und heiterern Färbung erscheint, so bringt der Kiffhäuser ein Gemälde in großem Stile zur Anschauung, welches die Natur in ruhiger Größe und stiller Erhabenheit zeigt. Wer sich mit riesenhaften Natur- und Kunstgebilden befreunden kann, dem wird das tiefe, von steilen Bergen eingeengte Kiffhäuser Thal hohen Genuß gewähren. Ungeheuere Weitungen verschiedener Steinbrüche entblößen die mittägige Wand des Berges. Der Anblick der bald schroffen, bald überhangenden Felsenmassen erfüllt das Herz mit Bangigkeit. Abgerollte Trümmer liegen verstreut in wilder Unordnung umher. Zwischen durch drängt sich hin und wieder das anmuthige Grün der Büsche. Am Fuße des kleinen Kauzberges rieselt der kühle, silberhelle Taterborn. — Alles dieses leiht dem Thale einen eigenen wildromantischen Ton.

Von einem zweiten Thurme sind nur noch wenige Spuren

übrig. Hier befand sich die Unterburg. Weiter hinab, auf der östlichen Spitze des Bergs, über Tilleda, stehen die ziemlich gut erhaltenen Mauern der Kapelle zum heiligen Kreuz, zu welcher im funfzehnten Jahrhunderte Tausende wallfahrteten, um Ablaß und Ruhe für ihre Seelen oder eine Grabstätte in geweiheter Erde zu finden. Die Kapelle sammt dem Kirchhofe umgab eine sehr starke Mauer und den Eingang zu derselben deckte ein fester, runder Thurm. —

Die Zeit der Erbauung Kiffhausens läßt sich eben so wenig, wie die der meisten übrigen Burgen Deutschlands mit Sicherheit bestimmen. Wir würden die in mehreren Chroniken vorkommende und auf mancherlei Weise ausgeschmückte Sage von dem römischen Ursprunge desselben ganz mit Stillschweigen übergehen, da ihre Unhaltbarkeit schon zum Theil von Müldener gezeigt worden ist, wenn sie nicht vor kurzem, wenigstens insofern wieder einen Schein von Glaubwürdigkeit gewonnen hätte, daß ein um die Aufklärung des ältesten Zustandes Germaniens sehr verdienter Gelehrter (der nun verewigte Dr. A. B. Wilhelm) sie der Beachtung nicht ganz unwerth gehalten hat. Die Verfasser Thüringischer und anderer Zeitbücher schreiben Kiffhausens Gründung dem Julius Cäsar zu — eine Behauptung, welche die größte Unwissenheit in der Geschichte dieses berühmten Heerführers verräth, und die sich vielleicht aus der unter jener Gattung von Schriftstellern herrschenden Sucht erklären läßt, die Abstammung edeler Geschlechter und den Ursprung ihrer Wohnsitze bis zu dem entfernten römischen Alterthume zurückzuführen. Hatte man einmal eine so kühne Aeußerung gewagt, so war nunmehr auch noch abgeschmackteren Erdichtungen leicht die Bahn geöffnet. Man fügte nämlich sogar hinzu, daß Julius Cäsar die Grafen von Beichlingen, welche in ächten Urkunden erst seit dem eilften Jahrhundert erscheinen, zu Burgvoigten von Kiffhausen ernannt habe. Natürlich mußte nun auch das nahe liegende Beichlingen von jenem Imperator gegründet sein. Diejenigen, welche sich von einem solchen, allgemein verbreiteten Vorurtheile nicht ganz losreißen konnten, setzten, sich gleichfalls auf leere Vermuthungen stützend, an Cäsars Stelle entweder den Germanicus oder den Drusus. Mit größerer Sachkenntniß ist der bereits erwähnte Dr. Wilhelm in seiner Schrift: die Feldzüge des Nero Claudius Drusus in dem nördlichen Deutschland. (Halle 1826. 8.) dabei zu Werke gegangen, worin er den vom Drusus im neunten Jahre vor Christi Geburt in das Innere Deutschlands unternommenen Kriegszug bis in diese Gegenden mit scharfspähendem Blicke verfolgt und aus mehreren, angeblich noch von der Gegenwart eines römischen Heeres in denselben vorhandenen Spuren, den Schluß zieht, daß dasjenige, welches Drusus befehligte, bis hieher vorgedrungen sei. Daher kommen ihm auch die Sagen von Erbauung Kiffhausens, Beichlingens und Nordhausens durch jenes Volk weniger auffallend vor und er nimmt zu Bestätigung seiner Angabe den Umstand zu Hülfe, daß in der Nähe des Kiffhäusers bei Tilleda rc. häufig römische Münzen, sogar gol-

dene, gefunden werden. Doch läßt sich mit Recht einwenden, daß die Deutschen dieselben eben so gut als Beute dahin gebracht haben können.

Hegte man einmal den Glauben, daß unser Schloß seine Entstehung den Römern verdanke, so müßte auch der Name desselben nothwendig aus der lateinischen Sprache abgeleitet werden. Es herrschte nun unter Gelehrten und Ungelehrten nur Eine Stimme, daß Kiffhausen aus dem Worte: Confusio entstanden sei; und zu Bestätigung dieser Behauptung wurde ein höchst lächerlicher Grund angeführt. Doch erhellt augenscheinlich, daß das Wort ächt deutscher Herkunft und aus Kiff oder Kipp und Haus gebildet sei. Ueber den Sinn des ersten hat man sich noch nicht verständigt. Müldener, der die Erklärung durch ein Haus auf der Kippe oder Spitze eines Berges mißbilligt, bringt eine andere in Vorschlag, nach welcher es so viel sein soll, als ein zum Streiten oder Kriege aufgeführtes Haus, eine Burg oder Veste, aus der man Krieg führen oder streiten könne, oder die zum Kriege, zum Zank und Streite viele Gelegenheit gegeben habe; welches letzte durch die Schicksale des Schlosses bestätigt werde. Ohngeachtet des großen Aufwandes von Sprachgelehrsamkeit, womit dieser Geschichtschreiber seine auch von Gottschalk angenommene Erklärung zu unterstützen sucht, möchte doch jene ältere sich gleichsam von selbst darbietende, nach welcher Kiffhausen (das man in Urkunden auch Ghöffhausen, Ghoffhausen, Ghuffhausen geschrieben findet) aus Koppe (Kopf) und Haus zusammengesetzt ist und eine Burg auf dem Koppen= oder kopfähnlichen Gipfel eines Berges bedeutet, die empfehlenswertheste sein.

Daß die Gegend, worin Kiffhausen liegt, in dem zehnten Jahrhunderte den sächsischen Kaisern gehörte, wird auch dadurch wahrscheinlich, daß diese sich häufig in ihren Pfalzen zu Wallhausen, Allstedt und Tilleda aufhielten, wovon eine große Zahl daselbst ausgestellter Urkunden ein unverwerfliches Zeugniß gibt. Der letzte Königshof muß wegen seiner geringen Entfernung von dem Kiffhäuser vorzüglich unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Altgermanische Begräbnißplätze sprechen für das hohe Alterthum der drei erwähnten Orte. — Nach dem bekannten Breviarium des Lullus, des Schülers und Nachfolgers des Bonifacius auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz (im Jahr 753 — 786) besaß die von ihm gestiftete Abtei Hersfeld in Dullide, Burgslebo (Burgsleben, Borrleben?) Erizzebruccum (Ehrich und Brücken?) sieben Höfe nebst den dazu gehörigen Feldern, die fünf Mark entrichteten. Tilleda diente ferner im Jahr 974 dem Kaiser Otto II., der dasselbe nebst vielen Gütern und Königshöfen zwei Jahre früher seiner Gemahlin Theophania als Leibgedinge verschrieben hatte, Otto III. 993, Konrad II. 1035 und 1036, Heinrich III. 1041 und 1043 und Friedrich I. 1174 zum Aufenthalte. Im Jahr 1194 endlich erlangte es durch die hier erfolgte Aussöhnung Herzog Heinrichs des Löwen von Braunschweig mit Kaiser Heinrich VI. eine besondere Bedeutsamkeit.

Dieses scheint das letzte denkwürdige Ereigniß gewesen zu sein, das sich an diesem Orte zutrug. Denn die Geschichte schweigt davon, daß die Kaiser, welche überhaupt bald hernach bleibende Sitze zu wählen anfingen, ferner ihre Wohnung hier genommen haben. Den Königshof zu Tilleda traf also das Schicksal der Verödung, so daß man jetzt nicht einmal ihre Stätte mehr kennt und es für bloße Erdichtung zu halten hat, wenn der Verfasser des Romans: Das Thüringische Bergschloß Kiffhausen rc. (Leipzig bei Hinrichs 1816. 8.) S. 107 — 109. Spuren desselben in der Wohnung des dasigen Schullehrers entdeckt zu haben vorgibt. Der gemeine Glaube versetzt ihn vielmehr dahin, wo sich jetzt das von Linsingische Rittergut befindet. Wahrscheinlich sind die Reste desselben in den vielen Branden, wovon Tilleda auch in den beiden letzten Jahrhunderten (z. B. den 3. Jan. 1673, den 23. April 1686, 1714, den 11. Dec. 1718, 1721, 1722) verheert worden ist, gänzlich verschwunden, es müßte denn sein, daß man diesen Pallast in dem ehemals südwestlich nach dem Kiffhäuser zu gelegenen, jetzt untergegangenen Dorfe Tilleda zu suchen hätte.

Müldener glaubt, daß Tilleda, welches jetzt, jener häufigen Unglücksfälle ohngeachtet, ein ansehnlicher Ort von 160 Häusern ist, in denen, nach der Zählung von 1818, 962 Menschen wohnen, in früheren Zeiten Marktrecht und Rathsherren besessen habe. Das letzte wird auch in der That durch Urkunden von 1530 und 1586 bestätigt. Daß aber dadurch kein besonderer Vorzug angezeigt werde, scheint aus dem Umstande hervorzugehen, weil auch die Vorsteher anderer Dörfer z. B. Kammerforst und Beutnitz, ähnliche Namen erhalten. Doch heißt Tilleda im Jahr 1525 ausdrücklich ein Flecken. Woher von Rohr (in den Merkwürdigkeiten des Vor- und Unterharzes S. 271. f.) die Angabe schöpfte, daß es am 9. März 976 von Kaiser Otto II. durch den Bischof zu Minden mit dem Münz- und Marktrechte begnadigt worden sei, ist ungewiß, und man darf ihr um so weniger trauen, da er selbst nur zweifelhaft davon redet. — Auch aus dem Roland, den die dasige Gemeine im Wappen führt, könnte man vielleicht auf frühere glänzende Verhältnisse schließen. Wenigstens erklärt man die auf den Märkten, besonders sächsischer Städte aufgerichteten Rolandssäulen für öffentliche Zeichen ihrer unmittelbaren Abhängigkeit von dem Oberhaupte des deutschen Reichs.

Wir verweilten bei der Geschichte Tilleda's aus dem Grunde etwas länger, da Müldener, dem auch alle Späteren unbedingt beitreten, den Ursprung und die Schicksale Kiffhausens an diesen Ort geknüpft hat. Er vermuthet, daß jene Burg zur Vertheidigung des letzten erbaut worden sei. Daß man aber Tilleda selbst für eine zum Schutze dieser Gegend wider die in der Nähe wohnenden Sorben und Wenden bestimmte Grenzfestung ansehen müsse, scheint wenigstens nicht aus dem Worte: Curtis zu folgen, womit es von Kaiser Otto II. in der Leibgedingsverschreibung der Theophania bezeichnet wird. Unter diesem Ausdrucke, so wie unter Palatium ver-

stand man nämlich im Mittelalter nicht das, was wir jetzt Palla
nennen, sondern ein mit herrschaftlichen Wohngebäuden versehene
Landgut, Domänen- oder Kammergut, zum Unterschiede von einem
bloßen Vorwerke, (villa), das nur mit Wohnungen für den Villi
cus und das nöthige Gesinde versehen war, ob sich gleich nicht leug
nen läßt, daß die königlichen Pfalzen sich öfters in festen Orte
befanden.

Tilleda nebst Kiffhausen wird von einigen Gelehrten zu den
Helmgau gerechnet, in welchem von der Mitte bis gegen das En
de des zehnten Jahrhunderts Wilhelm I. und II. von Weimar das
Grafenamt verwalteten. Andere versetzen diese beiden Orte in den
Nabelgau, der nach urkundlichen Zeugnissen die Gegend von Wolk
ramshausen und Ichstedt, und muthmaßlich auch Frankenhausen in
sich begriff.

Müldener und nach ihm Gottschalk erzählen ziemlich aus-
führlich die zwischen dem Kaiser Heinrich IV. und den Sachsen und
Thüringern in der letzten Hälfte des elften Jahrhunderts entstande-
nen Streitigkeiten. Jener fügt, sich blos auf eine Stelle des mit
größter Vorsicht zu gebrauchenden sächsischen Geschichtschreibers Georg
Fabricius berufend, hinzu, daß die drei sehr alten und festen
Burgen jener Gegend, Kiffhausen, Beichlingen und Schei-
bungen, damals im Besitze Ludwigs des Saliers, von den kaiser-
lichen Truppen erobert, bald aber, nach Vertreibung derselben, wie-
der von den sächsischen Fürsten besetzt worden wären. Der gleich-
zeitige Chronist Lambert von Aschaffenburg hingegen beschränkt
sich blos darauf, daß Heinrich, bei seinem feindlichen Einfall in
Thüringen, sich zwei dasiger Burgen, Beichlingens und Schei-
dungens, in welche der mit der Wittwe des Markgrafen Otto von
Thüringen vermählte Markgraf von der Lausitz Dedi II. Besatzun-
gen gelegt hatte, der einen durch Uebergabe, der anderen durch
Sturm bemächtigt und beide zu zerstören befohlen habe. Er über-
geht also Kiffhausen und Ludwig den Salier ganz mit Stillschweigen
und man würde auch nicht wissen, wie der letzte zum Eigenthum
jener beiden Burgen gelangt sei, da sie unstreitig zu den Erbgütern
des Markgrafen Otto gehörten, die, weil er keine männlichen Nach-
kommen hinterließ, dessen Töchtern anheim fielen.

Heinrich IV. legte bei seinem vorzugsweisen Aufenthalte in
Sachsen und am Harz, anfangs wohl zur Lust und aus regem
Sinne für eigene Schöpfungen, dann bei veränderten Umständen
auch für andere Absichten, Pfalzen und Burgen an, bis zuletzt, wie
die Sachsen in der Uebertreibung des Hasses und zu Beschönigung
ihrer nicht zu rechtfertigenden Schritte, klagten: alle Berge und
Hügel solche Gebäude trugen. Doch ist selbst Lambert, der
mit Recht als die lauterste Quelle der damaligen Ereignisse gilt,
(bei dem Jahr 1073) nicht im Stande, deren mehr als sieben na-
mentlich anzugeben. Kiffhausen befindet sich weder unter diesen,
noch unter den neuen Burgen, welche Heinrich im Jahr 1076 auf
allen für kriegerische Zwecke tauglichen Anhöhen Sachsens erbauen

ließ, wenn es gleich von einem unserer gründlicheren Geschichtsforscher zu jener unruhvollen Zeit ins Dasein hervorgerufen wird. Erst 1118 empfangen wir die sichere Kunde, daß Kiffhausen vorhanden war, wozu sich aber zugleich die von dessen Zerstörung gesellt. Der Pegauer Mönch theilt nämlich in der Lebensbeschreibung des Grafen Wipert von Groitzsch Folgendes mit: „Auch die Burg Kuphese fand bei dieser Fürchterlichkeit der Sachsen, (welche kurz vorher mit den Mainzern Oppenheim erstürmt, angezündet und bei dieser Gelegenheit auf 2000 Menschen getödtet hatten) nicht ohne den Tod sehr vieler und die Wunden Unzähliger, von Grund aus zerstört, ihren Untergang." Die Nachricht von der Stiftung des Klosters Goseck verbreitet sich über diese Begebenheit etwas weitläufiger: „Zu jener Zeit (d. i. zur Zeit der Freilassung Ludwig des Saliers und seiner Aussöhnung mit dem Pfalzgrafen Friedrich, also ums Jahr 1116) bemächtigte sich der letzte, auf den königlichen Beistand gestützt, des Berges Kuffese, versah ihn mit Besatzung und übertrug den tapfersten Männern, darauf zu bauen (d. h. sich als Burgmänner Wohnungen in den nächsten Umgebungen des Schlosses anzulegen). Durch das Gerücht von dieser That aufgeregt, kamen die Sachsen zusammen, schlossen auf Betrieb des Herzogs Ludger den Berg eng ein, und eroberten ihn, steckten die Befestigung in Brand und machten den Berg der Erde gleich." Die letzten Worte sind wohl nur fehlerhafte Kürze für: Sie eroberten den Berg durch enge Belagerung, steckten die Burg in Brand und machten ihre Mauern und Wälle der Erde gleich. Dem Chronisten mochte jene Art, sich auszudrücken, um so unbedenklicher vorkommen, da in der Sprache des Mittelalters die Bergfestungen bisweilen nur montes genannt werden. Auch spätere Chronisten gedenken dieser Eroberung und Zerstörung Kiffhausens. Müldener in seinen noch ungedruckten Supplementen zur Geschichte dieses Schlosses vermuthet, daß Rudolph von Habsburg die damals hier vorgefallene Schlacht in der Kapelle vor dem Welfesholze in der Grafschaft Mansfeld habe abbilden lassen und beruft sich dabei auf Gewährsmänner, welche aber nicht von diesem besonderen Falle, sondern nur im Allgemeinen von der schon damals herrschenden Sitte reden, Kirchen und Palläste mit dergleichen historischen Gemälden zu schmücken. Zweifelhaft ist die Behauptung eines berühmten Geschichtsforschers, daß man unter Kuphese bei dem Pegauer Mönch das durch sein unglückliches Schicksal im französischen Revolutionskriege bekannt gewordene Kostheim bei Mainz, wo sich ehedem ein königliches Palatium befand, verstehen müsse, wenn gleich dadurch der Schauplatz der von dem Chronisten erzählten Begebenheit mehr in die Gegend von Oppenheim versetzt würde.

Daß Kiffhausen erst nach dreijähriger Belagerung eingenommen worden sei, ist Erdichtung, die vielleicht von der bloßen Muthmaßung herrührt, daß der Feind einen Theil des kaiserlichen Heeres, der sich nach dem Treffen am Welfesholze, den 11. Febr. 1115, in die Veste geflüchtet, sogleich daselbst eingeschlossen habe.

unterschächtige Kunstrad der einen 39, das der andern 38 Fuß im Durchmesser hält, wird die zur Gradirung erforderliche Brunnensoole mittelst 18 in 3 Sätzen über einander stehenden 14½ Zoll weiten Pumpen gewöhnlich 26 bis 40 Fuß hoch aus dem Beischachte, dann noch 13½ Fuß bis über dessen Hängebank und darauf durch das 39 Fuß hohe Rad allein mit 18 dergleichen, ebenfalls in 3 Sätzen vertheilten Pumpen noch 81 Fuß im Pumpenhause, also überhaupt 120½ bis 134½ Fuß hoch hinaufgehoben und von da ab in Röhren auf die Gradirhäuser zum ersten Soolfalle gebracht. Die hier gradirte Soole kommt in Röhren wieder zurück ins Pumpemhaus und wird daselbst durch das 38 Fuß hohe Kunstrad mit 10 Stück in zwei Sätzen über einander stehenden 14½zölligen Pumpen 54 Fuß hoch für den zweiten Fall, endlich die zum zweitenmal gradirte Soole durch Röhren in den von Borlach über dem Hauptsoolschachte erbaueten Kunstthurm geführt und daselbst mittelst des hierzu gehörigen 25 Fuß hohen Borlachschen Kunstrades und 9 Stück 12⅝zölliger Pumpen 66 Fuß hoch für den dritten Soolfall aufgehoben. Bei gewöhnlich guter Sommerwitterung werden in jeder Minute durchschnittlich für den ersten Soolfall $57,_0$ Cubikfuß 8procentige Soole, für den zweiten $37,_{88}$ Cubikfuß $11,_5$procentige und für den dritten Soolfall $24,_{71}$ Cubikfuß $16,_1$procentige Soole gefördert, wobei mit jedem Umgange das 39 Fuß hohe Rad 346, das 38 fuß hohe Rad $117,_4$ und das 25 Fuß hohe Rad $77,_1$ Centner Last in der zu hebenden Soole zu überwältigen hat. Die ab= und zuführenden Soolleitungen bestehen mit Einschluß derer, welche die gradirte Soole zum Versieden in die Kothe bringen, überhaupt in 960 Fuß resp. 7½ bis 10 Zoll weiten eisernen Röhren, 49,109 Fuß 4½ Zoll weit gebohrten hölzernen Röhren und in 5460 Fuß offenen, 12 Zoll weiten und tiefen Bohlengerinne. Werden die Maschinen bei hohen Salzwasserständen am Betriebe gehindert, so fördern zwei Dampfmaschinen, die eine mit einem 40 und die andere mit einem $14,_4$zölligen Cylinder, und eine kleine Windkunst die Soole zur Gradirung. — Zur **Veredelung** der Brunnensoole werden 5 in zwei Linien an einander gestellte Gradirhäuser benutzt, welche überhaupt 5832 Fuß lang sind und durchschnittlich 29 Fuß hohe und 12⅝ breite Dornenwände haben. Hier werden in den drei Soolfällen, resp. von 2579, 1876 und 1377 Fuß Länge, jährlich über 4 Millionen Cubikfuß oder 2,400,000 Centner Wasser verdünstet und in 22procentiger Siedesoole 6000 Lasten oder 218,218 Centner weißes Küchensalz gewonnen. — Die gradirte Siedesoole wird zunächst in einem Vorrathskasten, der 319,000 Cubikfuß fassen kann, aufbewahrt und aus diesem sodann durch Röhren in die Siedehäuser oder Kothe geleitet, wo sie theils in 9 Kothen bei Braunkohlenfeuerung, theils in drei andern seit 1808 eingeführten Kothen bei glühender Braunkohlenasche versotten wird. In erstern sind außer 8 kleinern Pfannen von 100 □Fuß Bodenfläche zur Fabrikation des gelben Salzes, 13 Siedepfannen für weißes Salz, und zwar 6 Stück zu 311, 2 Stück zu 545,

2 Stück zu 818 und 3 Stück zu 1084 — überhaupt 13 Pfannen mit 7834 □Fuß Bodenfläche. Die Aschenkothe haben zusammen 3 Pfannen von resp. 318,524 und 1276 □Fuß Bodenfläche für weißes Salz und eine kleine Pfanne von 138 □Fuß Fläche für gelbes Salz. In den Feuerkothen werden jährlich 5513 Lasten weißes Salz durch 100 Klaftern Fichten-Saalfloßholz — jede 92,367 Cubikfuß groß und 18 Centner schwer — und 6,750,000 Stück Formkohlen gesotten. Tausend Stück der Letztern sind 65 Centner schwer und aus 24 Tonnen klaren Braunkohlen gestrichen und 621 Stück werden in der Wirkung für eine Klafter Holz gerechnet. Die Aschenkothe erfordern zu 487 Lasten Salz 112,350 Cubikfuß oder 36,404 Centner Asche und in sämmtlichen Kothen werden dabei 1,518,843 Cubikfuß oder 911,306 Centner Wasser verdampft, so daß mit Einschluß der Wasserverdunstung bei der Gradirung im Durchschnitt an einem Betriebstage gegen 18,000 Centner und an jedem gewöhnlich guten Sommertage über 34,000 Centner zersetztes Wasser zur Atmosphäre übergehen. Das gesottene Salz wird in den, in den Kothen befindlichen Trockenkammern — den sogenannten Petschen — die ihre bis 50° R. steigende Wärme durch eiserne Röhrenleitungen von dem Pfannenfeuer erhalten, auf Horden getrocknet und darauf zum Verkauf in die über den Petschen befindlichen Salzmagazine gebracht. — Außer dem weißen Salze werden jährlich etwa noch 100 Lasten gelbes, 23 Lasten schwarzes und 14,000 Berliner Scheffel Düngesalz, außerdem über 200 Centner salzsaures Kali fabricirt. — Außer mehreren, bei Dürrenberg gelegenen Braunkohlenwerken, besitzt die Saline noch ein kleines Allodial-Erbzinsgut, der Sattelhof genannt.

Das Personal der Saline besteht aus 15 Beamten — unter denen sich vier Mitglieder des Salzamts, ein Salinenarzt und ein Schullehrer befinden — und 221 Unterofficianten, Kunstwärtern, Gradirern, Salzsiedern, Bergleuten ꝛc., wozu noch 251 unverpflichtete Arbeiter kommen. Dazu gehören außerdem 249 Eheweiber, 599 Kinder und 45 alte nahe Anverwandte am Brode nebst 57 Wittwen und 28 Waisen, welche Letzteren aus besondern Fonds erhalten werden — Summa Summarum 1474, welche jährlich den 15. September festlich begehen. —

## Geschichtliche Bemerkungen.

Das Salzwerk zu Dürrenberg war früher ein Rittergut, welches aus dem Wohn- und Wirthschaftsgebäude, dem Gasthof, einem Brauhause und drei Frohnhäusern, nebst 1½ Hufe Ackerland, Garten- und Wiesennutzung bestand. Lange Zeit — bereits 1488 — besaßen dasselbe die Herren von Wolffersdorf. Von diesen kam es 1671 an die herzogliche Kammer zu Merseburg und, nachdem

es seine Besitzer noch einige Male gewechselt hatte, wurde es in den Jahren 1753 und 1756 zur Anlage der Saline erkauft. Eine weit ausgedehnte Ebene umgibt dieselbe — man erblickt 8 Städte und mehr als hundert Ortschaften von Dürrenberg aus, in dessen Nähe das Dorf **Keuschberg** liegt, wo Heinrich der Finkler 933 die Ungarn schlug. Für den Alterthumsforscher hat Dürrenberg dadurch ein besonderes Interesse, daß um dasselbe heidnische Gräber, Urnen und Ueberreste von alten Geräthschaften aufgefunden — so wie eine halbe Meile **südlich** ein heidnischer Opferaltar entdeckt worden ist. — Vergl. **Keuschberg**.

Thg.

---

## Beschreibung und Geschichte des ehemaligen Bergschlosses Kiffhausen in der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

---

Der Kiffhäuser Berg mißt nach Rosenthal 1350 Fuß, nach Charpentier 1307 (über Wittenberg) nach Leonhardi 1374, nach Andern 1458,*) und gehört also zu den höchsten Bergen Thüringens. Ein tiefes Thal, die Wollweda, trennt ihn auf der südlichen Seite von dem Brandberge und dem Jüdenkopfe. Man kann den Kiffhäuser von Tilleda aus besteigen, doch führt auch eine andere gebahnte Fahrstraße, der Rennweg, von der Rothenburg auf dem hohen Bergrücken zu demselben. Sie leitet durch das sogenannte Erfurter Thor, von dem man bei hellem Wetter die Thürme des Doms dieser Hauptstadt Thüringens erblickt, in das Innere der weitläuftigen, mit Gebüsch durchwachsenen Ruine der Veste Kiffhausen. Dem Thore gegenüber befand sich ein Brunnen, jetzt nur von unbeträchtlicher Tiefe. Gewaltige Werke, besonders ein

---

*) In den Höhen-Messungen in und um Thüringen. Gesammelt, verglichen und mit einigen Bemerkungen begleitet von K. E. A. von Hoff. Gotha 1833. 4. S. 47 finden sich folgende Angaben: der Kiffhäuser Berg: a) höher als Wittenberg = 1307 + 245 über der Mfl. . . .; 1458. (Charpentier). b) höher als Wittenberg daher über der Mfl. 1350 (Villefosse). c) angeblich nach Rosenthal 1458. d) die südlichste Höhe über der Rothenburg, höchster Punkt des Kiffhäusergebirgs über Halle 1158,5 = . . 1461. e) die östliche Seite des alten Thurmes, desgl. 1124,3 = 1427.

Mittel . . . 1450.

Thurm auf dem höchsten Punkte des Bergs, welcher ohngeachtet seiner Risse und der Trennung der vier Seitenwände noch immer der Witterung trotzt, schützten die Burg vor feindlichen Anfällen. Dieser Thurm ist gegen 80 Fuß hoch und unten, wo Schatzgräber, die sich sonst jährlich in großer Anzahl hier einfanden, eine Oeffnung in denselben gebrochen haben, 13 Fuß dick. Er lag innerhalb der Ringmauern, und war überdies mit einem zum Theil in den Felsen gehauenen Graben und einer starken Mauer umschlossen, wovon man noch Ueberreste wahrnimmt. Er machte mit seinen Umgebungen die Oberburg aus, und schirmte nicht nur die Abendseite, welche eines solchen Schutzes am meisten bedurfte, sondern bestrich auch alle übrigen Gebäude und auf seiner Höhe beherrschte man die ganze Gegend mit einem Blicke. Sonst ein Zeichen der Freiheit, oft auch der Unterdrückung, dient er jetzt den Thalbewohnern zum Wetterpropheten. In der Nähe desselben genießt man die bezauberndste Aussicht. Bald weilt das Auge auf fruchtbaren Feldern, die in bunten Streifen um friedliche Dörfer sich winden, bald in dem tiefen, mit dichten Holzungen bedeckten Thale am Fuße des Berges, bald auf den Höhen des Harzgebirges, welche der Gipfel des Brocken stolz überragt. In Osten liegt Sangerhausen und Artern und die goldene Aue breitet sich hier und nach Süden, wo der hohe Thurm der Sachsenburg herüberblickt und hinter ihm in duftiger Ferne der Ettersberg dämmert, am weitesten aus. Bei völlig wolkenlosem Himmel erscheint, wie ein Nebelflor, ein Theil des Thüringer Waldgebirgs, weiter aufwärts, schon in kräftigerer Gestaltung, der Inselsberg. In Westen dunkelt die Hainleite, aus der sich der Possenthurm bei Sondershausen majestätisch erhebt; ganz deutlich stellt sich der Ohm auf dem Eichsfelde dem spähenden Auge dar, etwas näher die Stadt Nordhausen und in noch kleinerer Entfernung die Rothenburg. Im Norden hemmt der Harz den Gesichtskreis, der Brocken, der wegen seiner falschen Diamanten berühmte Auersberg im Stolbergischen und der Ramberg im Bernburgischen schimmern in der langen Kette dieses Gebirgs hervor.

Wenn von der Rothenburg aus die Landschaft in einer lebhafteren und heiterern Färbung erscheint, so bringt der Kiffhäuser ein Gemälde in großem Stile zur Anschauung, welches die Natur in ruhiger Größe und stiller Erhabenheit zeigt. Wer sich mit riesenhaften Natur- und Kunstgebilden befreunden kann, dem wird das tiefe, von steilen Bergen eingeengte Kiffhäuser Thal hohen Genuß gewähren. Ungeheuere Weitungen verschiedener Steinbrüche entblößen die mittägige Wand des Berges. Der Anblick der bald schroffen, bald überhangenden Felsenmassen erfüllt das Herz mit Bangigkeit. Abgerollte Trümmer liegen verstreut in wilder Unordnung umher. Zwischen durch drängt sich hin und wieder das anmuthige Grün der Büsche. Am Fuße des kleinen Kauzberges rieselt der kühle, silberhelle Taterborn. — Alles dieses leiht dem Thale einen eigenen wildromantischen Ton.

Von einem zweiten Thurme sind nur noch wenige Spuren

übrig. Hier befand sich die Unterburg. Weiter hinab, auf der östlichen Spitze des Bergs, über Tilleda, stehen die ziemlich gut erhaltenen Mauern der Kapelle zum heiligen Kreuz, zu welcher im funfzehnten Jahrhunderte Tausende wallfahrteten, um Ablaß und Ruhe für ihre Seelen oder eine Grabstätte in geweiheter Erde zu finden. Die Kapelle sammt dem Kirchhofe umgab eine sehr starke Mauer und den Eingang zu derselben deckte ein fester, runder Thurm. —

Die Zeit der Erbauung Kiffhausens läßt sich eben so wenig, wie die der meisten übrigen Burgen Deutschlands mit Sicherheit bestimmen. Wir würden die in mehreren Chroniken vorkommende und auf mancherlei Weise ausgeschmückte Sage von dem römischen Ursprunge desselben ganz mit Stillschweigen übergehen, da ihre Unhaltbarkeit schon zum Theil von Müldener gezeigt worden ist, wenn sie nicht vor kurzem, wenigstens insofern wieder einen Schein von Glaubwürdigkeit gewonnen hätte, daß ein um die Aufklärung des ältesten Zustandes Germaniens sehr verdienter Gelehrter (der nun verewigte Dr. A. B. Wilhelm) sie der Beachtung nicht ganz unwerth gehalten hat. Die Verfasser Thüringischer und anderer Zeitbücher schreiben Kiffhausens Gründung dem Julius Cäsar zu — eine Behauptung, welche die größte Unwissenheit in der Geschichte dieses berühmten Heerführers verräth, und die sich vielleicht aus der unter jener Gattung von Schriftstellern herrschenden Sucht erklären läßt, die Abstammung edeler Geschlechter und den Ursprung ihrer Wohnsitze bis zu dem entfernten römischen Alterthume zurückzuführen. Hatte man einmal eine so kühne Aeußerung gewagt, so war nunmehr auch noch abgeschmackteren Erdichtungen leicht die Bahn geöffnet. Man fügte nämlich sogar hinzu, daß Julius Cäsar die Grafen von Beichlingen, welche in ächten Urkunden erst seit dem eilften Jahrhundert erscheinen, zu Burgvoigten von Kiffhausen ernannt habe. Natürlich mußte nun auch das nahe liegende Beichlingen von jenem Imperator gegründet sein. Diejenigen, welche sich von einem solchen, allgemein verbreiteten Vorurtheile nicht ganz losreißen konnten, setzten, sich gleichfalls auf leere Vermuthungen stützend, an Cäsars Stelle entweder den Germanicus oder den Drusus. Mit größerer Sachkenntniß ist der bereits erwähnte Dr. Wilhelm in seiner Schrift: die Feldzüge des Nero Claudius Drusus in dem nördlichen Deutschland. (Halle 1826. 8.) dabei zu Werke gegangen, worin er den vom Drusus im neunten Jahre vor Christi Geburt in das Innere Deutschlands unternommenen Kriegszug bis in diese Gegenden mit scharfspähendem Blicke verfolgt und aus mehreren, angeblich noch von der Gegenwart eines römischen Heeres in denselben vorhandenen Spuren, den Schluß zieht, daß dasjenige, welches Drusus befehligte, bis hieher vorgedrungen sei. Daher kommen ihm auch die Sagen von Erbauung Kiffhausens, Beichlingens und Nordhausens durch jenes Volk weniger auffallend vor und er nimmt zu Bestätigung seiner Angabe den Umstand zu Hülfe, daß in der Nähe des Kiffhäusers bei Tilleda rc. häufig römische Münzen, sogar gol-

13*

dene, gefunden werden. Doch läßt sich mit Recht einwenden, daß die Deutschen dieselben eben so gut als Beute dahin gebracht haben können.

Hegte man einmal den Glauben, daß unser Schloß seine Entstehung den Römern verdanke, so müßte auch der Name desselben nothwendig aus der lateinischen Sprache abgeleitet werden. Es herrschte nun unter Gelehrten und Ungelehrten nur Eine Stimme, daß Kiffhausen aus dem Worte: Confusio entstanden sei; und zu Bestätigung dieser Behauptung wurde ein höchst lächerlicher Grund angeführt. Doch erhellt augenscheinlich, daß das Wort ächt deutscher Herkunft und aus Kiff oder Kipp und Haus gebildet sei. Ueber den Sinn des ersten hat man sich noch nicht verständigt. Müldener, der die Erklärung durch ein Haus auf der Kippe oder Spitze eines Berges mißbilligt, bringt eine andere in Vorschlag, nach welcher es so viel sein soll, als ein zum Streiten oder Kriege aufgeführtes Haus, eine Burg oder Veste, aus der man Krieg führen oder streiten könne, oder die zum Kriege, zum Zank und Streite viele Gelegenheit gegeben habe; welches letzte durch die Schicksale des Schlosses bestätigt werde. Ohngeachtet des großen Aufwandes von Sprachgelehrsamkeit, womit dieser Geschichtschreiber seine auch von Gottschalk angenommene Erklärung zu unterstützen sucht, möchte doch jene ältere sich gleichsam von selbst darbietende, nach welcher Kiffhausen (das man in Urkunden auch Ghöffhausen, Ghoffhausen, Ghuffhausen geschrieben findet) aus Koppe (Kopf) und Haus zusammengesetzt ist und eine Burg auf dem Koppen- oder kopfähnlichen Gipfel eines Berges bedeutet, die empfehlenswertheste sein.

Daß die Gegend, worin Kiffhausen liegt, in dem zehnten Jahrhunderte den sächsischen Kaisern gehörte, wird auch dadurch wahrscheinlich, daß diese sich häufig in ihren Pfalzen zu Wallhausen, Allstedt und Tilleda aufhielten, wovon eine große Zahl daselbst ausgestellter Urkunden ein unverwerfliches Zeugniß gibt. Der letzte Königshof muß wegen seiner geringen Entfernung von dem Kiffhäuser vorzüglich unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Altgermanische Begräbnißplätze sprechen für das hohe Alterthum der drei erwähnten Orte. — Nach dem bekannten Breviarium des Lullus, des Schülers und Nachfolgers des Bonifacius auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz (im Jahr 753 — 786) besaß die von ihm gestiftete Abtei Hersfeld in Dullide, Burgslebo (Burgsleben, Borrleben?) Erizzebruccum (Ehrich und Brücken?) sieben Höfe nebst den dazu gehörigen Feldern, die fünf Mark entrichteten. Tilleda diente ferner im Jahr 974 dem Kaiser Otto II., der dasselbe nebst vielen Gütern und Königshöfen zwei Jahre früher seiner Gemahlin Theophania als Leibgedinge verschrieben hatte, Otto III. 993, Konrad II. 1035 und 1036, Heinrich III. 1041 und 1043 und Friedrich I. 1174 zum Aufenthalte. Im Jahr 1194 endlich erlangte es durch die hier erfolgte Aussöhnung Herzog Heinrichs des Löwen von Braunschweig mit Kaiser Heinrich VI. eine besondere Bedeutsamkeit.

Dieses scheint das letzte denkwürdige Ereigniß gewesen zu sein, das sich an diesem Orte zutrug. Denn die Geschichte schweigt davon, daß die Kaiser, welche überhaupt bald hernach bleibende Sitze zu wählen anfingen, ferner ihre Wohnung hier genommen haben. Den Königshof zu Tilleda traf also das Schicksal der Verödung, so daß man jetzt nicht einmal ihre Stätte mehr kennt und es für bloße Erdichtung zu halten hat, wenn der Verfasser des Romans: Das Thüringische Bergschloß Kiffhausen rc. (Leipzig bei Hinrichs 1816. 8.) S. 107 — 109. Spuren desselben in der Wohnung des dasigen Schullehrers entdeckt zu haben vorgibt. Der gemeine Glaube versetzt ihn vielmehr dahin, wo sich jetzt das von Linsingische Rittergut befindet. Wahrscheinlich sind die Reste desselben in den vielen Bränden, wovon Tilleda auch in den beiden letzten Jahrhunderten (z. B. den 3. Jan. 1673, den 23. April 1686, 1714, den 11. Dec. 1718, 1721, 1722) verheert worden ist, gänzlich verschwunden, es müßte denn sein, daß man diesen Pallast in dem ehemals südwestlich nach dem Kiffhäuser zu gelegenen, jetzt untergegangenen Dorfe Tilleda zu suchen hätte.

Müldener glaubt, daß Tilleda, welches jetzt, jener häufigen Unglücksfälle ohngeachtet, ein ansehnlicher Ort von 160 Häusern ist, in denen, nach der Zählung von 1818, 962 Menschen wohnen, in früheren Zeiten Marktrecht und Rathsherren besessen habe. Das letzte wird auch in der That durch Urkunden von 1530 und 1586 bestätigt. Daß aber dadurch kein besonderer Vorzug angezeigt werde, scheint aus dem Umstande hervorzugehen, weil auch die Vorsteher anderer Dörfer z. B. Kammerforst und Beutnitz, ähnliche Namen erhalten. Doch heißt Tilleda im Jahr 1525 ausdrücklich ein Flecken. Woher von Rohr (in den Merkwürdigkeiten des Vor- und Unterharzes S. 271. f.) die Angabe schöpfte, daß es am 9. März 976 von Kaiser Otto II. durch den Bischof zu Minden mit dem Münz- und Marktrechte begnadigt worden sei, ist ungewiß, und man darf ihr um so weniger trauen, da er selbst nur zweifelhaft davon redet. — Auch aus dem Roland, den die dasige Gemeine im Wappen führt, könnte man vielleicht auf frühere glänzende Verhältnisse schließen. Wenigstens erklärt man die auf den Märkten, besonders sächsischer Städte aufgerichteten Rolandssäulen für öffentliche Zeichen ihrer unmittelbaren Abhängigkeit von dem Oberhaupte des deutschen Reichs.

Wir verweilten bei der Geschichte Tilleda's aus dem Grunde etwas länger, da Müldener, dem auch alle Späteren unbedingt beitreten, den Ursprung und die Schicksale Kiffhausens an diesen Ort geknüpft hat. Er vermuthet, daß jene Burg zur Vertheidigung des letzten erbaut worden sei. Daß man aber Tilleda selbst für eine zum Schutze dieser Gegend wider die in der Nähe wohnenden Sorben und Wenden bestimmte Grenzfestung ansehen müsse, scheint wenigstens nicht aus dem Worte: Curtis zu folgen, womit es von Kaiser Otto II. in der Leibgedingsverschreibung der Theophania bezeichnet wird. Unter diesem Ausdrucke, so wie unter Palatium ver-

stand man nämlich im Mittelalter nicht das, was wir jetzt Pallast nennen, sondern ein mit herrschaftlichen Wohngebäuden versehenes Landgut, Domänen- oder Kammergut, zum Unterschiede von einem bloßen Vorwerke, (villa), das nur mit Wohnungen für den Villicus und das nöthige Gesinde versehen war, ob sich gleich nicht leugnen läßt, daß die königlichen Pfalzen sich öfters in festen Orten befanden.

Tilleda nebst Kiffhausen wird von einigen Gelehrten zu dem Helmgau gerechnet, in welchem von der Mitte bis gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts Wilhelm I. und II. von Weimar das Grafenamt verwalteten. Andere versetzen diese beiden Orte in den Nabelgau, der nach urkundlichen Zeugnissen die Gegend von Wolkramshausen und Ichstedt, und muthmaßlich auch Frankenhausen in sich begriff.

Müldener und nach ihm Gottschalk erzählen ziemlich ausführlich die zwischen dem Kaiser Heinrich IV. und den Sachsen und Thüringern in der letzten Hälfte des elften Jahrhunderts entstandenen Streitigkeiten. Jener fügt, sich blos auf eine Stelle des mit größter Vorsicht zu gebrauchenden sächsischen Geschichtschreibers Georg Fabricius berufend, hinzu, daß die drei sehr alten und festen Burgen jener Gegend, Kiffhausen, Beichlingen und Scheidungen, damals im Besitze Ludwigs des Saliers, von den kaiserlichen Truppen erobert, bald aber, nach Vertreibung derselben, wieder von den sächsischen Fürsten besetzt worden wären. Der gleichzeitige Chronist Lambert von Aschaffenburg hingegen beschränkt sich blos darauf, daß Heinrich, bei seinem feindlichen Einfall in Thüringen, sich zwei dasiger Burgen, Beichlingens und Scheidungens, in welche der mit der Wittwe des Markgrafen Otto von Thüringen vermählte Markgraf von der Lausitz Dedi II. Besatzungen gelegt hatte, der einen durch Uebergabe, der anderen durch Sturm bemächtigt und beide zu zerstören befohlen habe. Er übergeht also Kiffhausen und Ludwig den Salier ganz mit Stillschweigen und man würde auch nicht wissen, wie der letzte zum Eigenthum jener beiden Burgen gelangt sei, da sie unstreitig zu den Erbgütern des Markgrafen Otto gehörten, die, weil er keine männlichen Nachkommen hinterließ, dessen Töchtern anheim fielen.

Heinrich IV. legte bei seinem vorzugsweisen Aufenthalte in Sachsen und am Harz, anfangs wohl zur Lust und aus regem Sinne für eigene Schöpfungen, dann bei veränderten Umständen auch für andere Absichten, Pfalzen und Burgen an, bis zuletzt, wie die Sachsen in der Uebertreibung des Hasses und zu Beschönigung ihrer nicht zu rechtfertigenden Schritte, klagten: alle Berge und Hügel solche Gebäude trugen. Doch ist selbst Lambert, der mit Recht als die lauterste Quelle der damaligen Ereignisse gilt, (bei dem Jahr 1073) nicht im Stande, deren mehr als sieben namentlich anzugeben. Kiffhausen befindet sich weder unter diesen, noch unter den neuen Burgen, welche Heinrich im Jahr 1076 auf allen für kriegerische Zwecke tauglichen Anhöhen Sachsens erbauen

ließ, wenn es gleich von einem unserer gründlicheren Geschichtsforscher zu jener unruhvollen Zeit ins Dasein hervorgerufen wird. Erst 1118 empfangen wir die sichere Kunde, daß Kiffhausen vorhanden war, wozu sich aber zugleich die von dessen Zerstörung gesellt. Der Pegauer Mönch theilt nämlich in der Lebensbeschreibung des Grafen Wipert von Groitzsch Folgendes mit: „Auch die Burg Kuphese fand bei dieser Fürchterlichkeit der Sachsen, (welche kurz vorher mit den Mainzern Oppenheim erstürmt, angezündet und bei dieser Gelegenheit auf 2000 Menschen getödtet hatten) nicht ohne den Tod sehr vieler und die Wunden Unzähliger, von Grund aus zerstört, ihren Untergang." Die Nachricht von der Stiftung des Klosters Goseck verbreitet sich über diese Begebenheit etwas weitläufiger: „Zu jener Zeit (d. i. zur Zeit der Freilassung Ludwig des Saliers und seiner Aussöhnung mit dem Pfalzgrafen Friedrich, also ums Jahr 1116) bemächtigte sich der letzte, auf den königlichen Beistand gestützt, des Berges Kuffese, versah ihn mit Besatzung und übertrug den tapfersten Männern, darauf zu bauen (d. h. sich als Burgmänner Wohnungen in den nächsten Umgebungen des Schlosses anzulegen). Durch das Gerücht von dieser That aufgeregt, kamen die Sachsen zusammen, schlossen auf Betrieb des Herzogs Ludger den Berg eng ein, und eroberten ihn, steckten die Befestigung in Brand und machten den Berg der Erde gleich." Die letzten Worte sind wohl nur fehlerhafte Kürze für: Sie eroberten den Berg durch enge Belagerung, steckten die Burg in Brand und machten ihre Mauern und Wälle der Erde gleich. Dem Chronisten mochte jene Art, sich auszudrücken, um so unbedenklicher vorkommen, da in der Sprache des Mittelalters die Bergfestungen bisweilen nur montes genannt werden. Auch spätere Chronisten gedenken dieser Eroberung und Zerstörung Kiffhausens. Müldener in seinen noch ungedruckten Supplementen zur Geschichte dieses Schlosses vermuthet, daß Rudolph von Habsburg die damals hier vorgefallene Schlacht in der Kapelle vor dem Welfesholze in der Grafschaft Mansfeld habe abbilden lassen und beruft sich dabei auf Gewährsmänner, welche aber nicht von diesem besonderen Falle, sondern nur im Allgemeinen von der schon damals herrschenden Sitte reden, Kirchen und Palläste mit dergleichen historischen Gemälden zu schmücken. Zweifelhaft ist die Behauptung eines berühmten Geschichtsforschers, daß man unter Kuphese bei dem Pegauer Mönch das durch sein unglückliches Schicksal im französischen Revolutionskriege bekannt gewordene Kostheim bei Mainz, wo sich ehedem ein königliches Palatium befand, verstehen müsse, wenn gleich dadurch der Schauplatz der von dem Chronisten erzählten Begebenheit mehr in die Gegend von Oppenheim versetzt würde.

Daß Kiffhausen erst nach dreijähriger Belagerung eingenommen worden sei, ist Erdichtung, die vielleicht von der bloßen Muthmaßung herrührt, daß der Feind einen Theil des kaiserlichen Heeres, der sich nach dem Treffen am Welfesholze, den 11. Febr. 1115, in die Veste geflüchtet, sogleich daselbst eingeschlossen habe.

Die Zeit der Wiederherstellung derselben läßt sich nicht genau bestimmen. So viel aber ist gewiß, daß man bei Erneuerung solcher Burgen oft sehr schnell zu Werke zu gehen pflegte. Dieß beweist, unter andern, das Beispiel der Harzburg, welche nach dem 17. März 1074 der Erde gleich gemacht, im November 1075 wieder herzustellen angefangen, und bis zu Pfingsten des folgenden Jahres so weit vollendet wurde, daß der Statthalter Heinrich IV., Herzog Otto von Baiern, seinen Wohnsitz darauf nehmen konnte. Wenn man bei Kiffhausen eben so großen Eifer bewies, so ist dasselbe unstreitig schon in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wieder aus seiner Asche erstanden, wofür auch die noch sichtbaren Trümmer sprechen, welche, nach der Meinung Sachverständiger, Merkmale der in diesem und dem nächstfolgenden Zeitraume gewöhnlichen Bauart an sich tragen.

Beinahe erst am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts zerstreut sich das Dunkel, in welches bisher die Schicksale dieser Veste gehüllt waren.

Friedrich der ältere, Graf von Beichlingen, legt sich nämlich in einer die Lehnsverhältnisse des Rathsfeldes bei Frankenhausen betreffenden Urkunde vom 8. Februar 1291 den Titel eines kaiserlichen Burggrafen von Kiffhausen bei. Er ist wohl nicht der erste seines Geschlechts, dem diese Würde anvertraut war. Sie scheint vielmehr schon seinen Vorfahren eigenthümlich gewesen zu sein, welche ihr auch den Adler, den wir zuerst 1249 in ihren Siegeln wahrnehmen, zu danken hatten: eine Auszeichnung, die ohngefähr seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts mit dem Verluste dieses Schlosses gänzlich verschwindet. Die Rothenburgische Linie des Hauses Beichlingen gelangte späterhin zu vollem Besitze Kiffhausens. Allein die Kaiser gaben ihre Ansprüche auf dasselbe noch nicht förmlich auf, sondern suchten sie von Zeit zu Zeit geltend zu machen. So wird in den beiden Urkunden von 1320 und 1348, worin Ludwig der Baier und Karl der IV. den Fürsten Bernhard III. und IV. von Anhalt, die sächsische Pfalzgrafschaft Landsberg, nach Absterben der verwittweten Markgräfin Agnes von Brandenburg, verleihen, eine Belehnung mit den kaiserlichen Burgen Göffhausen und Alstede, so wie sie diese Fürstin vorher besaß, hinzugefügt. Doch stimmen alle Schriftsteller darin überein, daß das Anhaltische Haus die ihm durch diese Documente zuerkannten Länder niemals wirklich inne gehabt habe. Aber auch die Beichlinger erfreuten sich des Erworbenen nicht lange. Denn schon am 2. Februar 1347 räumte Graf Friedrich, sich drückender Schulden zu entledigen, seinem Schwiegervater, Heinrich V. von Hohnstein, Kiffhausen nebst mehreren andern Schlössern auf Lebenszeit ein. Wenn und auf welche Weise die erstere Familie wieder zum Besitze dieser Veste gelangte, bleibt unentschieden. Vermuthlich aber sah sie sich bald genöthigt, dieselbe eben so, wie im Jahr 1373 die Rothenburg, den Landgrafen von Thüringen als ein Lehn zu überlassen, welche 1378 den Grafen Heinrich XXV. und Gün-

ther XXIX. von Schwarzburg, Herren zu Arnstadt und Sondershausen, beide zusammen für 970 Mark Silbers verpfändeten. Sie ertheilten den nunmehrigen Inhabern zugleich die Erlaubniß zu einem Aufwande von 30 Mark, um die verfallenen Gebäude wieder herzustellen. Im Jahr 1407 erfolgte die förmliche Beleihung der gräflichen Brüder Heinrich und Günther „mit dem Schlosse und Berge Kiffhausen" durch den Landgrafen Friedrich den jüngern. Bei der 1411 vorgenommenen und, in Rücksicht auf die sächsischen Lehen, von den Landgrafen Friedrich und Wilhelm bestätigten Theilung des schwarzburgischen Gebiets kam Kiffhausen nebst der Rothenburg an Günther XXIX., welcher überdies Sondershausen, Frankenhausen, Ichstedt, Strausberg, Keula, Almenhausen und Schlotheim erhielt. Im Jahr 1433 am Sonntage Cantate weihete der Bischof Nikolaus von Wiltperg, als Vikar des Erzbischofs zu Mainz, in Gegenwart einer zahllosen Menge, die Kapelle auf dieser Burg „in die Ehre des heiligen Kreuzes" feierlich ein, und widmete die beiden darin befindlichen Altäre der Jungfrau Maria und den Aposteln Petrus und Paulus. Zugleich sicherte er allen denen, welche das neue Gotteshaus und den damit verbundenen Kirchhof andächtig besuchen würden, einen vollkommenen Ablaß auf 40 Tage zu. Aus einigen Worten der darüber ausgefertigten Urkunde schließt man mit ziemlicher Sicherheit, daß früher schon eine Kapelle, dergleichen wir fast in allen Burgen antreffen, zu Kiffhausen vorhanden war, welche Graf Heinrich von Schwarzburg nur wieder in gehörigen Stand setzen ließ.

Nach der Meinung einiger Numismatiker sollen ehemals zu Kiffhausen Münzen geprägt worden sein. Man rechnet dahin sogar den Brakteaten Kaiser Lothars II., die älteste unter den bekannten Münzen dieser Gattung, aber wohl ohne zureichenden Grund. Etwas wahrscheinlicher dürfte es sein, wenn man einen sehr flachen Brakteaten erster Größe Kaiser Philipps, (welcher von 1198 — 1208 regierte) mit der leserlichen, aber unverständlichen Umschrift: INVII u. s. w. aus der angeblichen Münzstätte zu Kiffhausen hervorgehen läßt. Der Kaiser erscheint darauf mit Lanze und Schild von der linken Seite zu Pferd, hinter ihm ein großer Reichsapfel und ein starkes aufgesetztes Kreuz. In dem Reichsapfel selbst ist ein großes Kreuz mit einem Punkte in jedem Winkel, so wie vor und hinter dem Kaiser Punkte angebracht sind.

Von den muthmaßlichen Burgmännern zu Kiffhausen sind in Pfortaischen und Oldislebenschen Klosterbriefen nur folgende aufbehalten worden: Fridericus et Gerwicus de Cufese im Jahr 1175, Henricus de Cufese 1168, und Gero de Kuffese ebenfalls in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts.

Ehe wir zum Schlusse eilen, müssen wir noch mit wenigen Worten der Volkssage von Kaiser Friedrich I. Fortleben in den unterirdischen Gewölben der Kiffhäuser Burg gedenken:

Zufolge derselben sitzt Friedrich hier an einem runden Steintisch, den Kopf in der Hand haltend, nickend, mit den Augen zwinkernd, sein Bart wächst um den Tisch und hat schon zweimal dessen Rundung umschlossen, wann er das drittemal herumgewachsen sein wird, erfolgt des Königs Aufwachen. Bei seinem Hervorkommen wird er seinen Schild hängen an einen dürren Baum, davon wird der Baum grünen und eine bessere Zeit werden. Doch einige haben ihn auch wachend gesehen. Einen Schäfer, der ein ihm wohlgefälliges Lied gepfiffen, fragt Friedrich: „Fliegen die Raben noch um den Berg?" Und als der Schäfer bejahte: „So muß ich hundert Jahre länger schlafen." Der Schäfer wurde in des Königs Rüstkammer geführt und bekam den Fuß eines Handfasses geschenkt, den der Goldschmidt für ächtes Gold erkannte. — Nach andern sitzt Friedrich in einer Felsenhöhle bei Kaiserslautern, oder zu Trifels bei Anweiler, oder im Unterberg bei Salzburg, oder geht im Arnothale um. Auch Karl der Große soll entweder in dem bereits genannten Unterberge oder in der Burg Deesenberg im Paderbornischen an einem steinernen Tische sitzen, durch welchen der Bart ihm bis auf die Füße gewachsen sei, um noch vor dem jüngsten Tage wieder zu kommen und die Regierung seines verlassenen Reichs abermals zu übernehmen; und den König Artus läßt die Sage in einem Berge unweit Catania, in der Nähe des Aetna, Monte Gibel, wohnen; alljährlich eröffnen sich die Wunden, an denen er nicht ganz verblutete, bezaubert liegt er auf seinem Ruhebett in seinem Pallaste in den Wäldern am Berge. So birgt ferner eine Felskluft am Vierwaldstättersee, nach andern auf dem Grütli, die schlafenden drei Stifter des Schweizerbundes, sie werden aufwachen, wenn ihrer das Vaterland bedarf; und eine Secte in Portugal und Brasilien meint noch immer, daß der König Sebastian, welcher in der unglücklichen Schlacht bei Alcazar blieb, dennoch irgendwo unerkannt lebe und zur rechten Zeit, wenn auch spät, wieder erscheinen werde.

Hier und in ähnlichen Fällen, (deren Anführung wir um so eher unterlassen können, als ihrer bereits von J. Grimm in der deutschen Mythologie S. 535 ff. gedacht worden) wiederholt sich also der Glaube, daß die großen Männer der Nation nicht wirklich verschwunden sind, und einst zum Heil derselben wiederkehren. Es war natürlich, daß Friedrichs Tod im fernen Auslande einen unauslöschlichen Eindruck bei der Mit- und Nachwelt hinterließ; und daß dieser Regent in dem Herzen seines Volks so lange im frischen und liebevollen Andenken gelebt hat, beweist deutlich, daß er ein volksthümlicher Mann war. — Andere, und unter ihnen einige Chronisten des Mittelalters, denken hier nicht an Kaiser Friedrich den ersten, sondern an den zweiten dieses Namens.

Der letzte, welcher sich für Friedrich ausgab, scheint ein Schneider aus Langensalza gewesen zu sein, der im Monat Februar 1546 seine Wohnung in der Kapelle des Kiffhäusers aufschlug, sich ein

Feuer anmachte und hier mehrere Tage lebte. Durch den aufsteigenden Rauch wurde seine Gegenwart kund. Ueber dreihundert Menschen begaben sich auf den Berg und fanden dort einen Mann beim Feuer sitzend, dessen ganzes Aeußere einen sonderbaren Eindruck machte: sein Gesicht bleich, sein Haupthaar grau und weiß, wie das eines Menschen, der lange Zeit in einem Kerker geschmachtet hat; den Kopf mit dem wildverwirrten Haar deckte etwas, was man mit einem Taubenneste vergleichen konnte. Am Kinn zog sich ein langer, schwarzer Bart herab. Der Kopf war so hager und dürr, daß Manche meinten, er müsse ganz hohl sein. Bekleidet sah man ihn mit einem seltsamen Mantel und ledernen Hosen; neben ihm fand sich von Geräthen nichts, als zwei Töpfe, dabei einige ungewöhnlich geformte Waffen. Auf die Frage Einiger: Wer er sei und warum er hier herumwandele? gab er die Antwort: Ich bin Kaiser Friedrich und deswegen hier erschienen, um wieder Frieden in die Welt zu bringen, denn die jetzigen Fürsten werden's nicht ausmachen. So sprach der Mann noch mehreres Wunderbare und wiederholte seine Behauptung, er sei Kaiser Friedrich. Als der anwesende Landvoigt von Brüneck erklärte, er müsse mit ihm nach Frankenhausen hinabgehen, zeigte er sich sogleich bereit dazu, da man jedoch seine Hände binden wollte, bat er, ihn damit zu verschonen, man möge ihn anständig, wie einen Kaiser und nicht wie einen Schalk behandeln. Graf Günther von Schwarzburg ließ ihn von Frankenhausen nach Sondershausen bringen, wo eine Untersuchung über ihn angeordnet wurde, aus welcher sich ergeben haben soll: der Gefangene sei ein aus Langensalza gebürtiger, bisweilen mit Wahnsinn behafteter Schneider. Ein davon etwas abweichender Bericht läßt ihn mit verschiedenen andern Wiedertäufern in jene Stadt kommen und sich daselbst dritthalb Jahre von seinem Handwerke nähren. Um ihn den Augen des Volks, welches seinem Vorgeben Glauben schenkte, zu entziehen, wurde er anfangs in engem Gewahrsam gehalten, später aber durfte er zu Sondershausen frei herumgehen. Wenn der berühmte Verfasser der Geschichte Preußens, Johannes Voigt, die Entstehung der Sage von Kaiser Friedrichs fortdauerndem Aufenthalte zu Kiffhausen blos auf diese im sechszehnten Jahrhundert vorgefallene Begebenheit gründet, da es ihm, nach seinem eigenen Geständnisse, nicht gelungen ist, frühere Spuren derselben zu entdecken, so können wir ihm die Zeitbücher Engelhusens, Joh. Rytesels und Wigand Gerstenbergers nachweisen, worin dieselbe bereits erwähnt wird. — Auch der Mönch Johann von Winterthur spricht in seiner Chronik von dem im Jahr 1348 fast allgemein herrschenden Glauben von Kaiser Friedrich II. Wiederkehr.

Friedrich Joseph Mone (in der Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa 2. Th. Leipzig und Darmstadt 1823. 8. S. 213.) gibt dieser Volkssage einen mythischen d. i. heidnisch-religiösen Sinn und erkennt in derselben die verkleinerte Geschichte Balders und Siegfrieds. Daß diese Deutung sehr gesucht und for-

derbar sei, springt in die Augen, und sie bedarf deswegen wohl keiner weitläuftigen Widerlegung.

Schon der Pirnaische Mönch, Johann Lindner, welcher seine Nachrichten in den Jahren 1480 — 1530 sammelte, beschreibt den Zustand unserer Veste als wüst und verödet: Kiphausen — — do seint noch ougensichtig stecken mawer och von torme, eine capell Doryn ein cleußner vnd viel wunderliche erbildunge ꝛc. — Am 28. Mai 1649 besuchte der Fürst Friedrich von Anhalt nebst seinen Vettern Ernst Gottlieb und Emanuel Kiffhausen und die Rothenburg. Bei dieser Gelegenheit theilt Beckmann (in der Anhalt. Geschichte V. Th. III. Bd. VI. C. S. 387.) Einiges über die damalige Beschaffenheit des ersten mit.

Hesse.

---

# Die Gleichen bei Göttingen.

## 1. Ansicht und Lage.

In der Gegend von Göttingen erblickt man schon aus weiter Ferne zwei einander ähnliche Kuppen eines einzigen Berges, auf welchem das Auge nur noch mit Hülfe einer lebhaften Phantasie die Ueberreste alter Burgruinen zu erkennen glaubt.

Gleichwohl wird vom nahen Musensitze aus viel dorthin gewallfahrtet; denn sie tragen einen berühmten Namen: „die Gleichen", eine herrliche Aussicht von oben lohnt dem Wandrer das mühsame Ersteigen dieser Höhen und die Geister der grauen Vorzeit erwachen in der Seele des träumenden Anschauers, dieser Spuren von alten Geschichten längsterstorbener Geschlechter die einst hier walteten und kämpften.

Vor einem halben Jahrhundert gab es hier noch malerische Ruinen, früher bewohnter Gebäude, deren Ansicht alte Schriften uns aufbewahrt haben *); jetzt aber ist alles verschwunden. Die eine dieser Zwillingsburgen: Neugleichen genannt, zeigt nur noch niedrige Mauern, die schon zum größesten Theil zum Schutthaufen zerbröckelt sind; die andre — Altengleichen — war, am Ende des vorigen Jahrhunderts noch mit einem hohen verwitterten und halbzerfallenen Thurm geschmückt, der jedoch im Jahre 1800 zusammenstürzte und nun den Berg mit seinen Trümmern bedeckt.

Die Anhöhe von Neugleichen scheint nur ein Anhang der, von

---

*) In Merians Topographie von Braunschweig und Lüneburg, Frankf. 1690. befindet sich eine Abbildung von den damaligen Ruinen der Gleichen. Neuere haben Riepenhausen und Besemann in Göttingen in Quartformat geliefert. In Merians Topographie von Hessen findet sich eine Abbildung der Gleichen zur Zeit als sie noch bewohnt waren.

Altgleichen zu sein. Die Oberfläche der letztern ist von einem so geringen Umfange, daß man sich geneigt fühlt, über die Genügsamkeit unserer Vorfahren zu erstaunen, die in einer Burg, welche möglicherweise nur sehr klein gewesen sein konnte, mit ihren Mannen und Rossen, Frauen und Fräulein, ein adlich=ritterliches Leben zu führen wußten, wozu heut' zu Tage räumliche Schlösser und meilengroße Parks, Hotels in den Residenzen und jährliche Bade= oder Vergnügungsreisen, kaum hinreichenden Raum gewähren. — Von einem Graben, oder einer Umfangsmauer ist keine Spur mehr zu sehen und wahrscheinlich muß auch die Gestalt des Berges einige Veränderungen erfahren haben, denn sein Gipfel ist jetzt so steil, daß man nicht begreift, wie es früher möglich war, hinaufzureiten.

Auf der Höhe der Trümmern von Neugleichen aus, werden wir durch die Aussicht auf eine weite, herrliche Landschaft mit duftigen Fernen angenehm überrascht.

Gegen Norden und Osten erheben sich in weichgetuschten Fernen im zartesten Farbenduft die schönen Harzgebirge und das Hochland des Eichsfeldes. — Die Städte Scharzfeld und Heiligenstadt sieht man in der Ferne. Gegen Westen hin erheben sich die Thürme von Göttingen über den Horizont. Ueber Altengleichen hinwegblickend, entdeckt man die Ruinen des alten Hanstein, so wie die der Burg Arnstein, bei Witzenhausen. In den Mittelgründen dieses reichen Panorama schimmern die rothen Dächer vieler Dörfer und Edelsitze von Baumgruppen umgeben auf dem Sammetteppich fruchtbarer Thäler, gelber Aehrenfelder, grüner Wiesen und dunkler Laubwaldungen. — Unten am Fuß der Gleichen liegt das Dorf Gelgehausen, in jener heitern Ruhe, die dem ganzen Bilde in warmen Farbentönen des Abendhimmels mehr den idillischen als den hochromantischen Character — den so manche andre Burgruinen gewähren — giebt.

Die beiden Gleichen liegen einander so nahe, daß man nur weniger Minuten bedarf, um von Neugleichen nach Altengleichen zu gehen. Die Aussicht auf dieser letztern Höhe ist beschränkter durch hohe Ulmen und Buchen, welche jedoch dem Aufenthalt daselbst eine poetische Ruhe gewähren. Ein Durchblick gestattet die Ansicht der Ruinen von Neugleichen, die von der Höhe von Altengleichen angesehen, eine malerischere Ansicht gewährt, als wenn man sich mitten unter den Trümmern derselben befindet.

Auf beiden Gleichen findet sich kein Baum, kein Bruchstück einer Mauer, worauf nicht zahlreiche Besucher, besonders von der studirenden Jugend ihre Namen mit Datum und Jahrszahl verewigt haben. Schon dieses lebende Stammbuch zu betrachten und durchforschen, gewährt Unterhaltung, indem man sich oft angenehm überrascht fühlt, durch die Namen alter Bekannten oder lieber Jugendfreunde die in den Stein geritzt, oder in die Baumrinde geschnitten, sich finden.

So findet sich überall die lebendige Gegenwart an die todte Vergangenheit angeknüpft und neue Lebensbezeichnungen geweckt, wo die alten erlöschen.

## 2. Geschichte.

In alten Chroniken *) wird über die Entstehung dieser nun längst verfallenen Zwillingsburgen erzählt, daß zwei sächsische Grafen von Gleichen, sie erbaut, befestigt und bewohnt hätten. Aber wegen Wegelagerung und Landfriedensbruch habe Kaiser Otto IV. sie in des heiligen römischen Reichs Ober= und Unteracht erklärt und die Bewohner der umliegenden Gegend hätten ihre Dränger verjagt. Darauf habe der Kaiser die Grafschaft Gleichen seinem Burghauptmann Heinrich von Uslar überlassen und dieser habe, um seines Besitzes für ewige Zeiten sicher zu sein, mit dem einen der vertriebenen Grafen zu Erfurt im Jahr 1211 einen Vertrag abgeschlossen, kraft dessen die Grafen allen ihren Ansprüchen auf diese Gleichen bei Göttingen feierlichst entsagt hätten. Sie hätten sodann das Schloß Gleichen in Thüringen erbauet, wo ihre Nachkommen noch Jahrhunderte lang gelebt hätten.

Diese ganze Geschichte hat aber ein neuerer Geschichtsforscher — Wolf in Nörter **) — für fabelhaft erklärt und diese Meinung beurkundet.

Vielmehr gehörten diese beiden Gleichen welche, wegen ihrer Gleichheit in der Niedersächsischen Mundart früher, die Lychen — später erst die Gleichen — genannt wurden, sammt allen umliegenden Dörfern und Gütern im elften Jahrhunderte zwei mächtigen Dynasten, den Grafen Ezike und Elle von Reinhausen an. Jener starb frühzeitig, dieser aber hinterließ vier Söhne und zwei Töchter. Die Eine derselben — Richenza — wurde von einem kühnen Liebesritter, Gerald von Immenhausen, entführt; die andre, Mathilde, vermählte sich einem Ritter Hermann von Winzenburg aus Baiern. — Von den vier Söhnen des alten mannhaften Elle von Reinhausen, wurde der Eine Bischof von Hildesheim, die drei übrigen — Konrad, Herrmann und Heinrich, faßten mit ihrer Schwester Mathilde, den frommen Entschluß, ihren Stammsitz Reinhausen, der nicht weit von den Gleichen lag, nebst allen dazu gehörigen Gütern und Gefällen zu der Gründung eines Stifts in Reinhausen zu verwenden, das dem heiligen Christoph geweihet wurde.

Das geschah im Jahre 1090. Allein schon im Jahre 1111 verwandelte Mathildens Sohn, der auch Herrmann hieß, das Stift

---

*) Sagittarius, Geschichte der Grafschaft Gleichen und Specht: Geschlechtsregister der Familie von Uslar.

**) In seiner Geschichte des Eichsfelds.

in ein Kloster und setzte den bisherigen Mönch, der Reinhard hieß, als ersten Abt ein. Die Schirmherrschaft darüber — damals ein hohes Ehrenrecht, das oft viel Kampf und Sorge veranlaßte, aber auch bedeutende Vorrechte gewährte — wurde dem jedesmaligen Aeltesten aus der Familie der Grafen von der Winzenburg übertragen. Da aber dieses gräfliche Haus bald ausstarb, so übertrug der, von mehren Seiten bedrohte Abt Reinhard, das Schirmrecht einem Ritter, Degenhard von Bodenhausen. Doch der Schutz desselben mochte nicht kräftig genug gewesen sein, um zu hindern, daß geistliche und weltliche Nachbaren in jenen rechtlosen Zeiten zugriffen und von den schönen Klostergütern an sich rissen, was ihnen beliebte. Andre machten sich die Schwäche des Schirmherrn zu Nutze und entrichteten die Gefälle und Zehnten nicht, womit sie dem Kloster verpflichtet waren, wodurch dann viele einträgliche Gerechtsamen desselben verloren gingen.

Unter denen, die besonders das schutzlose Kloster bedrängten und zugriffen, war einer der Aergsten, ein wilder Abentheurer, der sich Bruno von Geliegehausen nannte. — Er war einer jener fahrenden Ritter, von denen man nicht wußte, woher sie kamen, die überall auf fremde Kosten lebten, bald die Gastlichkeit der Klöster und Burgherrn in Anspruch nahmen, bald von Bauern ertrotzten, von Reisenden erpreßten, was sie für sich und ihr abgetriebenes Roß an Lebensunterhalt bedurften, dann im Walde mit Raubgesellen übernachteten und als Wegelagerer den bepackten Saumrossen wandernder Kaufherrn auflauerten, oder von fetten Prälaten einen Zoll aus dem Klosterschatz erzwangen. — Dieser Abentheurer hatte sich im Dorfe Gelgehausen gefallen, war mit Rossen und Knechten dort eingelagert und spielte bald den Herrn, worauf er sich ohne Weitres von Geliegehausen nannte.

So viel ist gewiß, daß Herzog Heinrich der Löwe sich des Klosters Reinhausen annahm; indeß jener Herr von Geliegehausen mochte sich wohl, als ein tapferer Degen, jenem kriegerischen Herzoge nützlich gemacht haben; wenigstens findet sich keine Spur, daß ihm Heinrichs sonst so strenge Gerechtigkeit den übelerworbenen Raub am Klostergut wieder abgenommen habe.

Nun versank aber die Geschichte der Gleichen bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts in das Dunkel eines klösterlichen Stilllebens. In jener Periode trat nämlich die Familie von Uslar, nach alten Urkunden als Besitzerin der Gleichen aus dem Dunkel hervor. Diese Familie besaß jene Herrschaft als feines Stammgut, ohne daß jedoch jemals die Erwerbsart desselben ermittelt ist. Denn was darüber (1636) der Superintendent Specht in Uslar in seinem Geschlechtsregister der Familie von Uslar fabelte, beruhet offenbar auf keinem geschichtlichen Grunde. Sein Buch war mehr von dem Geiste der Schmeichelei dieser Adelsfamilie, als von dem, historischgründlicher Forschung dictirt.

Die Familie von Uslar zerfiel in zwei Linien, wovon die eine das alte Haus Gleichen mit drei Viertel und die Andre das neue

Haus Gleichen mit einem Viertel der bisher gemeinschaftlich besessenen Güter erhielt. Beide lebten aber in gegenseitiger Feindschaft und es geht die Sage, daß einst beide Herrn von Gleichen aus den Fenstern ihrer Burgen auf einander geschossen hätten und zwar so unglücklich, daß durch zwei Schüsse a tempo beide gegenseits getödtet worden wären.

Eine der nachtheiligen Folgen dieses unglücklichen Familienhaders war, daß die Linie von Altgleichen, um mächtigen Schutz und Rückhalt zu gewinnen, ihre ganzen Besitzungen den Herzögen von Braunschweig zu Lehn antrug und von diesen als Lehn wiederempfing. Ihre Absicht aber — dadurch ein bedeutendes Uebergewicht über ihre Vettern zu gewinnen, vereitelten diese dadurch, daß sie die ganze Herrschaft Neugleichen (1451) an den Landgrafen Ludwig von Hessen, dem Friedfertigen, für 4000 Gulden verkauften. Die Verkäufer Heinrich und Ernst von Uslar aber begaben sich in das Kloster Reinhausen, erbauten von dem empfangenen Gelde vor dem Kloster ein Hospital und führten fortan als Mönche ein frommes ascetisches Leben.

Der neue Besitzer von Neuengleichen, Landgraf von Hessen, versetzte jedoch die Burg und Zubehör pfandweise einem Herrn von Bodenhausen. Indeß wurden zwischen den zu nahe wohnenden Familien die alten Grenzstreitigkeiten mit neuer Erbitterung wieder aufgenommen, bis endlich braunschweigsche und hessische Commissarien, die Grenzen regulirten, wodurch der Hauptgegenstand des alten Haders endlich beseitigt wurde.

Die Herrn von Bodenhausen erhielten ihre Burg Neuengleichen, so wie die auch vor derselben erbaute Kapelle des heiligen Christoph noch einige Zeit im baulichen Stande. Indeß bewohnten sie die Burg nicht, sondern ein Amthaus in der Ebene, das Wettmansdorf hieß.

Die Burg Altengleichen wurde noch im Jahre 1555 von den Uslars bewohnt. Dann zog sich auch diese Familie hinab in die Ebene, wo sie in einigen ihr zugehörigen Ortschaften Amtshäuser erbaute und bewohnte.

Jetzt noch steht die Ruine von Neugleichen unter hessischer und die von Altgleichen unter braunschweigscher Landeshoheit.

**H. C. R. Belani.**

---

# Lauchstädt.

Zwei Stunden von Merseburg entfernt, liegt in einer flachen, fruchtbaren Gegend und hat als Badestädtchen einen guten Klang. — Die Najade des Bades kann sich freilich nur einer sehr untergeordneten Wirksamkeit rühmen, doch soll sich der mineralische Gehalt des Wassers seit einigen Jahren verstärkt haben. Für Diejenigen, denen es nicht allein genügt, ist durch eine Struve'sche Trinkanstalt gesorgt. — Die nächste Umgebung bietet fast gar keine Spazierörter dar, geschweige denn solche, die mit der Rudelsburg bei Kösen in Vergleich kämen; auf der andern Seite aber hat es vor den kleinern Bädern im Nordosten Deutschlands den Vorzug, daß die Kunst und die Sorge für geselliges Leben der minder freigebigen Natur zu Hülfe kamen. Daher finden sich denn jeden Sommer aus den nahe liegenden Städten Leipzig, Merseburg, Halle, ja selbst aus Berlin Familien daselbst ein und wenn auch die Badeliste nicht leicht über hundert Nummern aufzählt, so finden sich doch auf derselben die Namen der liebenswürdigsten und ausgezeichnetsten adeligen Familien der Umgegend. — Zum Sammelplatz der Badegäste dient vorzüglich der schöne und geräumige Salon mit den unmittelbar in der Nähe gelegenen Anlagen. Er wurde vom Kurfüsten Friedrich August III. von Sachsen erbaut und vor einigen Jahren durch die Milde Sr. Majestät des Königs von Preußen sehr geschmackvoll neu decorirt und meublirt. Den Plafond zieren recht hübsche Malereien, die gleichfalls neu sind. —

Am lebhaftesten ist Lauchstädt an schönen Sommertagen; dann wimmelt Nachmittags der Salonplatz von fröhlichen Menschen und namentlich findet sich Merseburgs schöne Welt und die akademische Jugend von Halle daselbst ein, so daß es gar nichts Seltenes ist, gegen 100 Wagen auf dem Markte anlangen zu sehen. — Zu den besten Vergnügungsörtern gehört das Theater. Dieses für einen so kleinen Badeort recht hübsche Schauspielhaus wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts vom Herzoge Carl August von Weimar gebaut und lange Zeit spielte daselbst die Weimarsche Truppe; dann eine Zeit lang die Kästner'sche Gesellschaft aus Leipzig. —

**Thg.**

# Himmelgarten.

Die Mädchen bleichen Wäsche,
Und springen im Gras' herum;
Das Mühlrad stäubt Diamanten,
Ich höre sein fernes Gesumm.

H. Heine.

Weder durch schöne oder alterthümliche Gebäude, noch durch eine reizende Umgebung ausgezeichnet, liegt, eine kleine Stunde von Nordhausen entfernt, das ehemalige Augustinerkloster und jetzige stolbergsche Kammergut Himmelgarten. Obwohl in der Nähe der Stadt, liegt es doch in friedlicher Stille und ländlicher Abgeschiedenheit da und hat zu seiner Nachbarschaft nichts als eine Mühle, die Kukuksmühle, welche zugleich Wirthshaus ist.

Nur Weniges ist uns von seiner Geschichte aufbewahrt. — Aus einer alten Urkunde vom Jahr 1297 geht hervor, daß dasselbe von den Grafen von Hohenstein gestiftet worden ist, zu welcher Zeit dies aber geschehen, ist unbekannt. Erst gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts wird es hier und da erwähnt. Herr von Rohr vermuthet, daß es seine ersten Conventualen aus dem Augustinerkloster zu Erfurt bekommen habe, weil die Mönche zu Himmelgarten nichts unternahmen, was nicht von jenem Kloster in Erfurt gebilligt wurde. Uebrigens lag schon vor Gründung des Klosters hier ein Vorwerk, welches Rustungen oder Rossingen hieß, weshalb der von hier an der Nordhäuser Grenze hinfließende Bach noch heute der Rossingsbach genannt wird. Man bemerkte aber in dem dabei gelegenen Garten sehr oft einen blendend hellen Glanz, welcher vom Himmel herabkam und immer auf einer und derselben Stelle verweilte, und da man dadurch aufmerksam wurde und an der bezeichneten Stelle nachgrub, fand man eine gesegnete Hostie in der Erde, welche unter großen Feierlichkeiten von der Geistlichkeit

herausgenommen und hinweggetragen wurde. Das gläubige Volk strömte zahlreich herbei, gab reichliche Geschenke und so wurde an die Stelle des vom Himmel selbst bezeichneten Gartens das Kloster erbaut und Himmelgarten genannt. Der Magistrat zu Nordhausen wollte aber diese Namensveränderung nicht leiden, war den Mönchen auf alle Weise hinderlich und wenn ihnen auch Länderei oder Gebäude geschenkt oder vermacht wurden, so mußten sie es binnen Jahresfrist verkaufen. Geschah dies nicht, so bemächtigte sich Nordhausen des Grundstücks, verkaufte es und gab dann das Geld an die Mönche. Deshalb besaßen dieselben auch in der Stadt nichts und nur zwei, am Töpferthore belegene Plätze hatten sie nach manchen Schwierigkeiten käuflich an sich gebracht. Gegen das Jahr 1339 fingen sie an, wider des Rathes Wissen und Willen auf diesen Plätzen eine Kirche zu bauen, die sie mit großer Eile zu Stande brachten und eben so geschwind einweiheten. Als sie später reich wurden und viele Güter und Einkünfte besaßen, bauten sie die Anfangs unbedeutenden Klostergebäude von Neuem auf und ließen auch im J. 1507 eine herrliche Orgel für die Kirche verfertigen.

Die Bauern, welche so manches Kloster auf dem Gewissen haben, zerstörten im J. 1525 auch Himmelgarten. Sie plünderten es und zündeten es dann an. Die Mönche waren mit ihren besten Sachen und der Bibliothek bereits nach Nordhausen geflohen, und wurde dieselbe in der St. Blasiikirche aufgestellt, wo sie sich noch heute befindet. Unter den Büchern sieht man eins mit einem in Holz geschnittenen Christusbilde, neben welches eine Wunde gemalt ist und wobei die Worte stehen: Diese Gestalt ist dem Bilde der Gottseligkeit unsers Herrn Jesu Christi eingedrückt worden, die Figur der Wunde stellt vor die Wunde seiner Seite nach der Breite und Länge. Wer nun aus besonderer Andacht und Zerknirschung seines Herzens dieses Bild anschauen oder küssen wird, der soll von dem heiligen Papste Innocenz **VIII.** auf 7 Jahre Ablaß haben. — Ferner war ein hölzernes Kreuz vorhanden, auf dem man folgende Worte las: Dieses hier gegenwärtige Zeichen des Kreuzes stellt, wenn es zwanzigmal nach der Länge genommen wird, die Länge des Körpers Christi dar und wenn Jemand aus herzlicher Inbrunst und Andacht dieses Kreuz ehren und küssen wird, der soll den Tag über von der bösen Seuche befreit bleiben. —

Das verwüstete Kloster wurde nicht wieder zu kirchlichem Zwecke eingerichtet. Die Mönche gingen fast alle in das Augustinerkloster zu Erfurt und die Grafen von Stolberg nahmen als Landesherren Himmelgarten in Besitz. Später verpfändeten sie es, nebst Stempeda, an den Rath zu Nordhausen, der es bis zum J. 1721 inne hatte, wo es von den Grafen von Stolberg für 15,000 Gulden wieder eingelöst wurde und seit der Zeit auch bei Stolberg geblieben ist. (cf. v. Rohr: Merkw. des Unterharzes p. 159 — 64). Leuckfeld's Chronik von Marienberg.

**C. Duval.**

---

# Steigerthal.

Melodisch klingt im Walde
Das läutende Getön,
Wenn auf der Bergeshalde
Die Heerden weidend gehn.

L. Bechstein.

Die Lerche sang, der rothe Morgen glühte, als ich am Kloster Himmelgarten und der Kukuksmühle vorüber, zu dem Berge emporstieg, welcher „die Haardt" genannt wird. Man hat von dieser Höhe eine gar liebliche Aussicht in die goldene Aue hinein und auf die Berge von Kyffhausen an, bis hinauf zum Ohmberge und noch weiter hin. Die Städte Nordhausen, Heringen, Kelbra und sehr viele Dörfer von üppigen Saatfeldern, frischen Wiesen und schattigen Bäumen umgeben, bieten sich dem Auge des Beschauers dar und lassen ihn mit Entzücken vor diesem Gemälde verweilen.

Seliges Land der goldenen Aue, wie bist Du so reizend!
Nieder in's schwellende Gras regnet im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Bache den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt;
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am fernen Gebirg' Vesten und Hütten hinauf.
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch an's freundliche Tageslicht;
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um;
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.
Still ist's hier; kaum rauschet von fern die geschäftige Mühle,
Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad.

In der entgegengesetzten Richtung aber blickt man auf die hohen, bewaldeten Berge des Harzes, von dessen einer Kuppe die blendend weißen Mauern des stolbergschen Jagdschlosses Eichenforst herableuchten, und weiter links, mehr im Vordergrunde, auf die altersgraue Ruine der Ebersburg mit ihrem gewaltigen Thurmcolosse. Dicht zu den Füßen des Berges liegt in einem tiefen, engen Thale, rings von weißen, theils kahlen, theils bebuschten Kalkfelsen umgeben, das Dorf Steigerthal, welches sowohl seiner romantischen Lage wegen, als auch wegen mancher Naturmerkwürdigkeiten eines Besuches sehr werth ist. Die rothen Dächer leuchteten recht lebendig aus dem frischen Grün der Bäume hervor, die Kalkfelsen, durch das in ihren Schatten keimende Gesträuch noch mehr gehoben, blitzten im Sonnenscheine wie glänzendes Silber, die Waldvöglein sangen fröhlich, ein lauer West flüsterte in den Zweigen der hochwipfeligen Bäume und ich lagerte mich auf schwellendes Moos und betrachtete mit Entzücken die Landschaft, welche sich vor mir ausbreitete. Es war rings umher einsam und still. Weiße Schmetterlinge flatterten über den blumigen Rasen lautlos hin und her, schillernde Käfer krochen zu meinen Füßen, Millionen Insecten schwirrten und kreisten um mich her, ein Holzspecht hämmerte in der Ferne am Stamm, eine wohlgenährte Rinderheerde irrte mit melodischem Geläut durch das hohe Gras und ein alter Hirt blies unfern von mir auf einem Birkenblatt eine melancholische Weise.

Und als ich so umherschaute und endlich auch die nächste Umgebung musterte, wurde ich dicht neben mir einen halbbemoosten Stein gewahr, in welchen Figuren eingegraben waren. Ich betrachtete denselben näher und sah in demselben eine Glocke und eine Keule eingehauen. Umsonst spähte ich nach einer Inschrift und wandte mich endlich an den alten Hirten mit der Frage: ob er mir nicht sagen könne: was dieser Stein mit seinen Zeichen zu bedeuten habe?

O ja wohl! entgegnete der Alte. Es ist eine Geschichte hier vorgefallen, die in der Umgegend jedes Kind weiß.

War einst ein Glockengießer
Zu Stolberg in der Stadt,
Ein ehrenwerther Meister
Gewandt in Rath und That!

Er hatte schon gegossen
Viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Capellen,
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell und rein;
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

Auch die Stadt Stolberg verlangte ein Werk seiner Hand, und der Meister bot Alles auf, für seinen Wohnort eine ganz vorzügliche Glocke zu liefern. Aber es war, als ob der Böse seine Hand im Spiele hätte, — der Guß wollte durchaus nicht gelingen. Verdrieß-lich warf er die Arbeit bei Seite, befahl einem sechszehnjährigen Buben, welcher bei ihm die Glockengießerei erlernte, auf einen bestimmten Tag, an dem er zurückkehren werde, Alles zum Beginn der Arbeit bereit zu halten und wanderte hinauf nach dem Eichsfelde, wo sein Vater die gleiche Kunst mit vielem Lobe trieb, um demselben sein Mißgeschick zu klagen, und sich seinen Rath zu erbitten.

Der ernste Bube aber saß unterdessen daheim und sann unaufhörlich über den Grund nach, warum doch wohl seinem sonst so klugen Meister der Guß mißlungen sein möchte. Nach langem Grübeln hatte er die Ursache entdeckt, sprang fröhlich empor, arbeitete Tag und Nacht und bald stand die Glocke ohne Fleck und Tadel vor den entzückten Augen des Jünglings da.

Mit freudigpochendem Herzen ging er nun seinem Meister entgegen und hier an dieser Stelle traf er denselben sitzend und von der Anstrengung der Reise rastend. Nicht lange konnte er sein Geheimniß auf dem Herzen behalten und mit freudestrahlendem Antlitze entdeckte er dem Meister, daß die Glocke, von seiner Hand gegossen, schon fertig und wohlgelungen zu Hause stehe.

Da schwoll aber dem Meister die Stirnader dick auf vor Zorn und Scham, und die Wuth, sich von seinem Lehrlinge übertroffen zu sehen, bemächtigte sich seines sonst so milden Herzens. Er sprang auf, ergriff seinen Reisestab, und versetzte damit dem unglücklichen Knaben einen so gewaltigen Schlag über das Haupt, daß er blutend und mit gebrochenem Blick in das Gras zurücksank. Der Meister aber eilte, wie von Furien gepeitscht, mit schnellen Schritten von dannen. Sein Zorn war bei dem Anblick des Blutes verraucht, eine furchtbare Gewissensangst packte den kräftigen Mann, die rasche That gereute ihn und er kehrte eilig um, ob er vielleicht den hervorquellenden Blutstrom hemmen und den armen Knaben noch retten könne. Bald hatte er auch die Unglücksstelle wieder erreicht, aber es war keine Hülfe mehr möglich.

Der Knabe lag am Boden,
Er hört' und sah nicht mehr;
Ach Meister, wilder Meister
Du schlugst auch gar zu sehr.

Verzagend floh dieser hinweg. Unstät und flüchtig wie Kain irrte er die ganze Nacht im Walde umher und als der Morgen anbrach, war sein Entschluß gefaßt. Er ging nach Stolberg zurück,

Und stellt sich dem Gerichte,
Und klagt sich selber an.

Es thut den Richtern wehe
Um den sonst wackern Mann.

Doch kann ihn keiner retten
Denn Blut will wieder Blut.
Er hört sein Todesurtheil
Mit ungebeugtem Muth.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht
Und seine Seele schwebte
Empor zum hellern Licht.

Also sprach der Hirt. Und ich dankte demselben für seine Erzählung und stieg hinab in das nomen et omen habende Dorf. Daß früher, wie einige Chronisten glauben, hier eine adelige Familie von Steigerthal gehaust, ist sehr unwahrscheinlich und wird auch nur aus einem Diplome vom Jahr 1320 vermuthet, welches Christianus, ein Mönch im Kloster Himmelgarten, ausgestellt und in welchem er einen gewissen Conrad erwähnt, der als der Sohn eines Nordhäuser Bürgers Conrad von Steigerthal aufgeführt wird.

Rings um das Dorf her bricht ein sehr schöner Alabaster in einigen zwanzig verschiedenen Sorten.

Unterhalb des Ortes wird ein ziemlich starker Bach von einer Kalkschlotte, deren es in der Gegend eine große Menge giebt, verschlungen und kommt etwa tausend Schritte davon bedeutend stärker wieder hervor, so daß er mehrere Mühlen treibt.

Eine Viertelstunde südlich, nach Urbach zu, liegt an der Nordseite eines ziemlich steilen und beträchtlich hohen Berges eine Höhle, welche „das Försterloch" oder „die Leopoldshöhle" heißt, weil sie ein Förster, Namens Leopold, entdeckte. Sie ist zwar nicht mit der Baumannshöhle zu vergleichen, allein sie ist auch nicht eben ganz unbedeutend zu nennen, denn sie besteht aus 11 Abtheilungen. Der Eingang liegt hoch oben am Berge und, sich bückend wie ein Hofmann, gelangt man in das erste Gewölbe. Es ist ziemlich geräumig, enthält aber sonst nichts Bemerkenswerthes, als Namen derjenigen, welche diese Höhle besuchten. Links führt eine Oeffnung, welche einem Backofenloche gleicht, in die zweite Höhle, welche tiefer liegt und auch weiter und höher ist, als die erste. Man findet in den Felsen die Jahreszahl 1549 eingehauen. Wenn sie ächt ist, so muß die Höhle früher bekannt, später aber wieder in Vergessenheit gerathen sein, und Förster Leopold fand sie im vorigen Jahrhundert nur wieder auf. Aus diesem Raume gelangt man auf ziemlich engem Wege in die dritte und wiederum durch eine lange Schluft in die vierte Abtheilung, in welcher der Name GERHAVEN mit ziemlich alt aussehenden Lettern zu lesen ist. Von hier aus muß man wieder in einem schmalen Gange hingehen bis an einen Felsen, welcher

die Höhle quer durchzieht und jedes weitere Vordringen zu hemmen scheint. Um weiter zu gelangen, muß man entweder unter oder über diesen Fels hinklettern, was gleich gut oder, besser gesagt, gleich schlecht geht. In der Mitte der fünften Höhle, welche die größeste von allen ist, liegt ein großes, von der Decke herabgestürztes Felsenstück. Bis jetzt hat sich der Weg immer gesenkt, jetzt aber geht der Pfad steil hinan in die sechste Höhle, vor deren Eingange wieder ein Felsen liegt, welcher überklettert werden muß. So geht es fort bis ans Ende der letzten Höhle, aus welcher nur ganz niedrige, unzugängliche Felsspalten führen. Der Kalkstein, in welchem diese Höhle liegt, ist sehr fest und der Besuch derselben daher ohne Gefahr.

Außer dieser Höhle gibt es noch eine Menge von Schlotten und Spalten, unter denen „das Fohlenloch" am bemerkenswerthesten ist.

Im siebenjährigen Kriege, erzählte mir ein alter Mann, nahmen die Soldaten den Bauern in der Umgegend alle Pferde hinweg und ein Einwohner von Steigerthal versteckte daher ein schönes junges Fohlen in eine Höhle und brachte ihm täglich ganz ins Geheim das beste Futter, welches er hatte. Endlich waren die Feinde aus der Gegend verschwunden und der Bauer eilte mit schnellen Schritten nach der Höhle, das schöne Thier abzuholen. Allein wie erschrak er, als er die Bemerkung machte, daß dasselbe unter der Zeit so groß geworden, daß keine Möglichkeit vorhanden war, es durch die Oeffnung, durch welche er es in die Höhle gebracht hatte, wieder herauszubringen und er sah sich endlich, nachdem er es noch eine Zeit hindurch erhalten, genöthigt, dasselbe todt zu stechen.

Beim Pflügen und Steinebrechen werden in der Umgegend Steigerthals oft Knochen herausgegraben, welche Thieren angehören, die entweder gar nicht, oder doch wenigstens hier nicht mehr existiren und vor etwa zwanzig Jahren wurde ein ganz verkalktes, vollständiges Elephantengerippe ausgegraben, das in das Försterhaus zu Steigerthal gebracht und dort aufbewahrt wurde. Die Hüftkugeln hatten einen halben Fuß im Durchmesser und das stärkste Ende eines Zahnes war sechs Zoll.

An dem Wege, welcher von Steigerthal nach Neustadt unter dem Hohensteine führt, liegen die Reste einer Kirche, welche einem im Bauernkriege, Andre sagen: im dreißigjährigen Kriege zerstörten Dorfe „Hunoldsdorf" angehörte, und eine ähnliche etwas besser erhaltene Kirchenruine des ehemaligen Dorfes „Liebigerode" schaut an der Straße nach Stempeda aus dem Gesträuch hervor. Als beide Dörfer zu gleicher Zeit verwüstet worden waren, begaben sich die übriggebliebenen Einwohner derselben nach Steigerthal und siedelten sich dort an. Die ganze Feldmark von Liebigerode lehnt noch jetzt an die Kirche in Steigerthal.

Bei dieser kleinen Ruine Liebigerode ist ein gar trauliches Plätzchen. Der üppige Rasen ladet zur Ruhe ein, das Haselgesträuch rings umher flüstert so heimlich, die gegenüberliegende schroffe Fels-

wand blickt ernst auf das Thal hernieder und der Vögel tausendstimmiges Lied erschallt aus Busch und Baum. Ich warf mich in das Gras, träumte mich zurück in die Zeit, wo an dieser Stelle Hunderte thätiger Menschen wohnten, wo hier das Geläut des jetzt eingesunkenen Thurmes die Gemeinde zusammenrief und aus diesen öden Mauern der Gesang frommer Christen ertönte.

Und lieblich sank aus unbewölktem Blau,
Des goldnen Abends süße Ruh' herab!
Ein sanftes Rosenlicht umfloß den Hain,
Mischt' mit des Baches Silberwelle sich,
Bepurpurt' Berg und Thal und Wiesenflur,
Und immer stiller ward es rings umher!
Nur dort, im blühenden Gesträuche sang
Mit sanfter Klage noch die Nachtigall,
Dem hingeschiednen Tag ein Sterbelied.

---

(cf. Lessers physicotheologische Schriften p. 116. von Rohr's Merkwürdigkeiten des Unterharzes pag. 291 und 305.)

C. Duval.

---

Die Sage
von
# dem verwünschten Vogelsteller
in
den Teufelslöchern bei Jena.

---

Wer über die Camsdörfer Brücke bei Jena an dem linken Saalufer hinwandert, gelangt zu den wundersam gebildeten Felsmassen in denen mehrfache Höhlen und Schluchten zu schauen, bekannt unter dem Namen der Teufelslöcher, und weiland gescheut und gefürchtet von den Bewohnern des Dörfchens Wöllnitz.

Dort wohnte in grauer Vorzeit ein Fischer, Thomas geheißen, der nie vorüberging an den Teufelslöchern, ohne ein Kreuz zu schlagen und auszurufen: Ha! ha! Das merkte sich sein Vetter Curt, ein junger Bursche, brav, aber arm und elternlos, den Thomas aus christlicher Liebe zu sich genommen. Es begab sich aber, daß Curt einstmals nach Jena wanderte mit einem Körbchen Fische, die er dort verkaufen wollte. Als er nun in die Nähe der Teufelslöcher kam, rief er ebenfalls: Ha! ha! vergaß aber das Kreuz zu schlagen. Da stand plötzlich ein Mann vor ihm, mit grauem Bart, ein Jagdgeschoß in der Hand und wie ein Waidmann gekleidet. Mit funkelnden Augen ihn anblickend fragte er mit rauher Stimme, was er hier zu schreien und zu rufen habe, und ob er etwa den Vogelsteller sehen wolle. Welchen Vogelsteller? entgegnete Curt verlegen, ein paar Schritte zurücktretend. „Solltest du," entgegnete der Waidmann, nie etwas gehört haben von einem, der sich Kauz nennt. Er hat hier seinen Vogelheerd, sucht sich im Frühling Kräuter und Wurzeln, fängt im Sommer Fische, und treibt im Herbst das edle Waidmannshandwerk." — Curt betheuerte, von einem solchen Manne nie etwas gehört zu haben. „Willst du ihn kennen lernen, fuhr der Jä-

ger fort, so begieb dich dort in seine Höhle, da wo die beiden Brünnlein rieselnd hervorbrechen durch die Felsenspalten." Curt entschuldigte sich, daß er keine Zeit habe und mit seinen Fischen eilig nach Jena wandern müsse. „So laß das Schreien," sprach der Waidmann, ihn mit finsterm Blick betrachtend, „sonst kommt Kauz von selbst hervor." So sprechend, schritt er den Fußpfad neben dem Felsen hinauf, während Curt in die Stadt eilte, und nachdem seine Fische verkauft, schnell den Heimweg antrat. Er hatte die Erscheinung des Waidmanns nicht vergessen. Sein Haar sträubte sich empor, als er in die Nähe der Teufelslöcher kam, und seine Schritte wurden immer unsicherer. Eh' er sich's versah, lag er im Schlämme der beiden Bächlein. Zugleich hörte er ein furchtbar gellendes Hohngelächter. Erschrocken raffte er sich empor, lief heim, und erzählte seinem Pflegevater, was ihm begegnet. Thomas blickte bei der Erzählung düster vor sich hin, und warnte ihn ernstlich vor dem bösen Vogelsteller, der den sorglosen Wanderer hineinlocke in die Teufelslöcher, aus denen noch nie Jemand wieder herausgekommen. „Hüte dich, Curt, sprach er, und geh' ihm aus dem Wege. Offenbar ist er einer von den Götzen, die die Sorben weiland angebetet bei Ziegenhain, und die der heilige Bonifacius auf seiner Wandrung durch Thüringen in jene Felsen und Klüfte gebannt. Dort müssen sie kauzen und den jüngsten Tag erwarten. Das hat mir der Pater Liberius in Burgau oft erzählt."

Es begab sich aber, daß Curt einige Tage nachher mit Fischen nach der Lobdaburg gesandt ward. Da betrachtete ihn der Graf von Arnshaugk mit wohlgefälligen Blicken, ihn fragend, ob er wohl Lust habe, ihm als Knappe zu dienen. Dieser Antrag gefiel dem rüstigen Burschen, der zu dem Fischergewerbe eben keine sonderliche Neigung in sich verspürte. Der Graf äußerte, er wolle darüber mit dem alten Thomas sprechen, und als dieser seine Zustimmung gab, ward Curt aufgenommen unter die Lobedaburger Knappen. Der junge Fischer erschien nun in einem stattlichen Wams, mit Blechhaube, Spieß und Schwert. Zugleich hatte er ein Roß erhalten von dem Grafen, den er auf seinen Streifzügen in der Umgegend begleitete. Der Weg führte sie einst bei den verrufenen Teufelslöchern vorüber. Da erzählte Curt seinem Herrn das Abentheuer, das er dort bestanden, und der Graf berief sich auf manche glaubwürdige Erzählung von dem Unwesen, das der verwünschte Vogelsteller Kauz von jeher in den Teufelslöchern getrieben. Während er so sprach, hörten sie deutlich im Innern des Felsens den Klang von Geigen und Flöten, als würde dort zu einem festlichen Tanz geblasen. Laß uns eilen, sprach der Graf, daß wir nicht in die Klauen des Unholds gerathen, der oft näher ist, als man glaubt!" Curt aber konnte die Neugierde nicht unterdrücken, das Treiben in dem Felsen mit anzusehen.

Es begab sich aber, daß er den Grafen einst begleitete zu dem Markt, der jährlich in Lobeda gehalten zu werden pflegte. Er hatte die Herrlichkeiten, die dort zur Schau ausgestellt waren, längst be-

trachtet, und sich in das Zechhaus begeben, wo gar lustig getanzt, getrunken und gelärmt ward. Ergriffen von dem allgemeinen Taumel, ergriff Curt eine rasche Dirne, sich weidlich mit ihr im Kreise umherschwenkend. Da winkte ihm ein alter unbekannter Knappe hinaus unter die Linde vor dem Zechhause, wo sie sich auf eine Bank niederließen und sich ergingen in mannigfachem Gespräch. Der Unbekannte, der sich für einen Reisigen des Schenken von Döbritschen ausgab, wußte gar viel zu erzählen von dem verwünschten Vogelsteller und behauptete zuversichtlich, er befinde sich mitten unter den Tanzenden, weil er sich in mannigfachen Gestalten zu zeigen pflege. Bei solchen Gelegenheiten habe Kauz schon oft manche hübsche Dirne hinweggeführt, und nie wäre sie wieder gesehen worden. Curt's Neugier ward immer reger, als ihm jener vertraute, daß er selbst in den Teufelslöchern gewesen. „Ich bin, sprach der Fremdling, bis an den großen Teich gekommen, mitten im Berge. Drüber hab' ich mich jedoch nicht gewagt. Denn da funkelten so viele Lichter und so viele Mädchen sah ich dort sitzen, schlank und zierlich, wie Wachspuppen. Zu meiner Sicherheit hatt' ich freilich einen Krötenstein bei mir, den man in dem Wasser bei den Teufelslöchern findet, doch nicht zu allen Zeiten.“ Curt wollte sich eben genauer erkundigen, was es mit diesem Stein für eine Bewandniß habe, als der laute Ruf: Zu Rosse! zu Rosse! das Gespräch unterbrach. Es waren die übrigen Knappen, die ihn aufforderten, den Grafen zu begleiten, der sich eben in den Sattel geschwungen. „Wir sehen uns wohl ein andermal wieder!“ rief der Unbekannte, dem scheidenden Curt die Hand drückend.

Einst streifte dieser, mit seiner Armbrust umher im Forst. Da sah er unweit von dem Bächlein, die Ziege geheißen, einen Mann, der beschäftigt schien, Kräuter zu sammeln. Curt begrüßte ihn freundlich, und erfuhr, daß er in Ziegenhain wohnhaft und allerlei Wurzeln, Schwämme und Kräuter nach dem Kloster Bürgel zu tragen pflege, aus denen von den dortigen Mönchen mannigfache Arzeneien bereitet würden, vielfach erprobt durch ihre wundersame Heilkraft. Auch bei den Teufelslöchern, fügte er hinzu, wachse manches schöne Kraut, mitunter freilich auch Unkraut, wie überall. Das könne nur der Ziegenhainer Kräutermann unterscheiden, für den er sich ausgab. Eben im Begriff zu gehen, bückte er sich, und hob einen Stein aus dem vorüberfließenden Bächlein. „Wie froh wäre mancher, wenn er dich fände!“ sprach er, den Stein aufmerksam betrachtend. Curt äußerte seine Verwunderung. „Du magst wissen,“ sprach der Fremdling, daß diesen Steinen manche wundersame Kräfte verliehen sind. Dem, der sie bei sich führt, zeigen sie an, was vorgeht in den Tiefen der Erde. Mich aber kümmert das wenig; ich lobe mir, was über der Erde ist, und mein Wahlspruch bleibt: Genügsamkeit! So sprechend warf er den Stein wieder in den Bach, rasch von hinnen eilend. Curt aber griff danach und steckte ihn zu sich. Sein Pfad führte ihn nach Wöllnitz, an den Teufelslöchern

[illegible] ihn plötzlich ein anmuthiger Gesang, und er [illegible] einem Felsenvorsprung vortretend, die holdselige Dirne, [illegible] in dem Zechhause zu Lobeda. Sie sah ihn lächelnd [illegible] die braunen Haare aus dem Gesicht und schlüpfte, [illegible] Willkommen, mein Tanzgesell! in eine Schlucht, [illegible] verschwindend. Curt aber, von unbegreiflicher Neugier [illegible] durch eine schmale Oeffnung des Felsens einen schroffen [illegible] dessen Dunkel sich allmählig erhellte. Da bot sich ihm [illegible] Anblick dar. Er stand vor einem großen Teiche, [illegible] Jungfrauen, holdselig von Gestalt und statt- [illegible] hinter goldenen Spindeln. Doch keine [illegible] schlafen. Curt stand staunend da, versunken [illegible] Da scholl plötzlich ein lautes Gelächter. Von un- [illegible] fühlte er sich fortgeschleudert und stand plötzlich wie- [illegible] Zugange zu den Teufelslöchern.

[illegible] von hier, Bursche!" rief eine Stimme. Was hast [illegible] thun? Es war sein Pflegevater, der alte Fischer Tho- [illegible] erzählte ihm, was er alles gesehen in der Tiefe der Erde. [illegible] dort oben hast du wohl noch nicht geschaut!" versetzte [illegible], nach einer schroffen Felsklippe hindeutend. Dort stand eine [illegible] Gestalt mit braunrothem, schrecklichem Gesicht, gehüllt in [illegible] Mantel von Vogelfedern, unter denen Teufelskrallen hervor- [illegible]ten. Leimruthen gingen aus der Brust hervor, und unter ihm, [illegible] dem langen Barte saß eine Eule. „Das ist der verwünschte Vogelsteller!" sprach Thomas. In diesem Augenblick verschwand die Gestalt mit einem furchtbaren Kreischen. Thomas aber rieth dringend, daß Curt nach Burgau gehen, und um das Heil seiner Seele zu wahren, dort dem Pater Liberius beichten solle. Er fand ihn jedoch nicht daheim, und ungewiß, ob er warten oder nach der Lobdaburg zurückkehren solle, erblickte er, in einer Hausthür stehend, die holdselige Dirne, mit der er getanzt in dem Zechhause zu Lobeda, und die er späterhin bei den Teufelslöchern wieder gesehen. Er fragte einen vorübergehenden Knaben, wer das Mädchen sei, und erhielt zur Antwort: Hufschmidts Klärchen. Da giug er auf sie zu, und begrüßte sie freundlich. Sie aber hieß ihn willkommen, und bat ihn, einzutreten in das Haus und verlieb zu nehmen mit einem Kruge Milch und einem kleinen Imbiß. „Ich bin allein, fügte sie hinzu, mein Eltern sind nicht daheim."

Als nun Curt, der freundlichen Einladuug folgend, in das Zimmer trat, knurrte ihm ein kohlschwarzer Kater gar unfreundlich an, die blitzenden grünen Augen nicht von ihm wegwendend, als das Mädchen hinausgegangen, um das Frühstück zu holen. Curt lehnte sich ins Fenster; der Kater knurrte und murrte fort. Das Mädchen hatte indessen Speise und Trank auf den Tisch gesetzt, bat ihn Platz zu nehmen und setzte sich neben ihn, indem sie vertraulich den Arm um seinen Nacken schlang. Da that der Kater einen so lauten

Schrei, daß Curt heftig erschrak. „Er ist eifersüchtig!“ sprach das Mädchen lächelnd und drückte einen glühenden Kuß auf Curts Lippen. Er ward dadurch noch schüchterner und verlegener, als bisher, sie aber immer zärtlicher und heftiger. Da rief der Kater plötzlich mit einer menschlichen Stimme: „Fang ihn!“ Klärchen warf entrüstet ihren Pantoffel nach dem Kater, der mit dem lauten Ruf: „Halt! halt!“ zum Fenster hinaussprang. „Hast du einen solchen Gespons,“ rief Curt entrüstet, so bedarfst du meiner nicht! Leb wohl du listige Katzenbraut! So sprechend, verließ er schnell das Zimmer und eilte nach der Lobdaburg, sich unterwegs heftige Vorwürfe machend, sich den Lockungen des Mädchens nicht eher entzogen zu haben. „Mit dir scherze und tanze ich nicht wieder!“ sprach er zu sich selbst.

Ein heftiges Fieber überfiel ihn, als er kaum angekommen auf der Veste. Dem herbeigerufenen Pater Liberius aus Burgau vertraute er, was ihm begegnet. Der aber äußerte, für seinen Vorwitz und seine unreine Begierde habe er mit Recht seine Strafe empfangen. Allgemein bekannt sei es ja, daß Klara eine Hexe und Zauberin, die schon manche Männer in ihr Garn gelockt und längst ihren Lohn dafür empfangen haben würde, wenn nicht der Graf von Käfernburg, der hier Gaurichter, sie bisher in seinen Schutz genommen. Aber tröste dich, fügte er hinzu, mein Freund, der Abt Lucas im Kloster Bürgel wird dich mit geistlichem und leiblichem Trost in deinem gegenwärtigen Trübsal unterstützen. Dorthin ward Curt geschafft. Er fand eine freundliche Aufnahme, und der Abt, dem er treulich gebeichtet, entließ den wieder Genesenen mit den Worten: „Gehe hin, mein Sohn, zu den Teufelslöchern, und wirf den Krötenstein ins Wasser, und sprich: Weiche von mir du Teufelsbrut! Dann schlage ein Kreuz, vor dich und zu beiden Seiten, bet' ein Vaterunser, das Ave Maria, und ziehe fort aus dieser Gegend!“

Als Curt in die Gegend der Teufelslöcher kam, sah er am Eingange zu den Höhlen drei wunderschöne Jungfrauen sitzen, mit goldnen Spindeln. Aus ihrem Munde ertönten allerlei verlockende und bethörende Liebeslieder. „Singt, wie ihr wollt, sprach Curt, ihr zierlichen Katzenbräute! Mich bekommt ihr doch nicht in euer Garn! Da schlüpften die Jungfrauen, einen Blick voll Sehnsucht und Verlangen auf ihn werfend, in ihre Höhlen zurück. Curt aber wollte eben den Krötenstein ihnen nachwerfen, als plötzlich der verwünschte Vogelsteller vor ihm stand, in seiner wundersamen Gestalt, wie er sich bereits früher gezeigt. „Furchtsamer Gesell!“ sprach er, den Erschrockenen freundlich anblickend, vertraue mir! Ich will dich führen in die Tiefe der Erde, dir dort meine Schätze zeigen und alle die schönen Dirnen, die mir dienen. Du kannst wieder heimgehen, wenn du willst. Doch nicht unbeschenkt werd' ich dich entlassen; denn du gefällst mir wegen deines Muths und deiner Entschlossenheit. Verachte das Pfaffengeschwätz.“ —

„Hebe dich hinweg von mir! unterbrach ihn Curt, sich bekreuzigend, wie es der fromme Abt Lucas in Bürgel ihn geheißen. Der Vogelsteller zog sich murrend zurück. Noch einmal wollte er sprechen. Da warf Curt den Krötenstein nach dem Höhleneingang von sich, der sich, während er das Vaterunser sprach, sofort verschüttete, bis auf eine Oeffnung, die noch heut zu Tage zu sehen. Im Munde des Volks erhielt sich noch lange die Sage von dem verwünschten Vogelsteller, der sich dem Wandrer in mannigfachen Gestalten zeige, bald als Vogelfänger, bald als Jäger, bald als Fischer, bald als Kräutermann, Schwämme und Beeren sammelnd.

**Heinrich Doering.**

---

# Schwarzburg.

In dankbarer Brust trag ich noch immer die Höhen,
welche der Tannen Nacht mächtig und finster umkränzt,
und den grünenden Hain, der zum süßen Gemurmel der Schwarza
sanft einladend herabsteigt von der felsigen Höh',
und den waldigen Hügel, den inselartig geformten,
den in verzogener Bucht lieblich die Wiese umschlingt,
aber vor allen Euch, des Schlosses heilige Hallen,
alten Fürstengeschlechts nimmer entweiheten Sitz,
wo die Teutschheit noch weilte, bewahrt in Kraft und in Sitte,
die auf das Eigne nicht stolz, würdig das Fremde verschmäht,
wo zwei edle Geschlechter, die rühmend nennet die Vorzeit,
holder Eintracht Band glücklich und sicher verknüpft.

(den 10. Sept. 1810.)

Wilhelm von Humboldt.

Es gibt von Rudolstadt über Volkstedt und Schwarza zwei Wege in das eigentliche Schwarzathal. Der eine führt diesem Flusse nahe zur Seite, an der Knochischen Lederfabrik und der Pulvermühle vorbei. Erstere ist 1797, letztere 1739 errichtet, wird aber seit ihrer unheilbringenden Entzündung am 3. Sept. 1817 nicht mehr zu diesem Zwecke benutzt. Beide schauen freundlich aus den sie umgebenden Pappeln und Erlen hervor. Dicht am Einflusse der Rinne in die Schwarza sind zwei fahrbare Brücken über diesen Strom geschlagen. Von hier wendet man sich bei der Stadt Blankenburg links. — Der andere Weg geht unweit Schwarza, in derselben Richtung, über einen Hügel, die Warfe genannt, zwischen Feldern, Gebüsch und schattigen Bäumen hindurch. Wer diesen wählt, muß den Strom, in der Gegend der Papiermühle, auf

einem schmalen Steg überschreiten. Unvermuthet öffnet sich, von ferne kaum merkbar, die von steilen Felsenwänden umragte Schlucht, aus welcher die Schwarza hervorrauscht. Ihren Eingang bezeichnet auf dem rechten Ufer die erwähnte, höchst romantisch liegende Papiermühle, von wo aus Blankenburg nebst den Trümmern seines Bergschlosses sich wieder darstellt, und auf dem linken ein von dem 1813 verstorbenen Königl. Preußischen Bergrath Danz angelegtes, jetzt in das Gasthaus zum Schwarzburger Hofe verwandeltes Gebäude. Die dasselbe bekränzende Anhöhe war von dem ehemaligen Besitzer zu dem schönsten Weinberge der in den Jahrbüchern des Mittelalters wegen des außerordentlichen Ertrags ihrer Reben gepriesenen Gegend von Blankenburg umgeschaffen worden.

Empfindungen verschiedener Art bemächtigen sich der Reisenden, die das dunkele Schwarzathal betreten. Zagend und unempfänglich für das Größe und Erhabene, welches die mütterliche Hand der Natur demselben aufgeprägt hat, durchwandelt der, welcher meist in Ebenen lebte, diesen zwei Stunden langen Weg. Wer aber gebirgige Gegenden für seine Heimath erkennt, findet in den sich hier darbietenden Erscheinungen mannigfaltige Nahrung für seinen Geist, der mit jeder zu den Wolken aufstrebenden Höhe sich selbst emporgehoben fühlt. So läßt es sich erklären, warum dieser Gegend von einigen ihrer Besucher die Reize, welche andere mit Staunen und Entzücken erfüllen, zum Theil abgesprochen worden sind. Vielleicht gesellten sich dazu noch vorgefaßte Meinungen, eine dem Genusse der schönen Natur abholde Stimmung, oder die Jahreszeit, in der sie des Schmuckes belaubter Bäume und Sträuche entbehrte, um dieses harte Urtheil zu erzeugen.

Man hat das Schwarzathal öfters die deutsche Schweiz im Kleinen genannt. So wenig nun auch diese Benennung allgemein gebilligt wird, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß sorgfältige Beschauer der Alpen hier sprechende Aehnlichkeiten entdeckten, und daß in gebornen Schweizern bei seinem Anblicke lebhafte Erinnerungen an das theure Vaterland aufstiegen.

Die Schwarza breitet sich in diesem Thale bald weit aus und ihre silberhellen Gewässer schleichen am grünen, blumigen Ufer sanft dahin, bald drängt sie sich zwischen Bergen, deren Häupter einander nahe berühren, schäumend und mit lautem Getöse auf Felsenboden hindurch. Das hier und da kessel- und schneckenförmig gehöhlte Gestein beurkundet deutlich die Macht dieses Stromes und das tausendjährige Alter seines Bettes. An den Seiten desselben wechseln düstere, melancholische Wälder mit hellbeleuchteten, schroffen Felsenmassen, deren plötzlichen Einsturz man fürchtet und wo nur selten ein Baum dürftig emporsproßt. Bald gleichen sie aufgerichteten Trophäen, bald dem Kirchhofe voller Grabdenkmale. Hier strebt ein Fels von wunderbarem Bau, dem die Natur die mannichfaltigsten Formen und anmuthigsten Farben lieh, deren sanfte Mischung noch herrlicher hervorstrahlt, wenn ihn die Sonne bescheint, zu den Lüften. Jetzt ruht das von jenem Glanze gesättigte Auge auf dem

Schatten dichter Waldung. Nun krümmt sich der Fluß in mehreren Bogen, um durch die ihm den Lauf vertretenden Berge sich Bahn zu machen. Auch der Wanderer besorgt, einen davon übersteigen zu müssen. Allein vergebens. Unvermuthet sieht er sich hin zu dem staunenswürdigen Kirchenfelsen versetzt, an dessen Fuße die Schwarza brausend das steinerne Wehr durchwühlt, während der nahe Forst in schweigender Ehrfurcht kühlende Schatten umherstreut. An dieser Stätte hat die Natur, diese unerreichbare Bildnerin, Alles vereinigt, um das große Gemälde zu vollenden und dessen unterscheidenden Ton mit kräftigen Zügen aufzutragen. — Von hier aus gewinnt das Thal eine etwas veränderte Form. Der Weg, der bisher mit dem Gebirg einerlei Richtung nahm, lenkt sich nun zum Ufer des Flusses, und führt durch Buschwerk und Hecken, dann an hohen Wänden schwarzer Tannen hin, wie in Alleen eines Parks, in welchen sich das Auge verliert. Ueberraschend ist der Uebergang von Natur und Kunst. Hier, wo sonst kleine Wiesenflecken, von Gebüsch umringt, grünten und labyrinthische Pfade durch das Holz geleiteten, ebnet sich jetzt der Weg durch lange Räume des Waldes. Unvermuthet aber ändert sich die Scene wieder in Natur, da wo ein krystallner Quell vom Felsen herab zur Schwarza stürzt. Zwei hohe Fichten mit hangenden Aesten sind aus einem Felsenstücke gewachsen, welches die Fluten umrauschen. An dasselbe schließt sich der Floßrechen, für die oft nicht unbedeutende Holzflöße bestimmt, welche seit Jahrhunderten auf diesem Strome Statt fand. Einige hundert Schritte über demselben ist 1838 das sogenannte Schweizerhaus, zunächst als Wohnung für den Thiergärtner, erbaut worden. Je mehr man sich dem Schlosse nähert, desto mehr weitet sich das Thal, die Straße geht hoch an der nördlichen Wand desselben hin. Tief unten erblickt man Wiesengrund, vor sich die hellleuchtende, die Nacht des Tännigs beherrschende Burg, welche aber dem Auge bald wieder entzogen wird; rechts über sich in schwindelnder Höhe den Felsen des Tripsteins, den erlesensten Standort, von welchem man die Reize der Umgebungen Schwarzburgs auf einmal zu überschauen vermag. Das auf dieser Klippe von dem Erfinder des Volkstedter Porzellans, G. H. Macheleid, erbaute Haus, worin er, nach der Niederlassung im Thale, oft zu weilen pflegte, ist jetzt abgebrochen. Nachher wurde auf dem jähen Abhange ein Schirm mit einer steinernen Bank errichtet, und an dem Platze jenes Gebäudes sollte dem Gedächtnisse des verdienten Mannes ein anspruchloses Denkmal geweiht werden.

Unten, am Wege, begrüßt den Reisenden eine mit Baumrinde belegte Hütte, welche an die herrliche Aussicht mahnt, die sich von diesem Punkte auf die ganze Gegend eröffnet. Sie tritt mit ihrer auf rohen Säulen ruhenden Halle aus einem Schieferfelsen wirthlich hervor, bei welchem sich von Norden her ein kleines Seitenthal mit dem der Schwarza verbindet. Vom Tripstein im Osten und vom Tännigshaupte im Westen begrenzt, ist es mit einer 66 Fuß hohen Brücke überbaut, worüber die Straße nach dem Schlosse führt.

Diese geht noch kurze Zeit durch Tannenwald, der sich vor dem Gasthofe von Schwarzburg bei einer bejahrten Linde endigt.

Das Schloß Schwarzburg liegt auf einer schmalen Felsenzunge, die ohngefähr 250 Fuß *) über das Thal erhaben, in dasselbe von Südwest, wo sie mit dem Tännigshaupte zusammenhängt, gegen Südost etwas gekrümmt hineinragt, um welche sich die Schwarza so herumwindet, daß sie auf der Morgenseite ihrer Hauptrichtung fast ganz entgegenfließt. —

Es ist für den Geschichtforscher keine ungewöhnliche Wahrnehmung, daß die Namen der Städte und Dörfer den Flüssen, welche sie bewässern, ihren Ursprung verdanken. Auch bei Schwarzburg findet sich dieses nach sorgfältiger Prüfung, durch welche andre, ehemals in historischen Schriften vorgetragene Meinungen in ihrer Blöße erscheinen, vollkommen bewährt. So ist auch Salburg von der Sale, die Pleisenburg bei Leipzig von der Pleise benannt worden.

Der Name Schwarza läßt sich, nach einer nicht unwahrscheinlichen Muthmaßung, aus der sorbischen Sprache herleiten. Sorbenwenden wohnten in dieser Gegend vom siebenten bis eilften Jahrhundert, in dessen letzter Hälfte (1077) man die benachbarte Salfeldische Provinz als Land der Slaven bezeichnete; und überall finden sich Spuren ihrer ehemaligen Niederlassungen in den Namen der Dörfer, Flüsse und Bäche, besonders solcher, die auf iz und wiz endigen, z. B. Döschniz, Fröbiz, Garsiz, Göliz, Groschwiz, Milwiz, Pennewiz und der Sorbiz, die bei Sizendorf in die Schwarza fällt. Vielleicht wurde auch das deutsche Thal (oder Tütschthal, im Jahr 1370 Dytstal, 1492 Tittzeltall **), welches sich bei Bechstedt anfängt und von da bis an die Rinne nach Norden zu geht, deswegen so benannt, weil es die Deutschen von den in der Nähe wohnenden Sorben schied. — Diese Behauptung erhält auch dadurch mehr Glaubwürdigkeit, daß es in Mähren, welches ehemals von Wenden und Slaven bevölkert war, einen Fluß gibt, der Swarczava heißt.

Zwar kann die Zeit der Erbauung des alten Schlosses Schwarzburg nicht mit voller Gewißheit bestimmt werden, aber aus der Lage und aus historischen Gründen läßt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit darthun, daß sich seine Entstehung in die fernsten

---

*) Schwarzburg, Dorf, unteres Ende, 872,8 über der Fläche des deutschen Meeres, (nach Fils) 877, (Mittel) nach von Hoff.
Schloß und Gasthof, 1070 (v. Hoff) Gasthof, zweite Etage, 1068,4 (Fils) Tripstein, 1509,7 (Fils), die Hütte auf dem Felsen, 1518 (v. Hoff).

**) Die letzte Schreibart könnte auf einen ehemaligen Besitzer mit dem Namen Titzel — deuten, und in diesem Falle wäre es möglich, daß Titzel von Berlstete oder Titzel von Witzleben, welche 1366 einen Vertrag zwischen den Grafen von Schwarzburg wegen des hohen Waldes abschlossen, diese Benennung veranlaßt hätten.

Jahrhunderte des Mittelalters verliere. Es ist nämlich entweder von den Franken oder den Thüringern schon vor der Regierung Karls des Großen wider die Sorben erbaut worden, als die letztern (z. B. ums Jahr 687) immer weiter vordrangen, und die thüringischen Herzoge nöthigten, ihren Sitz jenseits des thüringer Waldes, zu Würzburg zu nehmen. Eine Burg auf dieser Seite verschloß den Sorben nicht nur den Eingang in das Schwarzathal, welches sich weit hin nach Franken zu ausdehnt, sondern sie konnte auch, auf der Seite nach der Sale und dem Gau Orla, zu Unternehmungen gegen dieses räuberische Volk die Hand bieten, um dasselbe weiter zurückzudrängen und im Zaume zu halten. Wenigstens ist das Dasein mehrerer vor dem Jahr 1800 an der Sale hinab da erbauter Vesten erwiesen, da dieser Fluß Sorben und Thüringer von einander trennte. Vermuthlich war die unsrige damals von den Königen der Franken mit Mannschaft besetzt, welche den Befehlen eines Grenzgrafen gehorchte, so wie sie hernach im zehnten Jahrhunderte von den Kaisern aus dem alten sächsischen Hause den thüringischen Markgrafen nebst andern dergleichen Burgen an der sorbischen Grenze anvertraut wurde.

Endlich scheint einer von ihnen, oder ein anderer thüringischer Graf, nach völliger Unterjochung jener Nation (ums Jahr 930) zu ihrem erblichen Besitze gelangt zu sein. Merkwürdig ist es, daß die Geschichtschreiber fast einstimmig dieser Burg ein sehr hohes Alter beilegen, wenn sie auch in ihre Erzählungen manches Fabelhafte und Ungereimte mischen. Zugleich geht daraus hervor, daß sie das Grafengeschlecht, welches sich zuerst von derselben nannte, für eines der ältesten in Thüringen hielten.

Die Behauptung, daß Schwarzburg, dessen eine, leider mangelhaft auf uns gekommene, 1072 von dem Erzbischof Anno zu Köln ausgestellte Urkunde, worin er dem Benedictinerkloster zu Salfeld die Güter der Königin Richza von Polen im Orlagau übergibt, (unter dem Namen Swartzinburg), zuerst gedenkt, den Ahnherren dieses Hauses bereits eigenthümlich zugehörte, ehe es sich davon schrieb, läßt sich zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit erheben. Für unsern gegenwärtigen Zweck genügt es, das erste beglaubigte Zeugniß anzuführen, worin einer derselben ausdrücklich Graf von Schwarzburg heißt. Es ist dieses Sizzo der Dritte, der in einem Documente des Erzbischofs Adelbert zu Mainz vom Jahr 1123, als solcher den Rang vor vielen andern Edeln erhält. Er regierte schon 1109 und nennt sich außerdem bald einen Grafen von Thüringen, bald von Kevernburg. Von ihm oder einem seiner Vorfahren gleiches Namens soll, laut der Sage, Sizzendorf in der Nähe von Schwarzburg gegründet sein. Sizzo's Vater, Günther, der zu Ende des eilften und Anfange des zwölften Jahrhunderts lebte, war einer von den Fürsten Thüringens, seine Mutter aber eine russische Prinzessin, deren Vater (Izaslaw, Igor, Swetoslaw? worüber man noch zweifelt) sich mit der Tochter des Grafen von Orlamünde und Markgrafen zu Meißen, Otto,

ger fort, so begieb dich dort in seine Höhle, da wo die beiden Brünnlein rieselnd hervorbrechen durch die Felsenspalten." Curt entschuldigte sich, daß er keine Zeit habe und mit seinen Fischen eilig nach Jena wandern müsse. „So laß das Schreien," sprach der Waidmann, ihn mit finsterm Blick betrachtend, „sonst kommt Kauz von selbst hervor." So sprechend, schritt er den Fußpfad neben dem Felsen hinauf, während Curt in die Stadt eilte, und nachdem seine Fische verkauft, schnell den Heimweg antrat. Er hatte die Erscheinung des Waidmanns nicht vergessen. Sein Haar sträubte sich empor, als er in die Nähe der Teufelslöcher kam, und seine Schritte wurden immer unsicherer. Eh' er sich's versah, lag er im Schlämme der beiden Bächlein. Zugleich hörte er ein furchtbar gellendes Hohngelächter. Erschrocken raffte er sich empor, lief heim, und erzählte seinem Pflegevater, was ihm begegnet. Thomas blickte bei der Erzählung düster vor sich hin, und warnte ihn ernstlich vor dem bösen Vogelsteller, der den sorglosen Wanderer hineinlocke in die Teufelslöcher, aus denen noch nie Jemand wieder herausgekommen. „Hüte dich, Curt, sprach er, und geh' ihm aus dem Wege. Offenbar ist er einer von den Götzen, die die Sorben weiland angebetet bei Ziegenhain, und die der heilige Bonifacius auf seiner Wandrung durch Thüringen in jene Felsen und Klüfte gebannt. Dort müssen sie kauzen und den jüngsten Tag erwarten. Das hat mir der Pater Liberius in Burgau oft erzählt."

Es begab sich aber, daß Curt einige Tage nachher mit Fischen nach der Lobdaburg gesandt ward. Da betrachtete ihn der Graf von Arnshaugk mit wohlgefälligen Blicken, ihn fragend, ob er wohl Lust habe, ihm als Knappe zu dienen. Dieser Antrag gefiel dem rüstigen Burschen, der zu dem Fischergewerbe eben keine sonderliche Neigung in sich verspürte. Der Graf äußerte, er wolle darüber mit dem alten Thomas sprechen, und als dieser seine Zustimmung gab, ward Curt aufgenommen unter die Lobedaburger Knappen. Der junge Fischer erschien nun in einem stattlichen Wams, mit Blechhaube, Spieß und Schwert. Zugleich hatte er ein Roß erhalten von dem Grafen, den er auf seinen Streifzügen in der Umgegend begleitete. Der Weg führte sie einst bei den verrufenen Teufelslöchern vorüber. Da erzählte Curt seinem Herrn das Abentheuer, das er dort bestanden, und der Graf berief sich auf manche glaubwürdige Erzählung von dem Unwesen, das der verwünschte Vogelsteller Kauz von jeher in den Teufelslöchern getrieben. Während er so sprach, hörten sie deutlich im Innern des Felsens den Klang von Geigen und Flöten, als würde dort zu einem festlichen Tanz geblasen. Laß uns eilen, sprach der Graf, daß wir nicht in die Klauen des Unholds gerathen, der oft näher ist, als man glaubt!" Curt aber konnte die Neugierde nicht unterdrücken, das Treiben in dem Felsen mit anzusehen.

Es begab sich aber, daß er den Grafen einst begleitete zu dem Markt, der jährlich in Lobeda gehalten zu werden pflegte. Er hatte die Herrlichkeiten, die dort zur Schau ausgestellt waren, längst be-

trachtet, und sich in das Zechhaus begeben, wo gar lustig getanzt, getrunken und gelärmt ward. Ergriffen von dem allgemeinen Taumel, ergriff Curt eine rasche Dirne, sich weidlich mit ihr im Kreise umherschwenkend. Da winkte ihm ein alter unbekannter Knappe hinaus unter die Linde vor dem Zechhause, wo sie sich auf eine Bank niederließen und sich ergingen in mannigfachem Gespräch. Der Unbekannte, der sich für einen Reisigen des Schenken von Döbritschen ausgab, wußte gar viel zu erzählen von dem verwünschten Vogelsteller und behauptete zuversichtlich, er befinde sich mitten unter den Tanzenden, weil er sich in mannigfachen Gestalten zu zeigen pflege. Bei solchen Gelegenheiten habe Kauz schon oft manche hübsche Dirne hinweggeführt, und nie wäre sie wieder gesehen worden. Curt's Neugier ward immer reger, als ihm jener vertraute, daß er selbst in den Teufelslöchern gewesen. „Ich bin, sprach der Fremdling, bis an den großen Teich gekommen, mitten im Berge. Drüber hab' ich mich jedoch nicht gewagt. Denn da funkelten so viele Lichter und so viele Mädchen sah ich dort sitzen, schlank und zierlich, wie Wachspuppen. Zu meiner Sicherheit hatt' ich freilich einen Krötenstein bei mir, den man in dem Wasser bei den Teufelslöchern findet, doch nicht zu allen Zeiten." Curt wollte sich eben genauer erkundigen, was es mit diesem Stein für eine Bewandniß habe, als der laute Ruf: Zu Rosse! zu Rosse! das Gespräch unterbrach. Es waren die übrigen Knappen, die ihn aufforderten, den Grafen zu begleiten, der sich eben in den Sattel geschwungen. „Wir sehen uns wohl ein andermal wieder!" rief der Unbekannte, dem scheidenden Curt die Hand drückend.

Einst streifte dieser, mit seiner Armbrust umher im Forst. Da sah er unweit von dem Bächlein, die Ziege geheißen, einen Mann, der beschäftigt schien, Kräuter zu sammeln. Curt begrüßte ihn freundlich, und erfuhr, daß er in Ziegenhain wohnhaft und allerlei Wurzeln, Schwämme und Kräuter nach dem Kloster Bürgel zu tragen pflege, aus denen von den dortigen Mönchen mannigfache Arzeneien bereitet würden, vielfach erprobt durch ihre wundersame Heilkraft. Auch bei den Teufelslöchern, fügte er hinzu, wachse manches schöne Kraut, mitunter freilich auch Unkraut, wie überall. Das könne nur der Ziegenhainer Kräutermann unterscheiden, für den er sich ausgab. Eben im Begriff zu gehen, bückte er sich, und hob einen Stein aus dem vorüberfließenden Bächlein. „Wie froh wäre mancher, wenn er dich fände!" sprach er, den Stein aufmerksam betrachtend. Curt äußerte seine Verwunderung. „Du magst wissen," sprach der Fremdling, daß diesen Steinen manche wundersame Kräfte verliehen sind. Dem, der sie bei sich führt, zeigen sie an, was vorgeht in den Tiefen der Erde. Mich aber kümmert das wenig; ich lobe mir, was über der Erde ist, und mein Wahlspruch bleibt: Genügsamkeit! So sprechend warf er den Stein wieder in den Bach, rasch von hinnen eilend. Curt aber griff danach und steckte ihn zu sich. Sein Pfad führte ihn nach Wöllnitz, an den Teufelslöchern

herausgenommen und hinweggetragen wurde. Das gläubige Volk strömte zahlreich herbei, gab reichliche Geschenke und so wurde an die Stelle des vom Himmel selbst bezeichneten Gartens das Kloster erbaut und Himmelgarten genannt. Der Magistrat zu Nordhausen wollte aber diese Namensveränderung nicht leiden, war den Mönchen auf alle Weise hinderlich und wenn ihnen auch Länderei oder Gebäude geschenkt oder vermacht wurden, so mußten sie es binnen Jahresfrist verkaufen. Geschah dies nicht, so bemächtigte sich Nordhausen des Grundstücks, verkaufte es und gab dann das Geld an die Mönche. Deshalb besaßen dieselben auch in der Stadt nichts und nur zwei, am Töpferthore belegene Plätze hatten sie nach manchen Schwierigkeiten käuflich an sich gebracht. Gegen das Jahr 1339 fingen sie an, wider des Rathes Wissen und Willen auf diesen Plätzen eine Kirche zu bauen, die sie mit großer Eile zu Stande brachten und eben so geschwind einweiheten. Als sie später reich wurden und viele Güter und Einkünfte besaßen, bauten sie die Anfangs unbedeutenden Klostergebäude von Neuem auf und ließen auch im J. 1507 eine herrliche Orgel für die Kirche verfertigen.

Die Bauern, welche so manches Kloster auf dem Gewissen haben, zerstörten im J. 1525 auch Himmelgarten. Sie plünderten es und zündeten es dann an. Die Mönche waren mit ihren besten Sachen und der Bibliothek bereits nach Nordhausen geflohen, und wurde dieselbe in der St. Blasiikirche aufgestellt, wo sie sich noch heute befindet. Unter den Büchern sieht man eins mit einem in Holz geschnittenen Christusbilde, neben welches eine Wunde gemalt ist und wobei die Worte stehen: Diese Gestalt ist dem Bilde der Gottseligkeit unsers Herrn Jesu Christi eingedrückt worden, die Figur der Wunde stellt vor die Wunde seiner Seite nach der Breite und Länge. Wer nun aus besonderer Andacht und Zerknirschung seines Herzens dieses Bild anschauen oder küssen wird, der soll von dem heiligen Papste Innocenz VIII. auf 7 Jahre Ablaß haben. — Ferner war ein hölzernes Kreuz vorhanden, auf dem man folgende Worte las: Dieses hier gegenwärtige Zeichen des Kreuzes stellt, wenn es zwanzigmal nach der Länge genommen wird, die Länge des Körpers Christi dar und wenn Jemand aus herzlicher Inbrunst und Andacht dieses Kreuz ehren und küssen wird, der soll den Tag über von der bösen Seuche befreit bleiben. —

Das verwüstete Kloster wurde nicht wieder zu kirchlichem Zwecke eingerichtet. Die Mönche gingen fast alle in das Augustinerkloster zu Erfurt und die Grafen von Stolberg nahmen als Landesherren Himmelgarten in Besitz. Später verpfändeten sie es, nebst Stempeda, an den Rath zu Nordhausen, der es bis zum J. 1721 inne hatte, wo es von den Grafen von Stolberg für 15,000 Gulden wieder eingelöst wurde und seit der Zeit auch bei Stolberg geblieben ist. (cf. v. Rohr: Merkw. des Unterharzes p. 159 — 64). Leuckfeld's Chronik von Marienberg.

C. Duval.

# Steigerthal.

Melodisch klingt im Walde
Das läutende Getön,
Wenn auf der Bergeshalde
Die Heerden weidend gehn.

L. Bechstein.

Die Lerche sang, der rothe Morgen glühte, als ich am Kloster Himmelgarten und der Kukuksmühle vorüber, zu dem Berge emporstieg, welcher „die Haardt" genannt wird. Man hat von dieser Höhe eine gar liebliche Aussicht in die goldene Aue hinein und auf die Berge von Kyffhausen an, bis hinauf zum Ohmberge und noch weiter hin. Die Städte Nordhausen, Heringen, Kelbra und sehr viele Dörfer von üppigen Saatfeldern, frischen Wiesen und schattigen Bäumen umgeben, bieten sich dem Auge des Beschauers dar und lassen ihn mit Entzücken vor diesem Gemälde verweilen.

Seliges Land der goldenen Aue, wie bist Du so reizend!
Nieder in's schwellende Gras regnet im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Bache den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt;
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am fernen Gebirg' Vesten und Hütten hinauf.
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch an's freundliche Tagslicht;
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um;
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.
Still ist's hier; kaum rauschet von fern die geschäftige Mühle,
Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad.

In der entgegengesetzten Richtung aber blickt man auf die hohen, bewaldeten Berge des Harzes, von dessen einer Kuppe die blendend weißen Mauern des stolbergschen Jagdschlosses Eichenforst herableuchten, und weiter links, mehr im Vordergrunde, auf die altersgraue Ruine der Ebersburg mit ihrem gewaltigen Thurmcolosse. Dicht zu den Füßen des Berges liegt in einem tiefen, engen Thale, rings von weißen, theils kahlen, theils bebuschten Kalkfelsen umgeben, das Dorf Steigerthal, welches sowohl seiner romantischen Lage wegen, als auch wegen mancher Naturmerkwürdigkeiten eines Besuches sehr werth ist. Die rothen Dächer leuchteten recht lebendig aus dem frischen Grün der Bäume hervor, die Kalkfelsen, durch das in ihren Schatten keimende Gesträuch noch mehr gehoben, blitzten im Sonnenscheine wie glänzendes Silber, die Waldvöglein sangen fröhlich, ein lauer West flüsterte in den Zweigen der hochwipfeligen Bäume und ich lagerte mich auf schwellendes Moos und betrachtete mit Entzücken die Landschaft, welche sich vor mir ausbreitete. Es war rings umher einsam und still. Weiße Schmetterlinge flatterten über den blumigen Rasen lautlos hin und her, schillernde Käfer krochen zu meinen Füßen, Millionen Insecten schwirrten und kreisten um mich her, ein Holzspecht hämmerte in der Ferne am Stamm, eine wohlgenährte Rinderheerde irrte mit melodischem Geläut durch das hohe Gras und ein alter Hirt blies unfern von mir auf einem Birkenblatt eine melancholische Weise.

Und als ich so umherschaute und endlich auch die nächste Umgebung musterte, wurde ich dicht neben mir einen halbbemoosten Stein gewahr, in welchen Figuren eingegraben waren. Ich betrachtete denselben näher und sah in demselben eine Glocke und eine Keule eingehauen. Umsonst spähte ich nach einer Inschrift und wandte mich endlich an den alten Hirten mit der Frage: ob er mir nicht sagen könne: was dieser Stein mit seinen Zeichen zu bedeuten habe?

O ja wohl! entgegnete der Alte. Es ist eine Geschichte hier vorgefallen, die in der Umgegend jedes Kind weiß.

War einst ein Glockengießer
Zu Stolberg in der Stadt,
Ein ehrenwerther Meister
Gewandt in Rath und That!

Er hatte schon gegossen
Viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Capellen,
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell und rein;
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

Auch die Stadt Stolberg verlangte ein Werk seiner Hand, und der Meister bot Alles auf, für seinen Wohnort eine ganz vorzügliche Glocke zu liefern. Aber es war, als ob der Böse seine Hand im Spiele hätte, — der Guß wollte durchaus nicht gelingen. Verdrießlich warf er die Arbeit bei Seite, befahl einem sechszehnjährigen Buben, welcher bei ihm die Glockengießerei erlernte, auf einen bestimmten Tag, an dem er zurückkehren werde, Alles zum Beginn der Arbeit bereit zu halten und wanderte hinauf nach dem Eichsfelde, wo sein Vater die gleiche Kunst mit vielem Lobe trieb, um demselben sein Mißgeschick zu klagen, und sich seinen Rath zu erbitten.

Der ernste Bube aber saß unterdessen daheim und sann unaufhörlich über den Grund nach, warum doch wohl seinem sonst so klugen Meister der Guß mißlungen sein möchte. Nach langem Grübeln hatte er die Ursache entdeckt, sprang fröhlich empor, arbeitete Tag und Nacht und bald stand die Glocke ohne Fleck und Tadel vor den entzückten Augen des Jünglings da.

Mit freudigpochendem Herzen ging er nun seinem Meister entgegen und hier an dieser Stelle traf er denselben sitzend und von der Anstrengung der Reise rastend. Nicht lange konnte er sein Geheimniß auf dem Herzen behalten und mit freudestrahlendem Antlitze entdeckte er dem Meister, daß die Glocke, von seiner Hand gegossen, schon fertig und wohlgelungen zu Hause stehe.

Da schwoll aber dem Meister die Stirnader dick auf vor Zorn und Scham, und die Wuth, sich von seinem Lehrlinge übertroffen zu sehen, bemächtigte sich seines sonst so milden Herzens. Er sprang auf, ergriff seinen Reisestab, und versetzte damit dem unglücklichen Knaben einen so gewaltigen Schlag über das Haupt, daß er blutend und mit gebrochenem Blick in das Gras zurücksank. Der Meister aber eilte, wie von Furien gepeitscht, mit schnellen Schritten von dannen. Sein Zorn war bei dem Anblick des Blutes verraucht, eine furchtbare Gewissensangst packte den kräftigen Mann, die rasche That gereute ihn und er kehrte eilig um, ob er vielleicht den hervorquellenden Blutstrom hemmen und den armen Knaben noch retten könne. Bald hatte er auch die Unglücksstelle wieder erreicht, aber es war keine Hülfe mehr möglich.

Der Knabe lag am Boden,
Er hört' und sah nicht mehr;
Ach Meister, wilder Meister
Du schlugst auch gar zu sehr.

Verzagend floh dieser hinweg. Unstät und flüchtig wie Kain irrte er die ganze Nacht im Walde umher und als der Morgen anbrach, war sein Entschluß gefaßt. Er ging nach Stolberg zurück,

Und stellt sich dem Gerichte,
Und klagt sich selber an.



Es thut den Richtern wehe
Um den sonst wackern Mann.

Doch kann ihn keiner retten
Denn Blut will wieder Blut.
Er hört sein Todesurtheil
Mit ungebeugtem Muth.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht
Und seine Seele schwebte
Empor zum hellern Licht.

Also sprach der Hirt. Und ich dankte demselben für seine Erzählung und stieg hinab in das nomen et omen habende Dorf. Daß früher, wie einige Chronisten glauben, hier eine adelige Familie von Steigerthal gehaust, ist sehr unwahrscheinlich und wird auch nur aus einem Diplome vom Jahr 1320 vermuthet, welches Christianus, ein Mönch im Kloster Himmelgarten, ausgestellt und in welchem er einen gewissen Conrad erwähnt, der als der Sohn eines Nordhäuser Bürgers Conrad von Steigerthal aufgeführt wird.

Rings um das Dorf her bricht ein sehr schöner Alabaster in einigen zwanzig verschiedenen Sorten.

Unterhalb des Ortes wird ein ziemlich starker Bach von einer Kalkschlotte, deren es in der Gegend eine große Menge giebt, verschlungen und kommt etwa tausend Schritte davon bedeutend stärker wieder hervor, so daß er mehrere Mühlen treibt.

Eine Viertelstunde südlich, nach Urbach zu, liegt an der Nordseite eines ziemlich steilen und beträchtlich hohen Berges eine Höhle, welche „das Försterloch" oder „die Leopoldshöhle" heißt, weil sie ein Förster, Namens Leopold, entdeckte. Sie ist zwar nicht mit der Baumannshöhle zu vergleichen, allein sie ist auch nicht eben ganz unbedeutend zu nennen, denn sie besteht aus 11 Abtheilungen. Der Eingang liegt hoch oben am Berge und, sich bückend wie ein Hofmann, gelangt man in das erste Gewölbe. Es ist ziemlich geräumig, enthält aber sonst nichts Bemerkenswerthes, als Namen derjenigen, welche diese Höhle besuchten. Links führt eine Oeffnung, welche einem Backofenloche gleicht, in die zweite Höhle, welche tiefer liegt und auch weiter und höher ist, als die erste. Man findet in den Felsen die Jahreszahl 1549 eingehauen. Wenn sie ächt ist, so muß die Höhle früher bekannt, später aber wieder in Vergessenheit gerathen sein, und Förster Leopold fand sie im vorigen Jahrhundert nur wieder auf. Aus diesem Raume gelangt man auf ziemlich engem Wege in die dritte und wiederum durch eine lange Schluft in die vierte Abtheilung, in welcher der Name GERHAVEN mit ziemlich alt aussehenden Lettern zu lesen ist. Von hier aus muß man wieder in einem schmalen Gange hingehen bis an einen Felsen, welcher

die Höhle quer durchzieht und jedes weitere Vordringen zu hemmen scheint. Um weiter zu gelangen, muß man entweder unter oder über diesen Fels hinklettern, was gleich gut oder, besser gesagt, gleich schlecht geht. In der Mitte der fünften Höhle, welche die größeste von allen ist, liegt ein großes, von der Decke herabgestürztes Felsenstück. Bis jetzt hat sich der Weg immer gesenkt, jetzt aber geht der Pfad steil hinan in die sechste Höhle, vor deren Eingange wieder ein Felsen liegt, welcher überklettert werden muß. So geht es fort bis ans Ende der letzten Höhle, aus welcher nur ganz niedrige, unzugängliche Felsspalten führen. Der Kalkstein, in welchem diese Höhle liegt, ist sehr fest und der Besuch derselben daher ohne Gefahr.

Außer dieser Höhle gibt es noch eine Menge von Schlotten und Spalten, unter denen „das Fohlenloch" am bemerkenswerthesten ist.

Im siebenjährigen Kriege, erzählte mir ein alter Mann, nahmen die Soldaten den Bauern in der Umgegend alle Pferde hinweg und ein Einwohner von Steigerthal versteckte daher ein schönes junges Fohlen in eine Höhle und brachte ihm täglich ganz ins Geheim das beste Futter, welches er hatte. Endlich waren die Feinde aus der Gegend verschwunden und der Bauer eilte mit schnellen Schritten nach der Höhle, das schöne Thier abzuholen. Allein wie erschrak er, als er die Bemerkung machte, daß dasselbe unter der Zeit so groß geworden, daß keine Möglichkeit vorhanden war, es durch die Oeffnung, durch welche er es in die Höhle gebracht hatte, wieder herauszubringen und er sah sich endlich, nachdem er es noch eine Zeit hindurch erhalten, genöthigt, dasselbe todt zu stechen.

Beim Pflügen und Steinebrechen werden in der Umgegend Steigerthals oft Knochen herausgegraben, welche Thieren angehören, die entweder gar nicht, oder doch wenigstens hier nicht mehr existiren und vor etwa zwanzig Jahren wurde ein ganz verkalktes, vollständiges Elephantengerippe ausgegraben, das in das Försterhaus zu Steigerthal gebracht und dort aufbewahrt wurde. Die Hüftkugeln hatten einen halben Fuß im Durchmesser und das stärkste Ende eines Zahnes war sechs Zoll.

An dem Wege, welcher von Steigerthal nach Neustadt unter dem Hohensteine führt, liegen die Reste einer Kirche, welche einem im Bauernkriege, Andre sagen: im dreißigjährigen Kriege zerstörten Dorfe „Hunoldsdorf" angehörte, und eine ähnliche etwas besser erhaltene Kirchenruine des ehemaligen Dorfes „Liebigerode" schaut an der Straße nach Stempeda aus dem Gesträuch hervor. Als beide Dörfer zu gleicher Zeit verwüstet worden waren, begaben sich die übriggebliebenen Einwohner derselben nach Steigerthal und siedelten sich dort an. Die ganze Feldmark von Liebigerode lehnt noch jetzt an die Kirche in Steigerthal.

Bei dieser kleinen Ruine Liebigerode ist ein gar trauliches Plätzchen. Der üppige Rasen ladet zur Ruhe ein, das Haselgesträuch rings umher flüstert so heimlich, die gegenüberliegende schroffe Fels-

wand blickt ernst auf das Thal hernieder und der Vögel tausendstimmiges Lied erschallt aus Busch und Baum. Ich warf mich in das Gras, träumte mich zurück in die Zeit, wo an dieser Stelle Hunderte thätiger Menschen wohnten, wo hier das Geläut des jetzt eingesunkenen Thurmes die Gemeinde zusammenrief und aus diesen öden Mauern der Gesang frommer Christen ertönte.

Und lieblich sank aus unbewölktem Blau,
Des goldnen Abends süße Ruh' herab!
Ein sanftes Rosenlicht umfloß den Hain,
Mischt' mit des Baches Silberwelle sich,
Bepurpurt' Berg und Thal und Wiesenflur,
Und immer stiller ward es rings umher!
Nur dort, im blühenden Gesträuche sang
Mit sanfter Klage noch die Nachtigall,
Dem hingeschiednen Tag ein Sterbelied.

---

(cf. Lessers physicotheologische Schriften p. 116. von Rohr's Merkwürdigkeiten des Unterharzes pag. 291 und 305.)

**C. Duval.**

---

## Die Sage
von
# dem verwünschten Vogelsteller
in
## den Teufelslöchern bei Jena.

---

Wer über die Camsdörfer Brücke bei Jena an dem linken Saalufer hinwandert, gelangt zu den wundersam gebildeten Felsmassen in denen mehrfache Höhlen und Schluchten zu schauen, bekannt unter dem Namen der Teufelslöcher, und weiland gescheut und gefürchtet von den Bewohnern des Dörfchens Wöllnitz.

Dort wohnte in grauer Vorzeit ein Fischer, Thomas geheißen, der nie vorüberging an den Teufelslöchern, ohne ein Kreuz zu schlagen und auszurufen: Ha! ha! Das merkte sich sein Vetter Curt, ein junger Bursche, brav, aber arm und elternlos, den Thomas aus christlicher Liebe zu sich genommen. Es begab sich aber, daß Curt einstmals nach Jena wanderte mit einem Körbchen Fische, die er dort verkaufen wollte. Als er nun in die Nähe der Teufelslöcher kam, rief er ebenfalls: Ha! ha! vergaß aber das Kreuz zu schlagen. Da stand plötzlich ein Mann vor ihm, mit grauem Bart, ein Jagdgeschoß in der Hand und wie ein Waidmann gekleidet. Mit funkelnden Augen ihn anblickend fragte er mit rauher Stimme, was er hier zu schreien und zu rufen habe, und ob er etwa den Vogelsteller sehen wolle. Welchen Vogelsteller? entgegnete Curt verlegen, ein paar Schritte zurücktretend. „Solltest du," entgegnete der Waidmann, nie etwas gehört haben von einem, der sich Kauz nennt. Er hat hier seinen Vogelheerd, sucht sich im Frühling Kräuter und Wurzeln, fängt im Sommer Fische, und treibt im Herbst das edle Waidmannshandwerk." — Curt betheuerte, von einem solchen Manne nie etwas gehört zu haben. „Willst du ihn kennen lernen, fuhr der Jä-

ger fort, so begieb dich dort in seine Höhle, da wo die beiden Brünnlein rieselnd hervorbrechen durch die Felsenspalten.“ Curt entschuldigte sich, daß er keine Zeit habe und mit seinen Fischen eilig nach Jena wandern müsse. „So laß das Schreien,“ sprach der Waidmann, ihn mit finsterm Blick betrachtend, „sonst kommt Kauz von selbst hervor.“ So sprechend, schritt er den Fußpfad neben dem Felsen hinauf, während Curt in die Stadt eilte, und nachdem seine Fische verkauft, schnell den Heimweg antrat. Er hatte die Erscheinung des Waidmanns nicht vergessen. Sein Haar sträubte sich empor, als er in die Nähe der Teufelslöcher kam, und seine Schritte wurden immer unsicherer. Eh' er sich's versah, lag er im Schlämme der beiden Bächlein. Zugleich hörte er ein furchtbar gellendes Hohngelächter. Erschrocken raffte er sich empor, lief heim, und erzählte seinem Pflegevater, was ihm begegnet. Thomas blickte bei der Erzählung düster vor sich hin, und warnte ihn ernstlich vor dem bösen Vogelsteller, der den sorglosen Wanderer hineinlocke in die Teufelslöcher, aus denen noch nie Jemand wieder herausgekommen. „Hüte dich, Curt, sprach er, und geh' ihm aus dem Wege. Offenbar ist er einer von den Götzen, die die Sorben weiland angebetet bei Ziegenhain, und die der heilige Bonifacius auf seiner Wandrung durch Thüringen in jene Felsen und Klüfte gebannt. Dort müssen sie kauzen und den jüngsten Tag erwarten. Das hat mir der Pater Liberius in Burgau oft erzählt.“

Es begab sich aber, daß Curt einige Tage nachher mit Fischen nach der Lobdaburg gesandt ward. Da betrachtete ihn der Graf von Arnshaugk mit wohlgefälligen Blicken, ihn fragend, ob er wohl Lust habe, ihm als Knappe zu dienen. Dieser Antrag gefiel dem rüstigen Burschen, der zu dem Fischergewerbe eben keine sonderliche Neigung in sich verspürte. Der Graf äußerte, er wolle darüber mit dem alten Thomas sprechen, und als dieser seine Zustimmung gab, ward Curt aufgenommen unter die Lobedaburger Knappen. Der junge Fischer erschien nun in einem stattlichen Wams, mit Blechhaube, Spieß und Schwert. Zugleich hatte er ein Roß erhalten von dem Grafen, den er auf seinen Streifzügen in der Umgegend begleitete. Der Weg führte sie einst bei den verrufenen Teufelslöchern vorüber. Da erzählte Curt seinem Herrn das Abentheuer, das er dort bestanden, und der Graf berief sich auf manche glaubwürdige Erzählung von dem Unwesen, das der verwünschte Vogelsteller Kauz von jeher in den Teufelslöchern getrieben. Während er so sprach, hörten sie deutlich im Innern des Felsens den Klang von Geigen und Flöten, als würde dort zu einem festlichen Tanz geblasen. Laß uns eilen, sprach der Graf, daß wir nicht in die Klauen des Unholds gerathen, der oft näher ist, als man glaubt!“ Curt aber konnte die Neugierde nicht unterdrücken, das Treiben in dem Felsen mit anzusehen.

Es begab sich aber, daß er den Grafen einst begleitete zu dem Markt, der jährlich in Lobeda gehalten zu werden pflegte. Er hatte die Herrlichkeiten, die dort zur Schau ausgestellt waren, längst be-

trachtet, und sich in das Zechhaus begeben, wo gar lustig getanzt, getrunken und gelärmt ward. Ergriffen von dem allgemeinen Taumel, ergriff Curt eine rasche Dirne, sich weidlich mit ihr im Kreise umherschwenkend. Da winkte ihm ein alter unbekannter Knappe hinaus unter die Linde vor dem Zechhause, wo sie sich auf eine Bank niederließen und sich ergingen in mannigfachem Gespräch. Der Unbekannte, der sich für einen Reisigen des Schenken von Döbritschen ausgab, wußte gar viel zu erzählen von dem verwünschten Vogelsteller und behauptete zuversichtlich, er befinde sich mitten unter den Tanzenden, weil er sich in mannigfachen Gestalten zu zeigen pflege. Bei solchen Gelegenheiten habe Kauz schon oft manche hübsche Dirne hinweggeführt, und nie wäre sie wieder gesehen worden. Curt's Neugier ward immer reger, als ihm jener vertraute, daß er selbst in den Teufelslöchern gewesen. „Ich bin, sprach der Fremdling, bis an den großen Teich gekommen, mitten im Berge. Drüber hab' ich mich jedoch nicht gewagt. Denn da funkelten so viele Lichter und so viele Mädchen sah ich dort sitzen, schlank und zierlich, wie Wachspuppen. Zu meiner Sicherheit hatt' ich freilich einen Krötenstein bei mir, den man in dem Wasser bei den Teufelslöchern findet, doch nicht zu allen Zeiten.“ Curt wollte sich eben genauer erkundigen, was es mit diesem Stein für eine Bewandniß habe, als der laute Ruf: Zu Rosse! zu Rosse! das Gespräch unterbrach. Es waren die übrigen Knappen, die ihn aufforderten, den Grafen zu begleiten, der sich eben in den Sattel geschwungen. „Wir sehen uns wohl ein andermal wieder!“ rief der Unbekannte, dem scheidenden Curt die Hand drückend.

Einst streifte dieser, mit seiner Armbrust umher im Forst. Da sah er unweit von dem Bächlein, die Ziege geheißen, einen Mann, der beschäftigt schien, Kräuter zu sammeln. Curt begrüßte ihn freundlich, und erfuhr, daß er in Ziegenhain wohnhaft und allerlei Wurzeln, Schwämme und Kräuter nach dem Kloster Bürgel zu tragen pflege, aus denen von den dortigen Mönchen mannigfache Arzeneien bereitet würden, vielfach erprobt durch ihre wundersame Heilkraft. Auch bei den Teufelslöchern, fügte er hinzu, wachse manches schöne Kraut, mitunter freilich auch Unkraut, wie überall. Das könne nur der Ziegenhainer Kräutermann unterscheiden, für den er sich ausgab. Eben im Begriff zu gehen, bückte er sich, und hob einen Stein aus dem vorüberfließenden Bächlein. „Wie froh wäre mancher, wenn er dich fände!“ sprach er, den Stein aufmerksam betrachtend. Curt äußerte seine Verwunderung. „Du magst wissen,“ sprach der Fremdling, daß diesen Steinen manche wundersame Kräfte verliehen sind. Dem, der sie bei sich führt, zeigen sie an, was vorgeht in den Tiefen der Erde. Mich aber kümmert das wenig; ich lobe mir, was über der Erde ist, und mein Wahlspruch bleibt: Genügsamkeit! So sprechend warf er den Stein wieder in den Bach, rasch von hinnen eilend. Curt aber griff danach und steckte ihn zu sich. Sein Pfad führte ihn nach Wöllnitz, an den Teufelslöchern

vorüber. Da umtönte ihn plötzlich ein anmuthiger Gesang, und er erblickte, hinter einem Felsenvorsprung vortretend, die holdselige Dirne, mit der er getanzt in dem Zechhause zu Lobeda. Sie sah ihn lächelnd an, strich sich die braunen Haare aus dem Gesicht und schlüpfte, mit dem Ruf: Willkommeu, mein Tanzgesell! in eine Schlucht, augenblicklich verschwindend. Curt aber, von unbegreiflicher Neugier gefoltert, kroch durch eine schmale Oeffnung des Felsens einen schroffen Gang hinab, dessen Dunkel sich allmählig erhellte. Da bot sich ihm ein wundersamer Anblick dar. Er stand vor einem großen Teiche, und mehr als zwanzig Jungfrauen, holdselig von Gestalt und stattlich gekleidet sah er dort sitzen hinter goldenen Spindeln. Doch keine spann, alle schienen zu schlafen. Curt stand staunend da, versunken in jenen Anblick. Da scholl plötzlich ein lautes Gelächter. Von unsichtbarer Gewalt fühlte er sich fortgeschleudert und stand plötzlich wieder vor dem Eingange zu den Teufelslöchern.

„Hinweg von hier, Bursche!" rief eine Stimme. Was hast du hier zu thun? Es war sein Pflegevater, der alte Fischer Thomas. Curt erzählte ihm, was er alles gesehen in der Tiefe der Erde. „Aber den dort oben hast du wohl noch nicht geschaut!" versetzte Thomas, nach einer schroffen Felsklippe hindeutend. Dort stand eine wundersame Gestalt mit braunrothem, schrecklichem Gesicht, gehüllt in einen Mantel von Vogelfedern, unter denen Teufelskrallen hervorguckten. Leimruthen gingen aus der Brust hervor, und unter ihm, auf dem langen Barte saß eine Eule. „Das ist der verwünschte Vogelsteller!" sprach Thomas. In diesem Augenblick verschwand die Gestalt mit einem furchtbaren Kreischen. Thomas aber rieth dringend, daß Curt nach Burgau gehen, und um das Heil seiner Seele zu wahren, dort dem Pater Liberius beichten solle. Er fand ihn jedoch nicht daheim, und ungewiß, ob er warten oder nach der Lobdaburg zurückkehren solle, erblickte er, in einer Hausthür stehend, die holdselige Dirne, mit der er getanzt in dem Zechhause zu Lobeda, und die er späterhin bei den Teufelslöchern wieder gesehen. Er fragte einen vorübergehenden Knaben, wer das Mädchen sei, und erhielt zur Antwort: Hufschmidts Klärchen. Da giug er auf sie zu, und begrüßte sie freundlich. Sie aber hieß ihn willkommen, und bat ihn, einzutreten in das Haus und vorlieb zu nehmen mit einem Kruge Milch und einem kleinen Imbiß. „Ich bin allein, fügte sie hinzu, mein Eltern sind nicht daheim."

Als nun Curt, der freundlichen Einladuug folgend, in das Zimmer trat, knurrte ihm ein kohlschwarzer Kater gar unfreundlich an, die blitzenden grünen Augen nicht von ihm wegwendend, als das Mädchen hinausgegangen, um das Frühstück zu holen. Curt lehnte sich ins Fenster; der Kater knurrte und murrte fort. Das Mädchen hatte indessen Speise und Trank auf den Tisch gesetzt, bat ihn Platz zu nehmen und setzte sich neben ihn, indem sie vertraulich den Arm um seinen Nacken schlang. Da that der Kater einen so lauten

Schrei, daß Curt heftig erschrak. „Er ist eifersüchtig!“ sprach das Mädchen lächelnd und drückte einen glühenden Kuß auf Curts Lippen. Er ward dadurch noch schüchterner und verlegener, als bisher, sie aber immer zärtlicher und heftiger. Da rief der Kater plötzlich mit einer menschlichen Stimme: „Fang ihn!“ Klärchen warf entrüstet ihren Pantoffel nach dem Kater, der mit dem lauten Ruf: „Halt! halt!“ zum Fenster hinaussprang. „Hast du einen solchen Gespons,“ rief Curt entrüstet, so bedarfst du meiner nicht! Leb wohl du listige Katzenbraut! So sprechend, verließ er schnell das Zimmer und eilte nach der Lobdaburg, sich unterwegs heftige Vorwürfe machend, sich den Lockungen des Mädchens nicht eher entzogen zu haben. „Mit dir scherze und tanze ich nicht wieder!“ sprach er zu sich selbst.

Ein heftiges Fieber überfiel ihn, als er kaum angekommen auf der Veste. Dem herbeigerufenen Pater Liberius aus Burgau vertraute er, was ihm begegnet. Der aber äußerte, für seinen Vorwitz und seine unreine Begierde habe er mit Recht seine Strafe empfangen. Allgemein bekannt sei es ja, daß Klara eine Hexe und Zauberin, die schon manche Männer in ihr Garn gelockt und längst ihren Lohn dafür empfangen haben würde, wenn nicht der Graf von Käfernburg, der hier Gaurichter, sie bisher in seinen Schutz genommen. Aber tröste dich, fügte er hinzu, mein Freund, der Abt Lucas im Kloster Bürgel wird dich mit geistlichem und leiblichem Trost in deinem gegenwärtigen Trübsal unterstützen. Dorthin ward Curt geschafft. Er fand eine freundliche Aufnahme, und der Abt, dem er treulich gebeichtet, entließ den wieder Genesenen mit den Worten: „Gehe hin, mein Sohn, zu den Teufelslöchern, und wirf den Krötenstein ins Wasser, und sprich: Weiche von mir du Teufelsbrut! Dann schlage ein Kreuz, vor dich und zu beiden Seiten, bet' ein Vaterunser, das Ave Maria, und ziehe fort aus dieser Gegend!“

Als Curt in die Gegend der Teufelslöcher kam, sah er am Eingange zu den Höhlen drei wunderschöne Jungfrauen sitzen, mit goldnen Spindeln. Aus ihrem Munde ertönten allerlei verlockende und bethörende Liebeslieder. „Singt, wie ihr wollt, sprach Curt, ihr zierlichen Katzenbräute! Mich bekommt ihr doch nicht in euer Garn! Da schlüpften die Jungfrauen, einen Blick voll Sehnsucht und Verlangen auf ihn werfend, in ihre Höhlen zurück. Curt aber wollte eben den Krötenstein ihnen nachwerfen, als plötzlich der verwünschte Vogelsteller vor ihm stand, in seiner wundersamen Gestalt, wie er sich bereits früher gezeigt. „Furchtsamer Gesell!“ sprach er, den Erschrockenen freundlich anblickend, vertraue mir! Ich will dich führen in die Tiefe der Erde, dir dort meine Schätze zeigen und alle die schönen Dirnen, die mir dienen. Du kannst wieder heimgehen, wenn du willst. Doch nicht unbeschenkt werd' ich dich entlassen; denn du gefällst mir wegen deines Muths und deiner Entschlossenheit. Verachte das Pfaffengeschwätz.“ —

„Hebe dich hinweg von mir! unterbrach ihn Curt, sich bekreuzigend, wie es der fromme Abt Lucas in Bürgel ihn geheißen. Der Vogelsteller zog sich murrend zurück. Noch einmal wollte er sprechen. Da warf Curt den Krötenstein nach dem Höhleneingang von sich, der sich, während er das Vaterunser sprach, sofort verschüttete, bis auf eine Oeffnung, die noch heut zu Tage zu sehen. Im Munde des Volks erhielt sich noch lange die Sage von dem verwünschten Vogelsteller, der sich dem Wandrer in mannigfachen Gestalten zeige, bald als Vogelfänger, bald als Jäger, bald als Fischer, bald als Kräutermann, Schwämme und Beeren sammelnd.

Heinrich Doering.

# Schwarzburg.

In dankbarer Brust trag ich noch immer die Höhen,
welche der Tannen Nacht mächtig und finster umkränzt,
und den grünenden Hain, der zum süßen Gemurmel der Schwarza
sanft einladend herabsteigt von der felsigen Höh',
und den waldigen Hügel, den inselartig geformten,
den in verzogener Bucht lieblich die Wiese umschlingt,
aber vor allen Euch, des Schlosses heilige Hallen,
alten Fürstengeschlechts nimmer entweiheten Sitz,
wo die Teutschheit noch weilte, bewahrt in Kraft und in Sitte,
die auf das Eigne nicht stolz, würdig das Fremde verschmäht,
wo zwei edle Geschlechter, die rühmend nennet die Vorzeit,
holder Eintracht Band glücklich und sicher verknüpft.

(den 10. Sept. 1810.)

Wilhelm von Humboldt.

---

Es gibt von Rudolstadt über Volkstedt und Schwarza zwei Wege in das eigentliche Schwarzathal. Der eine führt diesem Flusse nahe zur Seite, an der Knochischen Lederfabrik und der Pulvermühle vorbei. Erstere ist 1797, letztere 1739 errichtet, wird aber seit ihrer unheilbringenden Entzündung am 3. Sept. 1817 nicht mehr zu diesem Zwecke benutzt. Beide schauen freundlich aus den sie umgebenden Pappeln und Erlen hervor. Dicht am Einflusse der Rinne in die Schwarza sind zwei fahrbare Brücken über diesen Strom geschlagen. Von hier wendet man sich bei der Stadt Blankenburg links. — Der andere Weg geht unweit Schwarza, in derselben Richtung, über einen Hügel, die Warte genannt, zwischen Feldern, Gebüsch und schattigen Bäumen hindurch. Wer diesen wählt, muß den Strom, in der Gegend der Papiermühle, auf

einem schmalen Steg überschreiten. Unvermuthet öffnet sich, von ferne kaum merkbar, die von steilen Felsenwänden umragte Schlucht, aus welcher die Schwarza hervorrauscht. Ihren Eingang bezeichnet auf dem rechten Ufer die erwähnte, höchst romantisch liegende Papiermühle, von wo aus Blankenburg nebst den Trümmern seines Bergschlosses sich wieder darstellt, und auf dem linken ein von dem 1813 verstorbenen Königl. Preußischen Bergrath Danz angelegtes, jetzt in das Gasthaus zum Schwarzburger Hofe verwandeltes Gebäude. Die dasselbe bekränzende Anhöhe war von dem ehemaligen Besitzer zu dem schönsten Weinberge der in den Jahrbüchern des Mittelalters wegen des außerordentlichen Ertrags ihrer Reben gepriesenen Gegend von Blankenburg umgeschaffen worden.

Empfindungen verschiedener Art bemächtigen sich der Reisenden, die das dunkele Schwarzathal betreten. Zagend und unempfänglich für das Große und Erhabene, welches die mütterliche Hand der Natur demselben aufgeprägt hat, durchwandelt der, welcher meist in Ebenen lebte, diesen zwei Stunden langen Weg. Wer aber gebirgige Gegenden für seine Heimath erkennt, findet in den sich hier darbietenden Erscheinungen mannigfaltige Nahrung für seinen Geist, der mit jeder zu den Wolken aufstrebenden Höhe sich selbst emporgehoben fühlt. So läßt es sich erklären, warum dieser Gegend von einigen ihrer Besucher die Reize, welche andere mit Staunen und Entzücken erfüllen, zum Theil abgesprochen worden sind. Vielleicht gesellten sich dazu noch vorgefaßte Meinungen, eine dem Genusse der schönen Natur abholde Stimmung, oder die Jahreszeit, in der sie des Schmuckes belaubter Bäume und Sträuche entbehrte, um dieses harte Urtheil zu erzeugen.

Man hat das Schwarzathal öfters die deutsche Schweiz im Kleinen genannt. So wenig nun auch diese Benennung allgemein gebilligt wird, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß sorgfältige Beschauer der Alpen hier sprechende Aehnlichkeiten entdeckten, und daß in gebornen Schweizern bei seinem Anblicke lebhafte Erinnerungen an das theure Vaterland aufstiegen.

Die Schwarza breitet sich in diesem Thale bald weit aus und ihre silberhellen Gewässer schleichen am grünen, blumigen Ufer sanft dahin, bald drängt sie sich zwischen Bergen, deren Häupter einander nahe berühren, schäumend und mit lautem Getöse auf Felsenboden hindurch. Das hier und da kessel- und schneckenförmig gehöhlte Gestein beurkundet deutlich die Macht dieses Stromes und das tausendjährige Alter seines Bettes. An den Seiten desselben wechseln düstere, melancholische Wälder mit hellbeleuchteten, schroffen Felsenmassen, deren plötzlichen Einsturz man fürchtet und wo nur selten ein Baum dürftig emporsproßt. Bald gleichen sie aufgerichteten Trophäen, bald dem Kirchhofe voller Grabdenkmale. Hier strebt ein Fels von wunderbarem Bau, dem die Natur die mannichfaltigsten Formen und anmuthigsten Farben lieh, deren sanfte Mischung noch herrlicher hervorstrahlt, wenn ihn die Sonne bescheint, zu den Lüften. Jetzt ruht das von jenem Glanze gesättigte Auge auf dem

Schatten dichter Waldung. Nun krümmt sich der Fluß in mehreren Bogen, um durch die ihm den Lauf vertretenden Berge sich Bahn zu machen. Auch der Wanderer besorgt, einen davon übersteigen zu müssen. Allein vergebens. Unvermuthet sieht er sich hin zu dem staunenswürdigen Kirchenfelsen versetzt, an dessen Fuße die Schwarza brausend das steinerne Wehr durchwühlt, während der nahe Forst in schweigender Ehrfurcht kühlende Schatten umherstreut. An dieser Stätte hat die Natur, diese unerreichbare Bildnerin, Alles vereinigt, um das große Gemälde zu vollenden und dessen unterscheidenden Ton mit kräftigen Zügen aufzutragen. — Von hier aus gewinnt das Thal eine etwas veränderte Form. Der Weg, der bisher mit dem Gebirg einerlei Richtung nahm, lenkt sich nun zum Ufer des Flusses, und führt durch Buschwerk und Hecken, dann an hohen Wänden schwarzer Tannen hin, wie in Alleen eines Parks, in welchen sich das Auge verliert. Ueberraschend ist der Uebergang von Natur und Kunst. Hier, wo sonst kleine Wiesenflecken, von Gebüsch umringt, grünten und labyrinthische Pfade durch das Holz geleiteten, ebnet sich jetzt der Weg durch lange Räume des Waldes. Unvermuthet aber ändert sich die Scene wieder in Natur, da wo ein krystallner Quell vom Felsen herab zur Schwarza stürzt. Zwei hohe Fichten mit hangenden Aesten sind aus einem Felsenstücke gewachsen, welches die Fluten umrauschen. An dasselbe schließt sich der Floßrechen, für die oft nicht unbedeutende Holzflöße bestimmt, welche seit Jahrhunderten auf diesem Strome Statt fand. Einige hundert Schritte über demselben ist 1838 das sogenannte Schweizerhaus, zunächst als Wohnung für den Thiergärtner, erbaut worden. Je mehr man sich dem Schlosse nähert, desto mehr weitet sich das Thal, die Straße geht hoch an der nördlichen Wand desselben hin. Tief unten erblickt man Wiesengrund, vor sich die hellleuchtende, die Nacht des Tännigs beherrschende Burg, welche aber dem Auge bald wieder entzogen wird; rechts über sich in schwindelnder Höhe den Felsen des Tripsteins, den erlesensten Standort, von welchem man die Reize der Umgebungen Schwarzburgs auf einmal zu überschauen vermag. Das auf dieser Klippe von dem Erfinder des Volkstedter Porzellans, G. H. Macheleid, erbaute Haus, worin er, nach der Niederlassung im Thale, oft zu weilen pflegte, ist jetzt abgebrochen. Nachher wurde auf dem jähen Abhange ein Schirm mit einer steinernen Bank errichtet, und an dem Platze jenes Gebäudes sollte dem Gedächtnisse des verdienten Mannes ein anspruchloses Denkmal geweiht werden.

Unten, am Wege, begrüßt den Reisenden eine mit Baumrinde belegte Hütte, welche an die herrliche Aussicht mahnt, die sich von diesem Punkte auf die ganze Gegend eröffnet. Sie tritt mit ihrer auf rohen Säulen ruhenden Halle aus einem Schieferfelsen wirthlich hervor, bei welchem sich von Norden her ein kleines Seitenthal mit dem der Schwarza verbindet. Vom Tripstein im Osten und vom Tännigshaupte im Westen begrenzt, ist es mit einer 66 Fuß hohen Brücke überbaut, worüber die Straße nach dem Schlosse führt.

wand blickt ernst auf das Thal hernieder und der Vögel tausendstimmiges Lied erschallt aus Busch und Baum. Ich warf mich in das Gras, träumte mich zurück in die Zeit, wo an dieser Stelle Hunderte thätiger Menschen wohnten, wo hier das Geläut des jetzt eingesunkenen Thurmes die Gemeinde zusammenrief und aus diesen öden Mauern der Gesang frommer Christen ertönte.

Und lieblich sank aus unbewölktem Blau,
Des goldnen Abends süße Ruh' herab!
Ein sanftes Rosenlicht umfloß den Hain,
Mischt' mit des Baches Silberwelle sich,
Bepurpurt' Berg und Thal und Wiesenflur,
Und immer stiller ward es rings umher!
Nur dort, im blühenden Gesträuche sang
Mit sanfter Klage noch die Nachtigall,
Dem hingeschiednen Tag ein Sterbelied.

---

(cf. Lessers physicotheologische Schriften p. 116. von Rohr's Merkwürdigkeiten des Unterharzes pag. 291 und 305.)

C. Duval.

---

## Die Sage
von
# dem verwünschten Vogelsteller
in
## den Teufelslöchern bei Jena.

---

Wer über die Camsdörfer Brücke bei Jena an dem linken Saalufer hinwandert, gelangt zn den wundersam gebildeten Felsmassen in denen mehrfache Höhlen und Schluchten zu schauen, bekannt unter dem Namen der Teufelslöcher, und weiland gescheut und gefürchtet von den Bewohnern des Dörfchens Wöllnitz.

Dort wohnte in grauer Vorzeit ein Fischer, Thomas geheißen, der nie vorüberging an den Teufelslöchern, ohne ein Kreuz zu schlagen und auszurufen: Ha! ha! Das merkte sich sein Vetter Curt, ein junger Bursche, brav, aber arm und elternlos, den Thomas aus christlicher Liebe zu sich genommen. Es begab sich aber, daß Curt einstmals nach Jena wanderte mit einem Körbchen Fische, die er dort verkaufen wollte. Als er nun in die Nähe der Teufelslöcher kam, rief er ebenfalls: Ha! ha! vergaß aber das Kreuz zu schlagen. Da stand plötzlich ein Mann vor ihm, mit grauem Bart, ein Jagdgeschoß in der Hand und wie ein Waidmann gekleidet. Mit funkelnden Augen ihn anblickend fragte er mit rauher Stimme, was er hier zu schreien und zu rufen habe, und ob er etwa den Vogelsteller sehen wolle. Welchen Vogelsteller? entgegnete Curt verlegen, ein paar Schritte zurücktretend. „Solltest du," entgegnete der Waidmann, nie etwas gehört haben von einem, der sich Kauz nennt. Er hat hier seinen Vogelheerd, sucht sich im Frühling Kräuter und Wurzeln, fängt im Sommer Fische, und treibt im Herbst das edle Waidmannshandwerk." — Curt betheuerte, von einem solchen Manne nie etwas gehört zu haben. „Willst du ihn kennen lernen," fuhr der Jä-

ger fort, so begieb dich dort in seine Höhle, da wo die beiden Brünnlein rieselnd hervorbrechen durch die Felsenspalten." Curt entschuldigte sich, daß er keine Zeit habe und mit seinen Fischen eilig nach Jena wandern müsse. „So laß das Schreien," sprach der Waidmann, ihn mit finsterm Blick betrachtend, „sonst kommt Kauz von selbst hervor." So sprechend, schritt er den Fußpfad neben dem Felsen hinauf, während Curt in die Stadt eilte, und nachdem seine Fische verkauft, schnell den Heimweg antrat. Er hatte die Erscheinung des Waidmanns nicht vergessen. Sein Haar sträubte sich empor, als er in die Nähe der Teufelslöcher kam, und seine Schritte wurden immer unsicherer. Eh' er sich's versah, lag er im Schlamme der beiden Bächlein. Zugleich hörte er ein furchtbar gellendes Hohngelächter. Erschrocken raffte er sich empor, lief heim, und erzählte seinem Pflegevater, was ihm begegnet. Thomas blickte bei der Erzählung düster vor sich hin, und warnte ihn ernstlich vor dem bösen Vogelsteller, der den sorglosen Wanderer hineinlocke in die Teufelslöcher, aus denen noch nie Jemand wieder herausgekommen. „Hüte dich, Curt, sprach er, und geh' ihm aus dem Wege. Offenbar ist er einer von den Götzen, die die Sorben weiland angebetet bei Ziegenhain, und die der heilige Bonifacius auf seiner Wandrung durch Thüringen in jene Felsen und Klüfte gebannt. Dort müssen sie kauzen und den jüngsten Tag erwarten. Das hat mir der Pater Liberius in Burgau oft erzählt."

Es begab sich aber, daß Curt einige Tage nachher mit Fischen nach der Lobdaburg gesandt ward. Da betrachtete ihn der Graf von Arnshaugk mit wohlgefälligen Blicken, ihn fragend, ob er wohl Lust habe, ihm als Knappe zu dienen. Dieser Antrag gefiel dem rüstigen Burschen, der zu dem Fischergewerbe eben keine sonderliche Neigung in sich verspürte. Der Graf äußerte, er wolle darüber mit dem alten Thomas sprechen, und als dieser seine Zustimmung gab, ward Curt aufgenommen unter die Lobedaburger Knappen. Der junge Fischer erschien nun in einem stattlichen Wams, mit Blechhaube, Spieß und Schwert. Zugleich hatte er ein Roß erhalten von dem Grafen, den er auf seinen Streifzügen in der Umgegend begleitete. Der Weg führte sie einst bei den verrufenen Teufelslöchern vorüber. Da erzählte Curt seinem Herrn das Abentheuer, das er dort bestanden, und der Graf berief sich auf manche glaubwürdige Erzählung von dem Unwesen, das der verwünschte Vogelsteller Kauz von jeher in den Teufelslöchern getrieben. Während er so sprach, hörten sie deutlich im Innern des Felsens den Klang von Geigen und Flöten, als würde dort zu einem festlichen Tanz geblasen. Laß uns eilen, sprach der Graf, daß wir nicht in die Klauen des Unholds gerathen, der oft näher ist, als man glaubt!" Curt aber konnte die Neugierde nicht unterdrücken, das Treiben in dem Felsen mit anzusehen.

Es begab sich aber, daß er den Grafen einst begleitete zu dem Markt, der jährlich in Lobeda gehalten zu werden pflegte. Er hatte die Herrlichkeiten, die dort zur Schau ausgestellt waren, längst be-

trachtet, und sich in das Zechhaus begeben, wo gar lustig getanzt, getrunken und gelärmt ward. Ergriffen von dem allgemeinen Taumel, ergriff Curt eine rasche Dirne, sich weidlich mit ihr im Kreise umherschwenkend. Da winkte ihm ein alter unbekannter Knappe hinaus unter die Linde vor dem Zechhause, wo sie sich auf eine Bank niederließen und sich ergingen in mannigfachem Gespräch. Der Unbekannte, der sich für einen Reisigen des Schenken von Döbritschen ausgab, wußte gar viel zu erzählen von dem verwünschten Vogelsteller und behauptete zuversichtlich, er befinde sich mitten unter den Tanzenden, weil er sich in mannigfachen Gestalten zu zeigen pflege. Bei solchen Gelegenheiten habe Kauz schon oft manche hübsche Dirne hinweggeführt, und nie wäre sie wieder gesehen worden. Curt's Neugier ward immer reger, als ihm jener vertraute, daß er selbst in den Teufelslöchern gewesen. „Ich bin, sprach der Fremdling, bis an den großen Teich gekommen, mitten im Berge. Drüber hab' ich mich jedoch nicht gewagt. Denn da funkelten so viele Lichter und so viele Mädchen sah ich dort sitzen, schlank und zierlich, wie Wachspuppen. Zu meiner Sicherheit hatt' ich freilich einen Krötenstein bei mir, den man in dem Wasser bei den Teufelslöchern findet, doch nicht zu allen Zeiten." Curt wollte sich eben genauer erkundigen, was es mit diesem Stein für eine Bewandniß habe, als der laute Ruf: Zu Rosse! zu Rosse! das Gespräch unterbrach. Es waren die übrigen Knappen, die ihn aufforderten, den Grafen zu begleiten, der sich eben in den Sattel geschwungen. „Wir sehen uns wohl ein andermal wieder!" rief der Unbekannte, dem scheidenden Curt die Hand drückend.

Einst streifte dieser, mit seiner Armbrust umher im Forst. Da sah er unweit von dem Bächlein, die Ziege geheißen, einen Mann, der beschäftigt schien, Kräuter zu sammeln. Curt begrüßte ihn freundlich, und erfuhr, daß er in Ziegenhain wohnhaft und allerlei Wurzeln, Schwämme und Kräuter nach dem Kloster Bürgel zu tragen pflege, aus denen von den dortigen Mönchen mannigfache Arzeneien bereitet würden, vielfach erprobt durch ihre wundersame Heilkraft. Auch bei den Teufelslöchern, fügte er hinzu, wachse manches schöne Kraut, mitunter freilich auch Unkraut, wie überall. Das könne nur der Ziegenhainer Kräutermann unterscheiden, für den er sich ausgab. Eben im Begriff zu gehen, bückte er sich, und hob einen Stein aus dem vorüberfließenden Bächlein. „Wie froh wäre mancher, wenn er dich fände!" sprach er, den Stein aufmerksam betrachtend. Curt äußerte seine Verwunderung. „Du magst wissen," sprach der Fremdling, daß diesen Steinen manche wundersame Kräfte verliehen sind. Dem, der sie bei sich führt, zeigen sie an, was vorgeht in den Tiefen der Erde. Mich aber kümmert das wenig; ich lobe mir, was über der Erde ist, und mein Wahlspruch bleibt: Genügsamkeit! So sprechend warf er den Stein wieder in den Bach, rasch von hinnen eilend. Curt aber griff danach und steckte ihn zu sich. Sein Pfad führte ihn nach Wöllnitz, an den Teufelslöchern

herausgenommen und hinweggetragen wurde. Das gläubige Volk strömte zahlreich herbei, gab reichliche Geschenke und so wurde an die Stelle des vom Himmel selbst bezeichneten Gartens das Kloster erbaut und Himmelgarten genannt. Der Magistrat zu Nordhausen wollte aber diese Namensveränderung nicht leiden, war den Mönchen auf alle Weise hinderlich und wenn ihnen auch Länderei oder Gebäude geschenkt oder vermacht wurden, so mußten sie es binnen Jahresfrist verkaufen. Geschah dies nicht, so bemächtigte sich Nordhausen des Grundstücks, verkaufte es und gab dann das Geld an die Mönche. Deshalb besaßen dieselben auch in der Stadt nichts und nur zwei, am Töpferthore belegene Plätze hatten sie nach manchen Schwierigkeiten käuflich an sich gebracht. Gegen das Jahr 1339 fingen sie an, wider des Rathes Wissen und Willen auf diesen Plätzen eine Kirche zu bauen, die sie mit großer Eile zu Stande brachten und eben so geschwind einweiheten. Als sie später reich wurden und viele Güter und Einkünfte besaßen, bauten sie die Anfangs unbedeutenden Klostergebäude von Neuem auf und ließen auch im J. 1507 eine herrliche Orgel für die Kirche verfertigen.

Die Bauern, welche so manches Kloster auf dem Gewissen haben, zerstörten im J. 1525 auch Himmelgarten. Sie plünderten es und zündeten es dann an. Die Mönche waren mit ihren besten Sachen und der Bibliothek bereits nach Nordhausen geflohen, und wurde dieselbe in der St. Blasiikirche aufgestellt, wo sie sich noch heute befindet. Unter den Büchern sieht man eins mit einem in Holz geschnittenen Christusbilde, neben welches eine Wunde gemalt ist und wobei die Worte stehen: Diese Gestalt ist dem Bilde der Gottseligkeit unsers Herrn Jesu Christi eingedrückt worden, die Figur der Wunde stellt vor die Wunde seiner Seite nach der Breite und Länge. Wer nun aus besonderer Andacht und Zerknirschung seines Herzens dieses Bild anschauen oder küssen wird, der soll von dem heiligen Papste Innocenz **VIII.** auf 7 Jahre Ablaß haben. — Ferner war ein hölzernes Kreuz vorhanden, auf dem man folgende Worte las: Dieses hier gegenwärtige Zeichen des Kreuzes stellt, wenn es zwanzigmal nach der Länge genommen wird, die Länge des Körpers Christi dar und wenn Jemand aus herzlicher Inbrunst und Andacht dieses Kreuz ehren und küssen wird, der soll den Tag über von der bösen Seuche befreit bleiben. —

Das verwüstete Kloster wurde nicht wieder zu kirchlichem Zwecke eingerichtet. Die Mönche gingen fast alle in das Augustinerkloster zu Erfurt und die Grafen von Stolberg nahmen als Landesherren Himmelgarten in Besitz. Später verpfändeten sie es, nebst Stempeda, an den Rath zu Nordhausen, der es bis zum J. 1721 inne hatte, wo es von den Grafen von Stolberg für 15,000 Gulden wieder eingelöst wurde und seit der Zeit auch bei Stolberg geblieben ist. (cf. v. Rohr: Merkw. des Unterharzes p. 159 — 64). Leuckfeld's Chronik von Marienberg.

**C. Duval.**

# Steigerthal.

Melodisch klingt im Walde
Das läutende Getön,
Wenn auf der Bergeshalde
Die Heerden weidend gehn.

L. Bechstein.

Die Lerche sang, der rothe Morgen glühte, als ich am Kloster Himmelgarten und der Kukuksmühle vorüber, zu dem Berge emporstieg, welcher „die Haardt" genannt wird. Man hat von dieser Höhe eine gar liebliche Aussicht in die goldene Aue hinein und auf die Berge von Kyffhausen an, bis hinauf zum Ohmberge und noch weiter hin. Die Städte Nordhausen, Heringen, Kelbra und sehr viele Dörfer von üppigen Saatfeldern, frischen Wiesen und schattigen Bäumen umgeben, bieten sich dem Auge des Beschauers dar und lassen ihn mit Entzücken vor diesem Gemälde verweilen.

Seliges Land der goldenen Aue, wie bist Du so reizend!
Nieder in's schwellende Gras regnet im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Bache den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt;
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am fernen Gebirg' Vesten und Hütten hinauf.
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch an's freundliche Tageslicht;
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um;
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.
Still ist's hier; kaum rauschet von fern die geschäftige Mühle,
Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad.

In der entgegengesetzten Richtung aber blickt man auf die hohen, bewaldeten Berge des Harzes, von dessen einer Kuppe die blendend weißen Mauern des stolbergschen Jagdschlosses Eichenforst herableuchten, und weiter links, mehr im Vordergrunde, auf die altersgraue Ruine der Ebersburg mit ihrem gewaltigen Thurmcolosse. Dicht zu den Füßen des Berges liegt in einem tiefen, engen Thale, rings von weißen, theils kahlen, theils bebuschten Kalkfelsen umgeben, das Dorf Steigerthal, welches sowohl seiner romantischen Lage wegen, als auch wegen mancher Naturmerkwürdigkeiten eines Besuches sehr werth ist. Die rothen Dächer leuchteten recht lebendig aus dem frischen Grün der Bäume hervor, die Kalkfelsen, durch das in ihren Schatten keimende Gesträuch noch mehr gehoben, blitzten im Sonnenscheine wie glänzendes Silber, die Waldvöglein sangen fröhlich, ein lauer West flüsterte in den Zweigen der hochwipfeligen Bäume und ich lagerte mich auf schwellendes Moos und betrachtete mit Entzücken die Landschaft, welche sich vor mir ausbreitete. Es war rings umher einsam und still. Weiße Schmetterlinge flatterten über den blumigen Rasen lautlos hin und her, schillernde Käfer krochen zu meinen Füßen, Millionen Insecten schwirrten und kreisten um mich her, ein Holzspecht hämmerte in der Ferne am Stamm, eine wohlgenährte Rinderheerde irrte mit melodischem Geläut durch das hohe Gras und ein alter Hirt blies unfern von mir auf einem Birkenblatt eine melancholische Weise.

Und als ich so umherschaute und endlich auch die nächste Umgebung musterte, wurde ich dicht neben mir einen halbbemoosten Stein gewahr, in welchen Figuren eingegraben waren. Ich betrachtete denselben näher und sah in demselben eine Glocke und eine Keule eingehauen. Umsonst spähte ich nach einer Inschrift und wandte mich endlich an den alten Hirten mit der Frage: ob er mir nicht sagen könne: was dieser Stein mit seinen Zeichen zu bedeuten habe?

O ja wohl! entgegnete der Alte. Es ist eine Geschichte hier vorgefallen, die in der Umgegend jedes Kind weiß.

War einst ein Glockengießer
Zu Stolberg in der Stadt,
Ein ehrenwerther Meister
Gewandt in Rath und That!

Er hatte schon gegossen
Viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Capellen,
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell und rein;
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

Auch die Stadt Stolberg verlangte ein Werk seiner Hand, und der Meister bot Alles auf, für seinen Wohnort eine ganz vorzügliche Glocke zu liefern. Aber es war, als ob der Böse seine Hand im Spiele hätte, — der Guß wollte durchaus nicht gelingen. Verdrießlich warf er die Arbeit bei Seite, befahl einem sechszehnjährigen Buben, welcher bei ihm die Glockengießerei erlernte, auf einen bestimmten Tag, an dem er zurückkehren werde, Alles zum Beginn der Arbeit bereit zu halten und wanderte hinauf nach dem Eichsfelde, wo sein Vater die gleiche Kunst mit vielem Lobe trieb, um demselben sein Mißgeschick zu klagen, und sich seinen Rath zu erbitten.

Der ernste Bube aber saß unterdessen daheim und sann unaufhörlich über den Grund nach, warum doch wohl seinem sonst so klugen Meister der Guß mißlungen sein möchte. Nach langem Grübeln hatte er die Ursache entdeckt, sprang fröhlich empor, arbeitete Tag und Nacht und bald stand die Glocke ohne Fleck und Tadel vor den entzückten Augen des Jünglings da.

Mit freudigpochendem Herzen ging er nun seinem Meister entgegen und hier an dieser Stelle traf er denselben sitzend und von der Anstrengung der Reise rastend. Nicht lange konnte er sein Geheimniß auf dem Herzen behalten und mit freudestrahlendem Antlitze entdeckte er dem Meister, daß die Glocke, von seiner Hand gegossen, schon fertig und wohlgelungen zu Hause stehe.

Da schwoll aber dem Meister die Stirnader dick auf vor Zorn und Scham, und die Wuth, sich von seinem Lehrlinge übertroffen zu sehen, bemächtigte sich seines sonst so milden Herzens. Er sprang auf, ergriff seinen Reisestab, und versetzte damit dem unglücklichen Knaben einen so gewaltigen Schlag über das Haupt, daß er blutend und mit gebrochenem Blick in das Gras zurücksank. Der Meister aber eilte, wie von Furien gepeitscht, mit schnellen Schritten von dannen. Sein Zorn war bei dem Anblick des Blutes verraucht, eine furchtbare Gewissensangst packte den kräftigen Mann, die rasche That gereute ihn und er kehrte eilig um, ob er vielleicht den hervorquellenden Blutstrom hemmen und den armen Knaben noch retten könne. Bald hatte er auch die Unglücksstelle wieder erreicht, aber es war keine Hülfe mehr möglich.

Der Knabe lag am Boden,
Er hört' und sah nicht mehr;
Ach Meister, wilder Meister
Du schlugst auch gar zu sehr.

Verzagend floh dieser hinweg. Unstät und flüchtig wie Kain irrte er die ganze Nacht im Walde umher und als der Morgen anbrach, war sein Entschluß gefaßt. Er ging nach Stolberg zurück,

Und stellt sich dem Gerichte,
Und klagt sich selber an.

Es thut den Richtern wehe
Um den sonst wackern Mann.

Doch kann ihn keiner retten
Denn Blut will wieder Blut.
Er hört sein Todesurtheil
Mit ungebeugtem Muth.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht
Und seine Seele schwebte
Empor zum hellern Licht.

Also sprach der Hirt. Und ich dankte demselben für seine Erzählung und stieg hinab in das nomen et omen habende Dorf. Daß früher, wie einige Chronisten glauben, hier eine adelige Familie von Steigerthal gehaust, ist sehr unwahrscheinlich und wird auch nur aus einem Diplome vom Jahr 1320 vermuthet, welches Christianus, ein Mönch im Kloster Himmelgarten, ausgestellt und in welchem er einen gewissen Conrad erwähnt, der als der Sohn eines Nordhäuser Bürgers Conrad von Steigerthal aufgeführt wird.

Rings um das Dorf her bricht ein sehr schöner Alabaster in einigen zwanzig verschiedenen Sorten.

Unterhalb des Ortes wird ein ziemlich starker Bach von einer Kalkschlotte, deren es in der Gegend eine große Menge giebt, verschlungen und kommt etwa tausend Schritte davon bedeutend stärker wieder hervor, so daß er mehrere Mühlen treibt.

Eine Viertelstunde südlich, nach Urbach zu, liegt an der Nordseite eines ziemlich steilen und beträchtlich hohen Berges eine Höhle, welche „das Försterloch" oder „die Leopoldshöhle" heißt, weil sie ein Förster, Namens Leopold, entdeckte. Sie ist zwar nicht mit der Baumannshöhle zu vergleichen, allein sie ist auch nicht eben ganz unbedeutend zu nennen, denn sie besteht aus 11 Abtheilungen. Der Eingang liegt hoch oben am Berge und, sich bückend wie ein Hofmann, gelangt man in das erste Gewölbe. Es ist ziemlich geräumig, enthält aber sonst nichts Bemerkenswerthes, als Namen derjenigen, welche diese Höhle besuchten. Links führt eine Oeffnung, welche einem Backofenloche gleicht, in die zweite Höhle, welche tiefer liegt und auch weiter und höher ist, als die erste. Man findet in den Felsen die Jahreszahl 1549 eingehauen. Wenn sie ächt ist, so muß die Höhle früher bekannt, später aber wieder in Vergessenheit gerathen sein, und Förster Leopold fand sie im vorigen Jahrhundert nur wieder auf. Aus diesem Raume gelangt man auf ziemlich engem Wege in die dritte und wiederum durch eine lange Schluft in die vierte Abtheilung, in welcher der Name GERHAVEN mit ziemlich alt aussehenden Lettern zu lesen ist. Von hier aus muß man wieder in einem schmalen Gange hingehen bis an einen Felsen, welcher

die Höhle quer durchzieht und jedes weitere Vordringen zu hemmen scheint. Um weiter zu gelangen, muß man entweder unter oder über diesen Fels hinklettern, was gleich gut oder, besser gesagt, gleich schlecht geht. In der Mitte der fünften Höhle, welche die größeste von allen ist, liegt ein großes, von der Decke herabgestürztes Felsenstück. Bis jetzt hat sich der Weg immer gesenkt, jetzt aber geht der Pfad steil hinan in die sechste Höhle, vor deren Eingange wieder ein Felsen liegt, welcher überklettert werden muß. So geht es fort bis ans Ende der letzten Höhle, aus welcher nur ganz niedrige, unzugängliche Felsspalten führen. Der Kalkstein, in welchem diese Höhle liegt, ist sehr fest und der Besuch derselben daher ohne Gefahr.

Außer dieser Höhle gibt es noch eine Menge von Schlotten und Spalten, unter denen „das Fohlenloch" am bemerkenswerthesten ist.

Im siebenjährigen Kriege, erzählte mir ein alter Mann, nahmen die Soldaten den Bauern in der Umgegend alle Pferde hinweg und ein Einwohner von Steigerthal versteckte daher ein schönes junges Fohlen in eine Höhle und brachte ihm täglich ganz ins Geheim das beste Futter, welches er hatte. Endlich waren die Feinde aus der Gegend verschwunden und der Bauer eilte mit schnellen Schritten nach der Höhle, das schöne Thier abzuholen. Allein wie erschrak er, als er die Bemerkung machte, daß dasselbe unter der Zeit so groß geworden, daß keine Möglichkeit vorhanden war, es durch die Oeffnung, durch welche er es in die Höhle gebracht hatte, wieder herauszubringen und er sah sich endlich, nachdem er es noch eine Zeit hindurch erhalten, genöthigt, dasselbe todt zu stechen.

Beim Pflügen und Steinebrechen werden in der Umgegend Steigerthals oft Knochen herausgegraben, welche Thieren angehören, die entweder gar nicht, oder doch wenigstens hier nicht mehr existiren und vor etwa zwanzig Jahren wurde ein ganz verkalktes, vollständiges Elephantengerippe ausgegraben, das in das Försterhaus zu Steigerthal gebracht und dort aufbewahrt wurde. Die Hüftkugeln hatten einen halben Fuß im Durchmesser und das stärkste Ende eines Zahnes war sechs Zoll.

An dem Wege, welcher von Steigerthal nach Neustadt unter dem Hohensteine führt, liegen die Reste einer Kirche, welche einem im Bauernkriege, Andre sagen: im dreißigjährigen Kriege zerstörten Dorfe „Hunoldsdorf" angehörte, und eine ähnliche etwas besser erhaltene Kirchenruine des ehemaligen Dorfes „Liebigerode" schaut an der Straße nach Stempeda aus dem Gesträuch hervor. Als beide Dörfer zu gleicher Zeit verwüstet worden waren, begaben sich die übriggebliebenen Einwohner derselben nach Steigerthal und siedelten sich dort an. Die ganze Feldmark von Liebigerode lehnt noch jetzt an die Kirche in Steigerthal.

Bei dieser kleinen Ruine Liebigerode ist ein gar trauliches Plätzchen. Der üppige Rasen ladet zur Ruhe ein, das Haselgesträuch rings umher flüstert so heimlich, die gegenüberliegende schroffe Fels-

wand blickt ernst auf das Thal hernieder und der Vögel tausendstimmiges Lied erschallt aus Busch und Baum. Ich warf mich in das Gras, träumte mich zurück in die Zeit, wo an dieser Stelle Hunderte thätiger Menschen wohnten, wo hier das Geläut des jetzt eingesunkenen Thurmes die Gemeinde zusammenrief und aus diesen öden Mauern der Gesang frommer Christen ertönte.

Und lieblich sank aus unbewölktem Blau,
Des goldnen Abends süße Ruh' herab!
Ein sanftes Rosenlicht umfloß den Hain,
Mischt' mit des Baches Silberwelle sich,
Bepurpurt' Berg und Thal und Wiesenflur,
Und immer stiller ward es rings umher!
Nur dort, im blühenden Gesträuche sang
Mit sanfter Klage noch die Nachtigall,
Dem hingeschiednen Tag ein Sterbelied.

---

(cf. Lessers physicotheologische Schriften p. 116. von Rohr's Merkwürdigkeiten des Unterharzes pag. 291 und 305.)

**C. Duval.**

---

# Die Sage
von
# dem verwünschten Vogelsteller
in
den Teufelslöchern bei Jena.

---

Wer über die Camsdörfer Brücke bei Jena an dem linken Saalufer hinwandert, gelangt zu den wundersam gebildeten Felsmassen in denen mehrfache Höhlen und Schluchten zu schauen, bekannt unter dem Namen der Teufelslöcher, und weiland gescheut und gefürchtet von den Bewohnern des Dörfchens Wöllnitz.

Dort wohnte in grauer Vorzeit ein Fischer, Thomas geheißen, der nie vorüberging an den Teufelslöchern, ohne ein Kreuz zu schlagen und auszurufen: Ha! ha! Das merkte sich sein Vetter Curt, ein junger Bursche, brav, aber arm und elternlos, den Thomas aus christlicher Liebe zu sich genommen. Es begab sich aber, daß Curt einstmals nach Jena wanderte mit einem Körbchen Fische, die er dort verkaufen wollte. Als er nun in die Nähe der Teufelslöcher kam, rief er ebenfalls: Ha! ha! vergaß aber das Kreuz zu schlagen. Da stand plötzlich ein Mann vor ihm, mit grauem Bart, ein Jagdgeschoß in der Hand und wie ein Waidmann gekleidet. Mit funkelnden Augen ihn anblickend fragte er mit rauher Stimme, was er hier zu schreien und zu rufen habe, und ob er etwa den Vogelsteller sehen wolle. Welchen Vogelsteller? entgegnete Curt verlegen, ein paar Schritte zurücktretend. „Solltest du," entgegnete der Waidmann, nie etwas gehört haben von einem, der sich Kauz nennt. Er hat hier seinen Vogelheerd, sucht sich im Frühling Kräuter und Wurzeln, fängt im Sommer Fische, und treibt im Herbst das edle Waidmannshandwerk." — Curt betheuerte, von einem solchen Manne nie etwas gehört zu haben. „Willst du ihn kennen lernen, fuhr der Jä-

ger fort, so begieb dich dort in seine Höhle, da wo die beiden Brünnlein rieselnd hervorbrechen durch die Felsenspalten." Curt entschuldigte sich, daß er keine Zeit habe und mit seinen Fischen eilig nach Jena wandern müsse. „So laß das Schreien," sprach der Waidmann, ihn mit finsterm Blick betrachtend, „sonst kommt Kauz von selbst hervor." So sprechend, schritt er den Fußpfad neben dem Felsen hinauf, während Curt in die Stadt eilte, und nachdem seine Fische verkauft, schnell den Heimweg antrat. Er hatte die Erscheinung des Waidmanns nicht vergessen. Sein Haar sträubte sich empor, als er in die Nähe der Teufelslöcher kam, und seine Schritte wurden immer unsicherer. Eh' er sich's versah, lag er im Schlämme der beiden Bächlein. Zugleich hörte er ein furchtbar gellendes Hohngelächter. Erschrocken raffte er sich empor, lief heim, und erzählte seinem Pflegevater, was ihm begegnet. Thomas blickte bei der Erzählung düster vor sich hin, und warnte ihn ernstlich vor dem bösen Vogelsteller, der den sorglosen Wanderer hineinlocke in die Teufelslöcher, aus denen noch nie Jemand wieder herausgekommen. „Hüte dich, Curt, sprach er, und geh' ihm aus dem Wege. Offenbar ist er einer von den Götzen, die die Sorben weiland angebetet bei Ziegenhain, und die der heilige Bonifacius auf seiner Wandrung durch Thüringen in jene Felsen und Klüfte gebannt. Dort müssen sie kauzen und den jüngsten Tag erwarten. Das hat mir der Pater Liberius in Burgau oft erzählt."

Es begab sich aber, daß Curt einige Tage nachher mit Fischen nach der Lobdaburg gesandt ward. Da betrachtete ihn der Graf von Arnshaugk mit wohlgefälligen Blicken, ihn fragend, ob er wohl Lust habe, ihm als Knappe zu dienen. Dieser Antrag gefiel dem rüstigen Burschen, der zu dem Fischergewerbe eben keine sonderliche Neigung in sich verspürte. Der Graf äußerte, er wolle darüber mit dem alten Thomas sprechen, und als dieser seine Zustimmung gab, ward Curt aufgenommen unter die Lobedaburger Knappen. Der junge Fischer erschien nun in einem stattlichen Wams, mit Blechhaube, Spieß und Schwert. Zugleich hatte er ein Roß erhalten von dem Grafen, den er auf seinen Streifzügen in der Umgegend begleitete. Der Weg führte sie einst bei den verrufenen Teufelslöchern vorüber. Da erzählte Curt seinem Herrn das Abentheuer, das er dort bestanden, und der Graf berief sich auf manche glaubwürdige Erzählung von dem Unwesen, das der verwünschte Vogelsteller Kauz von jeher in den Teufelslöchern getrieben. Während er so sprach, hörten sie deutlich im Innern des Felsens den Klang von Geigen und Flöten, als würde dort zu einem festlichen Tanz geblasen. Laß uns eilen, sprach der Graf, daß wir nicht in die Klauen des Unholds gerathen, der oft näher ist, als man glaubt!" Curt aber konnte die Neugierde nicht unterdrücken, das Treiben in dem Felsen mit anzusehen.

Es begab sich aber, daß er den Grafen einst begleitete zu dem Markt, der jährlich in Lobeda gehalten zu werden pflegte. Er hatte die Herrlichkeiten, die dort zur Schau ausgestellt waren, längst be-

trachtet, und sich in das Zechhaus begeben, wo gar lustig getanzt, getrunken und gelärmt ward. Ergriffen von dem allgemeinen Taumel, ergriff Curt eine rasche Dirne, sich weidlich mit ihr im Kreise umherschwenkend. Da winkte ihm ein alter unbekannter Knappe hinaus unter die Linde vor dem Zechhause, wo sie sich auf eine Bank niederließen und sich ergingen in mannigfachem Gespräch. Der Unbekannte, der sich für einen Reisigen des Schenken von Döbritschen ausgab, wußte gar viel zu erzählen von dem verwünschten Vogelsteller und behauptete zuversichtlich, er befinde sich mitten unter den Tanzenden, weil er sich in mannigfachen Gestalten zu zeigen pflege. Bei solchen Gelegenheiten habe Kauz schon oft manche hübsche Dirne hinweggeführt, und nie wäre sie wieder gesehen worden. Curt's Neugier ward immer reger, als ihm jener vertraute, daß er selbst in den Teufelslöchern gewesen. „Ich bin, sprach der Fremdling, bis an den großen Teich gekommen, mitten im Berge. Drüber hab' ich mich jedoch nicht gewagt. Denn da funkelten so viele Lichter und so viele Mädchen sah ich dort sitzen, schlank und zierlich, wie Wachspuppen. Zu meiner Sicherheit hatt' ich freilich einen Krötenstein bei mir, den man in dem Wasser bei den Teufelslöchern findet, doch nicht zu allen Zeiten." Curt wollte sich eben genauer erkundigen, was es mit diesem Stein für eine Bewandniß habe, als der laute Ruf: Zu Rosse! zu Rosse! das Gespräch unterbrach. Es waren die übrigen Knappen, die ihn aufforderten, den Grafen zu begleiten, der sich eben in den Sattel geschwungen. „Wir sehen uns wohl ein andermal wieder!" rief der Unbekannte, dem scheidenden Curt die Hand drückend.

Einst streifte dieser, mit seiner Armbrust umher im Forst. Da sah er unweit von dem Bächlein, die Ziege geheißen, einen Mann, der beschäftigt schien, Kräuter zu sammeln. Curt begrüßte ihn freundlich, und erfuhr, daß er in Ziegenhain wohnhaft und allerlei Wurzeln, Schwämme und Kräuter nach dem Kloster Bürgel zu tragen pflege, aus denen von den dortigen Mönchen mannigfache Arzeneien bereitet würden, vielfach erprobt durch ihre wundersame Heilkraft. Auch bei den Teufelslöchern, fügte er hinzu, wachse manches schöne Kraut, mitunter freilich auch Unkraut, wie überall. Das könne nur der Ziegenhainer Kräutermann unterscheiden, für den er sich ausgab. Eben im Begriff zu gehen, bückte er sich, und hob einen Stein aus dem vorüberfließenden Bächlein. „Wie froh wäre mancher, wenn er dich fände!" sprach er, den Stein aufmerksam betrachtend. Curt äußerte seine Verwunderung. „Du magst wissen," sprach der Fremdling, daß diesen Steinen manche wundersame Kräfte verliehen sind. Dem, der sie bei sich führt, zeigen sie an, was vorgeht in den Tiefen der Erde. Mich aber kümmert das wenig; ich lobe mir, was über der Erde ist, und mein Wahlspruch bleibt: Genügsamkeit! So sprechend warf er den Stein wieder in den Bach, rasch von hinnen eilend. Curt aber griff danach und steckte ihn zu sich. Sein Pfad führte ihn nach Wöllnitz, an den Teufelslöchern

vorüber. Da umtönte ihn plötzlich ein anmuthiger Gesang, und er erblickte, hinter einem Felsenvorsprung vortretend, die holdselige Dirne, mit der er getanzt in dem Zechhause zu Lobeda. Sie sah ihn lächelnd an, strich sich die braunen Haare aus dem Gesicht und schlüpfte, mit dem Ruf: Willkommen, mein Tanzgesell! in eine Schlucht, augenblicklich verschwindend. Curt aber, von unbegreiflicher Neugier gefoltert, kroch durch eine schmale Oeffnung des Felsens einen schroffen Gang hinab, dessen Dunkel sich allmählig erhellte. Da bot sich ihm ein wundersamer Anblick dar. Er stand vor einem großen Teiche, und mehr als zwanzig Jungfrauen, holdselig von Gestalt und stattlich gekleidet sah er dort sitzen hinter goldenen Spindeln. Doch keine spann, alle schienen zu schlafen. Curt stand staunend da, versunken in jenen Anblick. Da scholl plötzlich ein lautes Gelächter. Von unsichtbarer Gewalt fühlte er sich fortgeschleudert und stand plötzlich wieder vor dem Eingange zu den Teufelslöchern.

„Hinweg von hier, Bursche!" rief eine Stimme. Was hast du hier zu thun? Es war sein Pflegevater, der alte Fischer Thomas. Curt erzählte ihm, was er alles gesehen in der Tiefe der Erde. „Aber den dort oben hast du wohl noch nicht geschaut!" versetzte Thomas, nach einer schroffen Felsklippe hindeutend. Dort stand eine wundersame Gestalt mit braunrothem, schrecklichem Gesicht, gehüllt in einen Mantel von Vogelfedern, unter denen Teufelskrallen hervorguckten. Leimruthen gingen aus der Brust hervor, und unter ihm, auf dem langen Barte saß eine Eule. „Das ist der verwünschte Vogelsteller!" sprach Thomas. In diesem Augenblick verschwand die Gestalt mit einem furchtbaren Kreischen. Thomas aber rieth dringend, daß Curt nach Burgau gehen, und um das Heil seiner Seele zu wahren, dort dem Pater Liberius beichten solle. Er fand ihn jedoch nicht daheim, und ungewiß, ob er warten oder nach der Lobdaburg zurückkehren solle, erblickte er, in einer Hausthür stehend, die holdselige Dirne, mit der er getanzt in dem Zechhause zu Lobeda, und die er späterhin bei den Teufelslöchern wieder gesehen. Er fragte einen vorübergehenden Knaben, wer das Mädchen sei, und erhielt zur Antwort: Hufschmidts Klärchen. Da giug er auf sie zu, und begrüßte sie freundlich. Sie aber hieß ihn willkommen, und bat ihn, einzutreten in das Haus und verlieb zu nehmen mit einem Kruge Milch und einem kleinen Imbiß. „Ich bin allein, fügte sie hinzu, mein Eltern sind nicht daheim."

Als nun Curt, der freundlichen Einladuug folgend, in das Zimmer trat, knurrte ihm ein kohlschwarzer Kater gar unfreundlich an, die blitzenden grünen Augen nicht von ihm wegwendend, als das Mädchen hinausgegangen, um das Frühstück zu holen. Curt lehnte sich ins Fenster; der Kater knurrte und murrte fort. Das Mädchen hatte indessen Speise und Trank auf den Tisch gesetzt, bat ihn Platz zu nehmen und setzte sich neben ihn, indem sie vertraulich den Arm um seinen Nacken schlang. Da that der Kater einen so lauten

Schrei, daß Curt heftig erschrak. „Er ist eifersüchtig!" sprach das Mädchen lächelnd und drückte einen glühenden Kuß auf Curts Lippen. Er ward dadurch noch schüchterner und verlegener, als bisher, sie aber immer zärtlicher und heftiger. Da rief der Kater plötzlich mit einer menschlichen Stimme: „Fang ihn!" Klärchen warf entrüstet ihren Pantoffel nach dem Kater, der mit dem lauten Ruf: „Halt! halt!" zum Fenster hinaussprang. „Hast du einen solchen Gespons," rief Curt entrüstet, so bedarfst du meiner nicht! Leb wohl du listige Katzenbraut! So sprechend, verließ er schnell das Zimmer und eilte nach der Lobdaburg, sich unterwegs heftige Vorwürfe machend, sich den Lockungen des Mädchens nicht eher entzogen zu haben. „Mit dir scherze und tanze ich nicht wieder!" sprach er zu sich selbst.

Ein heftiges Fieber überfiel ihn, als er kaum angekommen auf der Veste. Dem herbeigerufenen Pater Liberius aus Burgau vertraute er, was ihm begegnet. Der aber äußerte, für seinen Vorwitz und seine unreine Begierde habe er mit Recht seine Strafe empfangen. Allgemein bekannt sei es ja, daß Klara eine Hexe und Zauberin, die schon manche Männer in ihr Garn gelockt und längst ihren Lohn dafür empfangen haben würde, wenn nicht der Graf von Käfernburg, der hier Gaurichter, sie bisher in seinen Schutz genommen. Aber tröste dich, fügte er hinzu, mein Freund, der Abt Lucas im Kloster Bürgel wird dich mit geistlichem und leiblichem Trost in deinem gegenwärtigen Trübsal unterstützen. Dorthin ward Curt geschafft. Er fand eine freundliche Aufnahme, und der Abt, dem er treulich gebeichtet, entließ den wieder Genesenen mit den Worten: „Gehe hin, mein Sohn, zu den Teufelslöchern, und wirf den Krötenstein ins Wasser, und sprich: Weiche von mir du Teufelsbrut! Dann schlage ein Kreuz, vor dich und zu beiden Seiten, bet' ein Vaterunser, das Ave Maria, und ziehe fort aus dieser Gegend!"

Als Curt in die Gegend der Teufelslöcher kam, sah er am Eingange zu den Höhlen drei wunderschöne Jungfrauen sitzen, mit goldnen Spindeln. Aus ihrem Munde ertönten allerlei verlockende und bethörende Liebeslieder. „Singt, wie ihr wollt, sprach Curt, ihr zierlichen Katzenbräute! Mich bekommt ihr doch nicht in euer Garn! Da schlüpften die Jungfrauen, einen Blick voll Sehnsucht und Verlangen auf ihn werfend, in ihre Höhlen zurück. Curt aber wollte eben den Krötenstein ihnen nachwerfen, als plötzlich der verwünschte Vogelsteller vor ihm stand, in seiner wundersamen Gestalt, wie er sich bereits früher gezeigt. „Furchtsamer Gesell!" sprach er, den Erschrockenen freundlich anblickend, vertraue mir! Ich will dich führen in die Tiefe der Erde, dir dort meine Schätze zeigen und alle die schönen Dirnen, die mir dienen. Du kannst wieder heimgehen, wenn du willst. Doch nicht unbeschenkt werd' ich dich entlassen; denn du gefällst mir wegen deines Muths und deiner Entschlossenheit. Verachte das Pfaffengeschwätz." —

„Hebe dich hinweg von mir! unterbrach ihn Curt, sich bekreuzigend, wie es der fromme Abt Lucas in Bürgel ihn geheißen. Der Vogelsteller zog sich murrend zurück. Noch einmal wollte er sprechen. Da warf Curt den Krötenstein nach dem Höhleneingang von sich, der sich, während er das Vaterunser sprach, sofort verschüttete, bis auf eine Oeffnung, die noch heut zu Tage zu sehen. Im Munde des Volks erhielt sich noch lange die Sage von dem verwünschten Vogelsteller, der sich dem Wandrer in mannigfachen Gestalten zeige, bald als Vogelfänger, bald als Jäger, bald als Fischer, bald als Kräutermann, Schwämme und Beeren sammelnd.

Heinrich Doering.

---

# Schwarzburg.

In dankbarer Brust trag ich noch immer die Höhen,
welche der Tannen Nacht mächtig und finster umkränzt,
und den grünenden Hain, der zum süßen Gemurmel der Schwarza
sanft einladend herabsteigt von der felsigen Höh',
und den waldigen Hügel, den inselartig geformten,
den in verzogener Bucht lieblich die Wiese umschlingt,
aber vor allen Euch, des Schlosses heilige Hallen,
alten Fürstengeschlechts nimmer entweiheten Sitz,
wo die Teutschheit noch weilte, bewahrt in Kraft und in Sitte,
die auf das Eigne nicht stolz, würdig das Fremde verschmäht,
wo zwei edle Geschlechter, die rühmend nennet die Vorzeit,
holder Eintracht Band glücklich und sicher verknüpft.

(den 10. Sept. 1810.)

Wilhelm von Humboldt.

Es gibt von Rudolstadt über Volkstedt und Schwarza zwei Wege in das eigentliche Schwarzathal. Der eine führt diesem Flusse nahe zur Seite, an der Knochischen Lederfabrik und der Pulvermühle vorbei. Erstere ist 1797, letztere 1739 errichtet, wird aber seit ihrer unheilbringenden Entzündung am 3. Sept. 1817 nicht mehr zu diesem Zwecke benutzt. Beide schauen freundlich aus den sie umgebenden Pappeln und Erlen hervor. Dicht am Einflusse der Rinne in die Schwarza sind zwei fahrbare Brücken über diesen Strom geschlagen. Von hier wendet man sich bei der Stadt Blankenburg links. — Der andere Weg geht unweit Schwarza, in derselben Richtung, über einen Hügel, die Warfe genannt, zwischen Feldern, Gebüsch und schattigen Bäumen hindurch. Wer diesen wählt, muß den Strom, in der Gegend der Papiermühle, auf

einem schmalen Steg überschreiten. Unvermuthet öffnet sich, von ferne kaum merkbar, die von steilen Felsenwänden umragte Schlucht, aus welcher die Schwarza hervorrauscht. Ihren Eingang bezeichnet auf dem rechten Ufer die erwähnte, höchst romantisch liegende Papiermühle, von wo aus Blankenburg nebst den Trümmern seines Bergschlosses sich wieder darstellt, und auf dem linken ein von dem 1813 verstorbenen Königl. Preußischen Bergrath Danz angelegtes, jetzt in das Gasthaus zum Schwarzburger Hofe verwandeltes Gebäude. Die dasselbe bekränzende Anhöhe war von dem ehemaligen Besitzer zu dem schönsten Weinberge der in den Jahrbüchern des Mittelalters wegen des außerordentlichen Ertrags ihrer Reben gepriesenen Gegend von Blankenburg umgeschaffen worden.

Empfindungen verschiedener Art bemächtigen sich der Reisenden, die das dunkele Schwarzathal betreten. Zagend und unempfänglich für das Größe und Erhabene, welches die mütterliche Hand der Natur demselben aufgeprägt hat, durchwandelt der, welcher meist in Ebenen lebte, diesen zwei Stunden langen Weg. Wer aber gebirgige Gegenden für seine Heimath erkennt, findet in den sich hier darbietenden Erscheinungen mannigfaltige Nahrung für seinen Geist, der mit jeder zu den Wolken aufstrebenden Höhe sich selbst emporgehoben fühlt. So läßt es sich erklären, warum dieser Gegend von einigen ihrer Besucher die Reize, welche andere mit Staunen und Entzücken erfüllen, zum Theil abgesprochen worden sind. Vielleicht gesellten sich dazu noch vorgefaßte Meinungen, eine dem Genusse der schönen Natur abholde Stimmung, oder die Jahreszeit, in der sie des Schmuckes belaubter Bäume und Sträuche entbehrte, um dieses harte Urtheil zu erzeugen.

Man hat das Schwarzathal öfters die deutsche Schweiz im Kleinen genannt. So wenig nun auch diese Benennung allgemein gebilligt wird, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß sorgfältige Beschauer der Alpen hier sprechende Aehnlichkeiten entdeckten, und daß in gebornen Schweizern bei seinem Anblicke lebhafte Erinnerungen an das theure Vaterland aufstiegen.

Die Schwarza breitet sich in diesem Thale bald weit aus und ihre silberhellen Gewässer schleichen am grünen, blumigen Ufer sanft dahin, bald drängt sie sich zwischen Bergen, deren Häupter einander nahe berühren, schäumend und mit lautem Getöse auf Felsenboden hindurch. Das hier und da kessel- und schneckenförmig gehöhlte Gestein beurkundet deutlich die Macht dieses Stromes und das tausendjährige Alter seines Bettes. An den Seiten desselben wechseln düstere, melancholische Wälder mit hellbeleuchteten, schroffen Felsenmassen, deren plötzlichen Einsturz man fürchtet und wo nur selten ein Baum dürftig emporsproßt. Bald gleichen sie aufgerichteten Trophäen, bald dem Kirchhofe voller Grabdenkmale. Hier strebt ein Fels von wunderbarem Bau, dem die Natur die mannichfaltigsten Formen und anmuthigsten Farben lieh, deren sanfte Mischung noch herrlicher hervorstrahlt, wenn ihn die Sonne bescheint, zu den Lüften. Jetzt ruht das von jenem Glanze gesättigte Auge auf dem

Schatten dichter Waldung. Nun krümmt sich der Fluß in mehreren Bogen, um durch die ihm den Lauf vertretenden Berge sich Bahn zu machen. Auch der Wanderer besorgt, einen davon übersteigen zu müssen. Allein vergebens. Unvermuthet sieht er sich hin zu dem staunenswürdigen Kirchenfelsen versetzt, an dessen Fuße die Schwarza brausend das steinerne Wehr durchwühlt, während der nahe Forst in schweigender Ehrfurcht kühlende Schatten umherstreut. An dieser Stätte hat die Natur, diese unerreichbare Bildnerin, Alles vereinigt, um das große Gemälde zu vollenden und dessen unterscheidenden Ton mit kräftigen Zügen aufzutragen. — Von hier aus gewinnt das Thal eine etwas veränderte Form. Der Weg, der bisher mit dem Gebirg einerlei Richtung nahm, lenkt sich nun zum Ufer des Flusses, und führt durch Buschwerk und Hecken, dann an hohen Wänden schwarzer Tannen hin, wie in Alleen eines Parks, in welchen sich das Auge verliert. Ueberraschend ist der Uebergang von Natur und Kunst. Hier, wo sonst kleine Wiesenflecken, von Gebüsch umringt, grünten und labyrinthische Pfade durch das Holz geleiteten, ebnet sich jetzt der Weg durch lange Räume des Waldes. Unvermuthet aber ändert sich die Scene wieder in Natur, da wo ein krystallner Quell vom Felsen herab zur Schwarza stürzt. Zwei hohe Fichten mit hangenden Aesten sind aus einem Felsenstücke gewachsen, welches die Fluten umrauschen. An dasselbe schließt sich der Floßrechen, für die oft nicht unbedeutende Holzflöße bestimmt, welche seit Jahrhunderten auf diesem Strome Statt fand. Einige hundert Schritte über demselben ist 1838 das sogenannte Schweizerhaus, zunächst als Wohnung für den Thiergärtner, erbaut worden. Je mehr man sich dem Schlosse nähert, desto mehr weitet sich das Thal, die Straße geht hoch an der nördlichen Wand desselben hin. Tief unten erblickt man Wiesengrund, vor sich die hellleuchtende, die Nacht des Tännigs beherrschende Burg, welche aber dem Auge bald wieder entzogen wird; rechts über sich in schwindelnder Höhe den Felsen des Tripsteins, den erlesensten Standort, von welchem man die Reize der Umgebungen Schwarzburgs auf einmal zu überschauen vermag. Das auf dieser Klippe von dem Erfinder des Volkstedter Porzellans, G. H. Macheleid, erbaute Haus, worin er, nach der Niederlassung im Thale, oft zu weilen pflegte, ist jetzt abgebrochen. Nachher wurde auf dem jähen Abhange ein Schirm mit einer steinernen Bank errichtet, und an dem Platze jenes Gebäudes sollte dem Gedächtnisse des verdienten Mannes ein anspruchloses Denkmal geweiht werden.

Unten, am Wege, begrüßt den Reisenden eine mit Baumrinde belegte Hütte, welche an die herrliche Aussicht mahnt, die sich von diesem Punkte auf die ganze Gegend eröffnet. Sie tritt mit ihrer auf rohen Säulen ruhenden Halle aus einem Schieferfelsen wirthlich hervor, bei welchem sich von Norden her ein kleines Seitenthal mit dem der Schwarza verbindet. Vom Tripstein im Osten und vom Tännigshaupte im Westen begrenzt, ist es mit einer 66 Fuß hohen Brücke überbaut, worüber die Straße nach dem Schlosse führt.

15 *

Diese geht noch kurze Zeit durch Tannenwald, der sich vor dem Gasthofe von Schwarzburg bei einer bejahrten Linde endigt.

Das Schloß Schwarzburg liegt auf einer schmalen Felsenzunge, die ohngefähr 250 Fuß *) über das Thal erhaben, in dasselbe von Südwest, wo sie mit dem Tännigshaupte zusammenhängt, gegen Südost etwas gekrümmt hineinragt, um welche sich die Schwarza so herumwindet, daß sie auf der Morgenseite ihrer Hauptrichtung fast ganz entgegenfließt. —

Es ist für den Geschichtforscher keine ungewöhnliche Wahrnehmung, daß die Namen der Städte und Dörfer den Flüssen, welche sie bewässern, ihren Ursprung verdanken. Auch bei Schwarzburg findet sich dieses nach sorgfältiger Prüfung, durch welche andre, ehemals in historischen Schriften vorgetragene Meinungen in ihrer Blöße erscheinen, vollkommen bewährt. So ist auch Salburg von der Sale, die Pleisenburg bei Leipzig von der Pleise benannt worden.

Der Name Schwarza läßt sich, nach einer nicht unwahrscheinlichen Muthmaßung, aus der sorbischen Sprache herleiten. Sorbenwenden wohnten in dieser Gegend vom siebenten bis eilften Jahrhundert, in dessen letzter Hälfte (1077) man die benachbarte Salfeldische Provinz als Land der Slaven bezeichnete; und überall finden sich Spuren ihrer ehemaligen Niederlassungen in den Namen der Dörfer, Flüsse und Bäche, besonders solcher, die auf iz und wiz endigen, z. B. Döschniz, Fröbiz, Garsiz, Göliz, Groschwiz, Milwiz, Pennewiz und der Sorbiz, die bei Sizendorf in die Schwarza fällt. Vielleicht wurde auch das deutsche Thal (oder Tütschthal, im Jahr 1370 Dytstal, 1492 Tittzeltall **), welches sich bei Bechstedt anfängt und von da bis an die Rinne nach Norden zu geht, deswegen so benannt, weil es die Deutschen von den in der Nähe wohnenden Sorben schied. — Diese Behauptung erhält auch dadurch mehr Glaubwürdigkeit, daß es in Mähren, welches ehemals von Wenden und Slaven bevölkert war, einen Fluß gibt, der Swarczava heißt.

Zwar kann die Zeit der Erbauung des alten Schlosses Schwarzburg nicht mit voller Gewißheit bestimmt werden, aber aus der Lage und aus historischen Gründen läßt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit darthun, daß sich seine Entstehung in die fernsten

*) Schwarzburg, Dorf, unteres Ende, 872,8 über der Fläche des deutschen Meeres, (nach Fils) 877, (Mittel) nach von Hoff.
Schloß und Gasthof, 1070 (v. Hoff) Gasthof, zweite Etage, 1068,4 (Fils) Tripstein, 1509,7 (Fils), die Hütte auf dem Felsen, 1518 (v. Hoff).

**) Die letzte Schreibart könnte auf einen ehemaligen Besitzer mit dem Namen Titzel — deuten, und in diesem Falle wäre es möglich, daß Titzel von Berlstete oder Titzel von Witzleben, welche 1366 einen Vertrag zwischen den Grafen von Schwarzburg wegen des hohen Waldes abschlossen, diese Benennung veranlaßt hätten.

Jahrhunderte des Mittelalters verliere. Es ist nämlich entweder von den Franken oder den Thüringern schon vor der Regierung Karls des Großen wider die Sorben erbaut worden, als die letztern (z. B. ums Jahr 687) immer weiter vordrangen, und die thüringischen Herzoge nöthigten, ihren Sitz jenseits des thüringer Waldes, zu Würzburg zu nehmen. Eine Burg auf dieser Seite verschloß den Sorben nicht nur den Eingang in das Schwarzathal, welches sich weit hin nach Franken zu ausdehnt, sondern sie konnte auch, auf der Seite nach der Sale und dem Gau Orla, zu Unternehmungen gegen dieses räuberische Volk die Hand bieten, um dasselbe weiter zurückzudrängen und im Zaume zu halten. Wenigstens ist das Dasein mehrerer vor dem Jahr 1800 an der Sale hinab da erbauter Vesten erwiesen, da dieser Fluß Sorben und Thüringer von einander trennte. Vermuthlich war die unsrige damals von den Königen der Franken mit Mannschaft besetzt, welche den Befehlen eines Grenzgrafen gehorchte, so wie sie hernach im zehnten Jahrhunderte von den Kaisern aus dem alten sächsischen Hause den thüringischen Markgrafen nebst andern dergleichen Burgen an der sorbischen Grenze anvertraut wurde.

Endlich scheint einer von ihnen, oder ein anderer thüringischer Graf, nach völliger Unterjochung jener Nation (ums Jahr 930) zu ihrem erblichen Besitze gelangt zu sein. Merkwürdig ist es, daß die Geschichtschreiber fast einstimmig dieser Burg ein sehr hohes Alter beilegen, wenn sie auch in ihre Erzählungen manches Fabelhafte und Ungereimte mischen. Zugleich geht daraus hervor, daß sie das Grafengeschlecht, welches sich zuerst von derselben nannte, für eines der ältesten in Thüringen hielten.

Die Behauptung, daß Schwarzburg, dessen eine, leider mangelhaft auf uns gekommene, 1072 von dem Erzbischof Anno zu Köln ausgestellte Urkunde, worin er dem Benedictinerkloster zu Salfeld die Güter der Königin Richza von Polen im Orlagau übergibt, (unter dem Namen Swartzinburg), zuerst gedenkt, den Ahnherren dieses Hauses bereits eigenthümlich zugehörte, ehe es sich davon schrieb, läßt sich zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit erheben. Für unsern gegenwärtigen Zweck genügt es, das erste beglaubigte Zeugniß anzuführen, worin einer derselben ausdrücklich Graf von Schwarzburg heißt. Es ist dieses Sizzo der Dritte, der in einem Documente des Erzbischofs Adelbert zu Mainz vom Jahr 1123, als solcher den Rang vor vielen andern Edeln erhält. Er regierte schon 1109 und nennt sich außerdem bald einen Grafen von Thüringen, bald von Kevernburg. Von ihm oder einem seiner Vorfahren gleiches Namens soll, laut der Sage, Sizzendorf in der Nähe von Schwarzburg gegründet sein. Sizzo's Vater, Günther, der zu Ende des eilften und Anfange des zwölften Jahrhunderts lebte, war einer von den Fürsten Thüringens, seine Mutter aber eine russische Prinzessin, deren Vater (Izaslaw, Igor, Swetoslaw? worüber man noch zweifelt) sich mit der Tochter des Grafen von Orlamünde und Markgrafen zu Meißen, Otto,

vermählt hatte. Nach dem Tode des Großfürsten (ums Jahr 1079) kehrte diese in das Vaterland zurück und verehelichte sich zum zweiten Male mit dem Grafen Kuno oder Konrad von Nordheim, dem dritten Sohne des Herzogs Otto II. von Baiern, und nach dessen Ableben zum dritten Male mit dem Grafen Wipprecht v. Groitzsch, Markgrafen von der Lausitz. Daher stand Sizzo mit den vornehmsten deutschen Fürstenhäusern in naher Verwandtschaft. Er selbst war mit Gisila, Tochter des Grafen Adolph II. von Berg und Altena, für dessen zweite Gemahlin Margaretha, Gräfin von Kevernburg, gilt, und Schwester des durch die abentheuerlichsten Begegnisse bekannten Grafen Eberhard, Abtes zu Georgenthal, verheirathet. Der erste seiner Söhne Heinrich wählte seit des Vaters Tode (ums Jahr 1160), das Schloß Schwarzburg, der andere Kevernburg zum Wohnsitze. Jener kam den 26. Julius 1185 auf höchst bedauernswerthe Weise zu Erfurt ums Leben. Seine Ehe mit einer Tochter des Grafen Hermann II. von Winzenburg, welche sich wieder an den Grafen Ulrich von Wettin vermählt haben soll, war nicht mit Kindern gesegnet. Daher fielen seine Länder an seines Bruders Sohn, Heinrich II., der also für den eigentlichen Stammvater des Hauses Schwarzburg angesehen werden muß. Dieser hinterließ zwei Söhne, Heinrich und Günther. Seitdem wurde unser Schloß von Gliedern dieser erlauchten Familie, welche sich vor den meisten Fürstenhäusern Deutschlands, selbst den größten, des Vorzugs erfreut, die Wiege ihrer Väter noch jetzt inne zu haben, fast ununterbrochen bewohnt. Wir können dies schon daraus schließen, daß bisweilen hier, (z. B. 1246, 1253, 1265, 1266, 1273, 1294, 1301) Verhandlungen gepflogen und Urkunden über dieselben aufgesetzt wurden. Bald nach Günthers VII. Tode (1274) erhielt Günther IX. in der Erbvertheilung mit seinem Bruder Heinrich VII. (X.) Schwarzburg nebst Königsee und dem niedern Hause Kranichfeld. Er verlegte seinen Sitz auf immer hierher, und wurde Stifter der besonderen Schwarzburgischen Linie, welche 1450 mit Günther XXXII. erlosch.

Während dieses langen Zeitraums lesen wir, außer einer nicht genugsam verbürgten Nachricht, daß Schwarzburg in dem Kriege um die Thüringische Erbfolge 1249 durch Walther von Varila berennt, aber von den zu Hülfe geeilten Salfeldern entsetzt worden sei, welchen Dienst die Grafen mit dem Jagd- und Fischereirechte belohnt hätten, nur wenig Merkwürdiges von seinen Schicksalen. Es ist daher wohl vergönnt, der trockenen Aufzählung aller einzelnen Besitzer zu entsagen. Wir wollen uns vielmehr auf diejenigen beschränken, unter deren Regierung eine wichtige Veränderung damit vorging.

Im Jahr 1370 erhielt der Graf Johann II. ein Sprosse desjenigen Zweiges der Schwarzburgischen Linie, welche sich von der Wachsenburg nannte, bei der Erbsonderung mit seinem Vetter Günther XXII., die Hälfte von Schwarzburg nebst allen dazu gehörigen Besitzungen und Rechten. Ein den 24. April des folgenden

Jahres wegen Theilung dieses Schlosses unter ihnen zu Stande gekommener Vertrag gibt nicht nur Auskunft von der Beschaffenheit der dazu gehörigen Gebäude, sondern scheint überhaupt zu Bildung einer deutlicheren Vorstellung solcher, jetzt meist in Schutt zerfallener Westen förderlich, daß wir das Hauptsächlichste daraus entlehnen wollen.

Gemeinschaftlich waren beiden Grafen: Alle Thürme, Thore, Brücken, Aus- und Einfahrten, das Thorhaus an dem äußeren Thore, das Haus und Gemach über demselben, der Platz hinter dem vordern Thurme in der Mauer, das Backhaus, das Hundehaus, der ganze Platz auf der rechten Hand von Konrads von Witzleben Burggute zwischen den beiden Stallungen bis an das Thor, das Thordornzchen*) an dem inneren Thore für den Thorwärter, der Raum in der Vorburg zwischen dem wenigen (kleinen) Mushause,**) der Hofdornze und Zugbrücke, der Gang vor den zwei Kellern über die Zugbrücke zwischen den zwei Thoren bis an die hölzerne Säule, die Kapelle zwischen der Schule und den neuen Gemächern, der Platz vor der Kapelle zwischen der neuen Kemnate***) und dem Markstein immer mehr aufwärts bis an die hin-

---

*) S. die Erklärung des Ausdrucks Dornze — in der Gesch. des Schlosses Blankenburg. I. Bd. 5. H. S. 183.

**) Mushaus heißt: 1) ein Speisesaal, Saal überhaupt, 2) ein Zeughaus oder ein durch Besetzung mit Geschütz zur Vertheidigung eingerichtetes, festes Haus. S. Frisch deutsch-lateinisches Wörterbuch. S. 676, wo man die vollständigste Erläuterung dieses Wortes antrifft, Scherz Glossar. T. II. p. 1083. — Vergl. F. A. Eberts Ueberlieferungen zur Geschichte, Literatur und Kunst der Vor- und Mitwelt. 1. Bd. 2. St. (Dresden 1826. 8.) S. 210. ff. Bodmanns rheingauische Alterthümer S. 148. Anm. c.

***) Einige Gelehrte leiten das Wort Kemnata (Caminata) aus dem Griechischen, (s. Bruns Beitr. zu den deutschen Rechten des Mittelalters ꝛc. S. 445. Vergl. H. Leo über Burgenbau ꝛc. in v. Raumers hist. Taschenbuch 8. Jahrg. S. 181. ff.) andere aus dem Slavischen von Kamien, ein Stein, ab. (S. A. J. Penzel vocis Caminatae origo Slavonica. Halae 1771. 4.) — J. C. Conr. Oelrichs specimen reliquiarum linguae Slavonicae in nominibus quibusdam regionum et locor. etc. Berol. 1794. 4. p. XV.) Man erklärt es gewöhnlich durch ein Gebäude oder ein Zimmer, das geheizt werden konnte, das einen Kamin oder Ofen hatte. (S. Grupens Abh. von den Kemmenaden — im hannöv. Magazin 1751. 34. St. S. 443 — 458 — wiederholt in dessen Anmerk. aus den deutschen und römischen Rechten und Alterthümern (Halle, 1763. 4.) S. 30. ff. — Mit dem Palas der Burgen, im nämlichen Stockwerk und mit ihm durch Thüren verbunden waren (in der Art wie mit unseren Tanzsälen Abtrete- und Spielzimmer), noch einige Kemnaten oder Kammern. Es sind aber auch 2) unter Kemnaten andere fast bei allen Theilen solcher Gebäude wiederkehrende Räume zu verstehen, z. B. die in den Thürmen angebrachten Kammern und Gemächer. Ganz besonders aber heißt 3) das von der Wohnung der Männer und vom Palas abgesonderte,

terste kleine Kemnate, der Hof und der Weg, der hinter dem Hause auf den Hof geht, und alle Zu- und Abfahrten desselben.

Auch in dem Dorfe Schwarzburg sollte, den Bestimmungen der Urkunde von 1370 gemäß, das Brauhaus mit dem Braugeschirre und die Badestube beiden Herren zustehen.

Graf Johann erhielt:

Auf der linken Hand das ganze Breterhaus bei dem Backhause und die zum Aufenthalte der Jäger dienende Kemnate, von unten auf über dem steinernen Thore, die daran befindlichen Gemächer, und der von Greußen Burggut, welches von derselben steinernen Kemnate, wo die Schweinkoben stehen, bis an das Thor sich erstreckt, das kleine Mushaus mit allen Gemächern unten und oben und mit dem darunter liegenden Keller, von den steinernen Säulen aufwärts das große Mushaus mit allen Stallungen und den untern und obern Zimmern, bis an die Trägerssäule, die auf dem obersten Boden des großen Mushauses steht, und von derselben hinauf bis an den Giebel, „das Gemach, welches die Schule heißt", die neue Kemnate mit allen darin begriffenen Gemächern, innen und außen und über der Kapelle.

Ob auch dem Grafen Günther besondere Räume der Burg zur rechten Hand ausschließlich vorbehalten waren, lassen wir unentschieden, weil die Urkunde darüber schweigt und in diesem Falle wohl eine zweite, jetzt verloren gegangene, für ihn ausgefertigt wurde.

Wenige Tage hierauf verabredeten Beide nebst Günthers XXII. Bruder Gerhard, Bischof von Naumburg, einen auf diesem Schlosse zu beobachtenden Burgfrieden.

Ebendieselben und Günther XXX., Johanns Sohn, übergaben im Jahr 1382 diese Veste nebst allen Einkünften und Nutzungen den Rittern Dietrich von Witzleben, Lutolf von Wüllersleben, Dietrich von Berlstedt und Otto von Hof zu getreuer Hand, und ließen ihnen von ihren Voigten huldigen. Jene versprachen, der gelobten Pflicht stets gewärtig zu sein.

In einer Urkunde vom Jahr 1394 wird des neuen Hauses des Schlosses Schwarzburg gedacht. Günther XXVII. verpfändete es seiner Gemahlin, Anna, einer gebornen Gräfin von Falkenstein, für 3000 Gulden.

Das Stillschweigen, das von nun an über Schwarzburg herrscht, wird gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts auf die beklagenswertheste Weise unterbrochen. Die besondere Schwarzburgische Linie näherte sich ihrem Ende und die Ansprüche, welche von verschiedenen Seiten auf die Besitzungen derselben gemacht wurden,

---

ein Gebäude für sich (sei es nun ein thurmartiges oder, was gewöhnlicher war, ein gleicher Erde nur sich hinziehendes) einnehmende Weiberhaus eine Kemnate, und ohngeachtet es aus mehreren (wenigstens drei) Wohnräumen bestehen konnte, geradezu: die Kemnate. S. Leo a. a. O. S. 181. ff.

legten den ersten Grund zu dem Schwarzburgischen Hauskriege. Günther XXXII. hatte nemlich mit den Grafen der Blankenburgischen und Arnstädtischen Linie wegen Schwarzburg, Königsee, Blankenburg rc. eine Erbverbrüderung errichtet, die nicht nur von dem Kaiser Sigismund, sondern auch zuletzt im Jahr 1444 von Friedrich III. bestätigt worden war. Allein nach der Zeit wollte er, unbekümmert um die dadurch übernommenen Verpflichtungen, alles, was er besaß, seinen Schwiegersöhnen, den Grafen Ludwig von Gleichen und Heinrich von Gera zuwenden. Keiner der oft wiederholten Versuche, ihn auf dem Wege der Güte zu Aenderung seiner Gesinnungen zu bewegen, hatte den gewünschten Erfolg. Heinrich XXXI., Herr zu Arnstadt, ließ daher dem Grafen Heinrich zu Leutenberg, der mit jenem in eine Fehde verwickelt war, alle Unterstützung angedeihen. Bald loderte der unter der Asche glimmende Funke der Zwietracht zur hellen Flamme auf. In dem Kampfe, welcher sich seit dem Jahre 1447 erhob, wurde durch die Theilnahme des Kurfürsten Friedrich II. oder des sanftmüthigen und seines Bruders, des Herzogs Wilhelm, deren Herzen durch die Ränke Apels von Vizthum einander, nach kurzer Aussöhnung, wieder fremd geworden waren, das Schwarzburgische nebst den angrenzenden Ländern der Schauplatz der unmenschlichsten Grausamkeiten und furchtbarsten Verheerungen. Auf Günthers Bitte ließ der Kurfürst Schwarzburg mit Besatzung versehen, die der Burggraf Hartmann von Kirchberg und Otto Koller befehligten. Heinrich aber, durch den Beistand des Herzogs, der um jene Zeit das Bündniß mit ihm erneuert hatte, von kühnem Muthe belebt, fällt in das Amt Schwarzburg und nimmt einen Theil der Mannschaft, welche jener Veste als Verstärkung zugesandt werden sollte, nebst ihren Führern, den Hauptleuten von Karlowiz und von Würzburg, gefangen. Nach Eroberung von Königsee (im Jahr 1448), eilt er, den Grafen von Gleichen zu bekämpfen, welchem Günther das Amt Ehrenstein eigenthümlich überlassen hatte. Die Bewohner desselben müssen das ihm von dem neuen Herrn zugefügte Unrecht hart entgelten, ihre Habe wird geplündert und, unter andern, trifft das Dorf Hettstedt dieses traurige Loos. Schnell brach nun die Besatzung Schwarzburgs hervor und raubte in den umliegenden Dörfern, besonders in Quittelsdorf und Leutnitz das Vieh. Heinrich, um diesen Verlust zu rächen, nimmt den Sachsen die im Angesichte des Schlosses weidenden Heerden weg. Der Oberst von Wildenfels, der einen Ausfall that, mußte sich ihm dabei mit 51 Mann ergeben. Im Jahr 1450 starb Günther, der Urheber alles dieses Unheils, vermuthlich auf dem ihm von dem Kurfürsten lebenslänglich abgetretenem Schlosse Tharandt. Friedrich, nicht mehr durch die von seinem Bruder zu Hülfe gerufenen Böhmen bedroht, verläßt das Lager bei Pforte, um seine vermeinten Rechte auf Schwarzburg in des Grafen eigenem Lande geltend zu machen. Brennende Dörfer und den Mißhandlungen der rohen Söldner kaum entronnene Flüchtlinge verkünden Heinrichs Unterthanen des Kurfürsten furchtbare

Nähe. Mittewochs vor dem Feste der Heimsuchung Mariä (den 30. Junius) erscheint er unvermuthet vor Stadtilm, wo sein waffenkundiger Gegner eben anwesend ist, um die Vertheidigung des für jene Zeit ziemlich festen Ortes persönlich zu leiten. Kaum steht Friedrich vor den Thoren, als er aus zahlreichen Geschützen Tod und Verderben hinein sendet, in der Hoffnung, dadurch die Uebergabe zu beschleunigen. Allein er ahnete nicht den Muth der Bürger, der, durch das glänzende Beispiel der Rathsherren Simon Stuff und Heinrich Sindram *) erhöht, auch dem ungestümsten Angriffe trotzt. Nach acht Tagen sieht sich der Kurfürst zum Rückzuge genöthigt. — Eine vormals an jenem Feste zu Stadtilm veranstaltete feierliche Prozession sollte die Nachwelt an die glückliche Rettung aus so harter Bedrängniß erinnern, und gewiß würde sie auch noch jetzt ihre wohlthätige Wirkung nicht verfehlen.

Wir wenden uns sogleich zu dem greuelvollsten Auftritte, der das Trauerspiel dieses verheerenden Krieges beschloß. Die Erstürmung von Gera (im October 1450), bei welcher durch die zügellose Wuth der Truppen Wilhelms und seiner böhmischen Bundesgenossen diese Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt und mehre tausend Menschen schonungslos hingeopfert wurden, lenkte wahrscheinlich die Aufmerksamkeit des Kaisers auf diese Fehde, der mit dem Kurfürsten von Mainz die Aussöhnung der Streitenden zu fördern suchte. Diese erfolgte auch wirklich 1451 zu Naumburg. Unser Schloß aber gelangte erst 1453 in den Besitz seiner rechtmäßigen Erben, der Grafen zu Arnstadt und Leutenberg, die am 10. Junius d. J. daselbst die Huldigung einnahmen.

Den 17. d. M. wurde es zwischen ihnen getheilt. An dem Leitfaden der darüber aufgesetzten Urkunde wollen wir den Leser in dasselbe einführen und ihn so von den Veränderungen unterrichten, welche es seit 1371 erfahren hatte.

Der Graf Heinrich XXVIII. von Schwarzburg-Arnstadt erhielt den Theil zur rechten Hand, bei dem Eingange in die Burg, und Heinrich XXVII. zu Schwarzburg-Leutenberg die linke Seite. Zu Jenes Antheil gehörte 1) das leere Gemäuer, 2) das Schützenhaus, 3) die Stallung bis an die Küche, auch die Küchen-Esse-Leube **) auf dem mittlern Thore, 4) die Hofstube sammt

---

*) Jovius und andere nennen ihn irrig Smied oder Schmied. Doch war auch die letztere Familie zu Stadtilm ansässig.

**) Jovius, der diesen Vertrag in seine Schwarzburgische Chronik (in Schoettgen et Kreysig diplomatar. et scriptor. med. aevi T. I. pag. 529. sq.) fast wörtlich aufgenommen hat, sieht die Küchen-Esse-Leube für die Küchstube an. In der Urkunde selbst heißen diese Worte: — „und die stallunge bis an die kuchen. auch die kuchen esse loubin uf dem mitteln thore.“ Leube (Laubia, Lobia) bedeutete 1) eine Gallerie, 2) einen Erker, 3) ein Obergemach oder einen Saal. S. Grupens Anmerk. 2c. S. 42. Eslaub wird ebendaselbst aus alten Glossarien durch Söller,

dem Uebergebäude, — und 5) fortan bis auf die innerste Burg das Kornhaus und die Kemnate darüber — 6) die kleine Kammer auf der Treppe, die in das Kornhaus führt, 7) die neue Kemnate mit ihrem ganzen Inbegriff, 8) die Voigtei bis an die Mauer, wo sie durch einen Bruch sich auseinander gegeben hat — 9) der oberste Keller nach der Voigtei zu und 10) der Keller unter dem Kornhause.

Heinrich zu Leutenberg bekam auf seinen Antheil: 1) die linke Seite des Einganges von dem Mauerstücke bei dem Backhause bis an das Mittelthor — 2) die Stallung bis an das Hospital — 3) das Herrengemach*) — 4) ferner die obern und untern Gemächer in der untern Burg bis an die Voigtei — 5) die Frauenstube — 6) den tiefen Keller gegen die Kapelle — 7) den Judenkeller und 8) die Harnischkammer darüber.

Gemeinschaftlich besaßen beide Herren: 1) die Kapelle, 2) alle Thore, Thorstuben und Thürme, 3) die Cisterne, 4) Thurmgarten,**) 5) das Backhaus, 6) das Malzhaus, 7) die Mühle,***) 8) das Mushaus und den Mittelboden über demselben.

Zwinger und Wehre****) sollten, wenn es die Noth erfordere, beide Herren besorgen, der Graf von Leutenberg aber die große Kemnate allein in Dachung erhalten und einer dem andern

---

Bühne, Umlauf an Thürmen rc. erklärt. Vielleicht ist ein Erker, Balkon oder Altan bei der Küche auf dem mittlern Thore zu verstehen. Solche Erker brachte man in den Burgen über der Pforte und in einem noch höhern Stock über dem Eingangsthürchen zum Bergfrit an. S. Leo a. a. O. S. 203. ff. und Westenrieder Glossar. Germanico-lat. p. 317.

*) Wir sind hier dem Jovius gefolgt. In der Urkunde lauten die Worte: „die stallung vort an biß an den spitel herrengemach," bei welcher Lesart der Gedanke sich aufdrängt, daß von einem Gemache der Spitalherren oder Hospitaliter die Rede sei, da mehrere Grafen von Schwarzburg diesem Ritterorden angehörten und das von einem solchen ehemals bewohnte Zimmer vielleicht so benannt wurde. Das hier befindliche Hospital mußte wohl für gemeinschaftliches Eigenthum gelten.

**) In der Urkunde steht deutlich: Thormgarten. Vielleicht soll dieß so viel als Thormwarten (Thurmwarten) heißen. Da der von Jovius an die Stelle dieses Wortes gesetzte, zwar in früher Zeit angelegte Thiergarten, nicht zu dem Schlosse selbst gehörte, so mag er hier weniger in Betrachtung kommen, als die wesentlichen Bestandtheile des Gebäudes.

***) Diese scheint in dem kurz zuvor beendigten Kriege abgebrannt zu sein, weil 1453 zum Wiederaufbau derselben und des wüsten Hofes an der Schwarza Anstalten getroffen wurden.

****) Ueber der Porte war die Mauer mit Zinnen (Wintbergen) versehen, welche ein schmales Dach trugen, so daß hinter denselben ein bedeckter, gegen die Burg zu offener Gang war, von wo aus man durch die Lucken an den Zinnen mit Armbrüsten schießen, oder mit Steinen werfen konnte. Man nannte diesen Gang eine Wer oder Letze. S. Leo a. a. O. S. 173 ff.

durch die Thore, Treppen und über die Böden seines Theiles zu gehen nicht verweigern.

Im Jahr 1471 wurde von Balthasar II. zu Leutenberg und Heinrich XXVIII. (XXXI.), Herrn zu Arnstadt und Sondershausen, ein neuer Vertrag wegen des Burgfriedens zu Schwarzburg errichtet. Der erstere verpfändete 1482 seinen Antheil an diesem Schlosse, an dem Schlosse und der Stadt Königsee, dem Flecken Langewiesen und sämmtlichen Dörfern, letzterem auf sieben Jahre. Auch nachher 1500 und 1512 wurde diese wiederkäufliche Verschreibung wiederholt. Günther XXXIX. hielt sich nicht nur in dem erstgenannten Jahre, wo er von fünf Religiosen des Barfüßerordens in einer Angelegenheit des Klosters zu Mellenbach Besuch empfing, sondern auch zur Zeit der Reformation bisweilen hier auf. Durch thätige Beförderung der um jene Zeit zu Schwarzburg entstandenen Brüderschaft des heiligen Humbertus (Humerich) und der heiligen Anna offenbarte er seine unerschütterliche Anhänglichkeit an den römisch-katholischen Glauben. *)

In einem 1519 aufgesetzten Verzeichnisse ihrer Mitglieder behauptete er die erste Stelle. Ueberdieß bezeugt seine aberglaubige Verehrung dieser für die Mutter Maria's geltenden Heiligen, das 1517 an sie gerichtete Gebet von seiner Hand. **)

Erst im Jahr 1536 wurde der Leutenbergische Theil dieses Schlosses nebst allen dazu gehörigen Besitzungen von Balthasars Sohne, Johann Heinrich, wieder eingelöst. Sieghard III. endigte hier ums Jahr 1560 sein Leben. Nach dem 1564 erfolgten Tode Philipps II., des letzten Grafen von Schwarzburg-Leutenberg, gelangte die Blankenburg-Arnstädtische Linie zum alleinigen Besitze dieser Burg und des ganzen Amtes, welches auch noch damals, wie schon in vorigen Zeiten, von weit beträchtlicherm Umfange war, als jetzt, da es verschiedene Dörfer in sich begriff, die nachher zu Arnstadt geschlagen wurden.

Schwarzburg hatte schon in den ältesten Zeiten eigene Burg-

---

*) S. über die heil. Anna und die von ihr benannte, bei dem Schlusse des funfzehnten und dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Thüringen und Meißen eingeführte Verbrüderung: (Wellers) Altes aus allen Theilen der Geschichte I. Bd. S. 541 — 548. Christ. Gotth. Wilisch kurze Nachr. von der ehemal. St. Annä-Brüderschaft. Annaberg 1723. 4. (1 Bogen). Struvens hist. polit. Archiv 5. Th. S. 134 — 145. vergl. 2. Th. S. 9. ff. Schamelius Beschreibung des Benediktinerklosters zu Salfeld S. 165. ff. — Schultes Henneberg. Gesch. 2. Th. S. 311. ff. — J. Voigts Geschichte Marienburgs (Königsberg 1824. 8.) S. 317 — 320. Ebend. Geschichte der Eidechsengesellschaft rc. S. 189. — Eberts Ueberlieferungen rc. II. Bd. 1. Heft S. 54. ff.

**) Es ist in die Unschuld. Nachr. v. J. 1721. S. 691. ff. aufgenommen. Vergl. Jak. Nic. Rösers Idea Hemmauntica d. i. Vergleichung des Hauses Schwarzburg mit dem Städtlein Hemmaus. Eine Predigt. 1651. 4. S. 37.

männer, Voigte oder Amtleute. Mehrere Glieder einer adlichen Familie, welche den Namen von diesem Schlosse entlehnte, und zu den ältesten Dienstmannen des gräflichen Hauses gehört, kommen unter denselben vor. Der erste, dessen Gedächtniß ein Salfeldischer Klosterbrief aus der andern Hälfte des zwölften Jahrhunderts aufbewahrt hat, ist Volker von Schwarzburg. Bald nach ihm, zu Anfange des dreizehnten, erscheint Otto von Schwarzburg nebst seinen Söhnen Burchard und Gundelous. Des letzteren, welcher Ritter und Truchseß des Grafen Heinrich VII. gewesen sein soll, wird auch 1233 zugleich mit Reinhard von Schwarzburg gedacht, der noch 1247 lebte. Heinrich von Schwarzburg war 1331 Pfarrer zu Gehren und ein anderer gleiches Namens 1450 Amtmann zu Frankenhausen. Außerdem kommt die Familie von Greußen sehr oft in diesem Verhältnisse vor, welcher sich auch die von Witzleben, Berlstet, Elchleben, Hain, Stange, Heilingen, Ischerstedt, Kindleben, Wüllersleben, Griesheim, Wolf, Thieme (oder Thüna), Heldendorf (Helldorf?) und Mosen anreihen. Noch im funfzehnten Jahrhundert besaß das adeliche Geschlecht von Hof (Hoff) den Hof hinter dem Schlosse Schwarzburg, als ursprünglichen Wohnsitz, vermuthlich schon seit 1286 und verdankte demselben den Namen. Im Jahr 1436, nach Otto des älteren Tode, ging dieses gräfliche Lehn auf Conrad von Würzburg, Domherrn zu Bamberg, Erhard von Würzburg und Hans von Lengefeld über.

Albert VII. bekam in der Theilung mit seinem Bruder, Johann Günther, das Schloß und Amt Schwarzburg nebst Rudolstadt, Blankenburg, Paulinzelle und Ilm ꝛc. Seitdem behauptete die Albertinische oder Rudolstädtische Linie dasselbe ununterbrochen, und wählte es auch mitunter zum Aufenthalt. So begab sich Wilhelm im Jahr 1597 aus seiner Residenz Frankenhausen wegen der damals in jener Gegend herrschenden Pest einige Zeit hieher. Auch Ludwig Günther I. suchte, während der Stürme des dreißigjährigen Kriegs mehrmals Zuflucht auf diesem Schlosse. Man hat in dem Namen der Lagerstätt, einer waldigen, ohngefähr ¾ Stunden von Schwarzburg entfernten Gegend nach Nordost, zwischen der Schwarza, Sonnewalde, Bechstedt und Kordebang, Spuren eines Lagers zu finden vermeint, welches in jenem Kriege daselbst gestanden habe. Diese allerdings ansprechende Vermuthung wird jedoch durch eine Urkunde vom Jahr 1371 zurückgewiesen, in welcher die Legirstad bereits vorkommt. Die Volkssprache bezeichnet sie gewöhnlich durch Läscht. Wäre dieses keine bloße Zusammenziehung, sondern der ursprüngliche Name, so könnte er füglich aus dem Sorbischen von Les (oder Lesyna), ein Wald, abgeleitet werden. Doch mögen sich die Benennungen des von da zu dem Flusse heruntergehenden Sachsensteiges, so wie des Weimarischen Riethgens, auf hier vorgefallene kriegerische Ereignisse beziehen. Ob aber der dreißigjährige oder der Schwarzburgische Hauskrieg dazu Anlaß gegeben habe, bleibt, bei dem Mangel bewährter Zeugnisse, unentschieden.

Graf Albert Anton und Fürst Ludwig Friedrich I. verwendeten große Sorgfalt auf die Wiederherstellung einzelner dem Einsturz naher oder durch Brand zerstörter Theile des Schlosses, und auf dessen äußere und innere Verschönerung. Von den Jahren 1690 bis 1718 wurden oft neunzig bis hundert Werkleute, unter Aufsicht des Baumeisters Andr. Adolph Meylandt, dazu gebraucht. Einige derselben, die man aus der Fremde zu diesem Geschäfte berufen hatte, siedelten sich hier an. Mitten unter diesen Veranstaltungen legte ein am 10. Januar 1695, Nachts elf Uhr, ausgebrochenes Feuer das sogenannte alte Gebäude, die Junkerstube über dem Reisigenstall zugleich mit diesem in Asche. — Albert Anton weilte hier noch kurz vor seinem Tode, im Sommer und Herbst des Jahres 1710, und auch auf seinen Sohn, Ludwig Friedrich, pflanzte sich die Vorliebe für das Stammhaus seines Geschlechts in so verstärktem Grade fort, daß man ihm die Absicht zuschreibt, den unter demselben liegenden Ort in eine Stadt und den Sitz aller Behörden umzuschaffen. Zu allmähliger Ausführung eines solchen Entschlusses ließ er zwei Reihen Häuser nach dem Wildgarten zu errichten, deren eines zur Wohnung für den Pfarrer, ein andres zur Schule bestimmt war. Außerdem verschönerte er nicht nur die Gegend durch mancherlei Anlagen, vorzüglich durch die Fasanerie, sondern erbaute auch eine neue Schloßkapelle, die am 26. October 1713 in Gegenwart mehrerer fürstlichen und gräflichen Personen feierlich eingeweiht wurde. Die Vollendung seiner Entwürfe hinderte sein baldiger Tod.

Den 22. October 1726 früh um 4 Uhr, nicht lange nach der Abreise des Fürsten Friedrich Anton, welcher sich mit den übrigen Herrschaften etliche Wochen hier aufgehalten hatte, kam ein Feuer in dem Schlosse aus, wodurch dasselbe größtentheils verzehrt wurde. Die Glut war so heftig, daß dadurch die vier Glocken auf dem Thurme schmolzen. Zugleich wurden die Ahnenbilder nebst vielem kostbaren Geräthe ein Raub der Flammen. Obgleich nachher bald das Schloß zu Rudolstadt ein ähnliches Geschick erfuhr, so betrieb man doch die Herstellung der abgebrannten Gebäude mit der größten Thätigkeit. Schon am 26. August 1738 konnte die Weihe der Kirche vor sich gehen und 1744 waren die meisten Zimmer wieder in wohnlichem Stande. Da die erstere der durch das Feuer vernichteten auf keine Weise nachstehen sollte, so wendete man ebenfalls viel Sorgfalt auf ihre Verzierung mit Marmor und Alabaster. — In einem Gewölbe unter dieser Kirche befindet sich das fürstliche Erbbegräbniß, in welchem seit Ludwig Friedrich I. bis auf Friedrich Carl alle Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt nebst ihren Gemahlinnen ꝛc. beigesetzt zu werden pflegten, bis der anspruchlose Sinn Ludwig Friedrichs II. den gemeinsamen Begräbnißplatz zu Rudolstadt zur Ruhestätte für sich auserkohr. Ohngeachtet das Schloß nicht ganz regelmäßig und nicht durchaus von Stein gebaut ist, so erweckt doch die Kolonnade von vier Paar gekoppelten, bei Großgölitz gebrochenen Säulen, welche es nach dem Hofe zu schmücken, so-

gleich ein günstiges Vorurtheil für sein Inneres. Die Treppe, welche zu dem ziemlich geräumigen Speisesaale führt, wo die Bildnisse Schwarzburgischer Grafen und Fürsten aufgestellt sind, ist nebst ihrem Geländer ebenfalls von vaterländischem Marmor. Das Schloß hat drei Galerieen. Auf zwei derselben sind die prächtigen Geweihe vieler hier erlegten Hirsche angereiht. Die Zimmer gehen meist gegen Südwest und man schaut von ihnen auf die senkrecht in den Fluß abfallenden Felsenwände nach einer herrlichen Wiese und einem malerisch sich erhebenden, mit Laubholz bewachsenen Hügel auf seinem rechten Ufer, welche beide ein Stück des Thiergartens sind, wo man oft kleine Rudel Rothwilds ungestört grasen zu sehen Gelegenheit hat.

An die Stelle des ehemals blos mit Bretern beschlagenen Ganges, welcher den neuen Theil des Schlosses mit dem Kaisersaale verband, ist nun eine ordentliche Galerie getreten. Dieser Saal, ohne Zweifel zum Andenken König Günthers erbaut, ist viereckig und die Haltung seiner eben so geformten Kuppel verräth einen geschickten Baumeister. In ihm sind alle römischen und deutschen Kaiser von Julius Cäsar bis Carl VI., theils in Lebensgröße, theils im Brustbilde abgemalt.

Einige hundert Schritte unter dem Schlosse, an der Straße, steht das Zeughaus oder die Rüstkammer nebst zwei Pulverthürmen. Es enthält einen Reichthum von Ritterrüstungen und Waffen. Außer Turniersatteln, Harnischen, (unter denen ein kleiner Kinderharnisch), einem Panzerhemde, Helmen, Streitärten, Streitkolben, Armbrüsten, Pfeilen und Schwertern, wovon dasjenige, welches Günthers XXI. tapfere Rechte geführt haben soll, nebst den ihm gleichfalls zugeschriebenen Steigbügeln und Sporen am bemerkenswerthesten sein möchte, erblickt man auch eine Stufenfolge zum Theil schön und künstlich gearbeiteter Feuergewehre.*) An das Zeughaus grenzt die Burgvoigtei, unter welcher der Weg durch eine Thorhalle, (vermuthlich ein Ueberbleibsel des frühesten Schloßbaues)**) führt. Auf dem Berge stehen noch die Amtsverwalterei und die Fruchtböden, wohin das ganze Amt Schwarzburg Zinsen und Abgaben entrichtet, ferner der Gasthof zum weißen Hirsch und diesem gegenüber der herrschaftliche Küchengarten.

Das ehemalige Zucht- und Arbeitshaus auf der äußersten Spitze des Berges gegen Südost, befand sich bis zum Jahr 1718

---

*) H. Leo's Recension von E. v. Rodt's Geschichte des Bernischen Kriegswesens (Bern 1831) in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftl. Kritik 1832 Nr. 107. S. 851. rühmt die zweckmäßige Aufstellung und Anordnung der in diesem Zeughause befindlichen Waffen.

**) Dergleichen Thorhallen dienten wie H. Leo a. a. O. in Raumers hist. Taschenb. S. 177. bemerkt, zu luftiger Aufspannung von Jagd- und Fischnetzen und zu ähnlichem Gebrauche.

in dem sogenannten Leutenberger Gebäude über dem Breterthore. Die hier aufbewahrten Verbrecher und Züchtlinge wurden, unter andern, mit Bearbeitung des Döschnitzer Marmors und des Alabasters beschäftigt, welcher nordöstlich von Schwarzburg, bei der Fasanerie, bricht und meistens eine weißlich und röthliche gefleckte Farbe hat. Sie fertigten daraus Kamin- und Tischplatten, Mörser, Reibsteine, Gewichte, kleine Büchsen, Schreibzeuge, Tabacksdosen, Würfel rc. Diese Strafanstalt ist seit 1825 in die Residenz verlegt.

Wir begeben uns jetzt von der Höhe, auf der die Burg mit ihren Nebengebäuden thront, in das Thal, welches manches Sehenswerthe bietet, zuerst, an der östlichen Seite, zu dem Orte Schwarzburg, dessen zwei Hälften durch eine Brücke über den Fluß verbunden werden. In der Nähe einer Bergveste siedelten sich gern des Schutzes bedürftige Landsleute an. Ein so entstandenes Dorf hieß Thal, bisweilen Garten. Auch die hiesigen Bauern nennen sich Thalbewohner oder Männer von Schwarzburg.*) Schon vor der Reformation hatte dieser Ort eine Kapelle. Die jetzige Kirche wurde am Trinitatisfeste 1572, in Gegenwart der Grafen Johann Günther und Albert, zur heiligen Dreieinigkeit geweiht, 1712 auf Kosten Ludwig Friedrich I. wieder hergestellt, später aber blos bei Leichenbegängnissen gebraucht.

Der Wild- oder Thiergarten ist vor kurzem durch Grundstücke von Sonnewalde und andere dazu erkaufte Felder beträchtlich erweitert worden. Seine natürliche Anmuth erhöhen denselben in verschiedener Richtung durch kreuzende Fußpfade, und vor der Schwüle des Sommers und ungünstigem Wetter schützende Tempel und Lusthäuser. Mit dem muntersten Grün bekleidete Wiesen und Berge von Laub- und Nadelholz umkränzt, wechseln hier, und neben Buchen, Erlen, Eichen, Birken, Fichten und Kiefern ragen, als Reste der Vergangenheit, etliche Tannen, die drei Männer kaum zu umfassen vermögen, zum Himmel. Wer diese reizende Anlage, die als ein von der Natur ohne Zuthun menschlicher Kräfte geschaffener Park gepriesen wird, besucht, vergesse nicht, sein Auge nach dem Schlosse hinzuwenden, das von hier in dem vortheilhaftesten Licht erscheint. Daß der Wildgarten einem früheren Zeitalter angehöre, läßt sich aus den von einigen benachbarten Dörfern hier zu leistenden Frohnen vermuthen. Noch haben sich Erzählungen von der Menge Wildprets, das ihn ehedem bevölkerte, und von den großen, in seinem Umkreise gehaltenen Jagden von Mund zu Mund fortgepflanzt. — Durch Abbrechung der Umzäunung im Jahr 1790 sah sich Schwarzburg einer seiner vornehmsten Zierden beraubt. Seit 1804 ist sie wieder hergestellt. Jetzt mögen sich darin ungefähr 550 Stück Hochwild, 50 Rehe und 40 Stück Schwarzwild befinden.

---

*) Schwarzburg hat 71 Häuser und 504 Einwohner. Die Fasanerie 1 H. 10 E. und das Schweizerhaus an der Schwarza 5 E.

Die Schwarza behauptet unter den sieben goldführenden Bächen im Schwarzburgischen den ersten Rang. Die Gebirgsart, welche dieser Fluß von seiner Quelle bis zu der Blankenburger Papiermühle durchschneidet, ist Thonschiefer, dessen Lager durch unzählige Quarzgänge, bald von mehrerer, bald von minderer Mächtigkeit, getrennt werden. Auf den letztern hatte man in dem Schwarzthal viele bergmännische Versuche auf Gold und andere Metalle in ältern und neuern Zeiten angestellt und vorzüglich die Gegend bei Goldsthal, welches diesem Umstande seine jetzige Aufnahme verdankt, dazu ausersehen.

Ergiebiger als diese Arbeiten war das Goldwaschen aus dem Sande der Schwarza, über dessen Ursprung die Nachrichten fehlen. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß man sich damit frühzeitig beschäftigt habe. Die Seifenwerke an der Schwarza kommen zuerst ausdrücklich in einem kaiserlichen Lehnbriefe von 1491, und zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts vor.

In dem Zeitraume von 1530 bis 1570 waren etliche zwanzig Gewerken mit der Goldwäsche an der Schwarza belehnt. Auch in der Folge, 1586, 1594 und 1613 wurde besondere Erlaubniß dazu ertheilt, und 1596 lieferte ein Bergmann auf einmal 5 Loth Waschgold, welches mit 31 fl. 2 Gr. 1½ Pf. bezahlt wurde, und ums Jahr 1690 ein anderer innerhalb sieben Wochen acht Loth des feinsten Goldes, für deren jedes die Kammer zu Rudolstadt neun Thaler bewilligte.

Im Jahr 1800 fand man bei Erbauung des steinernen Wehrs über Schwarzburg eine, etliche Ducaten schwere Goldstufe, wahrscheinlich an dem Entstehungsorte, wenigstens zwei Fuß tief unter dem Bette der Schwarza, wohin sie das Wasser unmöglich geführt haben konnte. Sie wird nebst mehreren aus der Schwarza gewaschenen Goldblättchen oder Flitterchen in dem fürstlichen Naturaliencabinete zu Rudolstadt aufbewahrt. Das Gold derselben gleicht, wegen seiner hohen Farbe, dem arabischen und sitzt in gekrümmten, ziemlich groben Blättern, mit rothem Eisenocher verbunden, fest auf reinem, weißen Quarze. Ein nach dem Urtheile Sachkundiger in Deutschland so seltener Fund schien den bisher erkalteten Eifer der Freunde des Bergbaus wieder zu beleben, allein die erregten Hoffnungen sind durch spätere, von keinem günstigen Ergebniß begleitete Versuche wieder vernichtet worden.

Die nächsten Umgebungen Schwarzburgs besitzen zwei Dachschieferbrüche. Der eine, welcher herrschaftlich und wohl zwei Jahrhunderte im Gange ist, wird wegen der für das auf seinem Felsen ruhende Zuchthaus zu besorgenden Gefahr, jetzt nicht mehr betrieben. Man benutzte ihn vorzüglich nach dem Schloßbrande und richtete in der Folge jährlich in demselben 2000 — 3000 Centner Schiefer zu. Bei dem andern, am Eichberge, steht ein zweistockiges Gebäude, das schon aus der Ferne die Aufmerksamkeit auf sich lenkt.

Dicht hinter den das Schloß unmittelbar umgebenden Bergen hebt der Quittelsberg sein Haupt stolz über seine Brüder empor.

Oft deckt ihn um Pfingsten, wenn die niedrigen Gegenden längst grünen, noch hier und da etwas Schnee. Die Aussicht von seinem höchsten Gipfel, der Keilsburg, welche die ganze Gegend beherrscht, ist außerordentlich umfassend. Bei völlig heiterem Himmel gewahrt man gegen Osten das Schloß Schwarzburg; in grauer Ferne die Leuchtenburg; gegen Norden den Singerberg und die Waldungen von Erfurt; auf der Südseite die immer höher steigenden Waldgegenden, die am Ende diesen Berg selbst überragen, nebst den Dörfern Oberweißbach, Kursdorf, Lichtenhain, der Meuselbacher Kirche und Neuhaus, endlich einen Theil des Igelshiebes, eines der höchsten Gipfel des Thüringer Waldes. Ohnweit der Keilsburg, nach Süden zu, war ehemals eine Wolfsgrube. Am Fuße des größtentheils von der Sorbiz und Lichte umflossenen und fast ganz von Thälern umgebenen Quittelsbergs entspringt der sogenannte Gräfenborn.

Gegen Nordwest, bei dem vor kurzem vereinzelten herrschaftlichen Gute Sonnewalde, auf einer Höhe von 888 Fuß (über Rudolstadt, also 1513 über der Meeresfläche) liegt die 1715 angelegte Fasanerie. Die in ihrem, ohngefähr eine halbe Stunde betragenden Umfange wechselnden Nadel- und Laubhölzer, worunter einige große und bejahrte Eichen, wirken freundlich auf das Auge. — Oefters wurden hier über dreihundert Fasanen gezogen. In den neuern Zeiten aber verringerten sie sich bis zur Aufhebung dieser Anstalt (1814) immer mehr.

Von den Dörfern um Schwarzburg erwähnen wir noch Dietersdorf, von dessen Höhe man auf das Rudolstädter Thal und Schloß hinabschaut. Auch über Burkersdorf genießt man eine herrliche Fernsicht, wo sich der Singerberg aus dem flachen Lande, und der Burzel, Schneekopf und Finsterberg aus der Gebirgskette malerisch hervorheben.

Hesse.

---

# Schloß und Stadt Stolberg am Harze.

Herzlich sei mir gegrüßt werthes Cheruskaland!
Land des nervigen Arms und der gefürchteten
    Kühnheit, freieres Geistes
    Denn das blache Gefild umher.
Dir gab Mutter Natur, aus der vergeudenden
Urne männlichen Schmuck, Einfalt und Würde dir!
    Wolkenhöhnende Gipfel
    Donnerhallende Ströme dir!

Friedr. Leop. v. Stolberg.

Wenn so viele zerfallene Harzburgen, die wie eine Heldenschaar den Harz einst umstarrten, gleich morschen Gebeinen längst alles Leben und alle Bedeutung verloren haben, weil ihre Bewohner vielleicht nur zu kühn und trotzig den starken Arm in das Blachfeld hinaus streckten und ein widriges Geschick ihnen deshalb den Lebensnerv durchschnitt, so ist dieß keineswegs mit dem alten Schlosse Stolberg der Fall, obgleich seine Inhaber zu den ältesten und berühmtesten Geschlechtern der alten Harzgrafen gehören. Nicht wie so viele Schlösser lugt es mit habsichtigem raubgierigen Auge von einem hervorspringenden Berge in die nahen Flachländer herab, sondern von dem steilen Vorsprunge eines waldbewachsenen Berges, der aber noch höher hinauf steigt und nebst andern waldigen Bergen das Schloß rings umschließt, blickt es freundlich in kräftiger Jugendfrische noch immer in den darunter liegenden Thalkessel, von vier sich vereinigenden Thälern gebildet, in diesem Kessel siedelten sich, dem Schutze der Burg vertrauend, auch die ersten Bewohner der jetzigen Stadt Stolberg an. Dessen ungeachtet waren doch diese Grafen immer sehr reich und mächtig, und wie durch Tapferkeit und Klugheit in der deutschen

Profangeschichte, so hat in der Kirchenverbesserung und in der deutschen Poesie durch Aufklärung und reiche Phantasie der Name Stolberg immer einen guten Klang gehabt. Daß ihr Geschlecht sehr alt ist, wird niemand ihnen streitig machen wollen*); ob es aber von Otto de Columna abstamme, mögte schwerlich je mit Bestimmtheit erwiesen werden, wenn gleich der Hirsch an der Säule das uralte Wappen der Stolberger immer gewesen ist**) Auch könnte diese Nachweisung den Ruhm dieses Hauses nicht erhöhen, weil es dann seine deutsche Abstammung einbüßte, und ungern, glaube ich, würden viele meiner geehrten Leser dieß ritterlich kräftige Grafengeschlecht aus dem deutschen Heldenkreise scheiden sehn, weil er seine kräftigsten Zierden dadurch verlöre. Ob diese Edeln ihre ersten Wohnsitze auf dem alten Stolberge bei Rottleberode gewählt haben, wollen wir dem Verfasser jenes Artikels überlassen. Wir befassen uns bloß mit dem jetzigen Stolberg, Schloß und Stadt, welches erstere von seiner Erbauung an bis jetzt immer von den Grafen bewohnt worden und daher eine der ältesten deutschen Residenzen ist. Das Alter des Schlosses und der Stadt mit Genauigkeit anzugeben, ist sehr schwer, doch ragen beide in das graue Alterthum henein***). Eben so schwierig ist es auch, die Namensentstehung genau bestimmen zu wollen, ob er von Eisen- und Stahlerzen oder von alten Stollen oder von alten Stuhl (Stul) ꝛc. abzuleiten sei****). Weil es jedoch auch ein Stolberg im Erzgebirge giebt, und in unserm Stolberg der Hauptnahrungsquell von den früheſten Zeiten bis noch vor hundert Jahren der Berg- und Hüttenbetrieb gewesen ist, so bleibt die erste Ableitung doch immer die wahrscheinlichste. Das Schloß soll von Kaiser Heinrich I. erbauet sein, hat aber von seiner frühern Gestalt nur wenig noch aufzuweisen. Der älteste Theil ist der östliche Flügel mit einem Thurme, in welchem die Schloßkirche St. Julianä sich befindet. Bis 1316 war sie eine bloße Kapelle dem Evangelisten Johannis geweihet und zu

---

*) Das Geschlecht der Stolberge gehörte unter die 12 edeln Häuser der Vierfürsten des sächsischen Reichs, aus welchen zu Kriegszeiten Herzöge und Könige erwählt wurden, ehe Karl der Große die Sachsen besiegte. Der Stammvater aller jetzt lebenden Stolberge ist Graf Christoph der jüngere, geb. 1567, gest. 1638. Ueber ihre verschiedenen Linien und Verwandtschaften unter einander vergleiche Magd. Zeitung 1840. Nr. 39. Beil. ꝛc.

**) S. das Wappen des reg. Grafenhauses zu Stolberg von Dr. Lancher 1836, in welchem Werkchen viele mit Fleiß und genauer Sachkenntniß gesammelte histor. Notizen enthalten sind.

***) Nivander giebt das Jahr 520 an, doch ist dieß wohl zu früh. Vielleicht bestanden damals schon die Hüttenwerke der Familie Stolle zu Schmiedehausen und Massenteich oberhalb Stolberg, deren Bewohner späterhin mehr Thaleinwärts gezogen und die ersten Anbauer der Stadt gewesen sein sollen. Die Grafen wenigstens wohnten damals sicher noch auf dem alten Stolberge.

****) S. Leopolds Stolb. Kirchen-, Pfarr- und Schulchronik pag. 315 u. 316.

der Pfarrkirche St. Martini gehörig. In dem genannten Jahre wurde sie aber durch Graf Heinrich davon abgesondert, 1441 von dem Weihbischof Herrmann nach Genehmigung des Erzbischofs Peter von Maynz, in dessen Sprengel sie gehörte, feierlich geweihet, 1449 bekam sie vermöge einer Bulle von Papst Nicolaus einen eigenen Priester und Beichtvater, worauf sie St. Julianä gewidmet ward, und 1451 erhielt sie einen Ablaß auf 100 Tage zum weitern Ausbau und zu ihren Zierrathen. 1667 empfing sie von Graf Johann Martin einen schönen alabasternen Altar, der 1716 dann noch durch Graf Christoph Friedrich mit drei schönen Statüen und einigen großen silbernen Leuchtern geschmückt wurde. Auch eine Orgel wurde angeschafft. Sehr sinnreich sind die Inschriften jener Statüen gewählt. Die eine, mit aufgeschlagenem Evangelio einen Apostel darstellend, zeigt die Worte: „Glaube das" die andere, ein Moses mit den Gesetzestafeln, enthält: „Thue das" die dritte, Christus mit dem Kreuze, hat die Unterschrift: „Dulde das" und oben darüber ist ein יהוה (Jehovah) mit einer Glorie und den Worten: „Hoffe das" auch jetzt, obwohl sehr elegant und doch würdig verziert, hat sie noch immer mehr das Gepräge einer Burgkapelle. Es wird regelmäßig alle vierzehn Tage Gottesdienst darin gehalten und sie hat mehrentheils ihren besondern Geistlichen. Ein Gemälde von Lucas Kranach „Christus mit der Dornenkrone" macht sie noch besonders sehenswerth.

Unter diesem Flügel ist auch das alte Burgverließ, das in mehreren Abstufungen, je nachdem die Marter verstärkt werden sollte, sich, zum Theil in Felsen gehauen, unter dem Schlosse hinzieht und in einem runden tiefen Gewölbe zuletzt vermittelst eines in der Mitte befindlichen viereckigen Loches seine dem Tode geweihete Beute empfing. Während man oben betete, entglitt hier unten also manchem Unglücklichen der letzte Todesseufzer. Die andern Theile des Schlosses sind neuern Ursprungs, wie auch ihr Baustyl beweist. So wie das ganze Schloß mit seinem blendend weißen Colorit namentlich auf dem grünen Hintergrunde des Buchenwaldes aus der Nähe und Ferne auf das Auge den angenehmsten und wohlthätigsten Eindruck macht, so zieren zwei in Stein gehauene riesige Hirsche über dem Portale den Haupteingang zum Schlosse besonders noch recht charakteristisch. Zum Empfange hoher Herrschaften befinden sich mit wahrhaft Königlicher Pracht geschmückte Prunkzimmer auf dem Schlosse, welche Fremden und Einheimischen zur Besichtigung jedoch nur mit ausdrücklicher Erlaubniß der Herrschaft geöffnet werden, die gewöhnlichen Wohnzimmer der gräflichen Familie sind dagegen ganz einfach und anspruchlos decorirt, wie es zu dem edeln humanen Sinne seiner Bewohner paßt. Zu den Merkwürdigkeiten des Schlosses gehören aber noch seine Sammlungen. Dahin ist vor allem die aus etwa 48,000 Bänden bestehende Bibliothek zu rechnen, die als Seltenheit eine etwa aus 20,000 Leichenpredigten bestehende wohl einzige Sammlung der Art in sich schließt. Der Hauptwerth besteht in vielen guten und sehr seltenen juridischen und theologischen Werken besonders guten alten Bibelausgaben. Ferner befinden sich hier eine Gewehr-

kammer mit vielen alten merkwürdigen Waffen, in welcher als Seltenheit auch ein Marterinstrument noch aufbewahrt wird; desgleichen trifft man ein Naturaliencabinet mit schönen Conchilien, Chrystallisationen und Petrefacten. Als seltener Rest des Alterthums wird auch ein kleines dem Crodo ähnliches Bronze-Bild hier aufbewahrt, das unter dem Schlosse einst ausgegraben worden ist. Das zu diesen Sammlungen gewählte Local ist über dem gräflichen Marstalle. Weil man jedoch in letzterer Zeit ihnen wenig Aufmerksamkeit geschenkt und sie auch nicht fortgesetzt hat, so sind sie etwas in Verfall gerathen und bedürften, auch die Aufstellung betreffend, ein Mal wieder einer verbessernden Durchsicht. In den andern Theilen des Schlosses sollen auch noch eine gute Bildergallerie, eine Sammlung seltener Uhren, viele Familienportraits und alte kunstvolle Stickereien anzutreffen sein. Das jetzige Schloß ist sehr regelmäßig und geräumig gebauet. Von der Bauart des ältern so wie überhaupt von den frühern Schicksalen der alten Ritterburg weiß man nur sehr wenig *). Um aus der Stadt hinauf zu gelangen, führt nicht blos eine sehr bequeme in vielen Absätzen durch junges Tannengebüsch sich hinziehende Treppe für Fußgänger den Schloßberg hinan, sondern ein bequem gewundener Fahrweg eröffnet auch den Kutschen einen gefahrlosen Pfad. Ueberhaupt steht mit dem Schlosse

## die Stadt

in ganz enger Verbindung; denn nicht bloß daß viele herrschaftliche Gebäude bis hoch an den Schloßberg hinaufgebauet sind, selbst die Pfarr- oder Stadtkirche St. Martini steht noch auf einem Absatze des steilen Berges und zwar in der Weise, daß ein einer Brücke ähnlicher überbaueter Gang die Schloßbewohner von dem Berge herab in das Kirchdach und somit in das Innere der Kirche bringt. Diese Kirche ist, wie ihr erster von 16 Bischöfen unterschriebener Ablaßbrief darthut, schon vor 1355 erbauet worden, und hat auf ihrem Thurme ein aus fünf Glocken bestehendes außerordentlich schönes Geläut, von welchem 4 Glocken 1478, die fünfte und kleinste aber 1639 zu Sondershausen gegossen wurden. Da die größte, die große Martinsglocke 63 Centner wiegt, so behaupten die Stolberger, sie folge in Thüringen im Range unmittelbar auf die große Erfurter Glocke. So wie diese Kirche die Erbbegräbnisse der gräflichen Familie in sich schließt, so zeichnet sie sich auch noch durch eine außerordentlich große und schöne Orgel aus. Ihr Inneres ist zwar sehr geräumig und im gothischen Geschmacke gebauet, doch fehlt durch immer erneuerte Anbaue alle Regelmäßigkeit und Einheit im Bau-

*) Manche Nachricht mag vielleicht noch in seinem Archive versteckt liegen, das wenig durchforscht sein soll.

plane, und sie ist daher in architectonischer Hinsicht ohne hohen Werth. So wurde von 1484 — 88 das neue hohe Chor erst erbauet und 1490 eingerichtet, was ein von 1488 ausgestellter und von 13 Bischöfen, Cardinalpriestern und Diaconen unterschriebener Ablaßbrief nachweist. Durch den vor einigen Jahren erneuerten Ausbau hat sie zwei Kanzeln bekommen, doch wird noch immer von der ältern herab gepredigt, auf der auch Luther einmal gestanden haben soll. Diese Kirche einmal zu sehen, lohnt schon die Mühe. Dicht in ihrer Nähe ist auch noch eine alte Kapelle B. M. V., die Graf Heinrich und die Gewerke 1477 aus Dankbarkeit für den gesegneten Bergbau gestiftet und mit Gütern beschenkt haben. Ehe wir jedoch weiter fortfahren, die Einzelnheiten der Stadt zu schildern, müssen wir ihren Totaleindruck, den sie auf den Fremdling macht, zuvor angeben. Die Berge sind hier auseinandergerissen, als ob ein gewaltiger Blitz strahlenförmig die Gebirgsmassen zertheilt hätte, und der Mittelpunkt dieser riesigen Furchen ist als Mittelpunkt der Stadt auch deren Marktplatz. Stolberg zählt etwa 430 Häuser mit 2400 Einwohnern, doch kann man nirgends die Stadt ganz übersehen. Den besten Ueberblick erhält man noch, wenn man den dem Schlosse gegenüber befindlichen Berg ersteigt. Auch Luther soll, als er einmal in Stolberg war, hier gestanden und die Stadt mit einem fliegenden Vogel verglichen haben. Körper und Herz sei der Marktplatz und die Kirche, Haupt und Krone das Schloß, die beiden Fittige und der Schwanz die drei sichtbaren Thäler nach dem Auerberge, Haynfelde und nach Rottleberode hin. Die Stolberger, als große Verehrer ihres Vogelschießens, wissen dieß Gleichniß vom Vogel noch genauer und bis auf das Kleinste durchzuführen. Weil jedoch vier Thäler hier in einander fallen, so könnte man die Stadt vielleicht noch richtiger, wenn auch nicht edeler, mit einer der seltsamen Conchylien, einem Meersterne, vergleichen. Die vier Thäler bestimmten bei der Anlage auch vier Hauptstraßen, die von dem Marktplatze auslaufen, und von denen drei eine bedeutende Länge haben. Auffallend ist die Abtheilung der Namensbezeichnung der einen Straße in die Ritter= und in die Eselsgasse. Als nämlich einst die Herren von Schwichelde verbunden mit den Goßlanern 1427 vom Haynfelde her einen Einfall in die Obergasse der Stadt machten, wichen die an Zahl stärkeren Bürger anfangs feige dem frechen Troß, doch als der plündernde Haufen immer tiefer in die Stadt drang, da ermannten sich die Bewohner der Untergasse und jagten die Räuber zum Thore hinaus, und Stolbergs Bürger nannten den obern Theil nun die Esels=, den untern Theil aber die Rittergasse *). Zu den merkwürdigsten Gebäuden gehören außer der schon erwähnten St. Martini=Kirche die am Marktplatze stehende große Stadtschule, die ihre Zöglinge eigentlich seltener zur Universität sendet, als mehr gute

*) S. Zeitfuchs Chronik p. 226.

Schullehrer daraus bildet. Neuerdings müssen diese jedoch auch noch ein preußisches Seminar beziehen. Wichtig ist ferner das 1717 zum Andenken an das Reformationsjubeljahr von Graf Christoph Friedrich gestiftete Waisenhaus *), in dessen Nähe sich auch noch ein Hospital und die Hospitalkirche befinden. Wann und von wem beide gestiftet und erbauet sind, ist unbekannt. Schutzpatron ist der Ritter St. Georg. Zuerst erwähnt wird sie 1332. Da sie aber im dreißigjährigen Kriege fast ganz zerstört war, so wurde sie durch des Burgemeisters Grüling große Bemühungen 1653 wieder in Stand gesetzt und 1657 den 20. Juni durch den Superintendent M. Günzelius feierlichst wieder eingeweihet. Die Armenverpflegungsanstalten befinden sich überhaupt nach dem Maaßstabe der Hülfsmittel in einem guten geregelten Zustande. Unfern der Thore liegen auch noch einige alte Kapellen oder spätere nun auch verlassene Gottesackerkirchen **). Ein historisch merkwürdiges Haus ist das jetzt dem Fleischer Lehning gehörige, die Garküche genannt, in welchem der berüchtigte Bauern-Anführer Thomas Münzer geboren ist. Es ist eines der ältesten Häuser, wie sein Inneres und Aeußeres verräth, und steht, wenn man vom Marktplatze in die Niedergasse geht, gleich im Anfange zur Rechten dem Kelchhause gegenüber (also an der Poststraße). Namentlich hat die Wohnstube mancherlei alterthümlich Auffallendes in sich. ***) Münzers Vater wurde in Stolberg hingerichtet. Sollte

---

*) S. Zeitfuchs in Suppl. hist. Stolb. p. 14.

**) Zuerst die Kapelle unserer lieben Frauen vor der Stadt (unfern des jetzigen Schützenhauses). Schon 1437 und 39 wird sie in einer Schenkung und zwar als eine neue Kapelle erwähnt, auch mit der Erlaubniß einen Priester darin zu halten, doch ohne Nachtheil der Pfarrkirche. Weil aber nach der großen Sterblichkeit im Jahre 1519 die Leichen auf dem Kirchhofe in der Stadt einen zu verderblichen Geruch verbreiteten, so legte man für beständig den öffentlichen Gottesacker neben die Kapelle und machte sie zur Gottesackerkirche.

Die andere ist die Gottesackerkirche zum heiligen Kreuze. In einer Schenkungsurkunde ihres Altars St. Gangloff und St. Antonii wird sie bereits 1433 genannt. An Einkünften blieb sie die ärmste und war immer mit der Pfarrkirche St. Martini verbunden.

So wie die Häuser in Stolberg gedrängt stehen, so liegen auf dem Friedhofe gedrängt auch ihre Todten, weil es in diesen engen Thälern an einem passenden geräumigen Platze mangelt. Auffallend ist es, keine Spuren eines Klosters in Stolberg anzutreffen, und trotz dem soll das Kirchenwesen auch vor der Reformation immer in einem ziemlich guten Zustande sich befunden haben, was mehrere päpstliche Bullen darthun.

***) In den Winkeln derselben sieht man in Holz geschnitzte Heiligen-Bilder. Ehedem ist in diesem Hause von Katholiken Messe gelesen und von Calvinisten gepredigt worden. Man zeigt jetzt in demselben noch einen sauber in Stein gemeißelten Kopf, welcher für den des berüchtigten Münzer gehalten wird. Von seinen Vorfahren findet sich ein Matthäus Möntzer in den Stolberger Rathsrechnungen v. J. 1488 und ein Thomas und ein Hans Möntzer in alten Todtenregistern.

hieß, da Thomas doch Prediger in Zwickau war, bei ihm als Wiedertäufer und Bauerngeneral den Haß gegen Fürsten und Klöster etwa hervorgerufen haben? Wie bekannt ließen ihn die Fürsten nach der bei Frankenhausen verlorenen Schlacht 1525 zu Mühlhausen enthaupten. — So wie es überhaupt viel alte mit Schiefer gedeckte Häuser in Stolberg giebt, so zeichnen sich alle durch viele Fenster auf der Straßenseite aus, vielleicht, um zwischen den hohen Bergen doch helle Stuben zu bekommen; denn oft steigen die Bergwände gleich hinter den Häusern schroff empor, und in einem Hause ist es selbst der Fall, daß man durch das Hausdach zum Keller nur gelangen kann. Als eins der schönsten Gebäude darf das vor der Stadt gelegene Schützenhaus nicht unerwähnt bleiben. Das Stolberger Schießen ist nämlich für Stolberg und die Umgegend ein großes und ehedem selbst glänzendes Volksfest, das eine ganze Woche dauert, und durch die Theilnahme der gräflichen Familie immer besonders noch verherrlicht wird. Es zerfällt in das Bogen- und Büchsenschießen, und wird nach einem Hirsche und nach einem Vogel gezielt. Außer einem damit verbundenen Jahrmarkte (dem besten) auf dem wirklich höchst passend und geschmackvoll angelegten großen Schießplatze zeigen oftmals auch Schauspieler und Künstler auf allerlei Art ihre Kunstproductionen in diesen Tagen. Kurz diese Zeit ist der Glanzpunkt im jährlichen Leben der Stolberger und die Wirthe halten dann ihre Erndte. Als die vorzüglichsten Gasthöfe sind das deutsche Haus und das weiße Roß zu empfehlen.

Daß bei einer Stadt, die so zwischen die Berge eingeklemmt ist, vom Ackerbau nicht die Rede sein kann, leuchtet von selbst ein; ja noch vor zwanzig Jahren bauete man nicht einmal Kartoffeln. Weil die Berge trotz ihres steilen Emporsteigens aber schon immer mit einem üppigen Graswuchse überkleidet waren, so hat man viele dieser Abhänge jetzt zu Kartoffelland umgewandelt, wo hinauf den Dünger zu tragen, die armen Stolberger nun nachgerade schon gewohnt geworden sind. Wegen des vielen Lastentragens giebt es hier viele Menschen mit Kröpfen. Den nöthigen Kornbedarf bringen die Auenbewohner an den Wochenmarktstagen, wo viel Verkehr in Stolberg statt findet, und weshalb es sehr viele Kornhändler dort giebt. Da die Thäler alle von Bächen durchflossen werden, die sich in der Stadt vereinigen und unterhalb derselben nach Rottleberode hin die Tyra heißen, so giebt es in und bei Stolberg auch viele Oel-, Mahl- und Schneidemühlen. Desgleichen trifft man in genanntem Thale

---

Münzer soll früherhin auch in seiner Geburtsstadt öfter mit allgemeiner Bewunderung gepredigt haben, doch hätte seine letzte Predigt daselbst an einem Palmsonntage verständigen Leuten schon mancherlei Nachdenken erweckt. S. Thür. Bote v. 1836 p. 100 ꝛc. Als nachheriger Bauern-Anführer hat er auch seine Geburtsstadt nicht geschont, sondern erschien daselbst 1525 Dienstags nach Miseric. Dom. wo von den Bauern großer Muthwille in der Stadt getrieben ward. S. Zeitfuchs Chron. p. 257.

eine Papier-, Walk- und Pulvermühle. Eigentliche Fabriken hat es aber gar nicht, auch hat es nie Juden gehabt, dafür wohnen aber wohl an 80 Leinweber und Drellmacher und außerdem fast alle andere Professionisten dort. Auch wird gut gebleicht. Ehedem war hier der Bergbau sehr in Aufnahme*), und noch vor hundert Jahren kam dadurch jährlich eine halbe Tonne Goldes in Umlauf. Damals war auch ein Bergamt und eine Münze in der Stadt, und weil die Knappschaft hier verlohnt wurde, so blieb durch Handel und Wandel das meiste Geld gleich wieder in ihren Mauern. Als Beweis, wie manche Nahrungszweige damals so außerordentlich blüheten, mag nur angeführt werden, daß allein 2500 Faß Bier in einem Jahre von Stolberg nach Straßberg geführt wurden. Die Münze und Münzgerechtigkeit muß uralt sein, weil schon Hohlblechmünzen mit dem Stolbergischen Hirsch an der Säule aufgefunden werden. Jetzt ruht Bergbau und Münze und nur eine Eisengießerei in feinen Galanteriewaaren hat sich seit einigen Jahren in Stolbergs Nähe wieder etablirt**).

Zu den Eigenthümlichkeiten der Stadt gehören auch noch die Stolberger Lerchen. Weil dieser Vogel nämlich hier gar nicht heimisch ist, so hat man scherzweise eine kleine Art guter Bratwürste so genannt und namentlich manchen durchreisenden Leipziger schon damit belustigt. Ein gutes Gebackenes sind die Stolberger Maulschellen und Zwiebäcke, und wer das wohlschmeckende Wasser des Klingelbrunnens, einer Felsenquelle hinter dem Waisenhause, schon getrunken hat, von dem sagt man, er könne Stolberg nicht wieder verlassen. So wie hier noch immer mit Wachskerzen die Christmette gefeiert wird, so ist ein Hauptfest an Speise und Trank auch noch der Martinsabend, zu welchem von den Bäckern besondere Martinshörner gebacken werden. Er wird aber nicht Martin Luthern sondern dem alten katholischen Schutzheiligen Martinus von Tour zu Ehren

---

*) S. Ueberblick vom Harze p. XLIII.

**) Als ein Pröbchen mystificirter Schatzgräberei alter Zeit möge hier zur Belustigung folgende Zurechtweisung noch beigefügt werden:

Wenn du nach Stolberg a. H. kommst, so frage nach einem Berge, der heißt der Schieferberg. Gehe des Berges zur rechten Hand im Grunde hin ans Wasser, so findest du 2 Steinklüfte. In der einen ist ein Münch eingehauen. Allda wirst du ein Loch finden, darinnen ist gediegen Gold-Erz, das Pfund hält 120 fl. das ist mit altem Holz bedeckt. Von dannen suche weiter hinauf zur rechten Hand. Da kommt ein Bächlein hereingeflossen. Gehe an demselben ein gut Stück hinauf, so findest du abermals 2 Steinklüfte und 2 eingehauene Münche. Der eine weiset mit dem Finger darauf, da liegen Steine und Steinhaufen. Räume sie hinweg und du findet Gold-Körner das Pfund 112 R. Dann gehe noch besser hinauf, so siehest du zwei große Bäume stehen, es sind Buchen; zwischen denselben ist ein Stein mit einem eisernen Ringe, den hebe auf, so findest du auch gediegene Gold-Körner das Pfund 112 R. — Ich sage dir dieß, lieber Leser, damit, wenn du was findest, auch mir Etwas mittheilen magst, weil ich selbst nicht suchen kann.

gefeiert, ohne daß es jedoch die Meisten wissen oder wissen wollen, denn es bedarf ja doch zu diesen Schmausereien einer Veranlassung*).

Die verschiedenen Schicksale der Stadt betreffend ist sie von großen Unglücksfällen immer ziemlich verschont geblieben, denn wenn gleich oft schon die verzehrende Flamme ihre Häuser in Asche zu legen drohete, so sind doch nie sehr bedeutende Verwüstungen dadurch angerichtet worden. Als einer der Hauptpässe über den Harz hat sie aber desto mehr in Kriegen und namentlich im dreißigjährigen Kriege zu erdulden gehabt. Unerschwinglich waren die Contributionen, unerträglich die Einquartirungslasten. Ein damaliger Bürgermeister Grüling hat diese Drangsale der Stadt recht ausführlich aufgezeichnet, und Zeitfuchs hat sie in seiner Stolbergischen Chronik wiedergegeben**). Eben so drückte auch der siebenjährige Krieg seine Spuren Stolbergs Bewohnern tief ein. 1775 wurde dann die Stadt von einer verderblichen Wassersfluth wieder sehr heimgesucht***). 1806 aber, wo von den andrängenden Freundes- und Feindesschaaren abermals der Stadt und namentlich den Forsten durch einen beabsichtigten Verhau große Gefahr drohete, ging der Sturm durch edele Selbstverleugnung der erlauchten Grafenfamilie glücklich vorüber, und 1813 ist Stolberg von den Kriegsunruhen fast ganz verschont geblieben. Daß in alter Zeit auch die Pest und Hungersnoth diese Stadt nicht unberührt gelassen hat, leuchtet wohl von selbst ein, doch auch hierüber können wir nur auf Eckstorms und Zeitfuchs Chronik verweisen. Außer vielen selbst berühmten Gliedern der gräflichen Familie, die auf dem Stolberger Schlosse geboren sind, worunter wir nur Graf Wolfgang, den Beförderer der Reformation, und Graf Christoph Friedrich, den Stifter des Waisenhauses nennen wollen, zählt auch die Stadt Stolberg manchen andern berühmten Mann zu ihren Kindern. Wir rechnen dahin den Pfarrer an St. Martini,

---

*) Dieser Schutzheilige, der zu Ende des vierten Jahrhunderts als Bischof zu Tour in Frankreich starb, war der Patron des Hochstiftes Mainz. Weil nun aber Thüringen zu dem Sprengel dieses Erzbischofs gehörte, so mußte auch in Thüringen das Fest dieses Heiligen sehr hoch und namentlich durch milde Spenden an Geistliche gefeiert werden, wobei man nicht vergaß, sich mit seinen Freunden und Nachbarn auch eine vergnügte Stunde zu machen. Aus dieser Ursache pflegt man noch bis jetzt zu Martini an vielen Orten in Thüringen und auch wohl in Sachsen nicht nur sogenannte Martinshühner und Martinsgänse zu zinsen, sondern auch Martinsschmäuse zu geben. Besonders rühren von dieser Zeit die an die Kirchen und Geistlichen zu entrichtenden Martinszinsen her. Zu Stolberg wurde ehedem am Martinsabende um 6 Uhr mit allen Glocken geläutet, die Einwohner erleuchteten ihre Fenster und die Martinsgans wurde nun aufgetragen und verzehrt, auch ward dabei das Trinken nicht vergessen.

**) S. Stolb. Kirchen- und Stadthistorie p. 229 — 319.

***) Auch 1834 den 25. Januar war eine solche Wasserfluth, wodurch Häuser und Brücken mit fortgerissen wurden, ohne jedoch Menschenleben zu gefährden. S. Ascan. Jahrg. 1834 p. 44.

Dr. Tielemann Platner, der sowohl in Stolberg 1521 schon, als auch später 1539 auf Ansuchen der Aebtissin Anna II. von Quedlinburg *) in dieser Stadt der eifrigste Beförderer der Reformation und des evangelischen Cultus gewesen ist. Eben so berühmt als Reformator in Kirche und Schule und als Geschichtschreiber ist aber auch M. Johann Spangenberg. Wenn dieser auch nicht hier geboren ist, so hat er doch mehrere Jahre als Rector und Archidiaconus von St. Martini hier verlebt. Auch Zeitfuchs, der Chronikenschreiber, und andere gehören dahin. Jetzt müssen wir unsern Blick auch noch auf Stolbergs romantische Umgebungen hinlenken, die namentlich noch durch den letztverstorbenen Graf Joseph so bedeutende Verschönerungen erfahren haben. So anmuthig alle vier Thäler sind, in welche die Stadt ausläuft, so sehnt man sich einer freiern Umsicht wegen doch auch bisweilen auf die waldigen Höhen, und außer dem schon erwähnten Berge, dem Schlosse gegenüber, ladet keiner mehr als der Schloßberg selbst dazu ein. Von dem Schlosse ab zieht sich nämlich ein herrlicher, mit Pappeln bepflanzter Weg. Anfangs in mehreren Seitenwegen an dem Bergrücken nach dem Schützenhause entlang, der von der Herrschaft auch wohl befahren wird. Von da steigt er in einer großen Krümmung durch die herrlichste Buchenwaldung auf das Gebirge hinauf. Der Fußgänger findet Ruheplätze und die überraschendsten Perspectiven nach dem Haynfelde und andern Punkten hin. Auch einen Teich, der das Schloß durch eine Wasserleitung mit Wasser versorgt, trifft man an diesen steilen Anhöhen. Hat man den Berg ziemlich überwunden, und wandelt zwischen dem Saume des Waldes und einer frischen Wiese in einer Allee entlang, so kommt man endlich nach ¾ Stunden Weges von Stolberg bei einigen Häusern an. Dieß ist

## der Tannengarten.

Außer der Wohnung eines Wärters nebst Stallung für Pferde erblickt man hier, von dunkeln Tannen umschattet, ein im einfachsten edelsten Style erbauetes Jagdschloß. Gewöhnlich denkt man sich diese sonst auf einem Berge liegend mit einem heitern Charakter verbunden. Dieß ist jedoch hier keineswegs der Fall, sondern wollte die Schwermuth irgendwo in ihren Gefühlen schwelgen, nicht leicht dürfte sie ein anlockenderes Plätzchen auffinden. Zwar sind zwischen jungen Tannen die mannichfachsten Gänge, Plätze, Lauben und Pavillons angelegt, zwar variirt in einem daneben befindlichen kleinen Bosquet die sorgsam gepflegte Accazie mit ihrem frischen Grün recht angenehm mit den dunkeln Zweigen der Rothtanne, auch wählen heitere Stolberger an heißen Sommertagen dieß schattige Plätzchen oft zum Zeugen ihrer frohen Laune, doch wenn der Mensch ein-

*) S. vorn p. 138. Sie war eine Gräfin von Stolberg und Tochter Graf Bodos, Schwester von Graf Wolfgang.

sam sich selbst hier überlassen ist, überzieht die stille, in finstern Tannen nur flüsternde Natur da nicht das heiterste Gemüth mit einem ernsten wohl gar düstern Trauerflor?

Mitten im Walde wurde 1810 dieß Jagdhaus erbauet, und wer von Breitenstein kömmt, das eine halbe Stunde davon entfernt liegt, und ohne es zu kennen, dieses Hauses ansichtig wird, der wird meinen, irgend ein fürstlicher Einsiedler wolle hier in geheimnißvoller Abgeschiedenheit seines Lebens Abend in frommer Andacht zubringen. Fürchtend zu stören wird er nur leise auftreten und unbemerkt vorüberschleichen wollen.

Ein anderes Schlößchen auch nicht weiter von Stolberg entfernt, doch mit munterm Charakter wie eine heitere Novelle erhebt sich auf einem runden Berge nach der Aue zu, und führt vom Berge selbst den Namen

## Eichenforst.

Steil auf zur Linken,
Wo Aare horsten,
Wo Zephyr schweigt,
Wo Sturm oft heult,
Sieht man sie blinken
Die Eichenforsten
Wo friedlich froh Carl Ludwig weilt!

Dieser Graf († 1815) wählte nämlich der reizenden Aussicht wegen diese Höhe zu seinem Lieblingsaufenthaltsorte, bauete ein Schlößchen, schuf den Wald zu einem Park um und verlebte hier manche Stunde zwischen Ernst und Frohsinn getheilt. Auch von Fremden besonders Nordhäusern wurde dieser Punkt ehedem sehr fleißig besucht, und fröhliche Musik erheiterte dann das von der schönen Natur schon munter gestimmte Gemüth immer noch mehr. Was der Stubenberg auf der Morgen- und Mitternachtsseite des Harzes dem Auge darbietet, das gewährt Eichenforst auf der Mittags- und Abendseite, ja ich möchte behaupten, vermöge der sich einlagernden Waldstreifen sei in diesem Landschaftsgemälde noch größere Abwechselung. Die Gegend von Artern, der Inselsberg mit dem Thüringer Gebirge, des Eichsfeldes hohe Bergrücken bei Duderstadt, die Gleichen bei Göttingen, der Brocken sind die Umrisse dieses großen Gemäldes. Und was Alles aus Vergangenheit und Gegenwart füllt diese große Fläche aus? Des Kyffhäuser, der Rothenburg, der Ebersburg Ruinen, der Possenthurm bei Sondershausen und Nordhausen, viele Dörfer der Grafschaften Stolberg, Hohnstein und des Eichsfeldes, die goldene Aue und das fruchtbare Thüringerland mit seinen wellenförmigen Anhöhen. Ja wahrhaft schwelgen möchte das Auge in diesen so reizend wechselnden Farbentönen, wie keines Malers Hand die Tinten zu mischen versteht und den Pinsel zu führen

vermag. Ja, lieber Leser, nahst du dich Stolberg, so versäume ja nicht, die Eichenforst zu besuchen, aber wirke dir wegen freierer Umsicht über den Wald von der Herrschaft gleich die Erlaubniß aus, das Schloß und seinen Altan besteigen zu dürfen, denn oben der Wärter allein kann es dir nicht gestatten. Auch für deine leiblichen Bedürfnisse sorge vorher, da oben bekommst du bloß Wasser und vielleicht etwas Brodt. In geringerer Ausdehnung, aber etwas näher geführt und darum gleichsam mit dem Bilde selbst mehr verwebt, genießt man fast dieselbe schöne Aussicht noch einmal von dem tiefer liegenden Ronneberge. Es ist dieß ein auf der Ronnebergsklippe über Rodishayn in achteckiger Form aus Borke erbauetes gräfliches Jagdhaus, das unbewohnt und eine kleine Stunde von der Eichenforst entfernt ist. Wer Zeit hat, mag auch dieß besuchen, den Weg lohnt es immer. In der Nähe der Eichenforst befand sich ehedem auch noch eine Naturseltenheit, nämlich acht Rothbuchen auf einem Stamme, von welchen die stärksten Bäume 2 — 2½ Malter und die beiden geringeren doch 1 Malter cubischen Inhalt hatten. Ob sie jetzt noch stehen, ist dem Referenten unbewußt. Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß so wie die von Harzgerode über Stolberg und Rottleberode nach Nordhausen führende Poststraße vom hochseligen Grafen Joseph zur herrlichsten geschmackvollsten Chaussee mit zierlichen Gast- und Chausseehäusern umgewandelt ist, auch nach Eichenforst ein sehr bequemer Fahrweg hinaufführt, zu dessen Befahrung aber auch zuvor die Erlaubniß eingeholt werden muß. Weil wir dem Mineralogen noch wenig, fast gar nichts darboten, so wollen wir dem nur noch sagen, daß das Gebirge in und um Stolberg herum ein einfacher sehr fester Schiefer von dunkelgrauer und braunrother eisenschüssiger Farbe ist. Von merkwürdigen Mineralien kommen aber vor:

Bergkrystalle, Bleiglanz, ausgezeichnet schöne braune Blende auf dem verlassenen silbernen Nagel am Auerberge, schöner krystallisirter Flußspath auf der Luise, Kupferkies, Schwerspath und späthiger Eisenstein. Beim Ausgange des höchst anmuthigen Thales nach Rottleberode hin legen aber schon die Flötzgebirgsanlagen an und nahe dabei setzen Trümmer vom schönsten reichsten Eisenglanze auf.

Auch einiger wüsten Dorfstätten müssen wir noch gedenken. So wären Schmiedehausen und Massenteich ehemals zwei kleine Ortschaften, die zu Stolberg gehörten. Von letzterm kennt man bloß noch den Namen und die Lage, von ersterm steht als letzter Rest noch das Vorwerk Haynfeld da. 1371 hatte dieses noch seine eigene Kirche und seinen Pleban, der Andreas Erwin hieß. Die Kirche, dem heiligen Apostel Paulus geweihet, wurde 1412 durch die Flegeler im Bruderkriege verwüstet *), weshalb Graf Bodo das

*) Dieser Krieg zwischen den Stolberger Grafen fand statt, weil Dietrich VI. von Hohnstein, auch Graf von Kelbra genannt, mit seines Bruders Ulrichs Sohn, Dietrich VII., wegen ungleicher Landestheilung in Streit gerathen war. Mit Dietrich VII. hielt es Friedrich von Heldrungen, und deren Heer hieß die Flegelergesellschaft. Ein Mehreres s. Zeitfuchs Chron. p. 223.

dazu gehörige Kirchenholz 1426 am Himmelfahrtstage der Pfarrkirche St. Martini zu Stolberg übergab mit dem Zusatze, daß sie es zu ewigen Zeiten behalten sollte, wenn die Kirche zum Hayn in Schmiedehausen nicht wieder aufgebauet werden sollte. Wahrscheinlich ist damals auch das Dorf mit zu Grunde gegangen.

Auch stößt man über dem Nußhayne nach Rodishayn hin auf noch eine wüste Dorfstätte, Hunoldsdorf. Lange Zeit hindurch hat hier noch eine Kirche gestanden, die Hundskirche (Hunnenkirche, Hunoldskirche) genannt. Da solche 1731 aber der Graf von Stolberg denen zu Rodishayn, welchen sie gehörte, abkaufte, so ist sie seit der Zeit abgebrochen und zu andern Zwecken verwandt worden.

Doch wir lassen den Vorhang herabrollen vor diesem Gemälde, wo Vergangenheit und Gegenwart, Natur und Kunst, die Spuren roher Kraft und hoher geistiger Ausbildung, beisammen gefunden werden. Da die Natur aber immer um Stolberg herum am dauerndsten, größten und erhabensten bleiben wird, so schließen wir auch mit Friedrich Leopolds von Stolberg Worten:

Er sei mein Freund nicht, welcher die göttliche
Natur nicht liebt! Engelgefühle sind
Ihm nicht bekannt! Er kann mit Inbrunst
Freunde nicht, Kinder nicht, Weib nicht lieben!

Ihm bebte nie von trunkner Begeisterung
Die stumme Lippe! Schauer begegneten
In hoher Wallung seiner Seele
Nie mit der steigenden Morgensonne!

In deinen Wonnebecher, Allgütiger!
Entfielen niemals Thränen des Dankes ihm!
Sein Erb' ist Taumel, oder Schlafsucht!
Wehmuth und Wonne des Weisen Erbe!

Nur reinen Herzen duftet der Abendthau
Der bunten Lenzflur! Heilig nur ihnen sind
Der Eiche Schatten! Deine Seegen
Einsamkeit können nur sie ertragen!

Wenn du mich fürder leitest, Natur, so soll
Mein Lied dir jauchzen, weil ich ein Jüngling bin!
Es soll dich feiern, wenn mit Silber
Kürzere Locke die Scheitel schmücket!

Anmerkung. Absichtlich sind einige Verse, weniger zu unserm Zwecke passend, aus diesem schönen Gedichte weggelassen worden.

W. Schönichen.

# Paulinzelle,

ehemaliges Kloster in der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

---

Ueber dir wölbt sich der Stein, auf des Steines verwitterten Zinnen
Hebt sich ein grünender Wald stolz in die Wolken empor.
Also nimmt die Natur der Vorwelt verlassene Werke,
Bauet mit göttlicher Hand Tempel dem jungen Geschlecht.

(Dr. Friedr. Aug. Wolf, Prof. und Prediger zu Leipzig.)

Für späte Zeit ein Bild aus frühen Tagen
Ragt stolz Paulinens hehrer Dom empor;
Und ohne Altar, ohne Priesterchor
Fühlt man das Herz im heil'gen Glauben schlagen.
Euch Säulen, die des Tempels Hallen tragen,
Den frommer Sinn zur Freistatt sich erkohr,
Dich alten Thurm und dich erhabnes Thor
Wird selbst die Zeit nicht zu vernichten wagen.
Ihr seid ein Abbild mir der reinsten Wahrheit:
Der Schmuck zerfiel, das Kreuz, die Farbenpracht,
Doch diese Säulen trotzen ird'scher Macht.
So strahlet reiner Glaub' in Sonnenklarheit —
Was menschlich ist, und trügend, das vergeht:
Die Wahrheit nur ist ewig und besteht.

---

Paulinzelle, Dorf und Amtssitz in dem Fürstenthume Schwarzburg-Rudolstadt mit 17 Häusern und 108 Einwohnern, liegt 2 Stunden von Stadtilm, 2 Stunden von Schwarzburg,

4 Stunden von Rudolstadt und 1 Stunde von Königsee, in einem kleinen, tiefen, mit dichter Waldung umgebenen Thale, am Zusammenflusse des Bärenbachs und Rottenbachs, welche sich hierauf mit der Rinne vereinigen *). Von Milwitz, das seinen Namen aus der sorbischen Sprache entlehnte **), führt der Weg an einer hinter Bäumen versteckten Schneidemühle und drei schilfbewachsenen Teichen vorüber zu einer mit Tannen und Fichten bekränzten Anhöhe, auf welcher die erhabenen Trümmer der kunstvollen und majestätischen Klosterkirche von Paulinzelle, mitten in grünen Wiesen, von Haseln und Erlen umbuscht, von Tannenwaldungen umragt, zuerst dem staunenden Blicke sich darstellen.

Den wohlthätigen Einfluß der Benedictinerklöster auf den Anbau Thüringens bezeugt die Geschichte und es läßt sich nicht verkennen, daß derselbe auch in dieser Gegend wirksam gewesen sei, aber eben so unleugbar ist es, daß sie schon vorher einige Dörfer besaß, unter welchen des benachbarten Gösselborn im Jahr 1071 Erwähnung geschieht. Die Bestätigungsurkunde von 1114 versetzt das Kloster ausdrücklich in den Wald Louba, dessen Grenzen zwar nicht genau zu bestimmen sind, der aber als unermeßlich groß, beinahe undurchdringlich und im zehnten Jahrhundert als Aufenthalt unzähliger Bären geschildert wird. Wenn der Lebensbeschreiber der Stifterin unseres Klosters meldet, daß sie sich in diese Einöde (eremus) begeben habe, um ungestört geistlichen Betrachtungen obzuliegen, so kann man dabei wohl nur an eine damals nicht völlig menschenleere, waldige Gegend denken, weil sich mit jenem Worte zwar allerdings der Begriff des Wilden, Rauhen und Wüsten, allein nur im Gegensatze zu dem schon urbar gemachten, bearbeiteten Felde verknüpfte.

Die Familienverhältnisse der Stifterin, Paulina, so wie ihre Verwandtschaft mit dem Grafen Sizzo von Schwarzburg, der im Gau Langewitz herrschte, zu welchem Paulinzelle gerechnet wird, sind noch nicht hinlänglich aufgeklärt und selbst die erst neuerlich darüber entdeckten Nachrichten, welche Nikol von Syghen (Siegen) aufbehalten hat, gewähren unserer Wißbegierde ebenfalls keine volle Befriedigung. Wir theilen jetzt das Wichtigste davon mit.

Paulina's Vater war Moricho oder Morichon, welcher bei dem Kaiser Heinrich IV. das Amt eines Truchses bekleidet und die vorzügliche Gunst desselben genossen haben soll. Der erste Umstand wird dadurch einigermaßen glaublich, daß ihn dieser Monarch miles

---

*) Nach A. Fils beträgt die Höhe von Paulinzelle bei der steinernen Brücke am obern Ende der Häuser 190,8 Par. Fuß über Arnstadt, über der Fläche des deutschen Meeres 1094 Par. Fuß, die des Bodens im Innern der Ruine 205,2 über Arnstadt und 1108 über dem deutschen Meere.

**) Es wird am wahrscheinlichsten durch Mühlendorf erklärt. Die alte thüringische Familie von Milwitz soll aus diesem Orte stammen.

noster nennt, wodurch Ministerialen und Hofbeamte bezeichnet zu werden pflegten. Weil einige Gelehrte wähnten, daß sonst nirgends ein Moricho vorkomme, so verwandelten sie denselben in Marchio und ertheilten ihm freigebig die markgräfliche Würde. Allein dieser Name findet sich doch in Schriften des Mittelalters als bloßer Vorname, gleichbedeutend mit Moritz. Moricho erscheint zuerst in einer zwischen den Jahren 1066 und 1069 ausgestellten Urkunde jenes Kaisers, worin ihm derselbe vier und zwanzig königliche Hufen zu Gevanstidi (Gebstedt) in der Grafschaft Mecelins und dem Gau Ostergowi, durch Vermittelung des Bischofs Werner von Merseburg, zum Eigenthum verlieh. Moricho trug die ihm gemachte Schenkung noch bei seinem Leben, welches er als Mönch zu Hirschau in Schwaben endigte, auf das von seiner Tochter erbaute Kloster über.

Dieses Wenige ist es, was mit Zuverlässigkeit von Paulina's Vater gesagt werden kann. Unter den Vermuthungen über seine Abkunft dürfte sich diejenige am meisten empfehlen, welche ihn zu dem Geschlechte der Edeln Herren von Querfurt zählt, weil das Kloster einen Theil seiner ersten Besitzungen in dem der Herrschaft dieser Familie unterworfenen Landstriche erhielt.

Nicht so zweifelhaft ist die Abstammung seiner Gemahlin Uta. Sie war die Schwester des aus dem Geschlechte der Grafen von Woldenberg entsprossenen Bischofs Werner zu Merseburg, der diese Würde von 1063 bis zum 12. Januar 1092 bekleidete. Vielleicht gehörte das Gut Baddekenstedt (Batikansteten), welches Paulinens Sohn Werner im Jahr 1109 an die Domkirche zu Goslar gegen Bunisdorp vertauschte, ursprünglich zu den ihm oder seiner Schwester aus der Woldenbergischen Erbschaft zugefallenen Besitzungen. Der Gemahlin Moricho's gebührt also eine Stelle in der Woldenbergischen Stammtafel. Außer der Paulina gebahr sie noch zwei Söhne, Udalrich und Poppo, und eine Tochter, Bertrad (Bertradis). Sie empfing ihre Grabstätte in der Kirche zu Duberetsan, worunter man entweder den Flecken Döbritschen zwei Stunden von Jena, oder, vielleicht richtiger, das Dorf dieses Namens unweit Kamburg verstehen wollte.

Paulinens Gemahl hieß Udalrich oder Ulrich (Udalricus), mit dem sie zwei Söhne zeugte: den schon genannten Werner und Friedrich*), welcher Vater des unten zu erwähnenden Lambert gewesen sein könnte, da er nicht wie sein Bruder, den geistlichen Stand wählte. Ihre Töchter, Engelsina, Gisela (Giesula) und Bertradis wurden dem Kloster Gernrode am Harz, im heutigen Fürstenthum Anhalt-Bernburg, zur Erziehung anvertraut, als beide Eltern nach Rom und Kompestella wallfahrteten. Die erste

---

*) Von ihm heißt es in einem Merseburgischen Kalendarium (B.) J. XVII. Kal. Octob. Nicomedis M (den 15. September) Fridericus filius beate pauline laicus Obiit.

nahm daselbst den Schleier und kehrte hierauf zu ihrer Mutter zurück, bei welcher sie das Leben beschloß. Gisela's Absicht, dem Beispiele ihrer Schwester zu folgen, hinderte ein frühzeitiger Tod. Bertrad allein verheirathete sich, aber auch sie weihete nach dem Verluste des Gatten, den Rest ihrer Tage frommen Uebungen.

Udalrich starb zu Merseburg und wurde in der Kapelle Johannes des Evangelisten beigesetzt, welche von Paulina nebst der des heiligen Paulus bei dem von ihrem Oheim ums Jahr 1091 gestifteten Peterskloster erbaut worden war. Durch verschiedene Vermächtnisse an die dortigen geistlichen Anstalten hatte sie außerdem ihren wohlthätigen Sinn beurkundet. Aus allem diesen geht hervor, daß sie sich einige Zeit bei ihrem Oheim zu Merseburg aufhielt. Erst nach dessen Tode scheint sie den Entschluß gefaßt zu haben, diese Stadt mit der oben bezeichneten Gegend des Gaues Langewitz zu vertauschen, um sich fern vom Geräusche der Welt ungestört religiösen Betrachtungen hingeben zu können.

Die besonderen Beweggründe zu diesem Schritte bleiben eben so dunkel, als die Zeit, in der sie ihn that. Schon die Gewohnheit jenes Jahrhunderts, und das Beispiel ihrer eigenen Familie konnte sie dazu vermögen, ohne daß, wie ein neuerer Schriftsteller behauptet, Ueberdruß des Lebensgenusses und der Drang, einige Jugendfehler wieder gut zu machen, sich dazu gesellte.

Gewöhnlich nimmt man das Jahr 1106 als das der Erbauung dieses Klosters an. Allein wir werden uns bald überzeugen, daß es seinen Ursprung einer früheren Zeit und zwar dem Ende des eilften Jahrhunderts verdanke. Thüringen war bis zum Jahre 1090 der Schauplatz kriegerischer Auftritte. Die sächsischen und thüringischen Fürsten, des drückenden Joches der Herrschaft Heinrich IV. müde, hatten lange für ihre Unabhängigkeit gekämpft. Die Zeit der wiederkehrenden Ruhe trifft beinahe mit dem Todesjahre des Oheims der Paulina überein. Wollte man auch zugeben, daß sie die beiden Kapellen zu Merseburg unter der 1092 oder 1093 beginnenden Regierung des Albuinus, noch bei ihrer Anwesenheit daselbst habe erbauen lassen, so müßte dieß unfehlbar in den ersten Jahren dieses Bischofs geschehen sein. Denn die glaubwürdigste Nachricht von ihrem Leben, die uns Johann von Trittenheim aufbehalten hat, läßt sie an jener Stätte des Gaues Langewitz noch viele Jahre verweilen. So wenig sich, wie wir bereits andeuteten, die verwandtschaftlichen Verhältnisse Paulina's zu Sizzo von Schwarzburg erforschen lassen, eben so wenig Sicheres weiß man darüber, warum sie gerade diese Gegend zum Aufenthalte für den Rest ihrer Gott geweihten Tage erkohr. Als sie dieselbe einmal dazu schicklich gefunden hatte, so kaufte sie die in der Nähe liegenden Güter oder Vorwerke Hengelbach, Liebringen und Nawinden. Anfangs erbaute sie nur eine Zelle (cella), worin sie sich zur Erreichung jenes Zweckes einschloß. Wahrscheinlich entstand hieraus bald ein kleines Frauenkloster, welches ihre Begleiterinnen aufnahm. Die Kapelle der Maria Magdalena, welche

Paulina nunmehr errichten ließ, gehörte also unstreitig zu dem Jungfrauenkloster. Die Legende erzählt, daß in der Nacht vor ihrer Einweihung durch den Erzbischof Hezilon (Heinrich) von Magdeburg, der sie zu Verfertigung der Chorröcke für die Geistlichen bestimmte, ein heftiger Sturm das ganze Dach derselben zerstört habe. Um jene Zeit pflegten sich nämlich die Klosterjungfrauen mit Weben, Wirken und Sticken zu beschäftigen, und auch dieser Erzbischof selbst soll es in einer dieser Künste zu nicht gemeiner Geschicklichkeit gebracht haben.

Nun entschloß sich Paulina auch zu Errichtung der zu einem Mönchskloster nöthigen Gebäude. Es hatten sich bereits zwei Mönche aus Schwaben, Ebernus und Sigibert, bei ihr eingefunden, welche sie aufforderte, den Grund zu einer solchen Anstalt zu legen. Nach Entfernung des ersteren, der sich zu diesem Geschäfte weniger tüchtig gezeigt hatte, wurde dasselbe dem letzteren übertragen, welcher auch beständig hier geblieben sein soll. Er ist vielleicht eine Person mit dem Mönch Sigebotho, der als Verfasser einer noch nicht wieder aufgefundenen Lebensbeschreibung Paulinens genannt wird, die vermuthlich Nikol von Syghen und Johann von Trittenheim, als Quelle der über sie gelieferten Nachrichten, benutzten.

Jener Chronist schildert Paulinens Sohn, Werner, als einen muthigen und kühnen, von den Feinden gefürchteten Krieger, von schöner Bildung und schlanker Gestalt und den trefflichsten Gaben des Geistes und Herzens. Den wiederholten Ermahnungen seiner Mutter endlich nachgebend, habe er sich von weltlichen Geschäften und aus dem Getümmel der Schlachten zu dieser zurückgezogen, um nicht wieder von ihrer Seite zu weichen. Als sein früherer Wohnort wird Gaterstedt genannt.

Johann von Trittenheim hingegen läßt ihn sich auf seinen späteren geistlichen Beruf schon im kindlichen Alter zu Hirschau vorbereiten.

Die Vermehrung der Zahl der geistlichen Brüder bewog Paulinen, sich in den inneren und entfernteren Theil ihrer Niederlassung zu begeben. Hier lebte sie mit mehreren Gesellschafterinnen in großer Demuth und Dürftigkeit, aber unablässig für das Beste der im Werden begriffenen Anstalt besorgt.

Zu den allmählig unternommenen Gebäuden kam ums Jahr 1105 auch die Klosterkirche (ecclesia s. basilica). Sie konnte, bei ihrem Umfange und bei der Festigkeit und Dauer, welche man ihr, nach den damals herrschenden Grundsätzen, zu geben suchte, unmöglich in kurzer Zeit vollendet werden. Die Geschichte des Mittelalters erwähnt Kirchen und Klöster, über deren Erbauung man viele Jahre zubrachte. So verwendete man auf das Kloster Reinhardsbrunn, welches etwas eher als das unsrige, sein Dasein erhielt, zehn, auf das zu Gandersheim beinahe funfzig und auf die Kirche zu Walkenried achtzig Jahre.

Nach glücklicher Ueberwindung aller Schwierigkeiten, die sich der Ausführung eines so umfassenden Planes in den Weg gestellt hatten, reiste Paulina nach Rom, wo sie überhaupt dreimal gewesen sein soll, und bewarb sich bei dem Papste Paschalis II. um die Erlaubniß zu Errichtung eines förmlichen Mönchsklosters. Da sie dieselbe noch bei ihrem Leben, im Jahr 1106, erlangte, so befinden sich diejenigen im Irrthume, welche glauben, daß die päpstliche Bestätigung, wie die kaiserliche, aus der man ihren Inhalt kennen lernt, den 26. August 1114 ertheilt worden sei. Die darüber ausgefertigte Bulle scheint schon frühzeitig verloren gegangen zu sein.

Wir kehren nun wieder zu Paulina selbst zurück und fügen noch das hinzu, was sich von ihren letzten Schicksalen aufgezeichnet findet. Aus dem berühmten Benedictinerkloster Hirschau in Schwaben waren in einige neu gestiftete Klöster Thüringens, unter andern zu Erfurt, Reinhardsbrunn und Salfeld, Aebte und Mönche versetzt worden. Auch Paulina stand durch die Ihrigen und jene beiden Mönche bereits mit demselben in Verbindung. Kein Wunder also, daß sie daraus neue Bewohner ihres Klosters zu erhalten sich bemühte. Auf der zum Empfange der von dort bewilligten neuen (nach Nikol von Syghen sechs) Mönche und eines Abtes angetretenen Reise begegnete ihr das Unglück, vom Pferde zu fallen und den Arm zu brechen. Während ihr Sohn nach Hirschau eilte, erwartete sie ihre Genesung in dem Kloster Schwarzach bei Würzburg. Allein ihr Zustand verschlimmerte sich so sehr, daß sie jener bei der Zurückkunft zwar noch lebend, aber so hinfällig antraf, daß sie kaum die letzten Wünsche wegen ihrer Beerdigung ihm zu eröffnen vermochte.

Sie starb den 14. März 1107 und wurde in der Kirche des von ihr gestifteten Klosters vor dem Altare des heiligen Kreuzes beigesetzt.

Die von finsterem Aberglauben befangenen Zeitgenossen Paulinens lassen sie, sowohl bei ihrem Leben als nach ihrem Tode, eine Menge Wunder verrichten. In den Verzeichnissen der Heiligen der römischen Kirche hat sie unter dem Namen: **Paulina reclusa** einen Platz gefunden, und ihr Gedächtnißtag ist der vierzehnte März.

Da Paulina zuerst ein kleines Jungfrauenkloster für ihre Begleiterinnen hatte einrichten lassen, so ist es nothwendig, einige Worte über dasselbe zu sagen, ehe wir zu ihrer wichtigeren Stiftung, dem Mönchskloster, übergehen. Es war um jene Zeit nichts ungewöhnliches, daß Mönche und Nonnen zusammen, oder neben einander in zwei verschiedenen Klostergebäuden, unter der Aufsicht eines einzigen Vorstehers lebten *). Das letztere scheint hier der Fall

---

*) Z. B. in dem Moritzkloster zu Naumburg und zu Bürgel. S. über die sogenannten Doppelklöster: Lepsius hist. Nachr. vom Augustinerkloster St. Moritz zu Naumburg. 1835. 8. S. 131 — 143. J. G. Reuter Albansgulden rc. S. 90 — 99. und Fr. Hurters Gesch. Papst Innocenz des Dritten. 3. B. (Hamburg 1838. 8.) S. 527. ff.

gewesen zu sein. Das Jungfrauenkloster zu Paulinzelle wird weit seltener in Urkunden erwähnt, als das Mönchskloster. Man gab ihm, wenn sie zugleich namentlich angeführt werden, bisweilen den Vorzug vor diesem. Vor Stiftung des Jungfrauenklosters zu Stadtilm hielten sich in demselben auch Gräfinnen von Schwarzburg auf, und noch später fanden Töchter des benachbarten Adels darin ihr Unterkommen. Seit dem Jahre 1436 mangeln die Nachrichten von demselben; es scheint aber bis zu den Zeiten der Lutherischen Kirchenverbesserung fortgedauert zu haben.

Am häufigsten gedenken die Urkunden des Mönchsklosters, doch oftmals ohne jenes von diesem, als dem vorzüglichern, zu unterscheiden. Es hieß anfangs Marienzelle (Cella beatae Mariae virginis) und war der Jungfrau Maria, Johannes dem Täufer und Johannes dem Evangelisten gewidmet, welche auch sämmtlich auf dem Konventsiegel abgebildet erscheinen. Aber bald verlor sich jener Name, und es wurde nun, um leicht mögliche Verwechselungen mit andern Klöstern zu verhüten, blos nach seiner Stifterin, Paulinzelle genannt

Die Dioces, unter welche es gehörte, war die Mainzische, und der Orden, zu dem es sich bekannte, der des heiligen Benedict.

Paulina und ihr Sohn versäumten nichts, was zu reicher Ausstattung und fernerem Gedeihen des Klosters diente. Sie widmeten demselben, laut der kaiserlichen Urkunde, alle ihre Güter, und ordneten es, mit Ausschluß der weltlichen Obrigkeit, einzig und allein dem Abte unter. Den Konventualen ertheilten sie unbedingte Befugniß, einen neuen Abt zu wählen und ihn wieder zu entsetzen, wenn er die Freiheiten oder das Vermögen des Klosters zu schmälern suchte. Ferner gestanden sie den Brüdern und ihrem Vorsteher die Ernennung eines Schirmvoigts oder Schutzherrn zu, so wie dessen Entlassung bei dem Mißbrauche seiner Gewalt. Alles dieses genehmigten sowohl der Papst als der Kaiser und bedrohten jeden an dem Kloster verübten Frevel mit zeitlichen und ewigen Strafen. Für den päpstlichen Schutz mußte jährlich ein Byzantius (eine Goldmünze, deren Werth etwa vier Thaler Konventionsgeld beträgt) und später ein rheinischer Goldgülden entrichtet werden.

Der erste Abt von Paulinzelle hieß Gerung und stammte von Buchau in Schwaben. Er hatte die von dem Bischof Hermann zu Augspurg angelegte Schule besucht und sich in derselben zu einem guten Schreiber und Sänger gebildet. Als er hierauf in das Kloster Hirschau kam, wurden die jüngern Brüder desselben von ihm im Gesange unterwiesen. Der Abt Wilhelm sandte ihn zweimal nach Clugny, um sich mit den dortigen Gebräuchen vertraut zu machen. Bei dem Einzuge der Hirschauer Konventualen in das neue Kloster des Petrus und Paulus, blieb er als Prior, nebst zwölf Mönchen in dem Kloster des heiligen Aurelius zurück. Er verwaltete dieses Amt einige Zeit, bis ihn die Brüder einstimmig zum Abte von Paulinzelle erkohren. Alle aus Hirschau anderswohin verpflanzten Aebte und Mönche pflegten in gewisser Verbindung mit

dem Mutterkloster zu bleiben. Auch in den Annalen des unsrigen treffen wir auf Spuren dieses fortdauernden Verhältnisses. Gerung, der von dem Erzbischof Ruthard von Mainz zu seinem Amte geweiht worden war, starb nach dreizehnjähriger Verwaltung desselben 1120 den 16. Dec., (welcher auch für seinen Gedächtnißtag gilt), mit dem Ruhme unermüdeter Wachsamkeit. Er wurde vor dem Altare des heiligen Nicolaus beerdigt.

Der besonders in frühern Zeiten sehr fühlbare Mangel an Nachrichten von den folgenden Aebten, erlaubt uns nicht, sie in ununterbrochener Reihe fortzuführen. Wir lassen es daher bei der Angabe der Jahre, in welchen sie zuerst und zuletzt namentlich in Urkunden erscheinen, bewenden, ohne uns weiter um die von Paullini und Andern aufgestellten Muthmaßungen über die Dauer ihrer Regierung zu kümmern.

Gerungs Nachfolger 2) Udalrich, von 1120 — 1154, ein Verwandter desselben, wurde gleichfalls von Hirschau hierher versetzt. Zu seiner Zeit erhielt Paulinzelle ansehnliche Schenkungen von Königen und Fürsten. Mehrere Adeliche widmeten sich und das Ihrige dem Kloster. Unter denselben wird ein naher Anverwandter Paulinens, Lambert, erwähnt, der nach dem Tode Werners und Gerungs die Mönche auf mancherlei Weise bedrückte, bis er endlich, Reue fühlend, alles ihnen widerrechtlich Entzogene zurückgab, sich unter sie aufnehmen ließ und sein Leben bußfertig in diesen heiligen Mauern beschloß.

3) Gebhard (Gebhardus, Cheboardus), von 1163 bis 1195. In dem letzten Jahre ertheilte der Erzbischof Konrad zu Mainz, als päpstlicher Legat, diesem Abte, aus Erkenntlichkeit für die während seiner Verbannung von ihm empfangene Unterstützung, das Recht, bei feierlichen Begängnissen und Aufnahme fürstlicher Personen, oder andern öffentlichen Versammlungen sich mit einer Inful oder Bischofsmütze zu schmücken, welches der Papst Gregor IX. im Jahr 1229 seinen Nachfolgern bestätigt haben soll. Gebhard bediente sich zuerst des Titels: von Gottes Gnaden (Dei gratia) den im zwölften und den nächsten Jahrhunderten auch Grafen, Aebte und Edelleute zu führen pflegten und der bis zur Aufhebung des Klosters beibehalten wurde. — Er scheint den 22. März gestorben zu sein, wenigstens wurde an diesem Tage sein Gedächtniß gefeiert.

4) Albert oder Adelbert (Albertus, Alberus, Albero, Adilbero, Adalbero) kommt bereits 1197 in einem Pfortaischen Klosterbriefe vor.

5) Konrad war Zeuge in einer 1227 von dem Erzbischof Siegfried II. von Mainz in einer wegen der Kirche zu Apolda ausgestellten Urkunde, und wohnte 1228 dem Leichenbegängnisse des Landgrafen Ludwig von Thüringen bei.

6) Gerhard 1233.

7) Siegfried 1236. Im Jahr 1244 begaben sich, wegen der zwischen dem Erzbischofe zu Mainz und der Stadt Erfurt herr-

schenden Uneinigkeit, die Mönche des dasigen Petersklosters zum Theil nach Paulinzelle.

8) Dietrich I. (Theodericus) 1255 und 1257.

9) Bertram 1274. 1289 war er bereits todt.

10) Berthold I., wahrscheinlich zu dieser Würde kurz vor dem Jahre 1289 erhoben, stammte aus der Familie von Kerspleben (Kyrspeleyben, Kirspeleben, Kerseleben), die ihren ursprünglichen Sitz in dem gleichnamigen Erfurtischen Dorfe hatte, und kommt zuletzt als wirklicher Abt vor, muß aber seiner Stelle entsagt oder sie auf andere Weise eingebüßt haben, indem er noch 1322 als vormaliger Abt eine das Kloster betreffende Verhandlung bezeugt.

11) Heinrich I. 1301.

12) Werner 1302. 1312. Seiner gedenken zwei Urkunden von 1313 und 1314 mit dem Zusatze: quondam Abbas in Cella Paulina.

13) Dietrich II. von 1316 — 1326.

14) Berthold II., geborner Graf von Kevernburg, siebenter Sohn Günther VII., starb ums Jahr 1340. Ihm oder seinem Vorgänger dieses Namens wollte man einen Brakteaten beilegen *), der aber bei genauerer Prüfung nicht nach Paulinzelle gehören kann, obgleich dieses Stift, wie mehrere andere in Thüringen, mit dem Münzrechte begabt gewesen zu sein scheint.

15) Hermann I. von Hettstedt (de Hettstette, Hetstette) von 1340 — 1354.

16) Günther von 1356 — 1371.

17) Konrad von Ischerstedt, von 1371 — 1381. Mehrere Glieder seiner Familie, für deren Stammsitz man das Dorf Isserstedt bei Jena hält, standen in Schwarzburgischen Diensten und werden häufig in vaterländischen Urkunden als Zeugen angetroffen. — Nach ihm hatten die Mönche Konrad von Pulwitz (von Beulwitz) zum Abte gewählt, dessen Wahl aber vielleicht aus jetzt unbekannten Ursachen, für ungültig erklärt wurde.

18) Johann I. 1385. 1386.

19) Johann II., Hochherz, 1387 — 1419. Seine Familie war ehemals zu Königsee ansässig und sehr begütert.

20) Johann III. 1420 — 1448 oder 1449.

21) Johann IV. bis 1462.

22) Heinrich II. 1466 — 1471.

23) Hermann II. Bulner (Buler) aus einer Familie in dem benachbarten Dorfe Singen, von 1472 — 1483. Als Papst Sixtus IV. den 17. August 1482 dem Grafen Heinrich XXXI. von Schwarzburg das Recht ertheilte, in Jechaburg die Propstei und eilf

* S. Chr. J. Götz Beiträge zum Groschenkabinet. 3. Th. (Dresden 1811. 8.) S. 921. ff.

Kanonikate zu vergeben, wurde bestimmt, daß der von ihm gewählte Propst dem jedesmaligen Abte von Paulinzelle vorgestellt werden sollte.

24) Kaspar Loßhart 1483 — 1506, vorher Prior, wohnte 1497 der Einführung des letzten Abtes zu Salfeld bei.

25) Nikolaus Felder, 1506 bis 1518 oder 1519. Zwar verträgt sich diese Behauptung nicht mit der jetzt ganz unlesbar gewordenen Inschrift seines noch in den Trümmern der Klosterkirche vorhandenen Leichensteins, welche uns die Fürsorge einiger um die Geschichte von Paulinzelle verdienten Gelehrten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufbewahrt hat. Sie lautet: Anno domini millesimo quadringentesimo nonagesimo obiit venerabilis in Xsto Pater ac Dominus Nicolaus Abbas in Cell. Paul. Req. i. p. Allein vielleicht ist bei dieser Abschrift in der Jahrzahl ein Versehen vorgegangen, und es muß statt: quadringentesimo nonagesimo entweder quingentesimo nono et decimo oder q. decimo nono gesetzt werden.

26) Georg von Drebis oder Drewes, 1520 — 21. April 1528. Von seiner Grabschrift konnte nur folgendes entziffert werden: ao. 1528 obit Venerab. Pat. in Christ. et Dnns. JEORIVS Abbas hujus monasterii. Ter. Fe. Pq. oct. Pasce. cq., Aeta. — (d. h. Tertia Feria post octavam Paschae, Dienstags nach dem Osterachttage, cujus Aetas.

27) Johann V. Schidt (Schid), Sprößling einer Familie zu Milwitz, welche sich 1545 daselbst in mehrere Aeste verbreitet hatte, 1528 bis zur völligen Aufhebung des Klosters. Von seinen durch diese Veränderung herbeigeführten Schicksalen wird unten die Rede sein.

Gern würden wir noch einen Blick in die innere Verfassung des Klosters und die Verhältnisse der übrigen Beamten desselben thun, wenn wir die uns vorgezeichneten Grenzen nicht dadurch zu überschreiten fürchteten.

Die Zahl der Klostergeistlichen oder Konventualen belief sich, außer dem Abte und Prior, im Jahr 1357 auf eilf, 1483, wo sie Fratres professi et Capitulares Monasterii beatae Mariae cellae Paulinae heißen, auf zwölf, und 1506 auf sechszehn.

Ohngeachtet die Wahl eines Schirmvoigtes oder Schutzherrn dem Kloster freistand, so hatte man doch nöthig gefunden, einzig und allein die Grafen von Schwarzburg dabei zu berücksichtigen. Denn schon 1133 und 1153 wird Sizzo III. Schirmvoigt (advocatus) des Klosters genannt. Auch späterhin, z. B. 1442 wurde dieses Haus von dem Kaiser mit der Voigtei über Paulinzelle beliehen, und der Schutzbrief Karl V. für den letzten Abt beweißt unwidersprechlich, daß es dieses landesherrlichen Vorzugs seit den ältesten Zeiten genoß.

Die ersten Besitzungen des Klosters dürfen wir nicht in der Nähe desselben suchen, sondern theils in der Gegend von Querfurt,

theils in dem S. Weimarischen. Sie gehörten also wohl ursprünglich zu dem väterlichen und mütterlichen Erbe Paulinens. Unter jenen werden Ländereien zu Gaterstedt, Bunsdorf und Schirmbach (Scirimbich), ein Stück Waldung bei Farnstedt und eine Hufe Landes zu Eigelwartesdorf; unter diesen Gebstedt und Schwabsdorf in den ältesten Urkunden namhaft gemacht. Wegen Lästigkeit der Verwaltung der entfernteren Güter suchte das Kloster dieselben allmählig zu veräußern und nähere dafür zu kaufen. Vornehmlich richtete es sein Augenmerk auf solche, die im Schwarzburgischen lagen. Durch die Mildthätigkeit dieser erlauchten Familie, durch Schenkungen des benachbarten Adels, Vermächtnisse der in dem Kloster selbst lebenden Mönche und Nonnen, und anderer für das Heil ihrer Seelen besorgter Wohlthäter wurden die Besitzungen desselben in der Folge ansehnlich vergrößert. Man zählt überhaupt neunzehn Paulinzellische Dörfer, von denen aber einige dem Kloster nur wiederkäuflich überlassen oder nachher vertauscht wurden, so daß zur Zeit der Aufhebung nur sieben, die jetzigen Bestandtheile des Amtes Paulinzelle, übrig waren.

Beträchtlicher ist die Zahl derjenigen Ortschaften, an denen das Kloster Güter, Vorwerke, Mühlen, Aecker, Wiesen, Weingärten, Waldungen, Teiche, Fischwasser erkauft oder zum Geschenke erhalten hatte. Sie beläuft sich auf vier und funfzig. Der Orte, an welchen es Zinsen erhob, waren über hundert, von denen gegenwärtig nur noch vier und dreißig die auf ihnen ruhenden Verbindlichkeiten erfüllen.

Daß Paulinzelle auch in älteren Zeiten Leibeigene (mancipia) hatte, giebt schon die kaiserliche Bestätigungsurkunde zu erkennen und auch in den Jahren 1128, 1180, 1201, 1293 kommen dergleichen wieder vor.

Einige adeliche, in der Nähe des Klosters begüterte Familien, standen mit demselben in Lehnsverhältnissen.

Endlich übten die Aebte zu Paulinzelle auch das Patronatrecht über mehrere Kirchen und Kapellen aus. Die Geschichte erwähnt ihrer, während der ganzen Dauer des Klosters, vier und zwanzig. Doch waren einige bei der Secularisation wieder abgekommen.

Bei so bedeutenden Besitzungen und Einkünften befand sich das Kloster nichtsdestoweniger oft in bedrängten Umständen, in die es sich durch Schulden und Geldmangel versetzt sah. Zu Abhülfe dieser Gebrechen boten seine Vorsteher alles auf. Sie wußten sich päpstliche Befehle zu verschaffen, welche ihnen erlaubten, die veräußerten Güter, Einkünfte, Zinsen, Höfe u. s. w. wieder an sich zu bringen, und worin diejenigen, welche, gestützt auf schriftliche Verträge, eidliche Verpflichtungen, Verpönungen und Konfirmationen, sich der Zurückgabe weigern würden, mit dem Banne bedroht werden. Ein eben so häufiges, als empörendes Beispiel geistlicher Gerichtsbarkeit, wodurch alles, was sonst unter gesitteten Völkern, ja selbst unter Barbaren, heilig und ehrwürdig ist, zernichtet und aufgehoben wird!

Hierher gehört auch eine andere, dem Kloster zum Vortheil gereichende Veranstaltung, nämlich der von den Bischöfen denjenigen zugesicherte Ablaß (indulgentiae), welche das Kloster an gewissen Festtagen andächtig besuchen und sich gegen dasselbe wohlthätig erweisen würden.

Die von den benachbarten Dörfern Groß- und Kleinliebringen und Nawinden, hierher unternommenen sogenannten Kreuzfahrten hatten ohne Zweifel den nämlichen Zweck. Wenigstens drang der Abt, als sie einige Zeit unterlassen worden waren, im J. 1480, wohl nur deswegen, weil er die Gaben, die man bei dieser Gelegenheit darzubringen pflegte, nicht gern einbüßen wollte, ernstlich auf ihre Wiederherstellung.

Das Kloster hatte unter diesen Umständen über vierhundert Jahre fortgedauert, als es durch eine Begebenheit in seinen Grundvesten erschüttert wurde, welche den baldigen Untergang desselben ahnen ließ. Die reinen Strahlen der Lutherischen Lehre waren durch die Nebel hindurchgedrungen, welche auch in unsern Gegenden die Geister umhüllt hatten. Allein es konnte nicht fehlen, daß der weniger Vorbereitete, von dem Glanze des plötzlich hereinbrechenden Lichtes geblendet, zu falscher Deutung und zum Mißbrauch der von Luther vorgetragenen Wahrheiten verführt wurde. Unrecht verstandene Begriffe von Freiheit im Verein mit dem Drucke, der auf dem Volke lastete, entzündeten den so verderblichen Bauernkrieg. Auch der Schwarzburgische Landmann vertauschte den Pflug mit den Waffen, um seine Selbstständigkeit zu erringen. Ganze Schaaren von Waldbewohnern zogen herab nach Königsee und von hier nach Paulinzelle. Sie plünderten das Kloster, in welchem sie vielleicht unermeßliche Schätze vermutheten, nahmen das Vieh und die Pferde hinweg, bemächtigten sich des Hausrathes und der besten Sachen und fischten aus den Teichen. Günther **XXXIX.** zu Schwarzburg, von diesem Unfuge benachrichtigt, besorgte bei der feindlichen Stimmung dieser Rotten gegen die Geistlichen, für das Kloster zu Stadtilm ein ähnliches Schicksal. Doch gelang es ihm, ehe der durch die Unterthanen aus den Aemtern Rudolstadt und Blankenburg verstärkte Haufe dort eintreffen konnte, sich der Kleinodien desselben zu versichern. Unsere aus lauteren Quellen geschöpfte Erzählung widerlegt also hinlänglich die Meinung, daß durch diesen Aufruhr die Klostergebäude zu Paulinzelle beschädigt und verwüstet, und deswegen von ihren Bewohnern ganz verlassen worden wären. Diese blieben vielmehr noch einige Jahre im ungestörten Besitze, bis endlich der weltliche Arm sich derselben bemächtigte. Die Grafen von Schwarzburg bekannten sich frühzeitig zu dem neuen Glauben, und zögerten nicht, gleich den übrigen evangelischen Reichsständen, auch die von dieser Aenderung der Religion dargebotenen Vortheile zu benutzen. Graf Heinrich **XXXIV. (XXXVII. Jov.)** von der Arnstädtischen Linie, suchte die Mönche zu bewegen, ihren bisherigen Aufenthalt zu verlassen und war Willens, sie als Geistliche in den Dörfern seines Landes anzustellen. Aber nur wenige bezeigten Lust

dazu, die meisten widersetzten sich vielmehr hartnäckig den Anordnungen des Grafen, der sich dadurch zu strengeren Maßregeln genöthigt sah. Die deswegen ergangenen Gutachten und Befehle nebst den zwischen dem Grafen und dem Abte gewechselten Schriften sind kein unwichtiger Beitrag zu der Geschichte der Reformation in unsern Vaterlande. Wir lernen daraus zugleich die Vorwürfe kennen, die den Mönchen in Ansehung ihrer unthätigen und ausschweifenden Lebensart gemacht wurden, und daß diese nicht ungegründet waren, dafür sprechen auch andere Beweise. Vergleicht man damit die Schilderung, welche die Acten der ersten Schwarzburgischen Kirchenvisitation vom Jahr 1533 von denselben entwerfen, so wird man die Glaubwürdigkeit jener Beschuldigungen nicht weiter in Zweifel ziehen. Die damaligen 70 Schwarzburgischen Pfarrstellen waren meistens mit unwissenden und sittenlosen Geistlichen besetzt. Diejenigen, welche man von hier dazu befördert hatte, werden für die ungeschicktesten erklärt.

Ueberhaupt ist alles, was wir über dieses Kloster lesen, nicht geeignet, eine hohe Meinung von dem wissenschaftlichen Streben seiner Bewohner zu erwecken. Es stand in dieser Beziehung weit hinter andern Klöstern, den fast einzigen Zufluchtsörtern der Gelehrsamkeit im Mittelalter, zurück. Zwar heißt es von dem Abte Gerung, daß er sich viel mit Bücherabschreiben beschäftigt habe, allein wahrscheinlich widmete er seinen Fleiß nur theologischen Werken, womit man auch nachher die Büchersammlung zu vermehren suchte, wie aus einer Urkunde vom Jahr 1441 geschlossen werden kann, in der Agnes von Heldrungen nebst ihrem Sohne Heinrich, dem Abte Johann eine deutsche Uebersetzung der Offenbarung Johannis und des hohen Liedes für acht Schock alter Meißner Groschen überläßt. Ob neben der inneren Klosterschule, welche 1334 und 1394 vorkommt, auch eine äußere vorhanden war, darüber schweigen die Nachrichten. Unter den Klosterbeamten wird 1449 auch der Schulmeister erwähnt.

Eben so ungünstig muß das Urtheil über die Sitten der Mönche ausfallen. Die Bemühungen der Aebte und Obern des Benedictinerordens zu ihrer Verbesserung scheinen entweder völlig fruchtlos oder doch nicht von der erwarteten Wirkung gewesen zu sein. Dahin gehört unter andern, der Beitritt zu der Bursfeldischen Union im Jahr 1458. Das Kloster Bursfeld am Weserstrome war ohngefähr in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts durch die wiederhergestellte kirchliche Zucht und den strengen Wandel seiner Bewohner zu solchem Ansehen gelangt, daß bald mehrere andere Klöster mit demselben eine genauere Verbrüderung errichteten und die in demselben geltenden Regeln und Statuten annahmen. Ob Paulinzelle den eingegangenen, 1472 wiederholten Verpflichtungen stets treu geblieben sei, möchte man schon deshalb in Abrede stellen, weil 1504 neue Klagen über den Verfall der klösterlichen Zucht laut wurden, so daß der Erzbischof Berthold zu Mainz den Abt von Reinhardsbrunn zu ihrer Wiederherstellung bevollmächtigte.

Nach dieser kurzen Abschweifung nehmen wir den Faden der Geschichte wieder auf. Heinrich ließ es bei jenen Anstalten, wodurch er die völlige Aufhebung des Klosters vorzubereiten suchte, nicht bewenden. Er bemächtigte sich nunmehr auch des Kirchenschatzes und zog alle dem Kloster gehörigen Besitzungen ein. Im Jahr 1534 wurde dem Abte, zwar lebenslängliche Wohnung in dem Kloster und zureichender Unterhalt für sich, seine Gesellschafter und Diener bewilligt, allein dennoch rufte dieser, unzufrieden mit dem Loose das ihn getroffen, zu Wiedererlangung seiner Rechte die Hülfe Kaiser Karl V. an, welcher auch 1541 Heinrichs Nachfolger, Günther XL. von Schwarzburg-Arnstadt, die Voigtei und den Schutz über Paulinzelle entzog, dem Grafen Heinrich zu Leutenberg verlieh, und auf die Beibehaltung des bisherigen Zustandes drang. Endlich wurde 1542 der zwischen den Grafen über ihre beiderseitigen Ansprüche an die Klostergüter noch fortdauernde Streit durch Bevollmächtigte geschlichtet und jenem der Besitz derselben eingeräumt.

Die Versuche der Katholiken, das aufgehobene Kloster im dreißigjährigen Kriege herzustellen, waren vergeblich.

Paulinzelle war jetzt, nach hartnäckigem, aber fruchtlosem Widerstande, in die weltliche Gerichtsbarkeit übergegangen. Die erste bedeutende Veränderung, die es nachdem erfuhr, betraf den Lehnsherrn. Wichtige Gründe, welche in den damaligen Zeitumständen überhaupt, insbesondere aber in dem erwähnten Zwiste mit dem Grafen zu Leutenberg zu suchen sein mögen, bewogen Günther XL., die Lehn über unser Stift, welche seine Voreltern bisher von Kaiser und Reich empfangen hatten, im Jahr 1543 dem Kurfürsten, Johann Friedrich von Sachsen aufzutragen, an dem er einen mächtigen Schutz gegen die Drohungen Karls zu finden hoffte. Die Güter und Einkünfte des Klosters wurden nun verpachtet, oder durch eigens dazu bestellte Amtleute, bisweilen in Verbindung mit andern Aemtern, verwaltet, und die entfernten Besitzungen, um dieses Geschäft zu erleichtern, mit näheren vertauscht oder nach und nach an Fremde käuflich überlassen. Wenigstens sind mehrere in der Folge davon abgekommen. Bei den verschiedenen Theilungen in dem Hause Schwarzburg änderte Paulinzelle einigemal seine Besitzer, bis es zuletzt der Rudolstädtischen Linie auf immer verblieb.

Schon in früheren Zeiten hatten die Grafen von Schwarzburg sich öfters in Paulinzelle aufgehalten, da die Waldung, womit dieser Ort umgeben ist, die günstigste Gelegenheit zu den Vergnügungen der Jagd darbot. Zu diesem Zwecke, zu Wohnung der Rechnungs- und Justizbeamten, des Pachters und zu wirthschaftlichen Anstalten, wurden nunmehr die bereits vorhandenen Gebäude eingerichtet, und, in Ermangelung dazu tauglicher, neue aufgeführt. So hält man mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit das jetzige Amthaus, an welchem, ohngeachtet seiner mannichfaltigen Aenderungen, das Gepräge des grauen Alterthums noch nicht verwischt ist, für das ehemalige Kloster. Die Kirche und andere zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmte Gebäude, die von nicht geringem

Umfange gewesen sein und sich weit, vornehmlich in der Richtung nach Morgen zu, erstreckt haben müssen, wie, unter andern, ein vor etlichen Jahren auf dieser Seite wieder ausgegrabenes Gemäuer zu erkennen gibt, verödeten allmählig, und vieles, was der Vernichtung durch die Zeit und durch Unglücksfälle entgangen war, zerstörten Menschenhände. Schon zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts war die Kirche, unstreitig durch Blitzentzündung, ihres Daches beraubt, und ein Theil des Mauerwerks scheint in der Absicht bis auf den Grund abgebrochen worden zu sein, um die dadurch gewonnenen Steine zu Aufführung neuer Gebäude und Gartenmauern in den nächsten Umgebungen des Ortes zu verwenden, deren einige die unverkennbarsten Spuren von Verzierungen an sich tragen, dergleichen man auch an den noch stehenden Ruinen erblickt.

Als das Bedürfniß, den Einwohnern von Paulinzelle einen eigenen gottesdienstlichen Versammlungsort anzuweisen, dringend wurde, stellten sich der Benutzung der Klosterkirche zu diesem Zwecke unübersteigliche Hindernisse entgegen, welche nicht nur in der Mangelhaftigkeit des Gebäudes, sondern auch in den Vorurtheilen derer, welchen die Entscheidung darüber oblag, zu suchen sind. Man begnügte sich nun, ums Jahr 1682 in der Vorhalle eine kleine Kapelle einzurichten, welche die Ruine aber so sehr verunstaltete, daß 1806 der Gemeine zwei Zimmer in dem fürstlichen Schlosse dafür zum Betsale angewiesen wurden. Dem Loose, völlig abgetragen und zu einer Kirche in Rudolstadt verwendet zu werden, das der Ruine zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bevorstand, entging sie noch glücklich.

Die löbliche, vor kurzem gesteigerte Sorgfalt, dieses, wenigstens in einzelnen Theilen vollständig erhaltene Gebäude, dessen fest in einander gefügtes Gemäuer dem Einflusse der Witterung bis jetzt getrotzt hat, durch zweckmäßige Anstalten vom Untergange zu retten und durch Säuberung der Umgebungen eine freiere Aussicht auf sein Inneres zu eröffnen, wird noch einer fernen Nachwelt den ungestörten Genuß dieses erhabenen Anblicks gewähren.

Die aufmerksame Betrachtung der sichtbaren Reste der Kirche und die Ergebnisse neuerlicher Nachgrabungen sollen uns dazu dienen, das Bild derselben, wo möglich in ihrer ursprünglichen Gestalt, zu entwerfen, um daran einige Bemerkungen über den Stil zu knüpfen, in welchem sie aufgeführt ist.

Die Kirche zu Paulinzelle hat die Form des Kreuzes, die in der christlichen Baukunst als Symbol gewählt war, aus *alten* Zeiten sich herschreibt und dann die allgemeine wurde.

Der Haupteingang an der Abendseite ist zerstört, und die wenigen Ueberbleibsel lassen seine Einrichtung nicht errathen. Zwei Thürme zierten ihn, wovon der eine sich erhalten hat, jedoch, seiner Spitze beraubt, nur mit einem niederen Dache bedeckt ist. Durch diesen Eingang trat man in eine geräumliche Halle, von starken Pfeilern unterstützt, die auf jeder Seite eine Nebenhalle bilden. Aus derselbeu führt ein mit Säulen geschmückter Eingang in

das Schiff. In diesem erhebt sich rechts und links eine Reihe von sechs Säulen nebst zwei Pfeilern, welche den mittlern Theil von den Abseiten trennen.

Ueber den letzten Pfeilern steigt ein mächtiger Bogen in die Höhe. Gehen wir durch ihn, so befinden wir uns in dem Chore, wohin auch zwei kleinere, mit Bogen bedeckte Oeffnungen aus den Abseiten bringen, und wo auf jeder Seite die viereckigen Vorbaue des Kreuzes sich ausbreiten. Vor uns zieht sich der Chor weiter hin, der in dem Mittel, wo unstreitig der Altar stand, gegen Morgen zu, mit einem halbzirkelrunden Bau und zu beiden Seiten mit ähnlichen Vorlagen geendigt war, dessen ehemalige Bildung aber jetzt nur in der noch vorhandenen Grundmauer wahrgenommen werden kann. Mit halbzirkelrunden Vorlagen waren ebenfalls die Vorbaue des Kreuzes, gegen Morgen zu, geschlossen. Aus der ganzen Anlage, besonders der hohen Mauer des Schiffes, läßt sich folgern, daß die Kirche nicht gewölbt war, sondern eine gerade hölzerne Decke hatte; auch finden sich in der Mauer der einen Abseite, zunächst an dem Garten des Amthauses, Reste von Balkenköpfen. Daher kann man auch hier hölzerne Decken annehmen. Nur die runden Vorlagen waren mit halben Kuppeln gewölbt, was auch diejenige, welche in dem einen Vorbau des Kreuzes sich erhalten hat, hinlänglich bezeugt. Das Dach der Kirche konnte, nach der Form der Giebel, der Vorbaue des Kreuzes und der Mauer über dem Eingange aus der Halle in das Schiff, nur von geringer Höhe sein.

Der Anblick der Ruine hat sowohl von der Abend= als Morgenseite viel Ueberraschendes und Malerisches, welches durch die auf dem Vorsprunge, den die Säulen des Portals tragen, und auf den Gesimsen der Mauern angeflogenen Bäume und Gesträuche verschiedener Gattung ausnehmend erhöht wird.

Einen vorzüglich schönen Eindruck machen die weitläuftigen Trümmern in der Mondbeleuchtung.

Auf dem begraseten Boden der Kirche liegen vier halbversunkene und mit Moos überzogene Grabsteine, deren Bilder und Schriften größtentheils verwittert und unleserlich geworden sind.*)

Das vor einem Pfeiler der Halle befindliche, aus Stein gehauene große Becken, welches man für einen Weihkessel zu erklären pflegt, aber über dessen eigentliche Bestimmung noch Zweifel obwalten, ist endlich ebenfalls bemerkenswerth.

---

*) Zwei derselben sind schon oben erwähnt worden. Der dritte hat folgende Umschrift: AM TAGE PHILIPPI VND JACOBI IST VORSCHEIDEN: DER: GESTRENGE: VND: VHESTE: GORGE: VON: WICZELEVBEN: DEM: GOT: GENAD: NACH: CHRISTI: GEBVRT: 1:5:2:6. Georg von Witzleben war 1500 Amtmann zu Schwarzburg. Unter dem vierten erhielt vielleicht der Abt Kaspar seine Ruhestätte.

Ließen uns auch schriftliche Denkmäler über den Zeitraum der Gründung der Klosterkirche zu Paulinzelle in Ungewißheit, so würde doch das Eigenthümliche ihrer Bauart bei Festsetzung desselben fast einzig und allein zur Richtschnur dienen können. Aus dieser nämlich läßt sich schließen, daß sie aus dem Zeitalter herrührt, wo das Arabische oder Maurische dem neugriechischen Styl sich beimischte, der in Deutschland wie in Italien, Gallien und Britannien in früheren Jahrhunderten des Mittelalters der herrschende war.

Das Ganze, am Aeußern wie im Innern, trägt den neugriechischen Styl. Alle Bogen sind halbzirkelrund, die Fenster von geringer Höhe, ebenfalls halbzirkelrund bedeckt, die Mauern glatt, ohne Zierrathen; nur hin und wieder wird unter Simswerken die neugriechische Verzierung, die Reihe halbzirkelrunder Bogen, angetroffen.

Das Innere ist gleichfalls neugriechisch. Auf den Säulen des Schiffs wölben sich halbzirkelrunde Bogen, auf welchen die Mauer ruht, die dasselbe von den Abseiten trennte, sich hoch über die letzteren emporhob und die gerade Decke des Schiffes unterstützte. Auch hier ist wenig Schmuck, nur einige Blätterzierrathen; etliche Kämpfer aber und die Streifen, welche lothrecht über jeder Säule sich erheben und oben über dem Bogen mit einem wagerechten Streif zusammentreffen und mit ihm sich vereinigen, haben eine Zierrath, die aus Würfeln besteht, in verschiedenen Reihen über einander, mit gleich großen Vertiefungen wechselnd, angebracht; wie sich auch in der Kirche auf dem Petersberge zu Erfurt findet. Außerdem ist die Hohlkehle des Kämpfers des einen Pfeilers im Chore mit Blättern verziert, die dem Akanthus gleichen, jedoch nur die eine Hälfte derselben einnehmen, an der andern aber weggelassen oder nicht ausgearbeitet sind.

Die Gemälde, von denen sich an einigen Pfeilern noch blasse Ueberreste erhalten haben, sind auf den bloßen Stein aufgetragen.

Den meisten Schmuck hat die Halle. Nicht nur die Pfeiler derselben sind mit eingeblindeten Wandsäulen verziert, und mit denen übereinstimmend, welche in den Kirchen zu Bürgelin und Erfurt angetroffen werden, auch an dem Eingang aus der Halle in das Schiff befinden sich auf jeder Seite vier Wandsäulen, über welchen halbzirkelrunde Bogen das Portal bilden, die, in einander gestellt, immer kleiner werden, je mehr sie der Thüröffnung sich nahen, welche eine gerade Bedeckung hat, über der in einem Felde auch ein Gemälde gewesen zu sein scheint.

Der Einfluß der arabischen Kunst wird vorzüglich an den Säulenknäufen sichtbar. Sowohl die Säulen an dem bemerkten Eingange und an den Pfeilern der Halle, als auch die großen freistehenden Säulen des Schiffs, tragen würfelförmige, arabische Knäufe, oben mit einer aus etlichen Gliedern bestehenden Platte bedeckt, an den untern Enden abgerundet. Die Knäufe der Säulen im Schiffe sind nicht auf gleiche Art, sondern verschieden geziert, bald mit einfachen, unten abgerundeten Tafeln, bald mit Blätterzügen vermischt.

Eben so abweichend erscheinen auch die Säulenknäufe am Eingange aus der Halle in das Schiff, und hier sind einige mit Thieren besetzt, andre mit Blätterzügen, etliche ganz glatt.

Thüringen liefert noch andere Beispiele solcher Bauart. Die Kirchen auf dem Petersberge zu Erfurt, zu Bürgelin bei Jena, zu Merseburg in der Vorstadt Neumarkt, sind eben so eingerichtet, wie die unsrige.

Was die Baumeister der letzteren anlangt, so waren es unstreitig Klosterbrüder. Gewöhnlich beschäftigten sich um jene Zeit die Mönche mit der Kunst und erbauten ihre Klöster und Kirchen. Da sie oft die geistlichen Anstalten des Auslandes besuchten und häufig aus einem Kloster in das andere versetzt wurden, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß einige im Orient mit dem Baustyl der Araber vertraut geworden, ihn in ihrer Heimath anwendeten. Dieses erklärt auch die gleiche Ausführung der Gebäude in den verschiedensten und entlegensten Himmelsstrichen, so wie nach dem Uebergange der Kunst und Wissenschaft aus der klösterlichen Einsamkeit in die Welt, durch die Brüderschaften der Bauleute und freien Maurer überall auf gleiche Weise gebaut wurde.

Aus dem Kloster Hirschau, wo Künste und Wissenschaften vorzüglich blühten, gingen mehrere geschickte Künstler hervor. Da von dort zwei Aebte und die ersten Mönche nach Paulinzelle versetzt worden waren, so ist es glaublich, daß Brüder aus demselben den Bau der Kirchen zu Paulinzelle, Erfurt und Bürgelin unternahmen und leiteten.

Hesse.

---

# Sangerhausen.

---

Obgleich es nicht der Zweck dieser Blätter ist, eine Beschr bung aller zu Thüringen und dem Harz gehörenden Orte zu liefer so drängt sich doch bei der Bearbeitung unseres Werkes aus de überaus reichhaltigen Stoff in dem Bereich der angenommenen Gre zen so viel des Geschichtlich- und Alterthümlich-Merkwürdigen zusa men, daß es nicht umgangen werden kann, mehrere Punkte mit i unser Werk zu ziehen, die wir eigentlich gesonnen waren den Chr nikenschreibern zu überlassen, und bei welchen wir uns nicht bloß a die Erwähnung der Burgen, Schlösser, Klöster rc. beschränken kön nen, sondern auch auf eine wenn auch nur gedrängte Ortsbeschrei bung von Städten oder Dörfern eingehen müssen, wenn wir nich nur Abgerissenes und Unzusammenhängendes liefern wollen, wobe wir jedoch bevorworten, daß wir, unserer Tendenz getreu, uns nu bei wirklich alterthümlichen und in die Geschichte eingreifenden Merkwürdigkeiten zergliedernd verweilen, an den städtischen oder örtlichen Beziehungen und an den dazu gehörenden Ereignissen, aber nur flüchtig vorüber gehen können, auf welche Weise wir den Sammlern specieller Einzelnheiten für Orts-Chroniken, noch genug des Stoffes übrig zu lassen meinen. Ein solcher Punkt nun, auf welchem sich mehrere der erwähnten Beziehungen begegnen, die sich nicht füglich ganz von einander trennen lassen, ist die Stadt Sangerhausen.

Nördlich nur wenig Stunden vom Harz und südlich noch näher an Thüringens Fruchtgarten, der goldenen Aue, an dem kleinen Flüßchen Gonne (oder Gonna), welches zwischen Martinsrieth und Nieder-Röblingen in die Helme fällt; — an der sehr belebten, von Berlin nach Cassel führenden Straße (großen Rheinstraße), umgeben von einer großen Anzahl mehr und minder geschichtlich merkwürdigen Ortschaften und in einer wohl angebauten und gesegneten Flur, bietet die Stadt Sangerhausen dem Wanderer einen freundlichen Ruhepunkt und dem Freunde der alterthümlichen vaterländischen Geschichte eine Quelle mehrfacher historischer Ausbeute, denn es tritt ihm so Manches entgegen,

was an eine der Beachtung werthe Vergangenheit mahnt, und was wir in dem Bilde nicht fehlen lassen dürfen, in welchem wir Das, was war, gern so vollständig als möglich copiren, um es mit Dem, was ist und mit Dem, was noch kommen wird, zu vergleichen und in Einklang zu bringen.

Fragen wir, wie es wohl oft geschieht, nach der Definition des Namens Sangerhausen, so verlieren wir uns mit mehreren alten Geschichtsforschern in ein Labyrinth von Vermuthungen, Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten. Diese haben es nämlich versucht mit einer Ableitung von Sengen oder Brennen, weil Sangerhausen oft von Brandschaden heimgesucht worden; (es möchte jedoch dieser Ableitung die Frage entgegen stehen: ob denn die Stadt nicht gleich bei ihrer Entstehung, also ehe sie noch Brandunglück betroffen habe, schon einen Namen gehabt haben müsse?) ferner: von Sangen oder gebratenen Aehren, weil viel und schönes Getreide in der Umgegend wachse; oder von Singen, Gesang, Sang, weil es viel gute Sänger hier gegeben; auch als Verstümmelung von Zangern (geiler, fetter Boden) u. dgl. m. Die in Thüringen vorzüglich übliche Endung: hausen oder wohnen, bedarf indessen um so weniger einer Erläuterung und wir können uns über die dunkle Abkunft des Sanger leicht beruhigen, da wir ja doch bei vielen Ortsnamen, noch mehr wie hier auf ihre Ableitung verzichten müssen. Wenn und von wem Sangerhausen begründet worden, ob es zuerst die Umgebung eines Schlosses oder Klosters, ein Dorf, oder gleich in der ersten Anlage eine Stadt gewesen; dies sind Fragen, die wir sämmtlich unbeantwortet lassen müssen, denn wir kommen auch hier leider in denselben Fall, wie bei den meisten alterthümlich merkwürdigen Punkten, was uns jedoch nicht befremden kann, da es uns nicht allein so geht; denn schon in Samuel Müllers ao. 1731 erschienener bis zum Jahr 1639 reichender Sangerhäuser Chronik, finden wir diesen Mangel mit folgenden Worten entschuldigt: „Die Alten haben uns keine Nachricht gelassen, oder, da was geschehen, ist es verworfen, zerrissen, vertragen worden, auch verbrunnen (verbrannt), oder liegt verborgen aufn Rathhäusern, Schlössern und in Aembtern. So hat der hundertjährige (?) Bauern-Krieg solcher viel weggenommen, da Hanß Flegel und Veit Unvernunft die Bibliotheken verderbet in Klöstern und sonsten, daraus man hätte allerlei nehmen mögen." — Ein bedeutendes Alter der Stadt Sangerhausen ist indessen geschichtlich erwiesen, denn sie wird schon anno 933, unter Kaiser Heinrich dem Vogelsteller erwähnt, und zwar bei Gelegenheit der Beschreibung eines Jagdzuges, welchen derselbe mit Fürsten und Herren von einer Stadt zur andern unternommen, wo denn unter mehreren Orten, als z. B. Eimbeck, Nordhausen, Quedlinburg und Magdeburg, auch Sangerhausen (Spangenbergs Mansfeldische Chronik cap. 126) genannt wird. Auch werden wir im Verlauf dieser Schilderung auf mehrere Beweise einer frühzeitigen Existenz stoßen.

Es ist natürlich, daß Sangerhausen in einem so langen und viel bewegten Zeitraum, in Bezug auf seine Oberherrschaft einem öfteren

Wechsel unterworfen war; und wir können hierüber Folgendes au[illegible]zugsweise berichten:

Bei dem Untergange des Thüringischen Königreichs unter Hermannfried, welcher bereits an gehöriger Stelle erwähnt wurd[e] kam auch Sangerhausen mit unter die Oberherrschaft des Franke[n] könig Dietrich. — In dem ersten Viertheil des zehnten Jahrhu[n]derts soll es im Besitz Herzog Burghards von Thüringen, eine[s] Sohnes Ludwigs des Erbauers der Jechaburg gewesen sein, nac[h] dessen Tode, da er ohne Leibeserben starb, das Thüringer- und Hessen-Land Kaiser Conrad I. anheimgefallen, welcher Herzog Ott[o] von Sachsen, den Schwiegersohn des Kaiser Arnolf, damit belehnte, auf welche Weise also Sangerhausen unter Sächsische Herrschaft gekommen. — Heinrich der Vogelsteller belehnte den Pfalzgrafen Hans und Graf Reinherrn mit Thüringen, jedoch nicht erblich, weshalb auch nach der Letzteren Ableben Heinrichs Sohn, Otto der Große, Herzog von Braunschweig, das Land an sich nahm. Dieser trat, nachdem er 955 bei Augsburg die Ungarn geschlagen, ganz Hessen und Thüringen an seinen Bruder Wilhelm, Erzbischof von Mainz, ab, dessen Hoheit sonach auch die Stadt Sangerhausen huldigen mußte. — Von den Bischöfen sollen die Markgrafen von Sachsen, welche auch zugleich Herzöge von Braunschweig gewesen, den Landstrich von Nord-Thüringen in Lehn bekommen haben, welches daraus hervorgehet, daß im Jahr 1039 eine Markgräfin von Braunschweig dem Grafen Ludwig zu Thüringen, in einer Heirath Sangerhausen zubrachte, von welchem Ereigniß uns folgende chronistische Nachrichten aufbewahrt sind:

Die Markgräfin und Herzogin von Braunschweig Cäcilia heirathete einen Grafen Ludwig, welcher, seines langen Bartes wegen, Ludwig mit dem Barte genannt wurde. — Derselbe war früher Hofmeister bei dem Kaiser Conrad, sein Bruder Hugo aber befand sich als Hofmeister bei dem Bischof Aribo zu Mainz. Beide waren aus dem Hennegau aus altem fränkischen Stamme gebürtig und Blutsverwandte der Kaiserin, aber ganz arm, weshalb sie sich dem Dienst am Hofe widmen mußten. Als Ludwigs Bruders Sohn den Mainzischen Hofmeister Wigand erstochen hatte und deshalb hingerichtet worden war, maßte sich Ludwig der Güter desselben an und vermochte mittelst Verwendung des Kaisers den Bischof Aribo zu einem Tausch zwischen diesen und anderen in Thüringen gelegenen besseren Gütern. Aribo's Nachfolger, der gewesene Abt zu Fulda, Bardo, soll Ludwig nachher zum Verwalter der in Thüringen gelegenen Stiftsgüter gemacht haben, worauf sich derselbe am Thüringer Walde häuslich niedergelassen, mehrere Dörfer in der Gegend von Reinhardsbrunn erbauet, auch den Grafen von Gleichen und Kefernburg viele Güter abgekauft und bei Friedrichsrode die anderwärts erwähnte Schönburg oder Schauenburg begründet. — Seines Wohlverhaltens wegen ernannte ihn im Jahr 1039 der Kaiser zum Grafen von Thüringen und verlieh ihm das Wappen des bei Eisenach erschlagenen Herzog Burghardt, worin sich ein bunter Löwe, vier rothe und

vier weiße Theile im blauen Felde, auch silberne Hörner und Kleeblätter auf dem Helme befanden. Diesen Grafen Ludwig nun gab die verwittwete Herzogin von Braunschweig Cäcilia, als er, obgleich sie nicht in dem besten Rufe stand, um sie anhielt, in ihrem 30sten Lebensjahre (aber reich und schön) die Hand zum ehelichen Bunde und brachte ihm Stadt und Schloß Sangerhausen mit dem Gerichte und 700 Hufen Landes, auch andern Gütern, Zinsen, Schäfereien, Vieh, Wildbahnen, Fischereien und baarem Gelde zu, wozu nicht nur der Herzog Ludolf zu Braunschweig, auch Markgraf zu Sachsen und Ost-Thüringen, seine Einwilligung gab und dem Grafen Ludwig mancherlei Beförderung und Unterstützung zusagte, sondern auch der Kaiser und Bischof zu Mainz ihre Genehmigung gaben, und wurde das Beilager anno 1040 zu Sangerhausen gehalten, von wo der Graf seine Gemahlin nach der Schauenburg führte und sich Herr von Sangerhausen schrieb. Aus dieser Ehe giengen drei Söhne und eben so viel Töchter hervor. Die Söhne waren: Ludwig, geboren anno 1042, getauft in der Kirche zu Aetenberga (welche St. Bonifacius zu erbauen angefangen und Graf Ludwig vollendet hatte) in Beisein des Herzogs von Braunschweig, Graf Günthers von Schwarzburg, Heinrichs von Mühlberg, Günthers von Kefenburg, Busso von Gleichen und anderer Herren; der Bischof verrichtete die Taufhandlung selbst und weihete zugleich die Kirche ein. — Der zweite Sohn war Beringer, nach seines Vaters Tode Graf zu Sangerhausen, vermählt mit dem schönen Fräulein Berthrad, des Markgrafen Conrad zu Landsberg und Grafen zu Wettin Tochter. Der dritte Sohn war Heinrich, Herr zu Raspenberg. Die Töchter mit Namen Jutta, Hildegard und Adelheid, waren: Erstere mit dem Grafen von Linderberg, die Andere mit Graf Poppo zu Henneberg und die Dritte mit einem Grafen zu Wipper vermählt, (nach einigen Nachrichten blieb jedoch die Letztere unvermählt). Graf Ludwig starb anno 1057 zu Mainz auf einem Reichstage nach dreißigjähriger Regierung, ward daselbst auf dem St. Albani-Berge begraben und hinterließ den Ruf eines reichen und glücklichen Herrn.

Conrad, Graf Beringers Sohn kam, als er seinen Vater in früher Kindheit verlor, unter die Vormundschaft seines Oheims des Grafen Ludwig und wurde an dem Hofe des Grafen von Linderberg, von seines Vaters Schwester mit ihren Söhnen Ludwig, Lore und Eilger, welcher Ilfeld erbauet haben soll, erzogen. Graf Ludwig hatte von den betreffenden Einkünften seinem Mündel mehrere Güter am Harz erkauft, welche demselben später so wohl gefielen, daß er daselbst zu künftiger Residenz das Schloß Hohenstein zu erbauen anfing. Dieser Bau verursachte jedoch mehr Kosten als vorausgesehen worden; daher verkaufte Graf Conrad das ihm ohnedieß zu weit entlegene Sangerhausen anno 1081, an seinen ehemaligen Vormund Graf Ludwig und schrieb sich von da an Graf zu Hohnstein.

Ludwig der Andere, des Ersten Sohn und Graf Beringers Bruder, welcher als Graf zu Thüringen die Schauenburg und andere dazu gehörige Güter in Besitz hatte, brachte Sangerhausen käuflich an sich. Er hatte sich mit einer Tochter Herzog Ulrichs von Sachsen vermählt, welche jedoch die Geschichte ein stolzes und hoffärtiges Weib nennt, welches den Grafen seines ihr nicht ebenbürtigen Standes wegen verachtete, weshalb er sie den Aeltern wieder zurück schickte, was sie sich aber so zu Herzen genommen, daß sie bald nachher in eine tödtliche Krankheit verfiel und starb. — Der über seinen Wittwerstand eben nicht sehr betrübte Graf Ludwig, sahe sich nach Ersatz um und wendete unglücklicher Weise sein Herz mit verbotener Leidenschaft der Gemahlin Pfalzgraf Friedrich III., Adelheid, geborener Markgräfin von Stade und Soltwedel, einem schönen, jungen, aber unfruchtbaren Weibe zu, welche sich ihm auch mit so glühender Neigung zuwandte, daß sie sich ihm als Preis eines mörderischen Verbrechens überlieferte. Wir übergehen, was in der Geschichte des Grafen Ludwig (der im Verfolg dieser Begebenheit sich den Beinamen der Springer erwarb) nicht hierher gehört und andern Ortes ausführlich erwähnt ist und bemerken nur, daß derselbe in Folge eines während seiner Gefangenschaft auf Giebichenstein abgelegten Gelübdes die St. Ulrichs-Kirche zu Sangerhausen erbauen und folgende Worte über die Thür setzen lassen:

> **Suscipe sancta Domum, quam vinctus compede vovi:**
> „Nimb hin, S. Ulrich, nimb diß Hauß, wie ichs versprochen,
> Als ich mich meiner Haft und Fesseln hab' entbrochen!"

Im Jahr 1083, als Ludwig seinem Sohn Ludwig III. seine Herrschaft mit Ausnahme der Schauenburg und dem Gericht vor dem Walde übergab, huldigte auch Sangerhausen dem Letzteren. Unter dieses Landgrafen Regierung kam die Verleihung der geistlichen Stellen an der St. Ullrichs-Kirche zu Sangerhausen an den Abt des Klosters Reinhardtsbrunn. —

Es folgten hierauf ferner in der Regierung: Ludwig IV., auch der Eiserne genannt, weil er stets einen eisernen Panzer auf dem Leibe getragen. Ludwig V., (der Milde) anno 1174. — Hierauf Herrmann, Ludwigs Bruder, weil derselbe ohne Erben verstorben. — Ludwig VI., Herrmanns Sohn, Gemahl der Tochter des Königs von Ungarn, nachherigen heiligen Elisabeth. Landgraf Herrmann, welcher jedoch nicht selbst zur Regierung gekommen, indem er bis zu seinem 18ten Jahre, in welchem er durch Gift starb, unter der Vormundschaft seiner Vettern, der Landgrafen Heinrich und Conrad stand. Das Geschlecht der Landgrafen zu Thüringen und Hessen von Ludwig mit dem Barte, starb jedoch anno 1248 mit dem Landgrafen Heinrich aus, welcher nach Herrmanns Tode vom Landvoigt und Vormund Landesherr geworden war. — Es waren indeß noch Landgraf Heinrich, des erwählten Kaisers Schwestersohn, Markgraf Heinrich zu Meißen und Landgraf Ludwig des Heiligen Tochter Sophie, welche mit dem Herzog Hans von Brabant ver-

mählt war und einen Sohn Heinrich hatte, den man das Kind von Brabant nannte, als Verwandte vorhanden, unter welchen sich ein Streit um die eigentlich dem Reich zugefallene Nachfolge erhob, aus dem sich ein neunjähriger Krieg entspann, mit dessen Beendigung das Thüringer Land und mithin auch Sangerhausen unter die Herrschaft der Markgrafen von Meißen gekommen. Markgraf Heinrich vertheilte bei seinen Lebzeiten seine Länder anno 1265, wo sein Sohn Dietrich die Herrschaft über Sangerhausen erhalten; nach ihm kam von 1282 an Friedrich der Teute zur Regierung, welcher 1291 verstorben; auf ihn folgte Friedrich mit der gebissenen Wange, dessen anderwärts gebührend erwähnt ist. — Nach seinem Tode soll nach mehreren glaubwürdigen Nachrichten ein Markgraf Heinrich von Brandenburg im Besitz von Sangerhausen gewesen sein, dessen Tochter Agnes (nach Andern Sophie) nebst der Markgrafschaft Landsberg die Stadt Sangerhausen dem Herzog Magnus von Braunschweig als Heirathsgut zugebracht haben soll, wodurch also Sangerhausen braunschweigisch geworden. Der Herzog Magnus als nunmehriger Herr zu Sangerhausen aber gerieth anno 1367 mit dem Bischof Gerhard von Hildesheim in Fehde, wodurch er sich um die Markgrafschaft und also auch um Sangerhausen brachte. Er wurde nämlich nebst vielen der vornehmsten Ritter gefangen und mußte, um sich loskaufen zu können, Sangerhausen mit der ganzen Markgrafschaft Landsberg an den Landgrafen von Thüringen, Friedrich den Strengen, verkaufen. (1370). Hierauf folgten als Herren der Stadt: Landgraf Baltzer (Balthasar), Wilhelm, des strengen Friedrich Sohn (gest. 1425), ferner Friedrich der Streitbare und erste Churfürst von Sachsen aus demselben Geschlechte; wiewohl Müller in seiner Chronik von Sangersen einen andern Friedrich um diese Zeit als Herrn der Stadt annimmt, nämlich Friedrich den Friedsamen, Landgraf Balthasars Sohn, — welcher 1440 zu Weißensee verstorben, worauf in der Theilung, Thüringen, und also auch Sangerhausen, an Herzog Wilhelm gefallen, und endlich 1485 in der Theilung der sächsischen Lande zwischen Churfürst Friedrich des Sanftmüthigen Söhnen Albrecht und Ernst, an den Ersteren gekommen. — Von dieser Zeit an ist Sangerhausen bei dem Hause Sachsen geblieben, bis es im Jahre 1815, in Folge der bekannten Zeitereignisse, mit dem gesammten Thüringer Lande von Sachsen getrennt wurde und an die Krone Preußen überging, so daß es jetzt der Preußischen Provinz Sachsen, und in derselben dem Regierungsbezirk Merseburg angehört. Als Hauptleute, welche von dem Churfürsten von Sachsen über Sangerhausen gesetzt gewesen und zum Theil ihre Wohnung auf dem dasigen Schlosse gehabt haben, sind uns nachfolgende namentlich bekannt: Christoph von Werther, geb. 1512; — Nickel von Ebeleben, dessen zwei Söhne in der St. Ullrichs-Kirche begraben liegen; — Hans von Lindenau; — Adrian von Steinbrück; — Benno Pflug anno 1575; — Otto von Dieskau 1586; — Curt Thilo von Berlepsch anno 1587; auf Thomas-

dazu, die meisten widersetzten sich vielmehr hartnäckig den Anordnungen des Grafen, der sich dadurch zu strengeren Maßregeln genöthigt sah. Die deswegen ergangenen Gutachten und Befehle nebst den zwischen dem Grafen und dem Abte gewechselten Schriften sind kein unwichtiger Beitrag zu der Geschichte der Reformation in unserm Vaterlande. Wir lernen daraus zugleich die Vorwürfe kennen, die den Mönchen in Ansehung ihrer unthätigen und ausschweifenden Lebensart gemacht wurden, und daß diese nicht ungegründet waren, dafür sprechen auch andere Beweise. Vergleicht man damit die Schilderung, welche die Acten der ersten Schwarzburgischen Kirchenvisitation vom Jahr 1533 von denselben entwerfen, so wird man die Glaubwürdigkeit jener Beschuldigungen nicht weiter in Zweifel ziehen. Die damaligen 70 Schwarzburgischen Pfarrstellen waren meistens mit unwissenden und sittenlosen Geistlichen besetzt. Diejenigen, welche man von hier dazu befördert hatte, werden für die ungeschicktesten erklärt.

Ueberhaupt ist alles, was wir über dieses Kloster lesen, nicht geeignet, eine hohe Meinung von dem wissenschaftlichen Streben seiner Bewohner zu erwecken. Es stand in dieser Beziehung weit hinter andern Klöstern, den fast einzigen Zufluchtsörtern der Gelehrsamkeit im Mittelalter, zurück. Zwar heißt es von dem Abte Gerung, daß er sich viel mit Bücherabschreiben beschäftigt habe, allein wahrscheinlich widmete er seinen Fleiß nur theologischen Werken, womit man auch nachher die Büchersammlung zu vermehren suchte, wie aus einer Urkunde vom Jahr 1441 geschlossen werden kann, in der Agnes von Heldrungen nebst ihrem Sohne Heinrich, dem Abte Johann eine deutsche Uebersetzung der Offenbarung Johannis und des hohen Liedes für acht Schock alter Meißner Groschen überläßt. Ob neben der inneren Klosterschule, welche 1354 und 1394 vorkommt, auch eine äußere vorhanden war, darüber schweigen die Nachrichten. Unter den Klosterbeamten wird 1449 auch der Schulmeister erwähnt.

Eben so ungünstig muß das Urtheil über die Sitten der Mönche ausfallen. Die Bemühungen der Aebte und Obern des Benedictinerordens zu ihrer Verbesserung scheinen entweder völlig fruchtlos oder doch nicht von der erwarteten Wirkung gewesen zu sein. Dahin gehört unter andern, der Beitritt zu der Bursfeldischen Union im Jahr 1458. Das Kloster Bursfeld am Weserstrome war ohngefähr in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts durch die wiederhergestellte kirchliche Zucht und den strengen Wandel seiner Bewohner zu solchem Ansehen gelangt, daß bald mehrere andere Klöster mit demselben eine genauere Verbrüderung errichteten und die in demselben geltenden Regeln und Statuten annahmen. Ob Paulinzelle den eingegangenen, 1472 wiederholten Verpflichtungen stets treu geblieben sei, möchte man schon deshalb in Abrede stellen, weil 1504 neue Klagen über den Verfall der klösterlichen Zucht laut wurden, so daß der Erzbischof Berthold zu Mainz den Abt von Reinhardsbrunn zu ihrer Wiederherstellung bevollmächtigte.

Nach dieser kurzen Abschweifung nehmen wir den Faden der Geschichte wieder auf. Heinrich ließ es bei jenen Anstalten, wodurch er die völlige Aufhebung des Klosters vorzubereiten suchte, nicht bewenden. Er bemächtigte sich nunmehr auch des Kirchenschatzes und zog alle dem Kloster gehörigen Besitzungen ein. Im Jahr 1534 wurde dem Abte, zwar lebenslängliche Wohnung in dem Kloster und zureichender Unterhalt für sich, seine Gesellschafter und Diener bewilligt, allein dennoch rufte dieser, unzufrieden mit dem Loose das ihn getroffen, zu Wiedererlangung seiner Rechte die Hülfe Kaiser Karl V. an, welcher auch 1541 Heinrichs Nachfolger, Günther XL. von Schwarzburg-Arnstadt, die Voigtei und den Schutz über Paulinzelle entzog, dem Grafen Heinrich zu Leutenberg verlieh, und auf die Beibehaltung des bisherigen Zustandes drang. Endlich wurde 1542 der zwischen den Grafen über ihre beiderseitigen Ansprüche an die Klostergüter noch fortdauernde Streit durch Bevollmächtigte geschlichtet und jenem der Besitz derselben eingeräumt.

Die Versuche der Katholiken, das aufgehobene Kloster im dreißigjährigen Kriege herzustellen, waren vergeblich.

Paulinzelle war jetzt, nach hartnäckigem, aber fruchtlosem Widerstande, in die weltliche Gerichtsbarkeit übergegangen. Die erste bedeutende Veränderung, die es nachdem erfuhr, betraf den Lehnsherrn. Wichtige Gründe, welche in den damaligen Zeitumständen überhaupt, insbesondere aber in dem erwähnten Zwiste mit dem Grafen zu Leutenberg zu suchen sein mögen, bewogen Günther XL., die Lehn über unser Stift, welche seine Voreltern bisher von Kaiser und Reich empfangen hatten, im Jahr 1543 dem Kurfürsten, Johann Friedrich von Sachsen aufzutragen, an dem er einen mächtigen Schutz gegen die Drohungen Karls zu finden hoffte. Die Güter und Einkünfte des Klosters wurden nun verpachtet, oder durch eigens dazu bestellte Amtleute, bisweilen in Verbindung mit andern Aemtern, verwaltet, und die entfernten Besitzungen, um dieses Geschäft zu erleichtern, mit näheren vertauscht oder nach und nach an Fremde käuflich überlassen. Wenigstens sind mehrere in der Folge davon abgekommen. Bei den verschiedenen Theilungen in dem Hause Schwarzburg änderte Paulinzelle einigemal seine Besitzer, bis es zuletzt der Rudolstädtischen Linie auf immer verblieb.

Schon in früheren Zeiten hatten die Grafen von Schwarzburg sich öfters in Paulinzelle aufgehalten, da die Waldung, womit dieser Ort umgeben ist, die günstigste Gelegenheit zu den Vergnügungen der Jagd darbot. Zu diesem Zwecke, zu Wohnung der Rechnungs- und Justizbeamten, des Pachters und zu wirthschaftlichen Anstalten, wurden nunmehr die bereits vorhandenen Gebäude eingerichtet, und, in Ermangelung dazu tauglicher, neue aufgeführt. So hält man mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit das jetzige Amthaus, an welchem, ohngeachtet seiner mannichfaltigen Aenderungen, das Gepräge des grauen Alterthums noch nicht verwischt ist, für das ehemalige Kloster. Die Kirche und andere zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmte Gebäude, die von nicht geringem

Paulina nunmehr errichten ließ, gehörte also unstreitig zu dem Jungfrauenkloster. Die Legende erzählt, daß in der Nacht vor ihrer Einweihung durch den Erzbischof Hezilon (Heinrich) von Magdeburg, der sie zu Verfertigung der Chorröcke für die Geistlichen bestimmte, ein heftiger Sturm das ganze Dach derselben zerstört habe. Um jene Zeit pflegten sich nämlich die Klosterjungfrauen mit Weben, Wirken und Sticken zu beschäftigen, und auch dieser Erzbischof selbst soll es in einer dieser Künste zu nicht gemeiner Geschicklichkeit gebracht haben.

Nun entschloß sich Paulina auch zu Errichtung der zu einem Mönchskloster nöthigen Gebäude. Es hatten sich bereits zwei Mönche aus Schwaben, Ebernus und Sigibert, bei ihr eingefunden, welche sie aufforderte, den Grund zu einer solchen Anstalt zu legen. Nach Entfernung des ersteren, der sich zu diesem Geschäfte weniger tüchtig gezeigt hatte, wurde dasselbe dem letzteren übertragen, welcher auch beständig hier geblieben sein soll. Er ist vielleicht eine Person mit dem Mönch Sigebotho, der als Verfasser einer noch nicht wieder aufgefundenen Lebensbeschreibung Paulinens genannt wird, die vermuthlich Nikol von Syghen und Johann von Trittenheim, als Quelle der über sie gelieferten Nachrichten, benutzten.

Jener Chronist schildert Paulinens Sohn, Werner, als einen muthigen und kühnen, von den Feinden gefürchteten Krieger, von schöner Bildung und schlanker Gestalt und den trefflichsten Gaben des Geistes und Herzens. Den wiederholten Ermahnungen seiner Mutter endlich nachgebend, habe er sich von weltlichen Geschäften und aus dem Getümmel der Schlachten zu dieser zurückgezogen, um nicht wieder von ihrer Seite zu weichen. Als sein früherer Wohnort wird Gaterstedt genannt.

Johann von Trittenheim hingegen läßt ihn sich auf seinen späteren geistlichen Beruf schon im kindlichen Alter zu Hirschau vorbereiten.

Die Vermehrung der Zahl der geistlichen Brüder bewog Paulinen, sich in den inneren und entfernteren Theil ihrer Niederlassung zu begeben. Hier lebte sie mit mehreren Gesellschafterinnen in großer Demuth und Dürftigkeit, aber unablässig für das Beste der im Werden begriffenen Anstalt besorgt.

Zu den allmählig unternommenen Gebäuden kam ums Jahr 1105 auch die Klosterkirche (ecclesia s. basilica). Sie konnte, bei ihrem Umfange und bei der Festigkeit und Dauer, welche man ihr, nach den damals herrschenden Grundsätzen, zu geben suchte, unmöglich in kurzer Zeit vollendet werden. Die Geschichte des Mittelalters erwähnt Kirchen und Klöster, über deren Erbauung man viele Jahre zubrachte. So verwendete man auf das Kloster Reinhardsbrunn, welches etwas eher als das unsrige, sein Dasein erhielt, zehn, auf das zu Gandersheim beinahe funfzig und auf die Kirche zu Walkenried achtzig Jahre.

Nach glücklicher Ueberwindung aller Schwierigkeiten, die sich der Ausführung eines so umfassenden Planes in den Weg gestellt hatten, reiste Paulina nach Rom, wo sie überhaupt dreimal gewesen sein soll, und bewarb sich bei dem Papste Paschalis II. um die Erlaubniß zu Errichtung eines förmlichen Mönchsklosters. Da sie dieselbe noch bei ihrem Leben, im Jahr 1106, erlangte, so befinden sich diejenigen im Irrthume, welche glauben, daß die päpstliche Bestätigung, wie die kaiserliche, aus der man ihren Inhalt kennen lernt, den 26. August 1114 ertheilt worden sei. Die darüber ausgefertigte Bulle scheint schon frühzeitig verloren gegangen zu sein.

Wir kehren nun wieder zu Paulina selbst zurück und fügen noch das hinzu, was sich von ihren letzten Schicksalen aufgezeichnet findet. Aus dem berühmten Benedictinerkloster Hirschau in Schwaben waren in einige neu gestiftete Klöster Thüringens, unter andern zu Erfurt, Reinhardsbrunn und Salfeld, Aebte und Mönche versetzt worden. Auch Paulina stand durch die Ihrigen und jene beiden Mönche bereits mit demselben in Verbindung. Kein Wunder also, daß sie daraus neue Bewohner ihres Klosters zu erhalten sich bemühte. Auf der zum Empfange der von dort bewilligten neuen (nach Nikol von Syghen sechs) Mönche und eines Abtes angetretenen Reise begegnete ihr das Unglück, vom Pferde zu fallen und den Arm zu brechen. Während ihr Sohn nach Hirschau eilte, erwartete sie ihre Genesung in dem Kloster Schwarzach bei Würzburg. Allein ihr Zustand verschlimmerte sich so sehr, daß sie jener bei der Zurückkunft zwar noch lebend, aber so hinfällig antraf, daß sie kaum die letzten Wünsche wegen ihrer Beerdigung ihm zu eröffnen vermochte.

Sie starb den 14. März 1107 und wurde in der Kirche des von ihr gestifteten Klosters vor dem Altare des heiligen Kreuzes beigesetzt.

Die von finsterem Aberglauben befangenen Zeitgenossen Paulinens lassen sie, sowohl bei ihrem Leben als nach ihrem Tode, eine Menge Wunder verrichten. In den Verzeichnissen der Heiligen der römischen Kirche hat sie unter dem Namen: **Paulina reclusa** einen Platz gefunden, und ihr Gedächtnißtag ist der vierzehnte März.

Da Paulina zuerst ein kleines Jungfrauenkloster für ihre Begleiterinnen hatte einrichten lassen, so ist es nothwendig, einige Worte über dasselbe zu sagen, ehe wir zu ihrer wichtigeren Stiftung, dem Mönchskloster, übergehen. Es war um jene Zeit nichts ungewöhnliches, daß Mönche und Nonnen zusammen, oder neben einander in zwei verschiedenen Klostergebäuden, unter der Aufsicht eines einzigen Vorstehers lebten *). Das letztere scheint hier der Fall

---

*) Z. B. in dem Moritzkloster zu Naumburg und zu Bürgel. S. über die sogenannten Doppelklöster: Lepsius hist. Nachr. vom Augustinerkloster St. Moritz zu Naumburg. 1835. 8. S. 131 — 143. J. G. Reuter Albansgulden &c. S. 90 — 99. und Fr. Hurters Gesch. Papst Innocenz des Dritten. 3. B. (Hamburg 1838. 8.) S. 527. ff.

gewesen zu sein. Das Jungfrauenkloster zu Paulinzelle wird weit seltener in Urkunden erwähnt, als das Mönchskloster. Man gab ihm, wenn sie zugleich namentlich angeführt werden, bisweilen den Vorzug vor diesem. Vor Stiftung des Jungfrauenklosters zu Stadtilm hielten sich in demselben auch Gräfinnen von Schwarzburg auf, und noch später fanden Töchter des benachbarten Adels darin ihr Unterkommen. Seit dem Jahre 1436 mangeln die Nachrichten von demselben; es scheint aber bis zu den Zeiten der Lutherischen Kirchenverbesserung fortgedauert zu haben.

Am häufigsten gedenken die Urkunden des Mönchsklosters, doch oftmals ohne jenes von diesem, als dem vorzüglichern, zu unterscheiden. Es hieß anfangs Marienzelle (Cella beatae Mariae virginis) und war der Jungfrau Maria, Johannes dem Täufer und Johannes dem Evangelisten gewidmet, welche auch sämmtlich auf dem Konventsiegel abgebildet erscheinen. Aber bald verlor sich jener Name, und es wurde nun, um leicht mögliche Verwechselungen mit andern Klöstern zu verhüten, blos nach seiner Stifterin, Paulinzelle genannt

Die Dioces, unter welche es gehörte, war die Mainzische, und der Orden, zu dem es sich bekannte, der des heiligen Benedict.

Paulina und ihr Sohn versäumten nichts, was zu reicher Ausstattung und fernerem Gedeihen des Klosters diente. Sie widmeten demselben, laut der kaiserlichen Urkunde, alle ihre Güter, und ordneten es, mit Ausschluß der weltlichen Obrigkeit, einzig und allein dem Abte unter. Den Konventualen ertheilten sie unbedingte Befugniß, einen neuen Abt zu wählen und ihn wieder zu entsetzen, wenn er die Freiheiten oder das Vermögen des Klosters zu schmälern suchte. Ferner gestanden sie den Brüdern und ihrem Vorsteher die Ernennung eines Schirmvoigts oder Schutzherrn zu, so wie dessen Entlassung bei dem Mißbrauche seiner Gewalt. Alles dieses genehmigten sowohl der Papst als der Kaiser und bedrohten jeden an dem Kloster verübten Frevel mit zeitlichen und ewigen Strafen. Für den päpstlichen Schutz mußte jährlich ein Byzantius (eine Goldmünze, deren Werth etwa vier Thaler Konventionsgeld beträgt) und später ein rheinischer Goldgülden entrichtet werden.

Der erste Abt von Paulinzelle hieß Gerung und stammte von Buchau in Schwaben. Er hatte die von dem Bischof Hermann zu Augspurg angelegte Schule besucht und sich in derselben zu einem guten Schreiber und Sänger gebildet. Als er hierauf in das Kloster Hirschau kam, wurden die jüngern Brüder desselben von ihm im Gesange unterwiesen. Der Abt Wilhelm sandte ihn zweimal nach Clugny, um sich mit den dortigen Gebräuchen vertraut zu machen. Bei dem Einzuge der Hirschauer Konventualen in das neue Kloster des Petrus und Paulus, blieb er als Prior, nebst zwölf Mönchen in dem Kloster des heiligen Aurelius zurück. Er verwaltete dieses Amt einige Zeit, bis ihn die Brüder einstimmig zum Abte von Paulinzelle erkohren. Alle aus Hirschau anderswohin verpflanzten Aebte und Mönche pflegten in gewisser Verbindung mit

dem Mutterkloster zu bleiben. Auch in den Annalen des unsrigen treffen wir auf Spuren dieses fortdauernden Verhältnisses. Gerung, der von dem Erzbischof Ruthard von Mainz zu seinem Amte geweiht worden war, starb nach dreizehnjähriger Verwaltung desselben 1120 den 16. Dec., (welcher auch für seinen Gedächtnißtag gilt), mit dem Ruhme unermüdeter Wachsamkeit. Er wurde vor dem Altare des heiligen Nicolaus beerdigt.

Der besonders in frühern Zeiten sehr fühlbare Mangel an Nachrichten von den folgenden Aebten, erlaubt uns nicht, sie in ununterbrochener Reihe fortzuführen. Wir lassen es daher bei der Angabe der Jahre, in welchen sie zuerst und zuletzt namentlich in Urkunden erscheinen, bewenden, ohne uns weiter um die von Paullini und Andern aufgestellten Muthmaßungen über die Dauer ihrer Regierung zu kümmern.

Gerungs Nachfolger 2) Udalrich, von 1120 — 1154, ein Verwandter desselben, wurde gleichfalls von Hirschau hierher versetzt. Zu seiner Zeit erhielt Paulinzelle ansehnliche Schenkungen von Königen und Fürsten. Mehrere Adeliche widmeten sich und das Ihrige dem Kloster. Unter denselben wird ein naher Anverwandter Paulinens, Lambert, erwähnt, der nach dem Tode Werners und Gerungs die Mönche auf mancherlei Weise bedrückte, bis er endlich, Reue fühlend, alles ihnen widerrechtlich Entzogene zurückgab, sich unter sie aufnehmen ließ und sein Leben bußfertig in diesen heiligen Mauern beschloß.

3) Gebhard (Gebhardus, Cheboardus), von 1163 bis 1195. In dem letzten Jahre ertheilte der Erzbischof Konrad zu Mainz, als päpstlicher Legat, diesem Abte, aus Erkenntlichkeit für die während seiner Verbannung von ihm empfangene Unterstützung, das Recht, bei feierlichen Begängnissen und Aufnahme fürstlicher Personen, oder andern öffentlichen Versammlungen sich mit einer Inful oder Bischofsmütze zu schmücken, welches der Papst Gregor IX. im Jahr 1229 seinen Nachfolgern bestätigt haben soll. Gebhard bediente sich zuerst des Titels: von Gottes Gnaden (Dei gratia) den im zwölften und den nächsten Jahrhunderten auch Grafen, Aebte und Edelleute zu führen pflegten und der bis zur Aufhebung des Klosters beibehalten wurde. — Er scheint den 22. März gestorben zu sein, wenigstens wurde an diesem Tage sein Gedächtniß gefeiert.

4) Albert oder Adelbert (Albertus, Alberus, Albero, Adilbero, Adalbero) kommt bereits 1197 in einem Pfortaischen Klosterbriefe vor.

5) Konrad war Zeuge in einer 1227 von dem Erzbischof Siegfried II. von Mainz in einer wegen der Kirche zu Apolda ausgestellten Urkunde, und wohnte 1228 dem Leichenbegängnisse des Landgrafen Ludwig von Thüringen bei.

6) Gerhard 1233.

7) Siegfried 1236. Im Jahr 1244 begaben sich, wegen der zwischen dem Erzbischofe zu Mainz und der Stadt Erfurt herr-

schenden Uneinigkeit, die Mönche des dasigen Petersklosters zum Theil nach Paulinzelle.

8) Dietrich I. (Theodericus) 1255 und 1257.

9) Bertram 1274. 1289 war er bereits todt.

10) Berthold I., wahrscheinlich zu dieser Würde kurz vor dem Jahre 1289 erhoben, stammte aus der Familie von Kerspleben (Kyrspeleyben, Kirspeleben, Kerseleben), die ihren ursprünglichen Sitz in dem gleichnamigen Erfurtischen Dorfe hatte, und kommt zuletzt als wirklicher Abt vor, muß aber seiner Stelle entsagt oder sie auf andere Weise eingebüßt haben, indem er noch 1322 als vormaliger Abt eine das Kloster betreffende Verhandlung bezeugt.

11) Heinrich I. 1301.

12) Werner 1302. 1312. Seiner gedenken zwei Urkunden von 1313 und 1314 mit dem Zusatze: quondam Abbas in Cella Paulina.

13) Dietrich II. von 1316 — 1326.

14) Berthold II., geborner Graf von Kevernburg, siebenter Sohn Günther VII., starb ums Jahr 1340. Ihm oder seinem Vorgänger dieses Namens wollte man einen Brakteaten beilegen *), der aber bei genauerer Prüfung nicht nach Paulinzelle gehören kann, obgleich dieses Stift, wie mehrere andere in Thüringen, mit dem Münzrechte begabt gewesen zu sein scheint.

15) Hermann I. von Hettstedt (de Hettstette, Hetstette) von 1340 — 1354.

16) Günther von 1356 — 1371.

17) Konrad von Ischerstedt, von 1371 — 1381. Mehrere Glieder seiner Familie, für deren Stammsitz man das Dorf Isserstedt bei Jena hält, standen in Schwarzburgischen Diensten und werden häufig in vaterländischen Urkunden als Zeugen angetroffen. — Nach ihm hatten die Mönche Konrad von Pulwitz (von Beulwitz) zum Abte gewählt, dessen Wahl aber vielleicht aus jetzt unbekannten Ursachen, für ungültig erklärt wurde.

18) Johann I. 1385. 1386.

19) Johann II., Hochherz, 1387 — 1419. Seine Familie war ehemals zu Königsee ansässig und sehr begütert.

20) Johann III. 1420 — 1448 oder 1449.

21) Johann IV. bis 1462.

22) Heinrich II. 1466 — 1471.

23) Hermann II. Bulner (Buler) aus einer Familie in dem benachbarten Dorfe Singen, von 1472 — 1483. Als Papst Sixtus IV. den 17. August 1482 dem Grafen Heinrich XXXI. von Schwarzburg das Recht ertheilte, in Jechaburg die Propstei und eilf

* S. Chr. J. Götz Beiträge zum Groschenkabinet. 3. Th. (Dresden 1811. 8.) S. 921. ff.

Kanonikate zu vergeben, wurde bestimmt, daß der von ihm gewählte Propst dem jedesmaligen Abte von Paulinzelle vorgestellt werden sollte.

24) Kaspar Loßhart 1483 — 1506, vorher Prior, wohnte 1497 der Einführung des letzten Abtes zu Salfeld bei.

25) Nikolaus Felder, 1506 bis 1518 oder 1519. Zwar verträgt sich diese Behauptung nicht mit der jetzt ganz unlesbar gewordenen Inschrift seines noch in den Trümmern der Klosterkirche vorhandenen Leichensteins, welche uns die Fürsorge einiger um die Geschichte von Paulinzelle verdienten Gelehrten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufbewahrt hat. Sie lautet: Anno domini millesimo quadringentesimo nonagesimo obiit venerabilis in Xsto Pater ac Dominus Nicolaus Abbas in Cell. Paul. Req. i. p. Allein vielleicht ist bei dieser Abschrift in der Jahrzahl ein Versehen vorgegangen, und es muß statt: quadringentesimo nonagesimo entweder quingentesimo nono et decimo oder q. decimo nono gesetzt werden.

26) Georg von Drebis oder Drewes, 1520 — 21. April 1528. Von seiner Grabschrift konnte nur folgendes entziffert werden: ao. 1528 obit Venerab. Pat. in Christ. et Dnns. JEORIVS Abbas hujus monasterii. Ter. Fe. Pq. oct. Pasce. cq., Aeta. — (d. h. Tertia Feria post octavam Paschae, Dienstags nach dem Osterachttage, cujus Aetas.

27) Johann V. Schidt (Schid), Sprößling einer Familie zu Milwitz, welche sich 1545 daselbst in mehrere Aeste verbreitet hatte, 1528 bis zur völligen Aufhebung des Klosters. Von seinen durch diese Veränderung herbeigeführten Schicksalen wird unten die Rede sein.

Gern würden wir noch einen Blick in die innere Verfassung des Klosters und die Verhältnisse der übrigen Beamten desselben thun, wenn wir die uns vorgezeichneten Grenzen nicht dadurch zu überschreiten fürchteten.

Die Zahl der Klostergeistlichen oder Konventualen belief sich, außer dem Abte und Prior, im Jahr 1357 auf eilf, 1483, wo sie Fratres professi et Capitulares Monasterii beatae Mariae cellae Paulinae heißen, auf zwölf, und 1506 auf sechszehn.

Ohngeachtet die Wahl eines Schirmvoigtes oder Schutzherrn dem Kloster freistand, so hatte man doch nöthig gefunden, einzig und allein die Grafen von Schwarzburg dabei zu berücksichtigen. Denn schon 1133 und 1153 wird Sizzo III. Schirmvoigt (advocatus) des Klosters genannt. Auch späterhin, z. B. 1442 wurde dieses Haus von dem Kaiser mit der Voigtei über Paulinzelle beliehen, und der Schutzbrief Karl V. für den letzten Abt beweist unwidersprechlich, daß es dieses landesherrlichen Vorzugs seit den ältesten Zeiten genoß.

Die ersten Besitzungen des Klosters dürfen wir nicht in der Nähe desselben suchen, sondern theils in der Gegend von Querfurt,

theils in dem S. Weimarischen. Sie gehörten also wohl ursprünglich zu dem väterlichen und mütterlichen Erbe Paulinens. Unter jenen werden Ländereien zu Gaterstedt, Bunsdorf und Schirmbach (Scirimbich), ein Stück Waldung bei Farnstedt und eine Hufe Landes zu Eigelwartesdorf; unter diesen Gebstedt und Schwabsdorf in den ältesten Urkunden namhaft gemacht. Wegen Lästigkeit der Verwaltung der entfernteren Güter suchte das Kloster dieselben allmählig zu veräußern und nähere dafür zu kaufen. Vornehmlich richtete es sein Augenmerk auf solche, die im Schwarzburgischen lagen. Durch die Mildthätigkeit dieser erlauchten Familie, durch Schenkungen des benachbarten Adels, Vermächtnisse der in dem Kloster selbst lebenden Mönche und Nonnen, und anderer für das Heil ihrer Seelen besorgter Wohlthäter wurden die Besitzungen desselben in der Folge ansehnlich vergrößert. Man zählt überhaupt neunzehn Paulinzellische Dörfer, von denen aber einige dem Kloster nur wiederkäuflich überlassen oder nachher vertauscht wurden, so daß zur Zeit der Aufhebung nur sieben, die jetzigen Bestandtheile des Amtes Paulinzelle, übrig waren.

Beträchtlicher ist die Zahl derjenigen Ortschaften, an denen das Kloster Güter, Vorwerke, Mühlen, Aecker, Wiesen, Weingärten, Waldungen, Teiche, Fischwasser erkauft oder zum Geschenke erhalten hatte. Sie beläuft sich auf vier und funfzig. Der Orte, an welchen es Zinsen erhob, waren über hundert, von denen gegenwärtig nur noch vier und dreißig die auf ihnen ruhenden Verbindlichkeiten erfüllen.

Daß Paulinzelle auch in älteren Zeiten Leibeigene (mancipia) hatte, giebt schon die kaiserliche Bestätigungsurkunde zu erkennen und auch in den Jahren 1128, 1180, 1201, 1293 kommen dergleichen wieder vor.

Einige adeliche, in der Nähe des Klosters begüterte Familien, standen mit demselben in Lehnsverhältnissen.

Endlich übten die Aebte zu Paulinzelle auch das Patronatrecht über mehrere Kirchen und Kapellen aus. Die Geschichte erwähnt ihrer, während der ganzen Dauer des Klosters, vier und zwanzig. Doch waren einige bei der Secularisation wieder abgekommen.

Bei so bedeutenden Besitzungen und Einkünften befand sich das Kloster nichtsdestoweniger oft in bedrängten Umständen, in die es sich durch Schulden und Geldmangel versetzt sah. Zu Abhülfe dieser Gebrechen boten seine Vorsteher alles auf. Sie wußten sich päpstliche Befehle zu verschaffen, welche ihnen erlaubten, die veräußerten Güter, Einkünfte, Zinsen, Höfe u. s. w. wieder an sich zu bringen, und worin diejenigen, welche, gestützt auf schriftliche Verträge, eidliche Verpflichtungen, Verpönungen und Konfirmationen, sich der Zurückgabe weigern würden, mit dem Banne bedroht werden. Ein eben so häufiges, als empörendes Beispiel geistlicher Gerichtsbarkeit, wodurch alles, was sonst unter gesitteten Völkern, ja selbst unter Barbaren, heilig und ehrwürdig ist, zernichtet und aufgehoben wird!

Hierher gehört auch eine andere, dem Kloster zum Vortheil gereichende Veranstaltung, nämlich der von den Bischöfen denjenigen zugesicherte Ablaß (indulgentiae), welche das Kloster an gewissen Festtagen andächtig besuchen und sich gegen dasselbe wohlthätig erweisen würden.

Die von den benachbarten Dörfern Groß- und Kleinliebringen und Nawinden, hierher unternommenen sogenannten Kreuzfahrten hatten ohne Zweifel den nämlichen Zweck. Wenigstens drang der Abt, als sie einige Zeit unterlassen worden waren, im J. 1480, wohl nur deswegen, weil er die Gaben, die man bei dieser Gelegenheit darzubringen pflegte, nicht gern einbüßen wollte, ernstlich auf ihre Wiederherstellung.

Das Kloster hatte unter diesen Umständen über vierhundert Jahre fortgedauert, als es durch eine Begebenheit in seinen Grundvesten erschüttert wurde, welche den baldigen Untergang desselben ahnen ließ. Die reinen Strahlen der Lutherischen Lehre waren durch die Nebel hindurchgedrungen, welche auch in unsern Gegenden die Geister umhüllt hatten. Allein es konnte nicht fehlen, daß der weniger Vorbereitete, von dem Glanze des plötzlich hereinbrechenden Lichtes geblendet, zu falscher Deutung und zum Mißbrauch der von Luther vorgetragenen Wahrheiten verführt wurde. Unrecht verstandene Begriffe von Freiheit im Verein mit dem Drucke, der auf dem Volke lastete, entzündeten den so verderblichen Bauernkrieg. Auch der Schwarzburgische Landmann vertauschte den Pflug mit den Waffen, um seine Selbstständigkeit zu erringen. Ganze Schaaren von Waldbewohnern zogen herab nach Königsee und von hier nach Paulinzelle. Sie plünderten das Kloster, in welchem sie vielleicht unermeßliche Schätze vermutheten, nahmen das Vieh und die Pferde hinweg, bemächtigten sich des Hausrathes und der besten Sachen und fischten aus den Teichen. Günther XXXIX. zu Schwarzburg, von diesem Unfuge benachrichtigt, besorgte bei der feindlichen Stimmung dieser Rotten gegen die Geistlichen, für das Kloster zu Stadtilm ein ähnliches Schicksal. Doch gelang es ihm, ehe der durch die Unterthanen aus den Aemtern Rudolstadt und Blankenburg verstärkte Haufe dort eintreffen konnte, sich der Kleinodien desselben zu versichern. Unsere aus lauteren Quellen geschöpfte Erzählung widerlegt also hinlänglich die Meinung, daß durch diesen Aufruhr die Klostergebäude zu Paulinzelle beschädigt und verwüstet, und deswegen von ihren Bewohnern ganz verlassen worden wären. Diese blieben vielmehr noch einige Jahre im ungestörten Besitze, bis endlich der weltliche Arm sich derselben bemächtigte. Die Grafen von Schwarzburg bekannten sich frühzeitig zu dem neuen Glauben, und zögerten nicht, gleich den übrigen evangelischen Reichsständen, auch die von dieser Aenderung der Religion dargebotenen Vortheile zu benutzen. Graf Heinrich XXXIV. (XXXVII. Jov.) von der Arnstädtischen Linie, suchte die Mönche zu bewegen, ihren bisherigen Aufenthalt zu verlassen und war Willens, sie als Geistliche in den Dörfern seines Landes anzustellen. Aber nur wenige bezeigten Lust

dazu, die meisten widersetzten sich vielmehr hartnäckig den Anordnungen des Grafen, der sich dadurch zu strengeren Maßregeln genöthigt sah. Die deswegen ergangenen Gutachten und Befehle nebst den zwischen dem Grafen und dem Abte gewechselten Schriften sind kein unwichtiger Beitrag zu der Geschichte der Reformation in unserm Vaterlande. Wir lernen daraus zugleich die Vorwürfe kennen, die den Mönchen in Ansehung ihrer unthätigen und ausschweifenden Lebensart gemacht wurden, und daß diese nicht ungegründet waren, dafür sprechen auch andere Beweise. Vergleicht man damit die Schilderung, welche die Acten der ersten Schwarzburgischen Kirchenvisitation vom Jahr 1533 von denselben entwerfen, so wird man die Glaubwürdigkeit jener Beschuldigungen nicht weiter in Zweifel ziehen. Die damaligen 70 Schwarzburgischen Pfarrstellen waren meistens mit unwissenden und sittenlosen Geistlichen besetzt. Diejenigen, welche man von hier dazu befördert hatte, werden für die ungeschicktesten erklärt.

Ueberhaupt ist alles, was wir über dieses Kloster lesen, nicht geeignet, eine hohe Meinung von dem wissenschaftlichen Streben seiner Bewohner zu erwecken. Es stand in dieser Beziehung weit hinter andern Klöstern, den fast einzigen Zufluchtsörtern der Gelehrsamkeit im Mittelalter, zurück. Zwar heißt es von dem Abte Gerung, daß er sich viel mit Bücherabschreiben beschäftigt habe, allein wahrscheinlich widmete er seinen Fleiß nur theologischen Werken, womit man auch nachher die Büchersammlung zu vermehren suchte, wie aus einer Urkunde vom Jahr 1441 geschlossen werden kann, in der Agnes von Heldrungen nebst ihrem Sohne Heinrich, dem Abte Johann eine deutsche Uebersetzung der Offenbarung Johannis und des hohen Liedes für acht Schock alter Meißner Groschen überläßt. Ob neben der inneren Klosterschule, welche 1354 und 1394 vorkommt, auch eine äußere vorhanden war, darüber schweigen die Nachrichten. Unter den Klosterbeamten wird 1449 auch der Schulmeister erwähnt.

Eben so ungünstig muß das Urtheil über die Sitten der Mönche ausfallen. Die Bemühungen der Aebte und Obern des Benedictinerordens zu ihrer Verbesserung scheinen entweder völlig fruchtlos oder doch nicht von der erwarteten Wirkung gewesen zu sein. Dahin gehört unter andern, der Beitritt zu der Bursfeldischen Union im Jahr 1458. Das Kloster Bursfeld am Weserstrome war ohngefähr in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts durch die wiederhergestellte kirchliche Zucht und den strengen Wandel seiner Bewohner zu solchem Ansehen gelangt, daß bald mehrere andere Klöster mit demselben eine genauere Verbrüderung errichteten und die in demselben geltenden Regeln und Statuten annahmen. Ob Paulinzelle den eingegangenen, 1472 wiederholten Verpflichtungen stets treu geblieben sei, möchte man schon deshalb in Abrede stellen, weil 1504 neue Klagen über den Verfall der klösterlichen Zucht laut wurden, so daß der Erzbischof Berthold zu Mainz den Abt von Reinhardsbrunn zu ihrer Wiederherstellung bevollmächtigte.

Nach dieser kurzen Abschweifung nehmen wir den Faden der Geschichte wieder auf. Heinrich ließ es bei jenen Anstalten, wodurch er die völlige Aufhebung des Klosters vorzubereiten suchte, nicht bewenden. Er bemächtigte sich nunmehr auch des Kirchenschatzes und zog alle dem Kloster gehörigen Besitzungen ein. Im Jahr 1534 wurde dem Abte, zwar lebenslängliche Wohnung in dem Kloster und zureichender Unterhalt für sich, seine Gesellschafter und Diener bewilligt, allein dennoch rufte dieser, unzufrieden mit dem Loose das ihn getroffen, zu Wiedererlangung seiner Rechte die Hülfe Kaiser Karl V. an, welcher auch 1541 Heinrichs Nachfolger, Günther XL. von Schwarzburg-Arnstadt, die Voigtei und den Schutz über Paulinzelle entzog, dem Grafen Heinrich zu Leutenberg verlieh, und auf die Beibehaltung des bisherigen Zustandes drang. Endlich wurde 1542 der zwischen den Grafen über ihre beiderseitigen Ansprüche an die Klostergüter noch fortdauernde Streit durch Bevollmächtigte geschlichtet und jenem der Besitz derselben eingeräumt.

Die Versuche der Katholiken, das aufgehobene Kloster im dreißigjährigen Kriege herzustellen, waren vergeblich.

Paulinzelle war jetzt, nach hartnäckigem, aber fruchtlosem Widerstande, in die weltliche Gerichtsbarkeit übergegangen. Die erste bedeutende Veränderung, die es nachdem erfuhr, betraf den Lehnsherrn. Wichtige Gründe, welche in den damaligen Zeitumständen überhaupt, insbesondere aber in dem erwähnten Zwiste mit dem Grafen zu Leutenberg zu suchen sein mögen, bewogen Günther XL., die Lehn über unser Stift, welche seine Voreltern bisher von Kaiser und Reich empfangen hatten, im Jahr 1543 dem Kurfürsten, Johann Friedrich von Sachsen aufzutragen, an dem er einen mächtigen Schutz gegen die Drohungen Karls zu finden hoffte. Die Güter und Einkünfte des Klosters wurden nun verpachtet, oder durch eigens dazu bestellte Amtleute, bisweilen in Verbindung mit andern Aemtern, verwaltet, und die entfernten Besitzungen, um dieses Geschäft zu erleichtern, mit näheren vertauscht oder nach und nach an Fremde käuflich überlassen. Wenigstens sind mehrere in der Folge davon abgekommen. Bei den verschiedenen Theilungen in dem Hause Schwarzburg änderte Paulinzelle einigemal seine Besitzer, bis es zuletzt der Rudolstädtischen Linie auf immer verblieb.

Schon in früheren Zeiten hatten die Grafen von Schwarzburg sich öfters in Paulinzelle aufgehalten, da die Waldung, womit dieser Ort umgeben ist, die günstigste Gelegenheit zu den Vergnügungen der Jagd darbot. Zu diesem Zwecke, zu Wohnung der Rechnungs- und Justizbeamten, des Pachters und zu wirthschaftlichen Anstalten, wurden nunmehr die bereits vorhandenen Gebäude eingerichtet, und, in Ermangelung dazu tauglicher, neue aufgeführt. So hält man mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit das jetzige Amthaus, an welchem, ohngeachtet seiner mannichfaltigen Aenderungen, das Gepräge des grauen Alterthums noch nicht verwischt ist, für das ehemalige Kloster. Die Kirche und andere zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmte Gebäude, die von nicht geringem

Umfange gewesen sein und sich weit, vornehmlich in der Richtung nach Morgen zu, erstreckt haben müssen, wie, unter andern, ein vor etlichen Jahren auf dieser Seite wieder ausgegrabenes Gemäuer zu erkennen gibt, verödeten allmählig, und vieles, was der Vernichtung durch die Zeit und durch Unglücksfälle entgangen war, zerstörten Menschenhände. Schon zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts war die Kirche, unstreitig durch Blitzentzündung, ihres Daches beraubt, und ein Theil des Mauerwerks scheint in der Absicht bis auf den Grund abgebrochen worden zu sein, um die dadurch gewonnenen Steine zu Aufführung neuer Gebäude und Gartenmauern in den nächsten Umgebungen des Ortes zu verwenden, deren einige die unverkennbarsten Spuren von Verzierungen an sich tragen, dergleichen man auch an den noch stehenden Ruinen erblickt.

Als das Bedürfniß, den Einwohnern von Paulinzelle einen eigenen gottesdienstlichen Versammlungsort anzuweisen, dringend wurde, stellten sich der Benutzung der Klosterkirche zu diesem Zwecke unübersteigliche Hindernisse entgegen, welche nicht nur in der Mangelhaftigkeit des Gebäudes, sondern auch in den Vorurtheilen derer, welchen die Entscheidung darüber oblag, zu suchen sind. Man begnügte sich nun, ums Jahr 1682 in der Vorhalle eine kleine Kapelle einzurichten, welche die Ruine aber so sehr verunstaltete, daß 1806 der Gemeine zwei Zimmer in dem fürstlichen Schlosse dafür zum Betsale angewiesen wurden. Dem Loose, völlig abgetragen und zu einer Kirche in Rudolstadt verwendet zu werden, das der Ruine zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bevorstand, entging sie noch glücklich.

Die löbliche, vor kurzem gesteigerte Sorgfalt, dieses, wenigstens in einzelnen Theilen vollständig erhaltene Gebäude, dessen fest in einander gefügtes Gemäuer dem Einflusse der Witterung bis jetzt getrotzt hat, durch zweckmäßige Anstalten vom Untergange zu retten und durch Säuberung der Umgebungen eine freiere Aussicht auf sein Inneres zu eröffnen, wird noch einer fernen Nachwelt den ungestörten Genuß dieses erhabenen Anblicks gewähren.

Die aufmerksame Betrachtung der sichtbaren Reste der Kirche und die Ergebnisse neuerlicher Nachgrabungen sollen uns dazu dienen, das Bild derselben, wo möglich in ihrer ursprünglichen Gestalt, zu entwerfen, um daran einige Bemerkungen über den Stil zu knüpfen, in welchem sie aufgeführt ist.

Die Kirche zu Paulinzelle hat die Form des Kreuzes, die in der christlichen Baukunst als Symbol gewählt war, aus alten Zeiten sich herschreibt und dann die allgemeine wurde.

Der Haupteingang an der Abendseite ist zerstört, und die wenigen Ueberbleibsel lassen seine Einrichtung nicht errathen. Zwei Thürme zierten ihn, wovon der eine sich erhalten hat, jedoch, seiner Spitze beraubt, nur mit einem niederen Dache bedeckt ist. Durch diesen Eingang trat man in eine geräumliche Halle, von starken Pfeilern unterstützt, die auf jeder Seite eine Nebenhalle bilden. Aus derselbeu führt ein mit Säulen geschmückter Eingang in

das Schiff. In diesem erhebt sich rechts und links eine Reihe von sechs Säulen nebst zwei Pfeilern, welche den mittlern Theil von den Abseiten trennen.

Ueber den letzten Pfeilern steigt ein mächtiger Bogen in die Höhe. Gehen wir durch ihn, so befinden wir uns in dem Chore, wohin auch zwei kleinere, mit Bogen bedeckte Oeffnungen aus den Abseiten bringen, und wo auf jeder Seite die viereckigen Vorbaue des Kreuzes sich ausbreiten. Vor uns zieht sich der Chor weiter hin, der in dem Mittel, wo unstreitig der Altar stand, gegen Morgen zu, mit einem halbzirkelrunden Bau und zu beiden Seiten mit ähnlichen Vorlagen geendigt war, dessen ehemalige Bildung aber jetzt nur in der noch vorhandenen Grundmauer wahrgenommen werden kann. Mit halbzirkelrunden Vorlagen waren ebenfalls die Vorbaue des Kreuzes, gegen Morgen zu, geschlossen. Aus der ganzen Anlage, besonders der hohen Mauer des Schiffes, läßt sich folgern, daß die Kirche nicht gewölbt war, sondern eine gerade hölzerne Decke hatte; auch finden sich in der Mauer der einen Abseite, zunächst an dem Garten des Amthauses, Reste von Balkenköpfen. Daher kann man auch hier hölzerne Decken annehmen. Nur die runden Vorlagen waren mit halben Kuppeln gewölbt, was auch diejenige, welche in dem einen Vorbau des Kreuzes sich erhalten hat, hinlänglich bezeugt. Das Dach der Kirche konnte, nach der Form der Giebel, der Vorbaue des Kreuzes und der Mauer über dem Eingange aus der Halle in das Schiff, nur von geringer Höhe sein.

Der Anblick der Ruine hat sowohl von der Abend- als Morgenseite viel Ueberraschendes und Malerisches, welches durch die auf dem Vorsprunge, den die Säulen des Portals tragen, und auf den Gesimsen der Mauern angeflogenen Bäume und Gesträuche verschiedener Gattung ausnehmend erhöht wird.

Einen vorzüglich schönen Eindruck machen die weitläuftigen Trümmern in der Mondbeleuchtung.

Auf dem begraseten Boden der Kirche liegen vier halbversunkene und mit Moos überzogene Grabsteine, deren Bilder und Schriften größtentheils verwittert und unleserlich geworden sind.*)

Das vor einem Pfeiler der Halle befindliche, aus Stein gehauene große Becken, welches man für einen Weihkessel zu erklären pflegt, aber über dessen eigentliche Bestimmung noch Zweifel obwalten, ist endlich ebenfalls bemerkenswerth.

---

*) Zwei derselben sind schon oben erwähnt worden. Der dritte hat folgende Umschrift: AM TAGE PHILIPPI VND JACOBI IST VORSCHEIDEN: DER: GESTRENGE: VND: VHESTE: GORGE: VON: WICZELEVBEN: DEM: GOT: GENAD: NACH: CHRISTI: GEBVRT: 1:5:2:6. Georg von Witzleben war 1500 Amtmann zu Schwarzburg. Unter dem vierten erhielt vielleicht der Abt Kaspar seine Ruhestätte.

Ließen uns auch schriftliche Denkmäler über den Zeitraum der Gründung der Klosterkirche zu Paulinzelle in Ungewißheit, so würde doch das Eigenthümliche ihrer Bauart bei Festsetzung desselben fast einzig und allein zur Richtschnur dienen können. Aus dieser nämlich läßt sich schließen, daß sie aus dem Zeitalter herrührt, wo das Arabische oder Maurische dem neugriechischen Styl sich beimischte, der in Deutschland wie in Italien, Gallien und Britannien in früheren Jahrhunderten des Mittelalters der herrschende war.

Das Ganze, am Aeußern wie im Innern, trägt den neugriechischen Styl. Alle Bogen sind halbzirkelrund, die Fenster von geringer Höhe, ebenfalls halbzirkelrund bedeckt, die Mauern glatt, ohne Zierrathen; nur hin und wieder wird unter Simswerken die neugriechische Verzierung, die Reihe halbzirkelrunder Bogen, angetroffen.

Das Innere ist gleichfalls neugriechisch. Auf den Säulen des Schiffs wölben sich halbzirkelrunde Bogen, auf welchen die Mauer ruht, die dasselbe von den Abseiten trennte, sich hoch über die letzteren emporhob und die gerade Decke des Schiffes unterstützte. Auch hier ist wenig Schmuck, nur einige Blätterzierrathen; etliche Kämpfer aber und die Streifen, welche lothrecht über jeder Säule sich erheben und oben über dem Bogen mit einem wagerechten Streif zusammentreffen und mit ihm sich vereinigen, haben eine Zierrath, die aus Würfeln besteht, in verschiedenen Reihen über einander, mit gleich großen Vertiefungen wechselnd, angebracht; wie sich auch in der Kirche auf dem Petersberge zu Erfurt findet. Außerdem ist die Hohlkehle des Kämpfers des einen Pfeilers im Chore mit Blättern verziert, die dem Akanthus gleichen, jedoch nur die eine Hälfte derselben einnehmen, an der andern aber weggelassen oder nicht ausgearbeitet sind.

Die Gemälde, von denen sich an einigen Pfeilern noch blasse Ueberreste erhalten haben, sind auf den bloßen Stein aufgetragen.

Den meisten Schmuck hat die Halle. Nicht nur die Pfeiler derselben sind mit eingeblindeten Wandsäulen verziert, und mit denen übereinstimmend, welche in den Kirchen zu Bürgelin und Erfurt angetroffen werden, auch an dem Eingang aus der Halle in das Schiff befinden sich auf jeder Seite vier Wandsäulen, über welchen halbzirkelrunde Bogen das Portal bilden, die, in einander gestellt, immer kleiner werden, je mehr sie der Thüröffnung sich nahen, welche eine gerade Bedeckung hat, über der in einem Felde auch ein Gemälde gewesen zu sein scheint.

Der Einfluß der arabischen Kunst wird vorzüglich an den Säulenknäufen sichtbar. Sowohl die Säulen an dem bemerkten Eingange und an den Pfeilern der Halle, als auch die großen freistehenden Säulen des Schiffs, tragen würfelförmige, arabische Knäufe, oben mit einer aus etlichen Gliedern bestehenden Platte bedeckt, an den untern Enden abgerundet. Die Knäufe der Säulen im Schiffe sind nicht auf gleiche Art, sondern verschieden geziert, bald mit einfachen, unten abgerundeten Tafeln, bald mit Blätterzügen vermischt.

Eben so abweichend erscheinen auch die Säulenknäufe am Eingange aus der Halle in das Schiff, und hier sind einige mit Thieren besetzt, andre mit Blätterzügen, etliche ganz glatt.

Thüringen liefert noch andere Beispiele solcher Bauart. Die Kirchen auf dem Petersberge zu Erfurt, zu Bürgelin bei Jena, zu Merseburg in der Vorstadt Neumarkt, sind eben so eingerichtet, wie die unsrige.

Was die Baumeister der letzteren anlangt, so waren es unstreitig Klosterbrüder. Gewöhnlich beschäftigten sich um jene Zeit die Mönche mit der Kunst und erbauten ihre Klöster und Kirchen. Da sie oft die geistlichen Anstalten des Auslandes besuchten und häufig aus einem Kloster in das andere versetzt wurden, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß einige im Orient mit dem Baustyl der Araber vertraut geworden, ihn in ihrer Heimath anwendeten. Dieses erklärt auch die gleiche Ausführung der Gebäude in den verschiedensten und entlegensten Himmelsstrichen, so wie nach dem Uebergange der Kunst und Wissenschaft aus der klösterlichen Einsamkeit in die Welt, durch die Brüderschaften der Bauleute und freien Maurer überall auf gleiche Weise gebaut wurde.

Aus dem Kloster Hirschau, wo Künste und Wissenschaften vorzüglich blühten, gingen mehrere geschickte Künstler hervor. Da von dort zwei Aebte und die ersten Mönche nach Paulinzelle versetzt worden waren, so ist es glaublich, daß Brüder aus demselben den Bau der Kirchen zu Paulinzelle, Erfurt und Bürgelin unternahmen und leiteten.

Hesse.

---

# Sangerhausen.

Obgleich es nicht der Zweck dieser Blätter ist, eine Beschreibung aller zu Thüringen und dem Harz gehörenden Orte zu liefern, so drängt sich doch bei der Bearbeitung unseres Werkes aus dem überaus reichhaltigen Stoff in dem Bereich der angenommenen Grenzen so viel des Geschichtlich- und Alterthümlich-Merkwürdigen zusammen, daß es nicht umgangen werden kann, mehrere Punkte mit in unser Werk zu ziehen, die wir eigentlich gesonnen waren den Chronikenschreibern zu überlassen, und bei welchen wir uns nicht bloß auf die Erwähnung der Burgen, Schlösser, Klöster ꝛc. beschränken können, sondern auch auf eine wenn auch nur gedrängte Ortsbeschreibung von Städten oder Dörfern eingehen müssen, wenn wir nicht nur Abgerissenes und Unzusammenhängendes liefern wollen, wobei wir jedoch bevorworten, daß wir, unserer Tendenz getreu, uns nur bei wirklich alterthümlichen und in die Geschichte eingreifenden Merkwürdigkeiten zergliedernd verweilen, an den städtischen oder örtlichen Beziehungen und an den dazu gehörenden Ereignissen, aber nur flüchtig vorüber gehen können, auf welche Weise wir den Sammlern specieller Einzelnheiten für Orts-Chroniken, noch genug des Stoffes übrig zu lassen meinen. Ein solcher Punkt nun, auf welchem sich mehrere der erwähnten Beziehungen begegnen, die sich nicht füglich ganz von einander trennen lassen, ist die Stadt Sangerhausen.

Nördlich nur wenig Stunden vom Harz und südlich noch näher an Thüringens Fruchtgarten, der goldenen Aue, an dem kleinen Flüßchen Jonne (oder Gonne), welches zwischen Martinsrieth und Nieder-Reblingen in die Helme fällt; — an der sehr belebten, von Berlin nach Cassel führenden Straße (großen Rheinstraße), umgeben von einer großen Anzahl mehr und minder geschichtlich merkwürdigen Ortschaften und in einer wohl angebauten und gesegneten Flur, bietet die Stadt Sangerhausen dem Wanderer einen freundlichen Ruhepunkt und dem Freund der alterthümlichen vaterländischen Geschichte eine Quelle mehrfacher historischer Ausbeute, denn es tritt ihm so Manches entgegen,

was an eine der Beachtung werthe Vergangenheit mahnt, und was wir in dem Bilde nicht fehlen lassen dürfen, in welchem wir Das, was war, gern so vollständig als möglich copiren, um es mit Dem, was ist und mit Dem, was noch kommen wird, zu vergleichen und in Einklang zu bringen.

Fragen wir, wie es wohl oft geschieht, nach der Definition des Namens Sangerhausen, so verlieren wir uns mit mehreren alten Geschichtsforschern in ein Labyrinth von Vermuthungen, Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten. Diese haben es nämlich versucht mit einer Ableitung von Sengen oder Brennen, weil Sangerhausen oft von Brandschaden heimgesucht worden; (es möchte jedoch dieser Ableitung die Frage entgegen stehen: ob denn die Stadt nicht gleich bei ihrer Entstehung, also ehe sie noch Brandunglück betroffen habe, schon einen Namen gehabt haben müsse?) ferner: von Sangen oder gebratenen Aehren, weil viel und schönes Getreide in der Umgegend wachse; oder von Singen, Gesang, Sang, weil es viel gute Sänger hier gegeben; auch als Verstümmelung von Zangern (geiler, fetter Boden) u. dgl. m. Die in Thüringen vorzüglich übliche Endung: hausen oder wohnen, bedarf indessen um so weniger einer Erläuterung und wir können uns über die dunkle Abkunft des Sanger leicht beruhigen, da wir ja doch bei vielen Ortsnamen, noch mehr wie hier auf ihre Ableitung verzichten müssen. Wenn und von wem Sangerhausen begründet worden, ob es zuerst die Umgebung eines Schlosses oder Klosters, ein Dorf, oder gleich in der ersten Anlage eine Stadt gewesen; dies sind Fragen, die wir sämmtlich unbeantwortet lassen müssen, denn wir kommen auch hier leider in denselben Fall, wie bei den meisten alterthümlich merkwürdigen Punkten, was uns jedoch nicht befremden kann, da es uns nicht allein so geht; denn schon in Samuel Müllers ao. 1731 erschienener bis zum Jahr 1639 reichender Sangerhäuser Chronik, finden wir diesen Mangel mit folgenden Worten entschuldigt: „Die Alten haben uns keine Nachricht gelassen, oder, da was geschehen, ist es verworfen, zerrissen, vertragen worden, auch verbrunnen (verbrannt), oder liegt verborgen aufn Rathhäusern, Schlössern und in Aembtern. So hat der hundertjährige (?) Bauern-Krieg solcher viel weggenommen, da Hanß Flegel und Veit Unvernunft die Bibliotheken verderbet in Klöstern und sonsten, daraus man hätte allerlei nehmen mögen.“ — Ein bedeutendes Alter der Stadt Sangerhausen ist indessen geschichtlich erwiesen, denn sie wird schon anno 933, unter Kaiser Heinrich dem Vogelsteller erwähnt, und zwar bei Gelegenheit der Beschreibung eines Jagdzuges, welchen derselbe mit Fürsten und Herren von einer Stadt zur andern unternommen, wo denn unter mehreren Orten, als z. B. Eimbeck, Nordhausen, Quedlinburg und Magdeburg, auch Sangerhausen (Spangenbergs Mansfeldische Chronik cap. 126) genannt wird. Auch werden wir im Verlauf dieser Schilderung auf mehrere Beweise einer frühzeitigen Existenz stoßen.

Es ist natürlich, daß Sangerhausen in einem so langen und viel bewegten Zeitraum, in Bezug auf seine Oberherrschaft einem öfteren

Wechsel unterworfen war; und wir können hierüber Folgendes auszugsweise berichten:

Bei dem Untergange des Thüringischen Königreichs unter Herrmannfried, welcher bereits an gehöriger Stelle erwähnt wurde, kam auch Sangerhausen mit unter die Oberherrschaft des Frankenkönig Dietrich. — In dem ersten Viertheil des zehnten Jahrhunderts soll es im Besitz Herzog Burghards von Thüringen, eines Sohnes Ludwigs des Erbauers der Jechaburg gewesen sein, nach dessen Tode, da er ohne Leibeserben starb, das Thüringer- und Hessen-Land Kaiser Conrad I. anheimgefallen, welcher Herzog Otto von Sachsen, den Schwiegersohn des Kaiser Arnolf, damit belehnte, auf welche Weise also Sangerhausen unter Sächsische Herrschaft gekommen. — Heinrich der Vogelsteller belehnte den Pfalzgrafen Hans und Graf Reinherrn mit Thüringen, jedoch nicht erblich, weshalb auch nach der Letzteren Ableben Heinrichs Sohn, Otto der Große, Herzog von Braunschweig, das Land an sich nahm. Dieser trat, nachdem er 955 bei Augsburg die Ungarn geschlagen, ganz Hessen und Thüringen an seinen Bruder Wilhelm, Erzbischof von Mainz, ab, dessen Hoheit sonach auch die Stadt Sangerhausen huldigen mußte. — Von den Bischöfen sollen die Markgrafen von Sachsen, welche auch zugleich Herzöge von Braunschweig gewesen, den Landstrich von Nord-Thüringen in Lehn bekommen haben, welches daraus hervorgehet, daß im Jahr 1039 eine Markgräfin von Braunschweig dem Grafen Ludwig zu Thüringen, in einer Heirath Sangerhausen zubrachte, von welchem Ereigniß uns folgende chronistische Nachrichten aufbewahrt sind:

Die Markgräfin und Herzogin von Braunschweig Cäcilia heirathete einen Grafen Ludwig, welcher, seines langen Bartes wegen, Ludwig mit dem Barte genannt wurde. — Derselbe war früher Hofmeister bei dem Kaiser Conrad, sein Bruder Hugo aber befand sich als Hofmeister bei dem Bischof Aribo zu Mainz. Beide waren aus dem Hennegau aus altem fränkischen Stamme gebürtig und Blutsverwandte der Kaiserin, aber ganz arm, weshalb sie sich dem Dienst am Hofe widmen mußten. Als Ludwigs Bruders Sohn den Mainzischen Hofmeister Wigand erstochen hatte und deshalb hingerichtet worden war, maßte sich Ludwig der Güter desselben an und vermochte mittelst Verwendung des Kaisers den Bischof Aribo zu einem Tausch zwischen diesen und anderen in Thüringen gelegenen besseren Gütern. Aribo's Nachfolger, der gewesene Abt zu Fulda, Bardo, soll Ludwig nachher zum Verwalter der in Thüringen gelegenen Stiftsgüter gemacht haben, worauf sich derselbe am Thüringer Walde häuslich niedergelassen, mehrere Dörfer in der Gegend von Reinhardsbrunn erbauet, auch den Grafen von Gleichen und Kefernburg viele Güter abgekauft und bei Friedrichsrode die anderwärts erwähnte Schönburg oder Schauenburg begründet. — Seines Wohlverhaltens wegen ernannte ihn im Jahr 1039 der Kaiser zum Grafen von Thüringen und verlieh ihm das Wappen des bei Eisenach erschlagenen Herzog Burghardt, worin sich ein bunter Löwe, vier rothe und

vier weiße Theile im blauen Felde, auch silberne Hörner und Kleeblätter auf dem Helme befanden. Diesen Grafen Ludwig nun gab die verwittwete Herzogin von Braunschweig Cäcilia, als er, obgleich sie nicht in dem besten Rufe stand, um sie anhielt, in ihrem 30sten Lebensjahre (aber reich und schön) die Hand zum ehelichen Bunde und brachte ihm Stadt und Schloß Sangerhausen mit dem Gerichte und 700 Hufen Landes, auch andern Gütern, Zinsen, Schäfereien, Vieh, Wildbahnen, Fischereien und baarem Gelde zu, wozu nicht nur der Herzog Ludolf zu Braunschweig, auch Markgraf zu Sachsen und Ost-Thüringen, seine Einwilligung gab und dem Grafen Ludwig mancherlei Beförderung und Unterstützung zusagte, sondern auch der Kaiser und Bischof zu Mainz ihre Genehmigung gaben, und wurde das Beilager anno 1040 zu Sangerhausen gehalten, von wo der Graf seine Gemahlin nach der Schauenburg führte und sich Herr von Sangerhausen schrieb. Aus dieser Ehe giengen drei Söhne und eben so viel Töchter hervor. Die Söhne waren: Ludwig, geboren anno 1042, getauft in der Kirche zu Aetenberga (welche St. Bonifacius zu erbauen angefangen und Graf Ludwig vollendet hatte) in Beisein des Herzogs von Braunschweig, Graf Günthers von Schwarzburg, Heinrichs von Mühlberg, Günthers von Kefenburg, Busso von Gleichen und anderer Herren; der Bischof verrichtete die Taufhandlung selbst und weihete zugleich die Kirche ein. — Der zweite Sohn war Beringer, nach seines Vaters Tode Graf zu Sangerhausen, vermählt mit dem schönen Fräulein Berthrad, des Markgrafen Conrad zu Landsberg und Grafen zu Wettin Tochter. Der dritte Sohn war Heinrich, Herr zu Raspenberg. Die Töchter mit Namen Jutta, Hildegard und Adelheid, waren: Erstere mit dem Grafen von Linderberg, die Andere mit Graf Poppo zu Henneberg und die Dritte mit einem Grafen zu Wipper vermählt, (nach einigen Nachrichten blieb jedoch die Letztere unvermählt). Graf Ludwig starb anno 1057 zu Mainz auf einem Reichstage nach dreißigjähriger Regierung, ward daselbst auf dem St. Albani-Berge begraben und hinterließ den Ruf eines reichen und glücklichen Herrn.

Conrad, Graf Beringers Sohn kam, als er seinen Vater in früher Kindheit verlor, unter die Vormundschaft seines Oheims des Grafen Ludwig und wurde an dem Hofe des Grafen von Linderberg, von seines Vaters Schwester mit ihren Söhnen Ludwig, Lore und Eilger, welcher Ilfeld erbauet haben soll, erzogen. Graf Ludwig hatte von den betreffenden Einkünften seinem Mündel mehrere Güter am Harz erkauft, welche demselben später so wohl gefielen, daß er daselbst zu künftiger Residenz das Schloß Hohenstein zu erbauen anfing. Dieser Bau verursachte jedoch mehr Kosten als vorausgesehen worden; daher verkaufte Graf Conrad das ihm ohnedieß zu weit entlegene Sangerhausen anno 1081, an seinen ehemaligen Vormund Graf Ludwig und schrieb sich von da an Graf zu Hohnstein.

Ludwig der Andere, des Ersten Sohn und Graf Berngers Bruder, welcher als Graf zu Thüringen die Schauenburg und andere dazu gehörige Güter in Besitz hatte, brachte Sangerhausen käuflich an sich. Er hatte sich mit einer Tochter Herzog Ulrichs von Sachsen vermählt, welche jedoch die Geschichte ein stolzes und hoffärtiges Weib nennt, welches den Grafen seines ihr nicht ebenbürtigen Standes wegen verachtete, weshalb er sie den Aeltern wieder zurück schickte, was sie sich aber so zu Herzen genommen, daß sie bald nachher in eine tödtliche Krankheit verfiel und starb. — Der über seinen Wittwerstand eben nicht sehr betrübte Graf Ludwig, sahe sich nach Ersatz um und wendete unglücklicher Weise sein Herz mit verbotener Leidenschaft der Gemahlin Pfalzgraf Friedrich III., Adelheid, geborener Markgräfin von Stade und Soltwedel, einem schönen, jungen, aber unfruchtbaren Weibe zu, welche sich ihm auch mit so glühender Neigung zuwandte, daß sie sich ihm als Preis eines mörderischen Verbrechens überlieferte. Wir übergehen, was in der Geschichte des Grafen Ludwig (der im Verfolg dieser Begebenheit sich den Beinamen der Springer erwarb) nicht hierher gehört und andern Ortes ausführlich erwähnt ist und bemerken nur, daß derselbe in Folge eines während seiner Gefangenschaft auf Giebichenstein abgelegten Gelübdes die St. Ulrichs-Kirche zu Sangerhausen erbauen und folgende Worte über die Thür setzen lassen:

> **Suscipe sancta Domum, quam vinctus compede vovi:**
> „Nimb hin, S. Ulrich, nimb diß Hauß, wie ichs versprochen,
> Als ich mich meiner Haft und Fesseln hab' entbrochen!"

Im Jahr 1083, als Ludwig seinem Sohn Ludwig III. seine Herrschaft mit Ausnahme der Schauenburg und dem Gericht vor dem Walde übergab, huldigte auch Sangerhausen dem Letzteren. Unter dieses Landgrafen Regierung kam die Verleihung der geistlichen Stellen an der St. Ullrichs-Kirche zu Sangerhausen an den Abt des Klosters Reinhardtsbrunn. —

Es folgten hierauf ferner in der Regierung: Ludwig IV., auch der Eiserne genannt, weil er stets einen eisernen Panzer auf dem Leibe getragen. Ludwig V., (der Milde) anno 1174. — Hierauf Herrmann, Ludwigs Bruder, weil derselbe ohne Erben verstorben. — Ludwig VI., Herrmanns Sohn, Gemahl der Tochter des Königs von Ungarn, nachherigen heiligen Elisabeth. Landgraf Herrmann, welcher jedoch nicht selbst zur Regierung gekommen, indem er bis zu seinem 18ten Jahre, in welchem er durch Gift starb, unter der Vormundschaft seiner Vettern, der Landgrafen Heinrich und Conrad stand. Das Geschlecht der Landgrafen zu Thüringen und Hessen von Ludwig mit dem Barte, starb jedoch anno 1248 mit dem Landgrafen Heinrich aus, welcher nach Herrmanns Tode vom Landvoigt und Vormund Landesherr geworden war. — Es waren indeß noch Landgraf Heinrich, des erwählten Kaisers Schwestersohn, Markgraf Heinrich zu Meißen und Landgraf Ludwig des Heiligen Tochter Sophie, welche mit dem Herzog Hans von Brabant ver-

mählt war und einen Sohn Heinrich hatte, den man das Kind von Brabant nannte, als Verwandte vorhanden, unter welchen sich ein Streit um die eigentlich dem Reich zugefallene Nachfolge erhob, aus dem sich ein neunjähriger Krieg entspann, mit dessen Beendigung das Thüringer Land und mithin auch Sangerhausen unter die Herrschaft der Markgrafen von Meißen gekommen. Markgraf Heinrich vertheilte bei seinen Lebzeiten seine Länder anno 1265, wo sein Sohn Dietrich die Herrschaft über Sangerhausen erhalten; nach ihm kam von 1282 an Friedrich der Teute zur Regierung, welcher 1291 verstorben; auf ihn folgte Friedrich mit der gebissenen Wange, dessen anderwärts gebührend erwähnt ist. — Nach seinem Tode soll nach mehreren glaubwürdigen Nachrichten ein Markgraf Heinrich von Brandenburg im Besitz von Sangerhausen gewesen sein, dessen Tochter Agnes (nach Andern Sophie) nebst der Markgrafschaft Landsberg die Stadt Sangerhausen dem Herzog Magnus von Braunschweig als Heirathsgut zugebracht haben soll, wodurch also Sangerhausen braunschweigisch geworden. Der Herzog Magnus als nunmehriger Herr zu Sangerhausen aber gerieth anno 1367 mit dem Bischof Gerhard von Hildesheim in Fehde, wodurch er sich um die Markgrafschaft und also auch um Sangerhausen brachte. Er wurde nämlich nebst vielen der vornehmsten Ritter gefangen und mußte, um sich loskaufen zu können, Sangerhausen mit der ganzen Markgrafschaft Landsberg an den Landgrafen von Thüringen, Friedrich den Strengen, verkaufen. (1370). Hierauf folgten als Herren der Stadt: Landgraf Baltzer (Balthasar), Wilhelm, des strengen Friedrich Sohn (gest. 1425), ferner Friedrich der Streitbare und erste Churfürst von Sachsen aus demselben Geschlechte; wiewohl Müller in seiner Chronik von Sangersen einen andern Friedrich um diese Zeit als Herrn der Stadt annimmt, nämlich Friedrich den Friedsamen, Landgraf Balthasars Sohn, — welcher 1440 zu Weißensee verstorben, worauf in der Theilung, Thüringen, und also auch Sangerhausen, an Herzog Wilhelm gefallen, und endlich 1485 in der Theilung der sächsischen Lande zwischen Churfürst Friedrich des Sanftmüthigen Söhnen Albrecht und Ernst, an den Ersteren gekommen. — Von dieser Zeit an ist Sangerhausen bei dem Hause Sachsen geblieben, bis es im Jahre 1815, in Folge der bekannten Zeitereignisse, mit dem gesammten Thüringer Lande von Sachsen getrennt wurde und an die Krone Preußen überging, so daß es jetzt der Preußischen Provinz Sachsen, und in derselben dem Regierungsbezirk Merseburg angehört. Als Hauptleute, welche von dem Churfürsten von Sachsen über Sangerhausen gesetzt gewesen und zum Theil ihre Wohnung auf dem dasigen Schlosse gehabt haben, sind uns nachfolgende namentlich bekannt: Christoph von Werther, geb. 1512; — Nickel von Ebeleben, dessen zwei Söhne in der St. Ullrichs-Kirche begraben liegen; — Hans von Lindenau; — Adrian von Steinbrück; — Benno Pflug anno 1575; — Otto von Dieskau 1586; — Curt Thilo von Berlepsch anno 1587; auf Thomas-

brück und Eichzelle; — Heinrich Philipp von Werther auf Brücken, Wiehe, Beichlingen und Eilstett; — Georg Vitzthum zu Kannewurf; — Ludwig Wurm, Oberaufseher der Grafschaft Mansfeld, auf Wolkramshausen; — Jakob von Grünthal, ein österreichischer Edelmann, auf Voigtstedt, Kremsig, Zöllern, Hohenberg und Burkersdorf, in der Kirche St. Jakob begraben; — Siegmund von Hagen und mehrere andere. —

Müller in seiner Chronik von Sangerhausen gedenkt mehrerer altadeligen Geschlechter, so ihren Sitz daselbst gehabt; als z. B. der Edlen von Sangerhausen (sonst die Kahlen genannt) vom Jahr 1324, wo deren noch zweie Namens Ludwig und Ullrich dort wohnhaft gewesen. Von diesem Geschlecht bekleidete einer die Stelle eines Hochmeisters in Liefland und später in Preußen; derselbe kehrte anno 1255 in sein Vaterland zurück und veranlaßte mehrere junge Thüringische Edle mit ihm hinaus zu ziehen in den Kampf gegen die Ungläubigen in Litthauen und Preußen. Auch im Jahre 1667 ist noch eines Edlen von Sangerhausen mit Namen Ludwig mit dem Beinamen: der gestrenge Ritter, in einem Befreiungs-Brief an das Stift zum heiligen Geist, vom Herzog Magnus von Braunschweig gedacht. — Ferner sind die von Morungen, von Bodenhausen, von Streitwig und von Werthern erwähnt. Indessen haben, nach Müllers Angaben diese sämmtlichen Edlen der Stadt Sangerhausen wenig Vortheil gebracht; denn er äußert sich unter Andrem darüber mit folgenden Worten: „Were gut, die Stadt kaufte alle Freyhäuser in der Stadt an sich, machte die Häuser den andern gleich, so könnten die Bürger die Beschwerung desto baß tragen, so sitzen die Freysassen, und lassen die arme Bürgerschaft sich bewachen und bekaffen, geben kein Quartier, Schoß, Schatzung, weder Heller noch Pfennig zu Kirchen und Schulen."

Daß, wie in ganz Thüringen, auch in Sangerhausen, durch Bonifacius des Christenthums heilige Fahne auf den Trümmern des Heidenthums aufgepflanzt ward, erleidet keinen Zweifel und ist auch schon erwiesen, daß unter den neun Kirchen in und außer der Stadt, welche Müller nachweist, eine, und wahrscheinlich die älteste, dem heiligen Bonifacius geweihet war. — Von diesen neun Kirchen sind zur Zeit noch viere vorhanden; St. Ullrich, St. Jacob, Beata Maria Virgo und St. Spiritus. — Daß aber das Papstthum und Mönchswesen hier in bedeutendem Flor gewesen, beweisen die in der Stadt selbst und aus der Umgegend dazu gehört habenden zehn Klöster, als: in der Stadt selbst: St. Ullrich und St. Augustin, außerhalb aber die Klöster zu Holmsthal, Kaltenborn, Rohrbach, Rohda, Sittichenbach, Mönchpfiffel und Neuendorf. — In der Stadt sind nur von dem Augustiner-Kloster noch Ruinen vorhanden, welche zu einem Schulgebäude benutzt sind. — Wenn nun zwar in Sangerhausen der Katholicismus unter dem Schutz seiner Landesherren eifrig und streng gehandhabt wurde; so blieb es doch von dem Unheil bringenden Einfluß menschlicher Geistesverirrungen und Frevel nicht

verschont, wovon z. B. die Reinhardtsbrunner Klosternachrichten folgendes wörtlich berichten: „Anno 1453, erhub sich eine Ketzerei in Düringen, besonders zu Sangerhausen, und im Schwarzburger Lande vorm Harz. Es giengen Mann und Frau, Bruder und Schwester zu Hauff heimlich in ein Hauß, beteten den Teufel in einem Keller an, der kam in einer Hummel Gestalt, und flohe jedem in Mund. Wer sich gegen der Hummel neigte, dem ward viel guts. Darnach wurden die Lichte ausgeleschet, da greifft jedermann um sich, wen er ergriff, mit dem sündigte er, es were Schwester, Mutter oder Tochter, drum wurden sie gebrand überall im Lande, und mancher Ketzer gieng gutwillig ins Feuer. Diese Ketzerei offenbarte ein Schmid dem von Schwarzburg, daß er es selbst sahe." — Wer erkennt nicht in diesem verbrecherischen Unwesen die treffendste Aehnlichkeit, vielleicht den Jahrhunderte lang in geheimster Verborgenheit gepflegten Stamm der in neuester Zeit in seiner ganzen Schändlichkeit wieder aufgetauchten Mucker-Verbindung? — Auch die durch Thomas Münzer und seine Anhänger veranlaßten Gräuel berührten Sangerhausen nicht minder verderblich als andere Orte des thüringer Landes, bis in den Jahren 1539 und 1540, unter Herzog Heinrich, Bruder des bis an sein Ende dem Katholicismus eifrig ergebenen Herzog Georg, auch hier das päpstliche Regiment seinen Einfluß verlor und die Reformation ihren Eingang fand.

Obgleich Sangerhausen seinen Landesherrschaften nie zur bleibenden Residenz gedient haben mag; so geht doch aus den ältesten Nachrichten (vorzüglich aus Müllers Chronik) hervor, daß dieselben behufs feierlicher und wichtiger Angelegenheiten öfter und gern daselbst verweilten. So entnehmen wir unter Andrem aus diesen Nachrichten: Daß anno 1040 Graf Ludwig mit dem Barte, wie bereits erwähnt, sein Beilager mit der Herzogin Cäcilia von Braunschweig hier gehalten; — daß ferner 1404 der Landgraf Balthasar von Thüringen nach Absterben seiner Gemahlin, der geborenen Burggräfin Margarethe von Nürnberg, sich mit Anna, der Tochter des Churfürsten Wenzel von Sachsen und Wittwe des zum römischen Kaiser erwählten Herzog Friedrich von Braunschweig, in Beisein vieler hohen Herrschaften zu Sangerhausen vermählt.

Im Jahr 1371 fand ein Fürstentag hier statt, welcher ohne Zweifel den Verkauf von Sangerhausen an den Landgrafen Friedrich zum Zweck hatte; wenigstens war Herzog Magnus dabei zugegen und empfing gerade damals Fehde-Briefe von dem Rath und der Stadt Lüneburg, welche sein Schloß Kalkberg mit List eingenommen und zerstört hatten.

Anno 1366 schon hatte sich derselbe Herzog Magnus in Sangerhausen verweilt, seine Tochter Agnes dem Grafen Busso von Mansfeld zu verloben. Diese Verlobung schlichtete zugleich einen Streit zwischen dem Herzog und dem Grafen von Mansfeld wegen dem Kloster Wimmelburg und der Wülfferischen Lehen.

1510 fanden sich die Grafen von Mansfeld in Sangerhausen ein, um durch Vorlegung der Lehnbriefe der Herzoge zu Sachsen

eine Uneinigkeit wegen der Jagd am Dippeltsdörffer Holze zu schlichten, welches auch erfolgte.

Im Januar 1522 kam Herzog Georg mit seinen Räthen nach Sangerhausen, um eine Irrung mit dem Grafen von Mansfeld wegen der Berggrenzen im Amte Morungen auszugleichen; auch traf derselbe anno 1525, nach der Bauern-Niederlage daselbst persönlich ein, um ein Strafgericht über die Stadt zu halten.

Herzog Moritz versammelte 1553 in Sangerhausen die Ritterschaft, um sie zur Folge gegen den Markgraf **Albrecht** von Brandenburg zu bewegen.

1622 verweilte Churfürst **Hans-George** hier, wie auch 1627 auf dem Rückwege von der Fürstenversammlung in Mühlhausen, welche den Zweck gehabt hatte Ruhe und Frieden im Reiche herzustellen; bei welcher Gelegenheit er sich mehrere Tage mit der Jagd belustigte und 200 Pferde bei sich hatte. Bei dieser Gelegenheit, (bemerkt Müller) sollen die Bürger von Sangerhausen im **Defensions-Werk** wohl exercirt worden und mit täglichen Wachen und anderem kriegerischen Dienst stark beschäftigt gewesen sein.

Aus allen diesen Notizen geht hervor, daß die Einrichtung des Schlosses zu Sangerhausen, (wenn auch gewiß nicht nach jetzigem Bedürfniß) doch wohnlich und für das Unterkommen und den Aufenthalt hoher Bewohner und Gäste muß berechnet gewesen sein. Dasselbe liegt an der oberen Seite der Stadt gegen Süden; und Müller schon sagt in seiner 1704 erschienenen Chronik davon:

„Das Schloß ist gar alt, und altväterisch, hat kein bequeme Gemach zu wohnen, ja keine rechte Stube nicht. Wol aber hat es gewaltige Schüttböden, darauff allezeit viel hundert Malter allerley Gedreidig lieget, so der Landesfürst aus den Ambtsdörfern und Pflege Sangerhausen zu Zinse bekombt. Ist also das Schloß mehr ein Kornhauß als ein Schloß, daraus Landgraf Ludwig die Wartburg bei Eisenach erbauet. Denn weil er schon damahls eine große Summe Gedreidich auf dem Hause gehabt, und gleich Hungersnoth eingefallen, hat er die Wartburg angefangen, und den Leuten, so umbs liebe Brodt, Hungers sich zu erwehren, gearbeitet, Brodt gegeben 2c. 2c."

Die Zeit der Erbauung des Schlosses finden wir nirgends angegeben, gewiß aber ist es, daß es um das Jahr 1070 von Ludwig dem Springer bewohnt war, also bedeutend früher begründet sein muß; auch lassen sich die im Laufe der Zeit vorgenommenen Veränderungen nicht genau nachweisen. So viel ist jedoch gewiß, daß es mit hohen Mauern und tiefen Graben verwahrt gewesen, was auch Müller anführt, indem er Spangenberg C. M. p. 286 citirt, wo es heißt: „Anno 1202 haben die Thüringischen Grafen und Jungkern, Keyser Philip dem Schwaben zum besten, sich darümb angenommen wieder den Landgrafen, der Keyser Otten von Braunschweig beistunde; haben es auch, wiewohl mehr mit List und guten Worten, als Gewalt, einbekommen, lange innen gehalten, und daraus weit und breit üm sich gestreift. Wer traun das Schloß innen hätte, könnte der Stadt Meister werden, ob sie gleich vom Feinde schon eingenom-

men were. Denn es lieget höher als die ganze Stadt, und ist ihme nichts gleich, als die Schuel gelegen." Jetzt bestehet das Schloß noch aus zwei Hauptflügeln, einem Eckthurm nordöstlich, einem Thurm in der ehemaligen Mauerfronte, sonst Luginsland, auch der Münzerthurm genannt, einem Seitenflügel, an welchem ein Garten, einem Vorgebäude, an welchem ein Garten und einem bedeutend geräumigen Hof. — Die Wohngebäude mögen, wie aus den Fragmenten des alten Thores zu entnehmen, südlich und nördlich gestanden haben, wozu auch der unter dem Namen Hexenthurm bekannte Eckthurm nicht ferne Beweise liefert, indem derselbe in seinem Innern sichtliche Spuren eines ehemaligen Verließes trägt, welches man in der Regel nicht in den Wohngebäuden anzubringen pflegte. Noch vor wenigen Jahren fand man bei einem in der Tiefe der Mauer unternommenen Bau hier einige Menschengerippe. Der Luginsland (Münzerthurm) drohete 1831 dem Einsturz und wurde deshalb abgetragen, dessen unterer Theil auf Mauerhöhe, ruht jedoch noch auf seinem alten Fundamente. — Der am Schlosse befindliche Garten war offenbar früher Wallgraben, und der obenbemerkte Seitenflügel ist jetzt ein Privatwohnhaus, zu welchem der Garten gehört; er war bis zur neuesten Zeit unter dem Namen Schloßschießgraben bekannt. —

Im sechszehnten Jahrhundert, als man wahrscheinlich das Mangelhafte der Bauart des alten Schlosses mehr fühlte, wurde Behufs der Einkehr fürstlicher Personen, von einem gewissen Tryller, Oberaufseher der Thüringischen Bergwerke, hinter dem Rathhause das neue Schloß, oder jetzt noch sogenannte Fürstenhaus erbauet und zu Gewinnung des dazu erforderlichen Raumes fünf Bürgerhäuser angekauft; jedoch nach jetzigen Begriffen von einer Fürstenwohnung, ebenfalls zu eng und keineswegs ausreichend.

Nichts beinahe bezeichnet so treffend die Umwandelung der Zeitverhältnisse, den Contrast zwischen sonst und jetzt, als die Bestimmung, welche nach und nach die alterthümlichen Gebäude erhalten haben, und wenn es anzunehmen wäre, daß es den Geistern unserer Alt-Vordern gestattet sei, bisweilen ihre früheren Wohnstätten zu besuchen und das, was sie hier getrieben, mit dem, was jetzt hier unternommen wird, zu vergleichen; so dürfte es kaum zu verwundern sein, wenn sie unruhig darüber würden und durch Poltern und andere unheimliche Aeußerungen ihr Befremden darüber zu erkennen gäben. — Bei der zweckmäßigen Benutzung der alten, dazu natürlich im baulichen Stande erhaltenen Schloßgebäude in Sangerhausen könnte übrigens, da die Zeitverhältnisse ihre frühere Bestimmung ohnedies aufgehoben haben, wenigstens keine Mißbilligung von Seiten jener längst Geschiedenen zu fürchten sein; denn das östliche Hauptgebäude des alten Schlosses wird als Zeughaus für das in Sangerhausen garnisonirende Landwehr-Bataillon und eine dergl. Escadron, die geschiedenen Parterre-Räume aber zu Wagenschuppen für Feldgeräthe und einer verdeckten Reitbahn benutzt; während sich in dem westlichen Hauptgebäude das königl. Inquisitoriat befindet. — In dem vorbezeichneten Eckthurm werden die Lederwerks-Gegenstände genannter

Truppentheile aufbewahrt. Der geräumige Schloßhof dient der ebenfalls daselbst garnisonirenden reitenden Artillerie zu Reitübungen und befindet sich in demselben auch eine Barrikadenbahn.

In dem neuen Schloß, oder Fürstenhaus ist jetzt der Sitz des Königl. Land- und Stadtgerichts, des Rentamtes und des Steueramtes. In dem ehemaligen Concertsaale liegt Zinsgetreide aufgeschüttet und die dazu gehörig gewesene zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erbauete Kirche ist zu einer Privatwohnung verkauft worden.

Von den beiden in der Stadt befindlichen Kirchen, ist die zu St. Jacob in dem untern Theile der Stadt neben dem Neuen Markte gelegene, ein ansehnliches Gebäude. Sie soll nach Müllers Angabe Anno 1494 erbauet sein, jedoch auf den Grund einer früher schon an derselben Stelle gestandenen, welches daraus zu schließen, weil Markgraf Dietrich Anno 1271 schon die Pfarrkirche zu St. Jacob dem Jungfrauen-Klosters St. Ullrich übergeben haben soll. Daß diese Kirche übrigens in verschiedenen Zeiträumen, nach und nach ihre jetzige Gestaltung erhalten haben mag, ergiebt sich aus der verschiedenen Bauart in ihren einzelnen Abtheilungen. —

Die Kirche zu St. Ullrich im oberen Theile der Stadt, ist unbedingt älter als die zu St. Jacob, indem sie Anno 1079 von Ludwig dem Springer als Dankopfer für seine glückliche Befreiung aus der Haft auf Giebichenstein erbauet und dem heiligen Ullrich geweihet wurde, wie die bereits angeführte über der Kirchthür befindliche Inschrift beweiset. — Die Kirche ist zwar ganz steinern und gewölbt, aber ziemlich eng. Ein ganz ehrener Taufstein und mehrere nicht üble, leider hinter dem Altar aufgestellte Gemälde, worunter Ludwig der Springer und seine Gemahlin Adelheid, sind außer einer ganz besondern Orgel, wo der Organist innen sitzt und das Gesicht nach dem Altar gerichtet hat, die einzigen noch vorhandenen bedeutenden Merkwürdigkeiten.

Die beiden außerhalb der Stadt gelegenen Kirchen sind ebenfalls beträchtlich alt, jedoch für uns in keiner besondern Beziehung merkwürdig. Auf dem Platze, von welchem im vorigen Jahrhundert die St. Julianen-Kirche abgetragen worden, wachsen um den noch stehen gebliebenen Taufstein gute Pflaumenbäume. —

Außer dem im sechszehnten Jahrhundert nach einem großen Brande steinern aufgebauten Rathhause, mögen sich wohl noch mehrere in früherer Zeit entstandene Gebäude in Sangerhausen befinden, von denen jedoch für unser Werk besondere Merkwürdigkeiten nicht zu berichten sein dürften.

Von den beiden in der Stadt befindlich gewesenen Klöstern, ward das Augustiner-Mönchskloster, dessen Begründung wir unermittelt lassen müssen, bei der Reformation Anno 1539, vermöge eines Recesses vom Landgraf Heinrich aufgehoben und dessen Einkünfte der Kirche und Schule überwiesen und sind die übrig gebliebenen Mauern jenes Klosters, noch jetzt zu Schulgebäuden benutzt. — Das zweite Kloster zu St. Ullrich, ein Nonnenkloster, ward im Jahr 1205 vom Markgraf Heinrich von Meißen erbauet, mit Bewilligung des Bischofs zu Halberstadt und von diesem und nebst der Kirche zu St. Ullrich un-

ter die Jurisdiction des Klosters zu Reinhardsbrunn gestellt. Anno 1389 brannte das Kloster nebst der ganzen Stadt völlig ab, wurde jedoch wieder aufgebauet, im Bauernkriege 1525 aber gleich andern Klöstern völlig ausgeplündert. Seine völlige Auflösung mag sich wohl ebenfalls von der Reformation 1539 herschreiben und ist von demselben nichts als der Platz wo es gestanden, neben der Ullrichs-Kirche vorhanden.

Hierher gehört die Erwähnung zweier Crucifixe, wovon das eine am Kyselschen Thore, das andere beim Hospital St. Julian befindlich. Die Entfernung des einen dieser Crucifixe von dem andern, soll gerade denselben Raum ausmachen, durch welchen Christus das Kreuz trug, welche Erklärung die Aebtissin Jutta von Sangerhausen und Gandersheim gegeben. — Wie gern man die Sage besonders eine heilige, aufbewahrt und beschirmt, ist auch hier bestätiget; indem, als vor einiger Zeit das eine dieser Crucifixe umgefallen war, sich die allgemeine Stimme gegen die Meinung es ganz zu beseitigen, aussprach, weshalb man es wieder aufrichtete, und, um noch eine andere Reminiscenz damit zu verbinden, Steine von den alten Klostermauern zu seinem Fundament verwendete.

Wohl möchte von den Schicksalen Sangerhausens Mancherlei zu erzählen sein, von Krieges-Drangsalen, von Pestilenz und theuerer Zeit, von Feuer- und Wassersnoth, und wie die Geißeln der Menschheit alle heißen mögen, welche wir gewiß in der Geschichte eines jeden (selbst des unbedeutendsten Ortes) aufgezeichnet und mit den schrecklichsten Farben ausgemalt finden; doch, wozu nur immer das Unglück wieder herauf beschwören aus dem Abgrund der Vergessenheit, in welchen es die ja selbst nicht wiederkehrende Zeit mit sich hinab zog? Benutzen wir diese Erinnerungen lieber zu einem andern, erfreulicheren Zweck, wozu uns Sangerhausen so vielseitige Veranlassung bietet; ich meine, zu der Bemerkung: daß dem Bösen ja immer das Gute, dem Uebel ja immer das Heil in stets lebendigem Wechselspiel folgte, Rettung aus der Noth und Gefahr, Ersatz für Verlust und Schaden ja nie ausblieb, und daß aus den sich von Generation zu Generation fortpflanzenden Erfahrungen, eine sich fortwährend steigernde Erkenntniß des Nützlichen und Löblichen, eine sichere Beurtheilung des Werthvollen und Werthlosen und eine unfehlbare Richtschnur für die Auffassung der verschiedenartigsten Zeit- und Lebensverhältnisse hervorgeht. — — Daß Sangerhausen in seiner vielbewegten Vergangenheit aus Drangsalen und Ungemach mancher Art, sich stets kräftig wieder erhoben, trotz der vielfach erfahrenen Regierungsveränderungen, nicht wankend geworden im Festhalten am Guten und im Allgemeinen einen innern treuen, festen Bürgersinn sich aufbewahrt hat, geht aus seinen, im Schutze einer milden, väterlichen Regierung der Gegenwart immer mehr erblühenden innern Einrichtungen, aus seiner wohlgehandhabten bürgerlichen Ordnung und Gewerbsthätigkeit hervor. — Die Stadt zählt dermalen gegen 600 Häuser und wohl an 5900 Einwohner, die ihre Nahrung theils in ökonomischer Betriebsamkeit, theils in mancherlei florirenden Gewerben finden, wozu die Lebhaftigkeit der hindurch führenden großen Straße

bedeutend beiträgt. Müller nennt sie in seiner Chronik eine Berg=Stadt, in wie fern sie dies in früherer Zeit gewesen, ist dem Unterzeichneten nicht bekannt; wohl aber befindet sich nahe bei der Stadt eine Kupferhütte, an welcher sie früher einen Antheil hatte, denselben jedoch 1833 verkaufte; diese Hütte gehörte früher der Familie Bethmann, ist aber jetzt Eigenthum der Gewerkschaft, liefert ein vorzüglich gutes, sehr geschmeidiges Kupfer mit etwas Silbergehalt und beschäftiget 300 Menschen. —

Wer auch nicht Gelegenheit hat, Sangerhausen durch nähere Bekanntschaft lieb gewinnen zu lernen, der muß von der freundlichen Gestaltung ihrer Umgebung den günstigsten Eindruck empfangen, welche den sich eifrig dafür interessirenden städtischen Behörden zum größten Lobe gereicht und ein bleibendes dankbares Andenken sichert. — Verschwunden sind die verdüsternden kahlen Wallmauern, die tiefen, sumpfigen Gräben und die Thürme, jene Ueberreste einer dunklen, unsichren, fehdereichen Vorzeit; der größte Theil der Mauern ist abgebrochen, der Graben ist in Parzellen zu frisch grünenden und blühenden Gärten umgeschaffen; in den auf dem Grund der Defensions=Thürme erbaueten geschmackvollen Lusthäusern, erfreuen sich die heimischen Familien der heitern Umgebung und grüßen freundlich die auf den Alleen der planirten Wälle Lustwandelnden. — Mehr als 100 Häuser fanden bereits seit 1828 auf den durch Abtragung der Mauern, Wälle und Thore gewonnenen Räumen ihre Entstehung; kurz Sangerhausen gewährt in der mannichfachsten Beziehung ein erfreuliches wohlthuendes Zeugniß für die heilbringenden Folgen einer langen, segensreichen Friedensdauer, für das zeitgemäße Fortschreiten in allen Zweigen der Cultur und für den hohen Werth einer mildschirmenden, weisen und alles Gute fördernden Landesregierung. Sollte aber jemand daran zweifeln, daß die Bewohner von Sangerhausen das Heil ihrer Gegenwart zu schätzen wissen, der finde sich am 3. August, am Geburtstag Friedrich Wilhelms III., dort ein; und in dem Jubel, mit welchem Alt und Jung diesen Tag begrüßt, in der sinnigen Feier desselben, in den Segenswünschen für Preußens König und sein ganzes Haus, und in den Ausbrüchen der Freude und Herzlichkeit, wird er die Ueberzeugung erlangen, daß Patriotismus, Treue und fester Bürgersinn daselbst Wurzel geschlagen haben und erfreulich gedeihen; gedenkt er aber der rüstigen, kräftigen Männer, welche sich vor mehr als 200 Jahren mit mannlicher Wehr aus der Bürgermitte um ihren Landesherrn schaarten, so weile er auf der vortrefflich organisirten und wohlgeübten Jäger=Compagnie von Sangerhausen, als auf den Kern seiner Bürgerschaft, und erkennen wird er in ihr die würdigen, vielfach veredelten Sprößlinge jenes alten festen Stammes, wohl vertraut mit Wehr und Waffe zum Ernst für den Fall der Noth, wie zur Verherrlichung festlicher Gelegenheiten, auch in der verfeinerten Hülle zeitgemäßer Civilisation, noch immer erfüllt und beseelt von jenem offenen, zuverlässigen Geist und jenem biederen Vertrauen erweckenden Sinn, welcher von je des Thüringerlandes Bewohner characterisirt.

**Friedrich von Sydow.**

---

# Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

